

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte
zur Erkenntnis deutschen Wesens
1933



Verlag von K. F. Koehler in Leipzig



(Die mit einem Stern [*] versehenen Arbeiten sind bebildert)

Aufsätze

	Seite
*Augustin, Marich: Neue Kultzeichen an den Externsteinen	356
*Becker, Albert: Pfälzer Sonnenverehrung	267
Behm, Hans Wolfgang: Vom Adel der Germanenfrau	67
*Bergmann, Ernst: Freier Zugang zum Heiligtum	225
— Von der Hoheit des Nordischen Menschen	65
Blund, Hans Friedrich: Kleine Zeitglosse	321
Dem Jahrgang 1933 zum Geleit	1
Düring, A. von: Wünschelrute und Vorgeschichtsforschung	82
Göbel, Max: Volkskundliches aus dem Riesengebirge	306
*Gollenstein, Der, bei Blieskastel (Saar)	264
*Harnsen: Die „Jägerstühle“ bei den Bodensteiner Klippen im Hainberg	303
*Heribert, Herbert: Mistelzweig und Tannenbaum	359
Hofmeister: Geschichtswissenschaft, Vorgeschichte und Heimatkunde	236
*Hundt, Rudolf: Mittelalterliche Kaldbrennereien in Ostfriesland	298
*Guth, Otto: Der Bobtenberg als Vandalenheiligtum	178, 206
— Der Zwiefache. Zum „Männchen von Dechfen“	289
*Ibbeken, H.: Die Krypten im Petridom zu Bremen	360
*Keil, E.: Der Königstein bei Westerhausen am Harz	72
*Kiß, Edmund: Nordische Baukunst in Bolivien?	138
Kroll, Oskar: Von germanischer Musik	108
*Lebensbaum, Der	293
*Mantey, Franz: Die Kilianikirche bei Sögde i. W.	231
*Meier-Böke, A.: Das Bogenkreuz von Rehme	238
— Der Buntenberg bei Göstrup	173
*Müller-Bräuel, Hans: Das Haus des Toten (Holzbauten in stein- und bronzezeitlichen Grab- hügeln)	275
Nedek, Gustav: Über das kultische Reiten in Germanien	7
Nüse, Karl: Die deutsche Schrift muß Volksgut bleiben	195
*P., J. D.: Germanische Gotteshäuser	329
Plafmann, J. D.: Sinnbildliches auf dem Wille von Eistertrebnitz	133
— Sinnfälliges und Sinnbildliches (Grundfälliges zur urgeistesgeschichtlichen Forschungs- methodik)	33
— Die Ura Linda-Chronik	323
— Zum „Jessenfarg“ unter dem Externstein	105
*Plüschke: Das steinerne Becken aus Kieflingwalde	204
K.: Wissenschaftlich und unboreingenommen?	111
Rademacher, C.: Ein Märchen der Gebrüder Grimm	70
*— Steinzeitliche Gefäße der Schnurzone- und Bandkeramik aus der Umgebung von Rölln	202
Riem, J.: Jahresanfang im Norden und in den Mittelmeerländern	80
— Tierkreis und Sonnenbeobachtung	296

	Seite
*Schefzlik, Karl: Die Steinmetzzeichen des Böhmerwaldes	364
Schönberger, W.: Freunde germanischer Vorgeschichte und deutsche Sprache	193
*Strzygowski, Joseph: Indoarisches in der deutschen Landschaftskunst	48
Suffert, O.: Sachlichkeit	97
*Teubt, Wilhelm: Germanische Astronomie	99, 144
*— Der Heidenstein zu Arnau	41
*— Die Ösningmark als heiliger Erinnerungshain	183
*— Der Pyramonten Opferbrunnen	198
— Berratene Heimat (Zu den Befreiungskämpfen des Sachsenstammes gegen Karl)	257
— Der Wert des Germanenbildes bei Tacitus	353
— Zur Wiedererkennung germanischen Geistes und Glaubens	3
*Vesper, Will: Das Männchen von Dechsen	16
*Wehrhan, R.: Die Feuerräder von Lügde	129
*Weigel, R. Th.: Das Moosholzmännchen von Königslutter	176
*Wieser, Max: Das Brauchtum der Sonnenwendfeier	167
*Wirth, Herman: Das Felsengrab an den Externsteinen	9
*— Vom Ursprung und Sinn des Hakenkreuzes	161
Zur Lage der deutschen Vorgeschichte	228

Rufer im Streit

(Seite: 18, 84, 241, 308, 336, 369)

Geschichte, Die, Europas — einseitig und schief gesehen!	370
H., D.: Die Symbolik des Hvitgraves	85
Huth, Otto: Der Entdecker des Friesentums (Knut J. Clement)	336
Jung, Erich: Versunkene Schätze — uraltes geistiges Erbgut	18
Kampf, Der, um die deutsche Vorgeschichte	243
Neckel, Gustav: Das Schlagwort „ex oriente lux“	371
S.: Erstes Nordisches Thing in Bremen	241, 308
Scheel, Otto: Denkmalschutz und Tributlasten	19
Schulz, Herman Wirth und das Evangelium	84
Stranz, Kurd v.: Roffirma	369
Wörner, Ernst: Merkwort	18

Die Fundgrube

(Seite: 19, 117, 186, 208, 345)

Abrecht: Kultisches Reiten	211
Bild, Das falsche	20
*Fischer-Defoy: Steinmetzzeichen von der Wildenburg	186
*Geuß, Richard: Runenmarken auf Rügen	345
H., D.: Zum Alter der Schriftkenntnis bei den indogermanischen Völkern	118
— Zur kurzen Runenreihe	119
*Herforder Gerichtssitzung	186
Huth, Otto: Über die Herkunft des Regelspiels	211
König, F.: Zusammensetzung germanischer Bronzen	186
Lügde	186
Paschke, Paul: Ein Zeugnis über germanische Astronomie	211

	Seite
Platzmann, J. D.: Tierkreis oder Tyrfreis	210
— Der „Wod“	346
*Plüschke: Das Pestmännchen von Langenöls	346
Prieze, H. A.: Der Stamm der Thoringe	119
Prignitz, Die, rein germanisches Siedlungsgebiet	20
Riem: Die blonde Mutter Gottes von Taormina	209
S.: Immer noch der alte Irrtum!	19
— Niedrige Sachkultur und hohe Gesittung	117
— Das Ostermysterium auf Taormina	117
— Steinmetzzeichen, Haus- und Hofmarken und Verwandtes	208
Wifinger-Friedhof im Samland	211

Aus der Landschaft

(Seite: 21, 86, 120, 212, 311, 340, 371)

*Berg, Alfred: Der Lange Stein oder Götterstein von Seehausen bei Magdeburg	212
Friedhinger, E.: Steinkreuze bei Nördlingen	216
Hammer, E. M. von: Kultstätte in der Bodderröhön	86
*Hogrebe, J.: Der Säntelstein bei Behrte im Osnabrückischen	376
König, F.: Bemerkungen zur Wünschelrutenfrage	311
*Kreuzsteine und Steinkreuze	21
*Kuhfahl: Runenforschung und Steinkreuzforschung	120
*Luchwald, Hans A.: Vom Ringkreuz	340, 371
*Meier-Böke, A.: Zur Deutung der Kofstrappe	87
Prieze, H. A.: Steinzeitlicher Festplatz bei Mahen im Rheinland	216
*S.: Kultsymbol oder Verwitterung?	21
— Eine neue Ansicht über Stonehenge	121
Senft, H.: Kultisches Reiten auf dem Eichsfelde	313
*Suffert, O.: Zum „Männchen von Dechsen“	214
*Wefelscheid, H.: Hausmarken in Wipperfurth und Marienheide	313
Wehrhan, R.: Feuerräder auch in Lippe	215
*Wunderlich, Kurt: Der Opferstein an der Kirche zu Oberröblingen	312

Schätze der Scholle

(Seite: 23, 54, 150, 245, 282)

Gohausen, v.: Ehrfurcht und Forschung	54
Gundt, Rudolf: Altsteinzeitliche Funde aus Ostthüringen	151
Müller-Brauel, Hans: Ein frühbronzezeitlicher Grabhügel bei Voigden, Kr. Zeven	23, 54
*Plüschke: Brandopfertöpfe in schlesischen Städten	282
*Reier, H.: Der „Grabfelsen“ an den Externsteinen	245, 283
Uren im Volksglauben der Lausitz	150

Bücherwaage

(Seite: 25, 57, 88, 122, 153, 187, 217, 249, 284, 314, 347, 378)

Bergmann, Ernst: Die Deutsche Nationalkirche	88
Beher, Paul Gerhard: Die Germania des Tacitus	314

	Seite
Bor, Helmut de: Das Attilabild in Geschichte, Legende und heroischer Dichtung	217
Bürger, Willy: Johann Carl Fuhlrott. Der Entdecker des Neandertalmenschen	155
Falkenshaft, Die Deutsche	91
Groh, Georg: Gottferne Gottesgelehrte	156
Herzog-Hauser, Gertrud: Soter. Die Vorstellung des Retters im altgriechischen Epos	218
Hefel, Hans: Armin der Cherusker	156
Huth, Otto: Janus, ein Beitrag zur altrömischen Religionsgeschichte	28
Jung-Diesendach, Joseph: Die Friesenbefreiung I	314
Kiß, Edmund: Das gläserne Meer	156
— Die letzte Königin von Atlantis	156
Kummer, Bernhard: Herd und Altar	155
Mitteilungen aus der Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer der Universität Greifswald	315
Müller, Wilhelm: Von Hörter bis Horn, ein strategischer Lösungsversuch zur Teutoburgfrage	284
Nachrichtenblatt für deutsche Flurnamenkunde	188
Rehler, Wilhelm: Das Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet als Spiegel deutscher Kultur	57
Rückert, Hans: Die Christianisierung der Germanen	91
Seeger, G.: Vorgeschichtliche Steinbauten der Balearen	154
Siebert, H. A.: Heidental, Hartröhren, Donoper Teich und Umgebung	348
Tabeling, Ernst: Mater Larum. Zum Wesen der Larenreligion	153
Varga, Lucie: Das Schlagwort vom „Finsteren Mittelalter“	249
Volkstum und Kulturpolitik (Festschrift für Georg Schreiber)	378
Weber, Edmund: Die Religion der alten Deutschen	25
Wirth, Herman: Die Heilige Urschrift der Menschheit	26, 57, 122, 187, 219, 315, 347
Wohlgemut, Hans v.: Aus germanischer Vorzeit	347

Zeitschriftenchau

(Bearbeitet von Gertha Schemmel)

(Seite: 29, 61, 92, 125, 157, 189, 220, 250, 285, 318, 349, 380)

Vereinsnachrichten

(Seite: 31, 63, 95, 127, 159, 190, 222, 252, 287, 320, 351, 383)

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte:

Hauptstelle Detmold

Ortsgruppen:

Berlin	128, 190, 351
Bremen	31, 63, 127, 256
Essen	31, 63, 127, 190
Hagen	31, 63, 127, 159, 191, 222, 256, 351
Hannover	31, 96, 223
Mannheim-Ludwigshafen	287
Osnaabrück	64, 128, 224, 320, 383
Wuppertal	384

Verwandte Vereine:

Forschungsinstitut und Freiluftmuseum für Geistesgeschichte, Bad Doberan	32
Gesellschaft für germanische Ur- und Vorgeschichte, Berlin	31, 64, 95
Nederlandsch Ario-germaansch Genootschap, Amsterdam	32

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933

Januar / Hartmond

Heft 1

Dem Jahrgang 1933 zum Geleit

Im Zeichen tiefster Not des deutschen Volkes wandelt sich „Germanien“ im fünften Jahr des Bestehens zur Monatschrift, wird vom R. F. Koehler Verlag betreut und gewinnt schon dadurch ein besonderes Gesicht nach außen hin. Doch wesentlich sind die Gründe, die alle Beteiligten schließlich zur Überzeugung brachten, trotz allem diese Wandlung zur Monatschrift augenblicklich zu vollziehen, mit anderen Worten der Zeitschrift eine breitere Grundlage und eine größere Beweglichkeit zu verschaffen.

Es steht fest, daß weiteste Kreise der Gebildeten heute mehr denn je das Bedürfnis haben, deutsche Art und deutsches Wesen zu verstehen, daß sie ein Verlangen verspüren, sich ein Urteil über die Wurzelwerte ihres Volkes bilden zu können — um dadurch um so gefestigter den Wirren der Zeit und dem schon beispiellosen Niedergang in entscheidend kulturellen Dingen gewachsen zu sein.

Dem Deutschen, der etwas auf sich hält, stehen nachgerade wieder mit zwingend erschütternder Gewalt die unvergänglich gemeißelten Worte des alten Jacob Grimm vor Augen: „Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt werden, wollte ich mein Vaterland erheben.“ Was unmißverständlich bedeutet, daß Kenntnisse über das inzwischen längst zur Vorgeschichte erweiterte Altertum zum Vorspann eines veredelten Lebens, eines betonten Gemeinschafts- und eines gesteigerten Verantwortungsgefühles dem Volke und der Heimat gegenüber werden.

Darum sprechen wir auch bewußt von „Monatsheften für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens“. Liegt doch Erfüllung und Behauptung deutschen Wesens nicht zuletzt in der Erkenntnis dessen, was war, was wohl Staub und Schutt, ein oft ver-

hängnisvoller Gang der Geschichte zugedeckt haben, was aber erbgetragen und unbewußt in uns lebendig geblieben ist und nurmehr gewedt zu werden braucht. Nichts anderes wollen wir tun. Wir wollen das längst Verschlüttete lebendig zu uns reden lassen, wollen es mitten in die Gegenwart tragen, wollen dem Vergessenen und Beschatteten wieder wie ehemals den Glanz der Sonne gönnen, wollen es den geheimsten Gemächern der deutschen Seele anvertrauen, aus der heraus es in grauen Vorzeitagen schicksalsverbunden geboren wurde.

Ein Wissen um Brauch und Kult, tätiges und geistiges Leben unserer Vorzeitahnen soll uns Heutige wieder adeln, und deshalb spüren wir all den Stätten, Bauwerken und Bildnissen, Grabfeldern u. dgl. m. nach, die augenscheinlich dartun, wo Germanengeist einst rege war. Wir heben weiterhin Schätze, die der deutschen Vorgeschichtsforschung teilweise noch verborgen blieben oder versuchen sie des Beiwerkes zu entkleiden, das ihnen artfremder Wille späterer Zeiten zur Umbildung zugesellte. Wir geben Leseproben aus Werken derjenigen, die in diesem Sinne schon seit Jahren Pionierarbeit leisten. Wir halten wiederum nicht bei der eigentlichen Spatenforschung, sondern versuchen zugleich das Auge für die Schau einer genug uraltes Germanenwerk offenbarenden deutschen Landschaft zu schärfen. Wir verfolgen alles in allem das, was anschließend Wilhelm Teudt in Leitlinien erschöpfend dargestellt hat. Wir legen nicht zuletzt Wert darauf, allmonatlich einen Überblick über das die Germanenforschung angehende Schrifttum zu geben.

Wir wollen somit viel und bezeugen großen Mut. Wir wissen auch, daß wir manches aufbereiten, was der Fachforschung an sich noch wenig geläufig ist, haben aber die Genugtuung, daß hervorragende Vertreter der Fachwissenschaft unsere Ziele mit Wärme begrüßen und auch mitarbeitend tätig sind. Die unverbrüchliche Gewißheit, daß Leistungsfähigkeit und Bildungsdrang des deutschen Volkes sich auf Vorzeitwerte stützen, rechtfertigt unseren Mut und festigt unseren Glauben, den Bierzeiler des Weissen von Weimar—

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln, unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben

— erst zur schicksalsnotwendigen Sinngebung zu erklären. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, im Dunkeln zu bleiben, so dies unsere deutsche Vorzeit und Vergangenheit selbst angeht.

Wir wünschen und hoffen, daß unsere vor wenigen Jahren von der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte“ ins Leben gerufene Zeitschrift einen guten Weg macht, daß sich weitere verwandte Vereinigungen sich ihrer bedienen und daß sie darüber hinaus recht zahlreiche neue Freunde findet. An all diese geht nicht zuletzt die Bitte, durch opferwillige Empfehlung von „Germanien“ mit an dem Werke zu formen, das großen Teilen unseres Volkes zum Segen gereichen möchte.

Zur Wiedererkennung germanischen Geistes und Glaubens

Don Wilhelm Teudt

Grundsätzliches¹⁾

Auf Grund unseres überaus lückenhaften und wahrscheinlich oft irrigen Wissens vom germanischen Leben oder gar Innenleben können wir noch keineswegs zu einer Darstellung des germanischen Geistes und Gottglaubens gelangen, die einigermaßen abgerundet und befriedigend wäre. Aber Anfang und Vorbereitung ist da; auch dieser Aufsatz will nicht mehr und nicht weniger sein, als ein vorbereitender Beitrag zum Wiederfinden germanischen Wesens, über das unsere Geschichtslosigkeit einen dichten Schleier gedeckt hat — im Unterschiede von den Mittelmeervölkern und Orientalen mit ihrem reichen eigenen Schrifttum.

Die religionswissenschaftlichen Aufsätze und Lehrbücher über germanische Götter, Kultbräuche und Mythen, sofern sie aus der verflochtenen wesentlich materialistisch bestimmten Zeitspanne stammen, tragen zwar reichlich Stoff zusammen, sind aber zum Eindringen in unser Thema wenig brauchbar, ob sie nun unter historischen oder theologischen Gesichtspunkten geschrieben sind, ob ihr Urteil von der uns anerkennenden klassischen Gedankenwelt aus bestimmt ist oder ob sie in sonstigen indogermanischen und in orientalischen Entsprechungen den Zugang zum Verständnis zu finden sich bemühen. Sie lassen keine verwandten Saiten in uns anklingen, das deutsche Empfinden bleibt unberührt, es ist, als ob keine innere Brücke von uns zu dem Geiste unserer Väter herüberführte.

Nachdem uns unsere Wesensverbundenheit mit den germanischen Vorfahren jedoch zur Gewißheit geworden ist, legen sich die allerstärksten Zweifel uns auf, ob dieses alles aus einer wahrheitsgemäßen Erfassung des Gegenstandes geschrieben sein kann. Entsprechen die wirren Göttergestalten, zerfetzten Ideen und buntschiedigen Geistergruppen sowohl, als auch die ungefügen Sittenschilderungen wirklich der geschichtlichen Wahrheit? Ganz besonders empfindlich werden wir berührt, wenn wir die wie mitleidige Herablassung klingenden Versuche lesen, durch die man einige klassische Lichter auf die germanischen Göttergestalten fallen läßt, um etwas Sinn in diese wirre Welt zu bringen.

Demgegenüber sind die Fortschritte der letzten Jahrzehnte hoch erfreulich, in denen uns die neueste Saga- und Edda-forschung beschenkt wurde. Sie bedeutet zugleich in wesentlichen Punkten eine Bestätigung der inneren Wahrheit zahlreicher Schriften mehr volkstümlicher Art, aus denen die Liebe zur Sache und das Bemühen, der germanischen Seele gerecht zu werden, spricht, — auch wenn der in reichem Maße herzugebrachte neue Stoff vielfach eine unvorsichtige, phantastische Deutung erfahren hat, die wir nicht als Förderung, sondern als Belastung ansehen müssen. Es ist dies aber die Reaktion auf die interesse- und lieblose Behandlung eines Stoffes, der den natürlichen Anspruch auf höchstes Interesse und wärmste Liebe hat.

Wenn ich recht sehe, und wenn aus einem sehr reichen Schriftwechsel überhaupt Schlüsse gezogen werden dürfen, so ist für die vorliegende Aufgabe von den „Freunden germanischer Vorgeschichte“ ein richtiger, zum Ziel führender Weg beschritten worden: auf der einen Seite muß die wissenschaftliche Methode beherrscht und erkennbar innegehalten werden, und auf der anderen Seite darf der Mut zum Freuen nicht fehlen.

Unsere Zuversicht beruht nicht nur auf dem bisherigen äußeren Erfolge einer stetig wachsenden Zahl der „Freunde“ in den Kreisen der Wissenschaft, der wissenschaftlich Den-

¹⁾ Ein anschließender, das praktische Beispiel beleuchtender Artikel und zwar über den Heidenstein zu Arnau (mit Bildern) folgt in Heft 2.

tenden und der Richtungen, die eine innere Erneuerung des deutschen Volkes erstreben, sondern auf der gewissenhaften Vorsicht und Umsicht, die wir von uns selbst und unseren Mitarbeitern fordern. Auch die „kühn“ genannten Vorstöße in unbekanntes Land, ohne die es eben kein Vorwärtskommen gibt, habe ich mit kühlem Kopfe stets im Blick auf die Grenzen unternommen, die uns durch unbestreitbare geschichtliche Tatsachen, durch psychologische Forderungen und sonstwie geschichtlich berechnete Kombination vorgeschrieben sind.

Die Dämpfung des Mutes zum Irren und die Ablehnung neuer Ideen spielt bei allen denen eine verständliche Rolle, die an die Möglichkeit erheblicher Irrtümer der geltenden Lehre und der eigenen Forschung nicht glauben. Es mag auch solche geben, die den Widerspruch gegen Autoritäten vermeiden, um die eigene wissenschaftliche Anerkennung sich nicht zu verschmerzen. Jedenfalls sind vereinzelte Anzeichen hierfür mir mehrfach zur Kenntnis gekommen. Das sind Rücksichten, von denen wir uns frei fühlen.

Dies alles gilt gegenüber dem ganzen Umkreis der Fragen nach der germanischen Vergangenheit. Der Fortschritt der Erkenntnis ist am einfachsten, wenn es sich um reale Kultur, um die Verwendung von Ton, Holz, Stein und Metallen, um Handfertigkeit und Wehrhaftigkeit, um Ernährung, Wohnung und Siedlung handelt. Schwieriger aber und wichtiger ist es für das Verständnis germanischen Wesens und unser inneres Verhältnis zu ihm, wenn sich unser Fragen auf Kunst und Wissenschaft, Volksleben, Sitte und Glauben bezieht. Gelingt es nicht, mit dem Geistesleben unserer Vorfahren wieder Fühlung zu gewinnen, dann wird unser Volk nach wie vor in erschreckendem Abstände von den Wurzeln seines eigenen Wesens bleiben — einem Abstände, der uns durch die Vernichtung und dann durch die Verächtlichmachung der germanischen Kultur im Mittelalter bis in unsere Zeit hinein aufgezwungen worden ist. Der Wunsch Roskinnas, daß die Archäologie zu einer nationalen Wissenschaft werden möchte, kann nur dann erfüllt werden, wenn unserem Volke wieder das Aufschauen und damit die Möglichkeit innerer Beziehung zum Geistesleben der Alten eröffnet wird.

Wir sehen demnach die Bedeutung, die Kraft und die berechnete Zukunftshoffnung der Bewegung der Freunde germanischer Vorgeschichte darin, daß Mittel und Wege zum Eindringen in das germanische Geistesleben gesucht und gefunden werden.

Es gehört dazu auch der Blick für die Landschaft als Schauplatz des Lebens unserer Väter. In dieser Landschaft, die in ihren natürlichen Grundzügen noch dieselbe ist, wie vor zwölfhundert und mehr Jahren, haben unsere Väter sich ihre Siedlungsplätze ausgesucht, ihre Häuser gebaut, ihre Äder kultiviert, ihre Versammlungs- und Kampfsplätze geebnet, ihre Kultplätze und Gerichtsstätten ausgesucht, ihre Gräber und Gräberfelder geweiht, ihre Male für Jahres- und Tageseinteilung geschaffen. Sollten wirklich keine Spuren mehr vorhanden sein, aus denen Schlüsse gezogen werden können?

Wir achten auf die Gesichtspunkte, unter denen sie ihre Arbeit getan haben. Wir erkennen, was ihnen von Bedeutung war, woran sie ihre Freude hatten, was ihre Ehrfurcht erweckte und ihre Seele auf die Gedanken an die Gottheit stimmte. Überall finden wir die Anklänge an unser eigenes Empfinden und Streben.

Wir hören und lesen die Orts- und Flurnamen; was uns leerer Schall gewesen war, wird uns nun zum Wegweiser und macht uns nicht selten auch das zur persönlichen Gewißheit, was wissenschaftliche Untersuchung vielleicht noch dahingestellt sein lassen muß. Wenn einmal ein Irrtum unterläuft, so sehen wir das als weniger bedauerlich und schädlich an, als die bisherige Stumpfheit, mit der der Durchschnittsdeutsche durch die Landschaft seiner Väter geht.

Wir werden aufmerksam auf Sinnbilder, Zeichen und Symbole, die sich (an Steinen oder Häusern oder sonstwo) unerkannt bis in unsere Zeit herübergerettet haben, und werden angehaucht von dem tiefen Sinn, der ihnen innewohnt. Wir bekommen eine

Ahnung von der Höhenlage, von der feinsinnigen Struktur des germanischen Geistes, aus der heraus die Grübler und Denker, die Dichter und Künstler, die Philosophen und Theologen erwachsen als geistige Exponenten eines Volkes, das man nun nicht mehr als barbarisch stempeln kann. Und wie steht es im besondern um die Religion, um das innerste Leben der Alten?

Jeder, der nach dem Wert und Wesen irgendeiner Religion, also auch des Germanenglaubens fragt, muß sich vorweg darüber klar sein, daß unter den Bekennern großer volksumfassender Religionsgemeinschaften Unterschiede zu machen sind, die wir als drei übereinander gelagerte Schichten bezeichnen können. Die obere Schicht der Religionsbekenner ist da, wo von Denkern und Gottsuchern mit lauterem, auf Wahrheit gerichtetem Streben die Grundideen einer Religion erfasst und anerkannt werden und wo ihre Belastung mit den stets herabdrückenden, vergrößernden und verzerrenden Erfordernissen des praktisch religiösen Lebens — ob diese Erfordernisse nun wirkliche oder vermeintliche sind — in ihrer herabziehenden Wirkung empfunden werden als menschliche Unvollkommenheit oder als Entartung. Es ist gerecht und nötig, den Wert jeder Religion, deren Bekenner ihre letzten Gedanken und Antriebe doch schließlich aus dieser oberen Schicht empfängt, auch in deren Sinn zu verstehen und in ihrem Wert einzuschätzen. Es ist ungerecht und es führt zu Verkennung und Fehlschlüssen, wenn die Beurteilung auf Grund des Standes der mittleren Schicht erfolgt oder gar im Blick auf die untere Schicht.

Diese mittlere Schicht befaßt sich, oft ohne ausreichendes Verständnis für die Grundideen des eigenen Bekenntnisses und des eigenen Kults aufzubringen, mit den Formen, in denen das in den Ideen begründete religiöse Leben sich praktisch auswirkt und nach ihrer Meinung auch einheitlich auswirken soll. Diese Schicht ist die Vertreterin dessen, was wir jetzt als Kirchentum, als amtlich anerkannte Meinung zu bezeichnen pflegen. Sie lebt und ist fromm zu allererst in den Formen. Sie ist vielfach ganz in ihnen befangen. Sie begründet bei sich und anderen die Anschauungen, die zum Aberglauben führen.

Auf die mittlere Schicht schaut und hört die untere Schicht, in der die Veräußerlichung sowie geistentleertes religiöses Getue sich breit macht, oft in Vorstellungen von erstaunlicher Kindlichkeit und Dürftigkeit — ohne daß jedoch damit gesagt sein soll, daß aus diesem religiösen Bereich keinerlei sittliche und erhebende Kräfte erwachsen könnten.

Die untere Schicht religiösen Wesens, die sich in breiter Ausdehnung in allen Religionen findet, und selbst in manchen christlichen Völkern geradezu den Normalstand auszumachen scheint, deckt sich keineswegs mit dem sogenannten ungebildeten Teile eines Volkes an sich. Die Schichtung ist vielmehr bedingt durch geistige und seelische Anlagen, die sich in allen Volksklassen finden. Diese Erwägungen als Voraussetzungen einer zutreffenden Beurteilung aller Religionen sollen von uns nicht mehr verabsäumt werden, wie es bisher oft und besonders gegenüber dem germanischen Glauben geschehen ist. Das ist um so mehr notwendig, als unser Wissen über germanisches Wesen in so hohem Maße aus fremder Feder stammt.

Es ist natürlich, daß Fremde, die über das religiöse Leben eines Volkes etwas aussagen, in erster Linie oder ausschließlich die äußeren Formen und die sich am häufigsten findenden, ihnen unverständlichen Verzerrungen der Formen bemerken und berichten. Das gilt von allen Berichten über unsere Vorfahren durch römische Schriftsteller. Eine Ausnahme machen gewisse Teile der „Germania“ des Tacitus, bei dem nicht zu verkennen ist, daß er sich sein Wissen nicht nur von oberflächlichen Beobachtern der sinnfälligen religiösen Betätigung, sondern auch durch Kundige zu verschaffen bemüht hat.

Die Erkenntnis des wirklichen germanischen Denkens und Glaubenslebens hat durch die sorgfältige Erforschung der nordischen Literatur, insbesondere der Sagas und der Edda durch Nessel, Kummer, Reuter u. a., einen starken Auftrieb erfahren. Von wesentlicher Bedeutung ist auch der Hinweis auf eine Entartung des germanischen Glaubens-

lebens, die in den letzten Jahrhunderten vor der Einführung des Christentums stattgefunden und die auch ihre Folgen auf sittlichem Gebiete nach sich gezogen hat. Als Ursache der Entartung wird das Eindringen fremder Einflüsse erkannt. Als äußeres Anzeichen dafür kann das allmähliche Auftreten von Götterbildern angesehen werden, ähnlich wie in Rom.

Die zunehmenden Berührungen in der hochgermanischen Zeit vom Zimberneinfall bis zur Gotenherrschaft in Italien mit der in mancher Beziehung lockenden und überlegenen Römerkultur müssen auf die Kultur und auch auf das religiöse Denken und Leben der Germanen einen beunruhigenden Einfluß ausgeübt haben. Das Gepränge des römischen Götterdienstes mit hohen Tempelbauten, kunstvollen Götterbildern und den auf die Schaulust und das Vergnügen der Menge eingestellten rauschenden Festen konnte keinen günstigen, sondern nur einen störenden Einfluß gerade auch auf die von Tacitus uns berichtete Grundidee des germanischen Gottglaubens ausüben, nämlich, daß man die unerforschliche Gottheit unter ihren verschiedenen Namen und Offenbarungen ohne Bilder und Tempel zu verehren habe. Die Richtigkeit dieser taciteischen Nachricht wird dadurch noch bekräftigt, daß sie in ähnlicher Weise auch in bezug auf andre Völker auftaucht, deren Abhängigkeit, wenn nicht Abstammung vom Germanentum wahrscheinlich geworden ist.

Auch der orientalische und mittelmeeerische Begriff des Opfers als eines von den Göttern zu eigenem Vorteil begehrten oder gar benötigten Geschenkes hat verflachend und verwirrend den alten Opferbegriff überlagert, wonach man das Opfer als feierliches Mahl zum Gedächtnis der Ahnen und der hinter ihnen waltenden Götter beging.

Neben dem Einfluß des römischen Heidentums fehlte auch schon von der christlichen Urzeit an das Einsiedeln der Ideen christlichen Gottesglaubens und christlicher Sittlichkeit ein, und zwar von vorneherein mit judaischer und mittelmeeerischer Belastung. Wenn die christlichen Ur Ideen zahlreiche wichtige Berührungspunkte mit dem germanischen Glauben hatten, so konnte doch die fremde Belastung nur in der Richtung einer religiös-sittlichen Erschütterung wirken, die dem alten Glauben seinen Charakter und seine Kraft nahm.

Über das Vorhandensein von Götterbildern, die etwa gleiche Geltung wie Heiligenbilder und Talismane als gute Hausgeister hatten, haben wir schriftliche Zeugnisse nur aus den letzten heidnischen Jahrhunderten des germanischen Nordens. Auf dem Boden Germaniens liegen die Dinge, wie es scheint, etwas anders. Die neuen Funde im Trierer Tempelbezirk besagen allzu wenig, weil es sich dort um eine ausgesprochen römisch-germanische Mischkultur und davor um keltisches Wesen handelt. Im übrigen können die wenigen und meist kümmerlichen Fundstücke, die man in Verdacht hat, Götterbilder gewesen zu sein, mit größerer Wahrscheinlichkeit — je nach ihrer Ausführung — als Schmudstücke und Erzeugnisse des Zeitvertreibes oder der Übung von Liebhabern der bildenden Kunst angesehen werden, wozu unter anderem auch der Jordansmühler Widder gehört. Bei solchen Funden von „Fetischen“ zu reden, ist moderne Überheblichkeit.

Ein ernstliches Zeugnis aber dafür, was es in Germanien in unserem Sinne gab, was also für unsere Vorfahren zum mindesten ein Gegenstand der Scheu oder der Hoffnung auf Segen war, ist jetzt, wie es scheint, in dem „Männchen von Dechen“ aufgefunden worden. Es wird in diesem Hefte durch Will Vesper der Öffentlichkeit dargeboten. Auf jeden Fall haben wir es mit einem hochinteressanten Zeugnisse der bildenden Kunst unserer Alten, durch die sie ein Wesen ihrer Mythenvelt zur Darstellung bringen wollten, zu tun. Wir rechnen den „guten Hausgeist“ in die Höhenlage der Bilder der Schutzpatrone in katholischen Gegenden.

Aber von Standbildern, die in den öffentlichen Gottesdiensten eine Rolle spielten, wie es in den Tempeln der orientalischen und Mittelmeerländer der Fall war, denen sich das Volk als Abbildern der Gottheit verehrend nahen sollte, haben wir auf dem Boden des

eigentlichen Germaniens nicht den geringsten ernst zu nehmenden Beweis. Immerhin dürfen Verfallserscheinungen dieser und jener Art, wie sie aus der nordischen Literatur nachzuweisen sind, auch für Germanien nicht geleugnet werden; sie werden von manchen Gelehrten mit dem Wodansdienst in Zusammenhang gebracht.

Bei allen diesen Erwägungen werden wir aber die Augen nicht dagegen verschließen dürfen, daß im ersten Teile des Bekehrungszeitalters den fremden Missionen noch eine innere religiöse Macht gegenüberstand, die nicht nur im alten Sachsenlande, sondern in ganz Germanien und etwa zwei Jahrhunderte später in den nordischen Ländern einen Widerstand ausübte, der überall bis ins hohe Mittelalter hineinreichte.

Eben dieser Widerstand, dazu alle sonstigen Beziehungen des alten Glaubens zum neuen Glauben, vor allem die starken Einwirkungen des alten auf den neuen, seine fortlebenden Bräuche, sowie die greifbaren Restbestände in und an den alten christlichen Kirchen gehören zu den wertvollen Quellen seiner Bedeutung, seines Wesens und seiner Formen, — soweit eine solche Wiedererkennung uns überhaupt möglich geblieben ist.

Das meist mündliche Schrifttum der Übergangsjahrhunderte ist geringfügig, durchweg innerlich dürftig und oft auch wenig glaubwürdig. Wieviel auch mit einem in unserem Sinne geschärften kritischen Auge aus diesem Schrifttum noch herausgeholt werden kann, muß dahingestellt bleiben, bis sich die wissenschaftliche Forschung der Aufgabe in ausreichendem Maße zugewendet hat. Aber jetzt schon haben wir die Gewißheit, daß noch wertvolle Stein Denkmäler aus jener Zeit vorhanden sind und der Entdeckung harren. Die schon mehrfach in diesen Blättern erwähnte verdienstvolle Arbeit Erich Jungs, „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit“, ist in dieser Richtung vorangegangen und hat die Aufmerksamkeit auf die Hauptfundstellen, die alten christlichen Kirchen, gerichtet.

Über das keltische Reiten in Germanien

Don o. Universitätsprofessor Dr. Gustav Neefel, Berlin

Wilhelm Leudt hat das unbestreitbare Verdienst, in seinem Buche „Germanische Heiligtümer“ einen neuen Weg gezeigt zu haben, auf dem wir hoffen können, in das Dunkel der vorchristlichen germanischen Zustände einzudringen.

Er geht nicht, wie die bisherige, im 16. Jahrhundert anhebende Forschung, von den Sprachen und Schrift Denkmälern aus, auch nicht vom vorgeschichtlichen Fundmaterial, dessen Verwertung durch die Prähistoriker er bemängelt, sondern vom Bilde der heimischen Landschaft und der Karte, die ihm gleichbleibende Entfernungen und andere Maßverhältnisse offenbart, heilige Linien und Stätten der Gestirnsbeobachtung und des Götterkults.

Sein Verfahren hat Schule gemacht: auch außerhalb des Teutoburger Waldes haben eifrige Heimatsfreunde mittelst Karte und Meßtischblatt entsprechende Befunde feststellen wollen und, wie es scheint, insofern auch wirklich festgestellt, als die wiederkehrenden Abstände, etwa von 4090 m¹⁾, zwischen irgendwie markanten Punkten wirklich vorhanden sein dürften.

Die Bedeutung dieser und anderer Feststellungen aber ist fraglich und wird bekanntlich von vielen bestritten — nicht bloß weil die ganze Leudtsche Betrachtungsweise neu ist und neue Gesichtspunkte bekanntlich immer auf Widerstände stoßen, mögen sie richtig oder falsch sein, auch weil das, was die bloße Untersuchung der Landschaft zeigt, notwendig im kulturhistorischen Sinne zweideutig bleiben muß.

Leudts Methode bedarf der Ergänzung und Bestätigung mit andern Mitteln.

¹⁾ Dies ist das Ergebnis der Geländeforschungen von Herrn Hauptmann Ernst Freyer in Hannover-Münden.

In dem Abschnitt über die Rennbahn in Langelau heißt es in „Germanische Heiligtümer“ S. 130 ff.: „Der ganze Befund deutet bis in Einzelheiten darauf hin, daß wir eine zum germanischen Kultus gehörige Kampf-, Spiel- oder Rennbahn großen Stils vor uns haben, die man mit einer kräftigeren Umhegung abzusondern für nötig gefunden hat... Ein Längenmaß Stadion hat den Rennbahnen Griechenlands ihren Namen gegeben oder umgekehrt. Warum soll nicht auch in Germanien der Begriff der Länge auf die Rennbahnen angewandt sein?... Diese Spiele waren mit in den religiösen Kultus einbegriffen und verwoben. Das tritt uns bei den Olympien, Isthmien und Nemeen der Griechen und sonst bei den Mittelmeervölkern deutlich entgegen. Insbesondere gab es die Leichen Spiele bei dem Begräbnis hochgeehrter Personen. Ähnliches ist von Indien bezeugt, und neuerdings haben wir auch Kenntnis davon bekommen, daß bei den Majas in Mittelamerika, an deren Zugehörigkeit zum germanischen Stamme wohl kaum zu zweifeln ist (?), das Spiel ein Stück ihres Gottesdienstes gewesen ist... Als ganz Rom nach der Varusschlacht vor dem erwarteten Einbruch der Germanen in Italien zitterte, gelobte der Kaiser Augustus dem allmächtigen und allmächtigen Jupiter feierliche Spiele, um die drohende Gefahr abzuwenden. — Dürfen wir sagen: das waren die andern Völker, aber solche geordneten Spiele und die Plätze dafür hatten die Germanen in Germanien nicht?“

Gewiß werden wir uns hüten, dies zu sagen: es verstehe nicht nur gegen die Wahrscheinlichkeit, sondern vor allem auch gegen quellenmäßig gut bezeugte Tatsachen.

Was zunächst die kultischen Umritte beim Leichenbegängnis hochgeehrter Personen betrifft, so sind sie uns für Germanien an zwei Stellen einwandfrei bezeugt, bei Jordanes (*Getica* Kap. 49) und im *Beowulf* (Vers 3138 ff.). Dort handelt es sich um Begräbnis, hier um Leichenbrand.

Beidemale umreiten erlesene Krieger (im Epos zwölf an der Zahl) die aufgebahrte Leiche, bzw. den Grabhügel, indem sie die Taten des Verstorbenen im Liede preisen¹⁾. Wie hier Fürsten bei ihrem Abscheiden ins Jenseits durch ihre Gefolgsleute geehrt werden, so ehrt anderswo ein Fürst die überirdischen Mächte, indem er deren Heiligtum umreitet.

Die *Ynglingasaga* berichtet über den Schwedenkönig Adils, daß er beim Disenopfer sein Ende fand: er ritt nämlich um den Tempel dieser Göttinnen (den *disarsalr*) und wurde dabei das Opfer eines feindlichen Dämons, der bewirkte, daß er vom Rosse stürzte und an einem Steine sein Hirn verspritzte²⁾.

Derartige Bräuche haben die Befehung überlebt und an verschiedenen Orten sich bis in die Gegenwart erhalten. Wie Adils den Disensaal umreitet, so umreiten bei der Leonhardswallfahrt nach Harbach in Bayern die Bauern vor Tagesgrauen dreimal die Kirche; auch die Leonhardskirche in Zachenhofen (Oberbayern) wird am 5. November dreimal umritten, und zu der wie ein heidnisches Heiligtum auf hohem Hügel ragenden Kirche von Ettendorf bei Traunstein findet alljährlich der sogenannte Georgiritt statt³⁾.

Bei mehreren der bayrischen Leonhardskirchen, die umritten werden, weist noch ein anderer Umstand auf die heidnische Vorzeit, nämlich Überlieferungen des Inhalts, daß sie ehemals mit Ketten geziert oder umgeben waren wie der Heidentempel in Alt-Uppsala, von dem wir durch Adam von Bremen wissen⁴⁾.

Auch der „Staffansritt“, der in gewissen Gegenden Schwedens bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts sich lebendig erhalten hat, gehört wahrscheinlich in diesen Zusammenhang. Wenigstens bewegte er sich in Holland in der Richtung auf einen vorgeschichtlichen

¹⁾ Man vergleiche Hoops' Reallexikon der germanischen Altertumskunde I, 448 f.

²⁾ Heimskringla, herausgegeben von Finnus Jonsson, Kopenhagen 1893—1900, I, S. 58 f. *Thule* 14, S. 58 f.

³⁾ William Anderson in der Zeitschrift *Sydhallans Bygd* 1932, S. 46 f.

⁴⁾ *Adam's Gesta Hammab. Eccl. Pont. IV, Kap. 26, Scholion 135: Catena aurea templum illud circumdat.* Anderson a. a. O. S. 47 f.

Kultort¹⁾. Er heißt dort „Staffans stede“, d. i. „Stephans Wettlauf oder Wettreiten“, und es gehört zu dieser Sitte, daß die Bauernburschen um die Wette (i napp) heimsprennen.

So dürfen auch Ortsnamen wie Skeið, Skeiðaragr, die in Skandinavien nicht selten sind²⁾, hierher gestellt werden. Sie lenken die Gedanken unmittelbar auf das Stadion, die Rennbahn, und dienen also auch ihrerseits zur Bestätigung von Leudts Fund der Rennbahn von Langelau.


Das Felsengrab an den Externsteinen

Von Professor Dr. Herman Wirth

Wie wir schon in Heft 3, 1932 von „Germanien“ berichtet haben, sind im letzten Sommer bedeutsame neue Feststellungen an den Externsteinen gemacht worden. Dr. H. Hofmeister, bekannt durch seine Untersuchungen der Wehranlagen Nordelbiens, bemerkte im Juli zunächst, daß der „Felsensarg“ ein viel umfangreicheres Denkmal darstellt, als es bisher schien. Eine Probegrabung legte einen Teil der „Stufen“ unterhalb des „Sarges“ frei. Pastor Brucker-Braunschweig, zum Suchen angeregt durch W. Leudts Buch „Germanische Heiligtümer“, befreite die „Bänderune“ (Abb. 6a) von dem dichten Moosbelag und fand außerdem noch später zu besprechende wichtige Zeichen. Durch Dr. Meier ist dann das Grab zu einem weiteren großen Teile freigelegt worden (einen ausführlichen Bericht über die Freilegung bringen wir demnächst). Schon im Frühjahr war von anderer Seite in der Nähe des Felsblockes eine Probegrabung vorgenommen, die aber kein Ergebnis brachte. Am 26. Oktober war Prof. Dr. H. Wirth für einige Stunden an den Steinen, um an Ort und Stelle das Neue zu prüfen. Bei der Gelegenheit deutete er ein an sich bekanntes Zeichen, dem aber bisher keine besondere Bedeutung beigegeben worden war, und brachte es in einen Zusammenhang mit dem sonstigen Befund (*lagu + ing*). Wir haben Prof. Dr. Wirth gebeten, uns über seinen Eindruck zu berichten. Er hat unserer Bitte in nachstehendem Briefe vom 13. November 1932 entsprochen, wofür wir besonders danken. Schriftleitung.

In Erfüllung meines Versprechens beehre ich mich, Ihnen anbei in Briefform meinen Eindruck von der Freilegung des Felsengraves am Fuße der Externsteingrotte und den dabei zutage gekommenen weiteren Einzelheiten zukommen zu lassen. Der Trubel der Übersiedlung nach Mecklenburg zur neuen Arbeitsaufgabe und mein noch nicht ausgepacktes eigenes Arbeitsmaterial ermöglichen mir eine erschöpfende Behandlung zur Zeit nicht. Dieselbe muß ich sowieso im Rahmen der Gesamtuntersuchung meinem späteren Werke „Das Rätsel der palästinensischen Megalithkultur“ vorbehalten.

Immer mehr erweist sich, daß die „Wiederentdeckung“ der Externsteine und ihrer Umgebung als einer zentralen altgermanischen Kultstätte das Hauptverdienst Leudts und seiner Mitarbeiter darstellt. Und immer mehr ergibt sich, daß von diesem kultgeschichtlichen Denkmal der untere Teil, die winter Sonnenwendliche Kultstätte, eine viel ältere, unverfälschte Überlieferung aufweist, als der obere, sommer Sonnenwendliche Teil, der sicherlich in der christlichen Umgestaltung bedeutend mehr von seinem ursprünglichen Zustand einbüßte.

Als Hauptmotiv hebt sich in dieser „Mutterhöhle“, in der winter Sonnenwendlichen Kultstätte der „Mutter-“ oder „Mitternacht“ des altgermanischen Sonnenjahres, die Hieroglyphe  hervor (Abb. 1). Ich habe dieses Motiv in meinem Aufsatz in „Germanien“ (Heft 1, 1929) erstmalig behandelt. Es gelangt zur ausführlichen Darstellung im 28. Hauptstück der „Heiligen Urschrift“ („Der Zwiefache“): ich verweise besonders auf Taf. 285—289.

¹⁾ A. a. O. S. 43.

²⁾ Besonders in Norwegen; norm. *Skjåk* z. B. geht auf *Skei aragr* („Rennbahnader“) zurück.

Das abwärtsgerichtete Armpaar-Zeichen, mit der sinnbildlichen dreiteiligen Hand Y als Zeichen des „Menschen“, des moldar auki „der Erde Vermehrer“, wie das Zeichen noch im altisländischen Runenlied erläutert wird, ist in seiner Bedeutung aus der vergleichenden Gegenüberstellung des Denkmälermaterials restlos erschließbar. Es ist das Zeichen des vorwintersonnenwendlichen Heilbringers und Gottessohnes, der sich gen Winternacht, die Mitter- und Mutternacht des Jahres, in den Mutter Schoß der Erde, die „Mutterhöhle“ N, das „Ur“, als $\Lambda\Lambda$ oder $\Lambda\lambda$ herabsenkt, um nachwintersonnenwendlich wiedergeboren als $\Psi\Psi$ oder $\Psi\Psi$ aus dem N wiederaufzuerstehen. Auch die bereits völlig verdunkelte eddische Überlieferung, vor

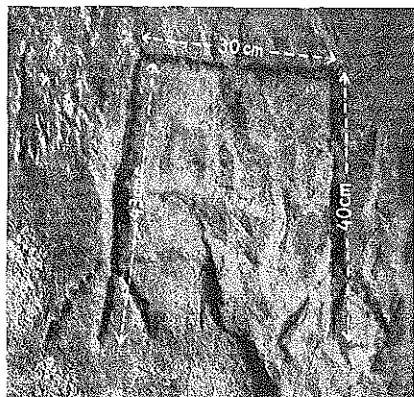


Abb. 1. Die Hieroglyphe des seine Arme abwärts senkenden Gottessohnes in der Höhle der Externsteine.

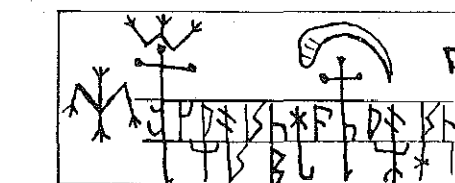
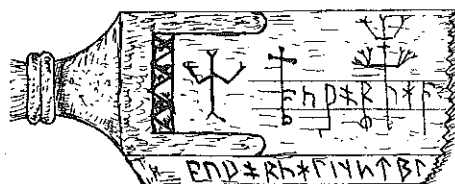


Abb. 2. Schwedischer Runenkalenderstab vom Ende des 17. Jahrhunderts (Sammlung für deutsche Volkskunde, Berlin).

allem die weit altertümlichere und zuverlässigere Überlieferung der altskandinavischen, bäuerlichen kalendarischen Kultsymbolik der „Rimstabe“ oder Runenstäbe, kannte diese Überlieferung noch, wie Abb. 2 veranschaulichen mag. Der betreffende schwedische Kalenderstab zeigt noch als Eingangssymbol des Kalenders zum Neujahr (vorchristlich ursprünglich = Winter-sonnenwende) das Linearzeichen des seine Arme emporhebenden Gottessohnes (Abb. 2a, oben) und zur Sommer-sonnenwende, vor dem 1. Juli, das Zeichen des seine Arme wieder senkenden Gottessohnes (Abb. 2b, unten), als Sinnbilder des aufsteigenden und absteigenden Sonnenlichtes in den beiden Hälften (missari) des altnordischen Jahres. Während der Gottessohn in a) die „ka-Hand“ Y und den „ka“-Leib Y, und $\Lambda = \chi$ (aus X bzw. \otimes entlehnt) zeigt, erscheint er in b) mit der Y bzw. Λ -Hand und dem X-Leib (= \otimes), d. i. in beiden Fällen als „Jahr“-Gott. Die ältere nördlichere Form des Jahresideogrammes ist das in den Sonnenwendepunkten Süd-Nord zweigeteilte \odot . Und noch die skandinavischen Humanisten des 16. und 17. Jahrhunderts, wie Bure und Stjernhelm, konnten aus der alten Bauernüberlieferung berichten, daß dieses \odot oder ϕ „Jahr“-Zeichen der germanischen Runenschrift der Völkerwanderungszeit und der vollläufigen bäuerlichen Runenstabkalender die Bedeutung Belgubunden Thor, Thor im „Walg“ (= Mutterleib) gebunden“ hatte. Auch die eddische Überlieferung weiß noch, daß Thor, der germanische Bauerngott und Heilbringer, der Überwinder der dunklen Winternächte, „Allvater und der Erde Sohn“ (sonr aldaföðrs und Jardaðr sunr) war, wie die Erde auch Odins Gattin (Odins hustru) hieß.

Die Auferstehung des Gottessohnes und Heilbringers aus der „Mutter“- oder „Mitternacht“ (angelsächsisch modranecht), der Mitternacht des Jahres \odot , wo er vom $\Lambda\Lambda$ bzw. $\Lambda\lambda$ zum $\Psi\Psi$ bzw. $\Psi\Psi$ sich wendet, ist uns auch aus jener jungsteinzeitlichen Kalender-

scheibendarstellung (Abb. 3 a. b.) von Fossun, Tanum, Prov. Bohuslän, Südschweden (Taf. 285—286 meiner „Heiligen Urschrift“) überliefert. (Näheres siehe dortselbst).

Als weitere Belege für das Alter und die Verbreitung dieses Sullsymbolos der nordatlantischen kalendarischen Kultsymbolik vergleiche man c—e von Abb. 3, für die Dauerüberlieferung im skandinavischen Runenkalender f von Abb. 3. Ein weiterer schöner Beleg dieser Dauerüberlieferung im Kultbrauch des germanisch-christlichen Synkretismus ist das Vorkommen jener Hieroglyphe der abwärts gesenkten Arme auf einem Richtschwert in Lüneburg. Denn das Richtschwert sandte ja den zur Todesnacht und Neuformung Verurteilten zur „Hel“ herab, im Sinne des alten vorchristlichen Glaubens.

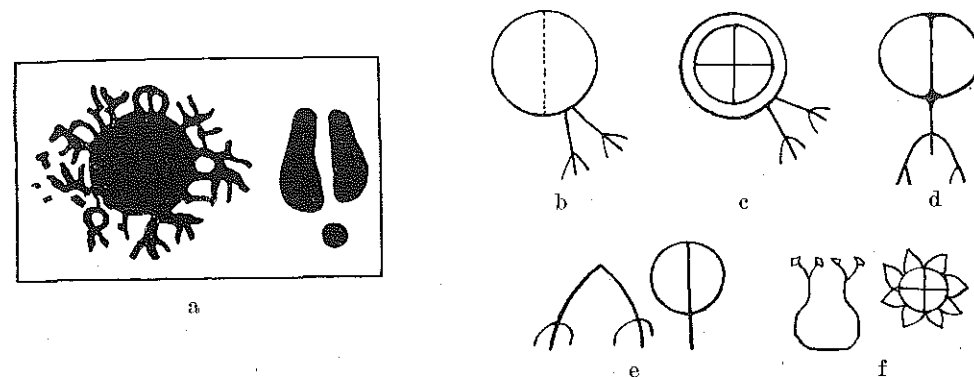


Abb. 3. a, b. Kalenderscheibe-Darstellung in Felszeichnung von Fossun, Bohuslän, Südschweden. c Nordamerika, Kalifornien, Felszeichnung von Santa Barbara Country. d Südamerika, Brasilien, Felszeichnung von Rio Caiary-Uaupés, Pauarete-Cachoeira. e Ägypten, Inschrift auf Grabgefäß von Abydos (vor- bzw. frühdynastisch). f Ältere Sullsymbolik aus der Kalenderscheibe von Oslo (1550) unter 25. I. und 2. II.

Wie ich schon früher gemutmaßt habe, steht jener weiter abwärts am Fuße der Höhle befindliche Fels, welcher in einem N Bogen ausgehauen ein offenes Felsgrab mit Menschen-urne zeigt, mit der Kulthöhle in ursächlicher Beziehung. Ich habe im „Aufgang der Menschheit“ (Bildbeilage XV, Nr. 3 = Heilige Urschrift, Taf. 283, Nr. 8a—c) auf jenes Laufbecken von Selde, Amt Wiborg, Jütland, Dänemark (Abb. 4. Seite 12) hingewiesen, das am Sockel vier Felder mit sinnbildlichen Darstellungen aufweist. Das erste Feld zeigt den leeren N-Bogen, das zweite ein pflanzliches Y-Motiv, das dritte das $\Psi\Psi$ -Zeichen mit der Sonnenblume darin, das vierte ein pflanzliches T-Motiv: der Jahreslauf des Gottessohnes, des Y in der aufsteigenden und des T in der absteigenden Jahreshälfte, der dann wieder in das N, den kleinsten oder wintersonnenwendlichen Sonnenlaufbogen, die Mutterhöhle usw. eingeht, kosmisch geschaut in den Schoß der Mutter Erde und das Mutterwasser. Und diese „Wasser“-Bedeutung ist für die germanische N ur-Rune der Völkerwanderungszeit noch überliefert.

Die Bedeutung dieses N-Zeichens als Anfang und Ende der älteren germanischen Runenreihe von 16 Zeichen, der Kalenderzeichen der 8 fachen Jahresteilung \otimes (dagsmark), ist von mir in der „Heiligen Urschrift“ (Hauptstück 9) eingehend untersucht worden. So erscheint die N-Rune noch in der Runenreihe der Grabkammer von Maeshow, Orkaden, als Grabinschrift. Als 16., letzte oder wintersonnenwendliche Rune tritt das ur N mit dem Ablautwert yr auf, das — nach der Sankt Gallener Handschrift — al bihabe „alles in sich umschließt“. Die angelsächsischen Runenreihen zeigen die yr-Rune dann auch als N, in dem das Wasser W, oder das Jahr X, oder der Gottessohn als der „ka“ Y mit der Sonne O, dem „Licht der Lande“, enthalten ist.

Daß der Mensch zur Winter-sonnenwende seines Lebens in das N eingeht und daraus wiedergeboren wird, ist die große kosmische Heilsgewißheit des „Stirb und Werde“ des

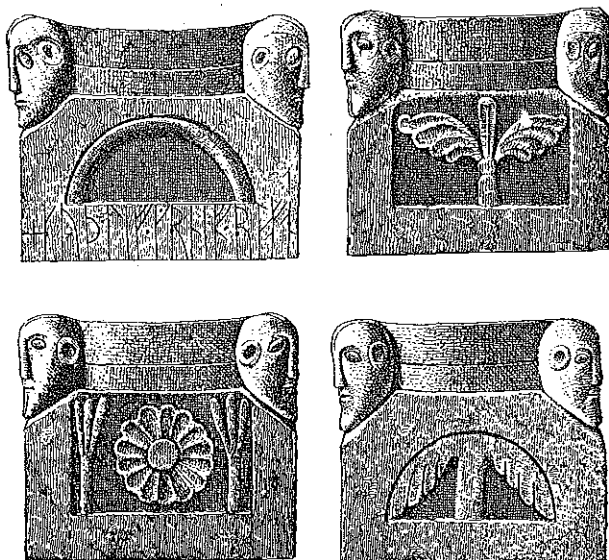


Abb. 4. Laufbecken von Selbe, Sittland, Dänemark.

Nordens, der Megalith- oder Groß-Stein-Gräberzeit. Sie klingt in die Grabsymbolik des irisch-schottischen wie germanisch-christlichen Synkretismus aus: vgl. „Heilige Urschrift“, Taf. 74–75. Und einheitlich ist die Dauerüberlieferung, daß sich der „Mensch“ Ψ bzw. Υ im Ω befindet (H. U., Taf. 76–79).

Die Freilegung des Felsengrabes im Ω „Ur“-Bogen (Abb. 5) hat zwei wichtige Tatsachen zutage gefördert: einmal, daß eine in den Fels ausgehauene Steintreppe von dort herauf zur Höhle geführt haben muß, deren unterster Teil nunmehr sichtbar geworden ist und deren Fortsetzung unter der Stützmauer der Erdaufschüttung vor der Externsteinhöhle noch verborgen liegt. Zweitens — die in X-Form übereinandergelegte doppelte Γ -Rune (Abb. 6a) oben auf der Felsenplatte des Grabes.

Letztere Binderune ist uns schon jungsteinzeitlich aus einem Gefäß von Groß-Gartach (Abb. 6b) überliefert und spielt in den Haus- und Hofmarken der germanischen Länder im Mittelalter noch eine bedeutende Rolle.

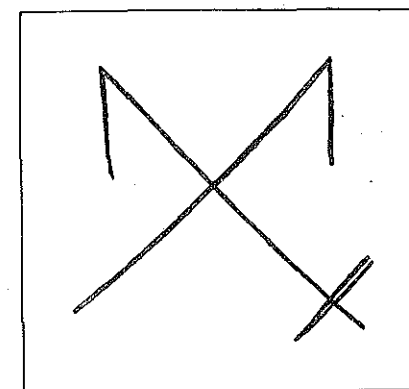
Wie ich im II. Hauptstück der „Heiligen Urschrift“ ausgeführt habe, ist die Bedeutung „Wasser“ (lagu) der Γ - oder l -Rune entlehnt aus dem M -, später M - oder Wasser-Ideogramm. In dem Codex Vaticanus Urb. 290 aus dem Kloster Brunweiler bei Köln (9. Jahrh.), führt das M -Zeichen noch diese Bedeutung, welche sonst der l -Rune Γ oder Γ als Spaltungsform des M eigen ist. Die „leuchtende Lache“ (lagu tho loohto) wird es in der St. Galler Handschrift erläutert, eine Bezeichnung des Weltkreismeres, in das die „südlich sinkende Sonne“ in der dritten oder Herbst-Winter-zeit (= Himmelsrichtung) des Jahres einging und mit ihr der Gottessohn, der Γ oder Γ , der seine Arme senkende. Und so erscheint dieser dritte oder Herbst-Winter-Teil der 3 ättir der urnordischen Runenreihe auch auf jenem Gefäß von Orchomenos aus dem kret-mykenischen Kulturkreis (Abb. 7), ebenfalls in Binderunenform, deren Auflösung $\Gamma \text{ M}$ bzw. $\Gamma \text{ X} \text{ l}$ Δ wäre (Heilige Urschrift, Taf. 205, Nr. 4). Das X -Zeichen ist die aufgerichtete Form der x bzw. in der echten Schreibung x -Rune, das Zeichen der Verbindung von „Himmel und Erde“, der „heiligen Gattung“ (hieros gamos) zur Zeit. Als 22. Rune der langen germanischen Runenreihe, also Vorjulrune, oder Kalenderzeichen der zweiten Hälfte unseres Novembermonates, hat die x -Rune den Lautwert ing , was als Ableitungssilbe in unseren Sippen-



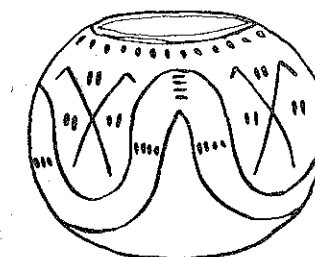
Abb. 5. Das Felsengrab, das steinerne „Ur“, am Fuße der Externsteinhöhle.

und Ortsnamen usw. noch „abstammend von“ bedeutet. Für die Geschichte dieser x - oder X -Rune s. „Heilige Urschrift“, Hauptstück 19: Das Zeichen „Himmel und Erde“.

Das p -Zeichen der Inschrift auf dem Gefäß von Orchomenos ist die Spaltungsform von x bzw. p , der 24., letzten oder winter Sonnenwendlichen Rune der langen Runenreihe: ein sehr heiliges Sinnbild der Mutter Erde, auch in dem kret-mykenischen Kulturkreis, dessen Kultsymbolik ebenfalls auf die nordische Megalithkultur zurückgeht (Heilige Urschrift, Hauptstück 24: Das Zeichen der „Doppelart“ p). Als germanische Jahres- und Lichtwende-



a



b

Abb. 6a. Die Binderune auf der Felssoberfläche des Felsengrabes an den Externsteinen.
b. Jungsteinzeitliches Gefäß von Groß-Gartach (Württemberg).

rune heißt das Zeichen „Lag“ (altnord. dagr, angelsächf. dæg), d. h. der Anbruch des neuen Lichtes, der Wiederanstieg des Lichtes nach der Winter Sonnenwende.

Ein Symbol der Mutter Erde ist ebenfalls das Zeichen der 3 Punkte „·“, das auch noch in dem skandinavischen Runenkalender überliefert und gleichzeitig jungsteinzeitlich-nordischer Herkunft ist. Für die 2 odil-, die „Leben Gottes“-Rune, die 23. der langen Runenreihe, siehe unsere Abb. 3, Nr. 1 (Heilige Urschrift, Hauptstück 22: Das jüngere Zeichen „Leben“ 2). Sie hat sich bis heute als sinnbildliches Zulegebäck in Schweden erhalten.

Für das Alter und die Zuverlässigkeit der epigraphischen Überlieferung in der germanischen Runenreihe ist ein Vergleich der Inschrift auf dem Gefäß von Orchomenos und der 3. att der langen Runenreihe kennzeichnend (vgl. Heilige Urschrift, S. 316, Textabb. 52):

Orchomenos: ↑ M 11 X 2 ▷

lange Runenreihe: ↑ B M 1 X 2 X

wobei die junge, späte M-Rune, gebildet aus M und X, von mir fortgelassen wurde. Für die Beziehung der B bzw. X zur M-Rune siehe Heilige Urschrift, Hauptstück 11.

Noch auffälliger wird der Zusammenhang, wenn man in Betracht zieht, daß rechts unten an dem linken der beiden vorderen Eingänge zur Erternsteinhöhle als Binde-rune das X-Zeichen, d. i. 1 und X, die 21. und 22. Rune der langen Runenreihe erscheint, lagu und ing. Die Zeichenverbindung ist tief eingehauen und zeigt die gleiche Verwitterung der Oberfläche wie die Gesamtfläche des Felsens. Es ist die gleiche schwere und wuchtige Technik wie diejenige des X-Zeichens in der Höhle.

Wenn man nun an dem X-Zeichen vorbei in die Höhle tritt, gelangt man zu dem in den Felsboden ausgehauenen Wasserbecken. Daß es der winter Sonnenwendliche Gottessohn ist, der mit dem „Licht der Lande“ in die „leuchtende Lache“ einging, wo die neue Zeugung, seine Wiedergeburt, das ing, im X, in der Vereinigung von Himmel und Erde, in der Mittwinter- und Mitternacht erfolgte — lehrt auch noch die vedische Überlieferung der arischen Inder. Agni, der Gottessohn, heißt



Abb. 7. Gefäß von Orchomenos (2. Jahrtausend v. Chr.).

das „Kind der Wasser“, wie im germanisch-christlichen Synkretismus das Christkind noch das „Bornkind“ genannt wird.

Das Malkreuz-gelegte Doppel-1, das 1-1, ist sowohl in den kultsymbolischen Runeninschriften wie in den Geleitmünzen (Brakteaten) der Völkerwanderungszeit bis zur Eddazeit eine hochkultische Formel: I(ina) I(aukar), die „Leinen- und Lauch“-Formel, welche sich ursprünglich auf die Grablegung des Gottessohnes bezogen hat. In den Wölfi-Strophen (Volsa þáttir) wird noch in lappo-finnischer Entlehnung „Leinen und Lauch“ als Erhaltungsmittel für den kultischen Pferdaphallus genannt: „in Linnen gehüllt und mit Lauch geschützt“ (lini goeddr en laukum studdr).

So mögen die Toten der Megalithgräberzeit des nordischen Kulturkreises, wie der Gottessohn, in „Leinen gehüllt und mit Lauch geschützt“ in das Sippensteingrab gelegt worden sein. Und mit den „Leuten des Westens“, den nordischen Amuri (Amoritern) und ihren Megalithgräbern gelangte diese Religion, ihre Symbolik und ihr Kultbrauch einst nach Amur-Ranaan. Aus dem Dolmen-Gebiet von Galiläa brach die Glaubenserneuerung des Jesus von Nazareth hervor, der selber als „Kreuz“-Gott (= „Jahr“-Gott), mit dem Ger in der

Seite gezeichnet, nach dem alten Mythos verschied, in Leinen mit Kräutern gehüllt, in das Felsengrab gelegt wurde und dort auch drei Tage im 1 bis zu seiner Auferstehung verweilte.

Ich werde diese Zusammenhänge ausführlich in meinem genannten Palästina-Buch behandeln. Zweck dieser wenigen Zeilen ist nur, auf die Bedeutung der am Felsengrab und der Höhle entdeckten Binde-runen in dem Gesamtrahmen hinzuweisen.

Das Kreuz an dem rechten unteren Schenkel der X gekreuzten Doppel-1-Rune ist die Bezeichnung + „Jahr“ (angelsächsisch gear usw., Runenreihe des Themsensmessers), sowohl für Sommer wie für Winter Sonnenwende, auch in den skandinavischen Runenstabkalendern. Es bezeichnet stets „Jahresmitte“ bzw. „Jahreshälfte“.

Die Zusammenhänge der Kultstätten und der Kultsymbolik am Fuße der Erternsteine klären sich jetzt immer mehr. Von der winter Sonnenwendlichen Kulthöhle mit dem X am Eingang, dem Wasserbecken und dem X-Zeichen, führt die Felsentreppe zum Felsengrab im 1, auf dessen Oberfläche die mal gekreuzte 1-Rune, die lina laukar-Formel („Leinen — Lauch“) der Grablegung des Gottessohnes und Heilbringers, des + oder Jahr-Gottes, erscheint.

Uralte Mysteryspiele werden an dieser geweihten Stätte in der „heiligen Nacht“ stattgefunden haben, welche in christlichem Gewande, übertragen auf den Christus, den Gottessohn, und auf die Osterzeit im Mittelalter wahrscheinlich noch weiter fortgedauert haben mögen, bevor sie ganz verschollen sind.

Was das Alter des Felsengraves und seiner Rune betrifft, so dürfte sie zeitlich jünger anzusehen sein als die Kulthöhle und ihre Runen.

Ich hoffe, daß diese Zeilen zur Hervorhebung der großen geistesgeschichtlichen Bedeutung unserer „Erternsteine“ beitragen mögen und verbleibe mit den wärmsten Wünschen für Ihre dortige Arbeit und das Gedeihen Ihrer Zeitschrift in diesem neuen Lebensabschnitt mit deutschem Grusse

Ihr aufrichtig ergebener

Herman Wirth.

Bad Doberan i. M., 13. Nebelung 1932.

Bemerkung der Schriftleitung: Das hier vielfach genannte Wort „Die Heilige Urschrift der Menschheit“ erscheint gegenwärtig in Lieferungen im Verlag Koehler & Amelang, Leipzig. Bis Ende November lag die neunte Lieferung vor.

„Nach Goethes bekanntem Ausspruch ist ‚das Beste, was wir von der Geschichte haben, der Enthusiasmus, den sie erregt‘. Nun, in der Sicherheit, dieses Beste stets zu besitzen und dem anklappenden und Einlaß begehrenden Jünger mühelos in Herz und Sinn einzugeben, kann keine geschichtliche Disziplin sich messen mit unserer Germanischen Vorgeschichte. Wer eine große Vergangenheit ins Leben ruft, genießt die Freude des eigenen Schaffens: so lautet das stolze Bekenntnis eines berühmten Erforschers des griechischen Altertums. Aber wieviel stärker muß das Hochgefühl sein, das die Brust dessen schwellt, der nicht für irgendein fremdes, heute längst dahingegangenes Volk ein solcher Lebensweder wird, sondern in hartem aber siegreichem Kampfe mit der Ungunst der Überlieferung Mittel und Wege findet, dem eigenen Volke, an dessen Ewigkeit er mit Ernst Moriz Arndt gern und freudig glaubt, seine herghoch verschüttete heldenhafte Urzeit in ihrer ganzen Größe in immer reinerer Gestalt, in immer überzeugenderer Klarheit von neuem erstehen zu lassen!“

Gustaf Kossinna.

Ich wohnte in diesem Sommer einige Wochen in dem Heimatdorf meiner Mutter, in Dechsen in der Norderrhöhen gelegen, zwischen Zelba und Fulda, dem alten Lande Buchonien. Dechsen ist ein merkwürdiges Dorf, dessen Geschichte einmal erforscht und von einem erfahrenen Manne geschrieben werden müßte. Ich glaube, daß uns das noch mehr angehe, als die Ausgrabungen von Ur in Chaldäa oder von Städten in der Wüste Gobi.

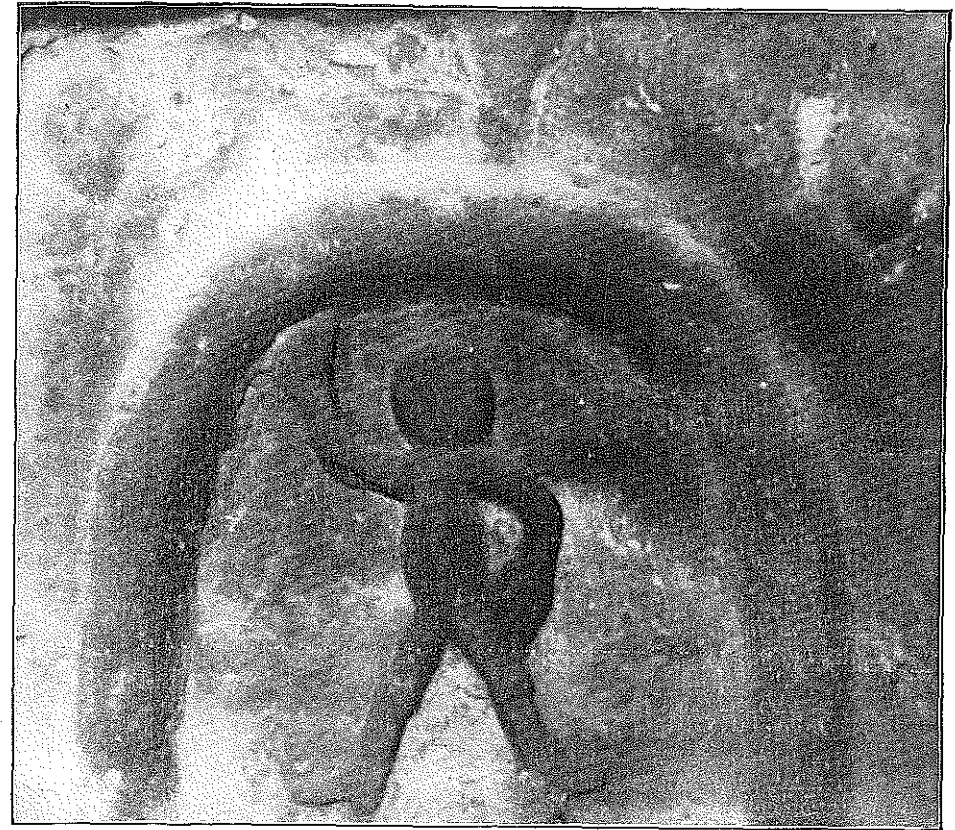
Der Name Dechsen, den auch die mächtigste Basaltkuppe und das Flühchen der Gegend tragen, wird schon im 8. Jahrhundert erwähnt, in den Formen Uhsena, Uhseno, Uhsine. Das Dorf hat den Charakter einer alten germanischen Freibauernsiedlung bis zur Gegenwart durchaus erkennbar bewahrt. Bis zur Verkoppelung kurz vor dem Kriege besaß es eine große Allmende, auf der gemeinsame Hirten, ein Rinderhirte, zwei Schaffhirten, ein Schweine-, ein Ziegen- und ein Gänsehirt das Vieh des Dorfes hüteten. Noch jetzt grenzt der große Dechsenr Gemeindegewald an den Wald des fernen Geisa. Die dazwischenliegenden Dörfer sind wohl spätere und daher ärmere Siedelungen. Der alte Kirchhof von Dechsen ist eine Festung und der Kirchturm ein kräftiger Wehrturm. Gewaltige Fluchtbögen mit heute noch deutlich erkennbaren mächtigen Wällen und Basaltmauern, krönen die Ruppen der benachbarten Berge, den Beyer, die Sachsenburg, Diebrihsberg, den Dechsen, und beweisen, daß die Gegend an der alten Völkerstraße in der Richtung Mainz—Fulda—Erfurt schon in frühesten Zeiten reich besiedelt war.

Das Dorf behauptet zwischen dem Hessischen im Westen, dem Main-Fränkischen im Süden und dem Thüringischen im Osten noch heute eine nord- und niederdeutsche Färbung und Neigung zu der Art der Menschen an der unteren Werra und der oberen Weser. Uralte Sitten und Bräuche, Vorstellungen und Anschauungen haben sich frisch erhalten. Ältestes Glaubens- und Sagenut lebt noch gegenwärtig.

Bei meinem letzten Aufenthalt im Dorfe wurde ich nun durch einen Lehrer der Dorfschule darauf aufmerksam gemacht, daß sich im Keller eines alten Bauernhofes, unweit der Kirche, ein merkwürdiges kleines Bildwerk befinden solle, davon er gehört, das er aber auch selbst noch nicht gesehen. Es gelang uns, von dem Besitzer, einem 87jährigen Bauer, die Erlaubnis zu bekommen, das Bildwerk anzusehen.

Im hintersten, völlig dunklen Teil eines langen Kellers befand sich, etwa in Brusthöhe, in der Mauer eine Nische, wie ähnliche in den Kellerwänden zum Abstellen und Kühlhalten von Milch, Butter usw. oftmals angebracht sind. Den Hintergrund dieser Nische aber bildete ein steinernes Flachrelief merkwürdigster Art. Zum Teil war es noch mit Mörtel überdeckt, den ich sorgfältig entfernte. Das Relief füllt die ganze Hinterwand der Nische aus, als wäre die Nische nur feinetwegen angelegt. Herr Lehrer Schmidt in Dechsen hat eine ziemlich deutliche Aufnahme von dem Bild gemacht.

In der Mitte unter einem wulstigen Bogen steht ein „Männchen“, in primitiver, aber sehr ausdrucksvoller Ausführung und Haltung, den rechten Arm erhoben, mit gespreizter großer Segenshand, die linke Hand in die Hüfte gedrückt. Diese Gebärde, wohl von sakraler Bedeutung, ist zweifellos dem Hersteller des Bildwerks das Wichtigste gewesen. Sie ist in naiver Weise stark überbetont und herausgeholt. Oberhalb der Rundung des Bogens tritt links und rechts je ein Köpfchen hervor, bei aller Primitivität auch mit ganz ausdrucksvollen Gesichtern, vermutlich bärtige Männerköpfe. In der Mitte ganz oben und teilweise noch hinter dem Mauerwerk wird ein Gebilde sichtbar, das wie die Blase eines Pferdekopfes aussieht, von vorne gesehen, mit hohen Ohren. Die Nische mit dem Bildwerk liegt genau unter dem Herd des Hauses, der im oberen Stockwerk in der Küche steht.



Männchen von Dechsen

Auffallend war sogleich die Scheu des alten Bauern, von dem „Männchen“ zu sprechen. Er erklärte, er wisse nicht, wie es dorthin gekommen, erzählte aber dann von einem Brand im Jahre 1896, nach dem der Hof neu aufgebaut worden sei. Damals habe man auch noch ein anderes Steinbild gefunden, auf dem ein „Kind“ gewesen, mit „Gefchrift“, die weder der Pfarrer noch der Lehrer hätten lesen können. Von diesem Bildwerk gestand er schließlich, daß er es wieder habe eingraben lassen, wo man es gefunden — man könne nicht wissen, wozu es gut sei — und zwar liege es jetzt genau unter dem Hauptstützbalken der großen Scheune, geschützt in der Erde. Von dem „Männchen“ im Keller gestand er schließlich, vorsichtig und immer wieder betonend nur „scherzesweis“, daß es wohl der Hausgeist sei, der aufpasse, daß im Hause nichts gestohlen würde. Der alte Bauer war sich zweifellos, wenn auch scheu darüber lächelnd, einer irgendwie unheimlichen, einer „heiligen“ Bedeutung des Bildwerks bewußt.

Jeder, der das „Männchen“ betrachtet, wird von der merkwürdigen Ausdrucksgewalt der einfachen Gestalt ergriffen werden. Zweifellos ist das Steinbild uralte, und da es keinerlei Beziehungen zum christlichen Kult hat, haben wir wohl ohne Zweifel eine vorchristliche Plastik, die an dieser Stelle nur eine frühgermanische sein kann, vor uns, obgleich einer der Fachleute, denen ich einen Abzug vorlegte, es mit spätromischen, vielleicht mit Mithras-Kult-Bildern in Verbindung bringen wollte. Ein anderer deutete auf den Balduin-Kult. Das sind einstweilen Vermutungen. Ich möchte das Bildwerk zunächst einmal einer größeren Öffentlichkeit zugänglich machen und um möglichst sachliche Untersuchung bitten.

Sinweisen darf ich vielleicht noch darauf, daß Dechsen früher und früh zum Fulda-Gebiet gehörte, und daß bei der gewaltsamen Christianisierung jener Gebiete durch Bonifatius und die fränkische Staatsgewalt, auf den Besitz und der Verehrung der alten „heidnischen Götzen“ Todesstrafe stand. Mancher mag da das alte Heiligtum, das er nicht der Zerstörung durch die fränkischen Eroberer und die christlichen Befehrer aussetzen wollte, in dem Grund seines Hauses, oder in heimlicher Nische hinter Mörtel und Stein verborgen haben. Jedenfalls dürfen wir hoffen, in diesem „Männchen von Dechsen“ ein frühgermanisches Bildwerk von religiöser Bedeutung vor uns zu haben.

In dem bei Eugen Diederichs erschienenen Band „Thüringer Sagen“ fand ich auf Seite 17 bisher das einzige Bildwerk, das wirklich einige Ähnlichkeit mit dem Dechsen „Männchen“ hat, namentlich mit der ausdrucksvollen Gebärde, und zwar stellt die alte Zeichnung ausdrücklich einen „heidnischen Abgott“, den „Püstrih“ dar, der auf „dem wüsten Schlosse Rothenburg, das auf einem hohen Berg steht, nächst bei der Stadt Kelbra“ nach alten Chroniken soll gefunden worden sein. Man vergleiche, und man wird zweifellos die Verwandtschaft der ausdrucksvollen Gebärden feststellen müssen.

Zum Schluß eine dringende Bitte oder zwei. Man verschone den alten Dechsenbauern mit wohlgemeinter Neugier! Vor allem aber: niemand — auch kein Museumsleiter — soll versuchen, das „Männchen“ von seinem alten Plaze zu entfernen, um es in irgendein gelehrtes Verließ zu verschleppen. Alle bösen Geister rufe ich auf den Herab, der es anzurühren wagen sollte. Dagegen wird man später einmal das andere, das eingegrabene Bildwerk, aus der Erde heben und anschauen dürfen, wenn der alte Bauer, der eine solche Ausgrabung jetzt sicher nicht gern sehen würde, zu seinen Vätern heimgegangen ist. Das werde ich jedenfalls im Auge behalten. Vielleicht fällt von da aus auch ein Licht auf das „Männchen von Dechsen“.



Merkwort: „Wenn wir die Werke unserer Vorfahren nicht mit Scheu betrachten, die wir doch selbst so hastig und scheinbar für ewige Dauer Monumente aller Art schaffen, können wir von unseren Nachkommen erwarten, daß sie schonender sein werden als wir selber?“ Ernst Wörner (1877).

Verunkelte Schätze — uraltes geistiges Erbgut. „In seinem bemerkenswerten Buch ‚Schwerttanz und Schwertschläge‘ (1931) schreibt Kurt Wachter: ‚Gerade der deutschen Altertumskunde gegenüber wird man das Empfinden größerer Schätze, die es noch zu heben gilt, nicht los.‘ Es steckt in Volksbrauch und Volksüberlieferung, aber auch unmittelbar in Denkmälern, Realaltertümern noch ein riesiger Stoff für die deutsche Geistesgeschichte. Daß dieser Stoff noch größ-

tenteils oder völlig unbekannt und unverarbeitet ist, ist gar nicht verwunderlich; ist es doch erst rund hundert Jahre her, daß die Brüder Grimm uns den deutschen Märchenschatz wiedergegeben haben und daß wissenschaftliche Deutschkunde sich mit diesen Dingen überhaupt eindringlicher beschäftigt.

Es kommt hinzu, daß diese Vorstellungskreise, soweit sie alten vorchristlichen Volksglauben betreffen ja von der herrschenden Kirche planmäßig ausgehtilgt oder, wo das nicht anging, weil sie zu tief in den Gemütern des Volks eingewurzelt waren, doch wenigstens die Zusammenhänge und Bindungen mit älterer Vergangenheit unseres Volkstums nach Möglichkeit verschwiegen und verhüllt wurden. Das Kerzenbrennen, die Osterfeuer sind unzweifelhaft, wie selbst

der sehr vorsichtige Karl Helm in seiner germanischen Religionsgeschichte zugibt, vorchristlicher Verehrung der Lichter und des Feuers entsprungen. Sie werden auch zunächst von der herrschenden Kirche bekämpft; wie töricht es doch sei, sagt noch der Missionar Pirmin, Gott Kerzen anzuzünden, als ob er, der doch die Quelle alles Lichtes sei, im Dunkeln sitze. Aber die Kirche hat dann später das Kerzenopfer übernommen, mit der klugen Anpassungsfähigkeit, die sie gerade in den Anfängen, in der Missionszeit, gezeigt hat und zeigen mußte; und die Papst Gregor in seinem Schreiben an den Abt Mellitus im Jahre 601 diesem empfiehlt...

Das soll aber hier soviel; es ist noch viel mehr an uraltem geistigen Erbgut vorhanden, als wir bisher wußten; und deshalb ist auch noch viel mehr von uralter Vergangenheit zu erkennen als man zunächst annehmen möchte.“ Nach Professor Dr. Jung-Marburg im Sammelband „Was bedeutet German Wirth für die Wissenschaft?“, hrsg. von Prof. Dr. A. Baumeier, Dresden. Koehler & Amelang Verlag 1932.

Denkmalschutz und Tributlasten. „Den Schutz zu erreichen, den Dänemark geschlechtlichen vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern gewährt, war und ist freilich nicht möglich. Die Deutschland auferlegten Tribute erstickten, wie Versuche gezeigt haben, jede Hoffnung, das 1914 erlassene preussische Gesetz über Ausgrabungen durch ein die frühhistorischen Denkmäler und Stätten selbst hegendes Gesetz zu ergänzen. Selbst hier, wo es doch gilt, weiten Kreisen des Vaterlandes Quellen zu erhalten, die Anschauung von den verborgenen Zusammenhängen der Generationen vermitteln, Wurzeln des eigenen Lebens aufdecken und so Volksbewußtsein schaffen helfen, also selbst wo Wissenschaft und Denkmalspflege in unmittelbarer und anschaulicher Verbindung mit dem sich auf sich selbst befindenden Volk im deutschen Volksstaat stehen, versagt die Not der Gegenwart die Mittel zu einer allgemeinen und sachlich befriedigenden Regelung. Nur landschaftlich und örtlich begrenzt ist es möglich gewesen, fürsorglich einzugreifen.“

Otto Scheel (Jahrbuch 1930 d. Schleswig-Holstein. Univ.-Ges. [Breslau 1931], S. 82).



Immer noch der alte Irrtum! Man hört heute schon gelegentlich sagen, es sei gar nicht mehr nötig, gegen falsche Anschauungen von der Vorzeit unseres Volkes zu kämpfen, denn nachgerade wisse man doch schon Bescheid.

Die irrthümlichen Meinungen halten sich aber außerordentlich zähe. Da ist im Jahre 1922 das 15. Tausend des Romanes „Die Wundmale“ erschienen. Der Verfasser, Friedrich von Gagern, ist ein Epiker von großem Können, hat eine außerordentliche Fähigkeit, Kräfte, die in den Tiefen des Volkes arbeiten, lebendig zu gestalten. Deshalb ist die unten aufgezeigte Entgleisung um so mehr zu bedauern. Es heißt auf S. 386 des 2. Bandes: „Von den obersten Küsten der Weltmeere sieht Rom über die Ewigkeit hin. Eine einzige vollendete Nacht umspannt das Herz der Welt;

auf seinem Sporn Italia bewacht Rom den blauen Hafen der Nationen. Hier ist alles Erfüllung und Wärme; jenseits der Grenzen ist noch Kälte und Chaos.

Cäsar Oktavianus ist jetzt mehr denn vierzig Jahre lang der erste Mann der Welt.

Aber er sehnt längst der Komödie Ende herbei.

Wie wird sein finsterner Stiefsohn, dieser unergründliche Sohn einer abgründigen Frau — wie wird Tiberius das Erbe verwalten?

Im Norden wohnt ein winterliches Jägervolk, furchtbar in Treue und Kraft. Wie, wenn diese unverbrauchten Geschlechter den Geist Roms erfassen, sich ordnen und einigen!“

Unter einem Jägervolk wird immer noch ein Volk verstanden, das in seiner Lebens-

haltung hauptsächlich auf die Jagd angewiesen ist. Wann endlich wird jeder wissen, daß im nordischen Kulturkreis seit der jüngeren Steinzeit schon schollensässige Bauern lebten? S.

Das falsche Bild. Die Abbildung stammt aus dem diesjährigen Werbeblatt für ein sehr verbreitetes Jugendbuch, das regelmäßig in jedem Jahre erscheint. In welchem Jahrhundert die Geschichte spielt, die das Bild anschaulich machen soll, ist nicht ersichtlich. Jedenfalls haben die Germanen



während der ganzen römischen Kaiserzeit nicht so ausgesehen. Sie haben überhaupt niemals so ausgesehen. Leider ist die Vorstellung, der das Bild entspricht, ganz allgemein. Ein Wunder, wenn's schon anders wäre. „Von den Höhen des Teutoburger Waldes, aus dem Giebsfelde der Walhalla, von Norwegens Strand (Standbild des Frithjof), aus den Schilderungen der Dichter, von der Bühne herab immer wieder begannen wir einem falschen Bilde der Germanen. Der Künstler hat das Recht der Freiheit; aber wo er Gestalten aus der Geschichte, und sei es in der Form der Sage, uns nahe bringen will, da ist er gebunden an die Tracht einer bestimmten Zeit. Er darf nicht Sammlungen der germanischen Altertumskunde durchmustern, das ihm Zusagende sich einprägen und seinen Helden mit dem Erbe von Jahrtausenden gleichzeitig schmücken.“ (Girle, Die Tracht der Germanen II.)

Die Prignitz rein germanisches Siedlungsgebiet. Auf der Jahresagung 1932 der Arbeitsgemeinschaft Prignitzer Heimatvereine zu Wittenberge gab die mit der vorgeschichtlichen Landesaufnahme vom Kreis Westprignitz beauftragte Archäologin Fräulein Dr. Bohm-Berlin einen Bericht über die Ergebnisse ihrer Forschungen, aus dem zu entnehmen war, daß sich für die älteste

Steinzeit eine Besiedlung der Prignitz nicht mit Sicherheit nachweisen läßt.

Zahlreiche Funde, Steinbeile, Messerchen usw. aus Feuerstein lassen erkennen, daß in der mittleren Steinzeit die Prignitz besiedelt war und während der jüngeren Steinzeit eine starke Besiedlung vorherrschte. Die Fundausbeute lehrt, daß trotz der Zugehörigkeit zum rein nordischen Kulturkreis mitteldeutsche Einflüsse unverkennbar sind. Das bekannte Hünengrab bei Melln ist ein Zeuge der jüngeren Steinzeit. Seit der jüngeren Bronzezeit ist eine ruhige Fortentwicklung bis in die Neuzeit feststellbar und die Bevölkerung seit dieser Zeit bilden Germanen.

Die Slawen, Wenden siedelten in der Prignitz erst im frühgeschichtlichen Abschnitt. Als frühesten Termin für ihren Einzug kann man das 7. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung ansehen. Sie machten auch nach ihrem Einzug nur eine kleine Schicht der Bevölkerung aus, bevorzugten die Niederungen und Flußtäler, weil sie hauptsächlich Fischer, aber keine Ackerbauer und Viehzüchter waren.

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß Sagen, Flur- und Ortsnamen aus germanischer Zeit sich bis in die Gegenwart erhalten haben. Ein Beispiel dafür ist die Sage vom Königsgrab bei Seddin.

Fräulein Dr. Bohm gab dann noch wertvolle Aufschlüsse über Orts- und Flurnamen, die ebenfalls darauf hindeuten, daß der germanische Einfluß seit der Urzeit unverkennbar ist. Die Vortragende kam zu dem Schluß, daß die Prignitz altgermanischer Boden ist, eine Feststellung, die von besonderer Bedeutung ist, wenn man sich vor Augen hält, daß Polen bereits beweisen (!!!) will, daß sein Gebiet nicht nur bis an die Oder, sondern bis an die Elbe reiche mit der Begründung, daß hier slawisch-wendisches Kulturgebiet sei. So weilte erst kürzlich ein polnischer Archäologe in der Prignitz und auch in Wittenberge, der für diese Ansicht Belege suchte — allerdings vergeblich. Es zeigt sich jedoch, daß das für die archäologische Landesaufnahme der Prignitz verwendete Kapital nicht verschwendet worden ist, sondern Ergebnisse gezeitigt hat, die nicht nur für die Heimatkunde, sondern darüber hinaus für die allgemeine wissenschaftliche Forschung von grundsätzlicher Bedeutung sind.

Aus der Landschaft

Kultsymbol oder Verwitterung? Im 25. Jahrgang des „Korrespondenzblattes des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine“ (1877) beschreibt Ernst Wörner, der sich um die Aufnahme der-



artiger Denkmäler große Verdienste erworben hat, den Hinkelstein bei Armsheim (Rheinbessen): „Er steht 1,80 Meter hoch und 1,20 Meter breit an der Straße von Armsheim nach Flonheim. Der Querschnitt bildet im allgemeinen eine allerdings sehr unregelmäßige Ellipse mit mehreren starken Auswüchsen. Eine quer durch dessen Mitte gezogene Linie mißt 50 Zentimeter, während die zu beiden Seiten nahe dem Ende quer hindurchgezogenen Linien etwa 20 Zentimeter messen. Ein Loch geht mitten durch den Stein hindurch. Derselbe ist von Porphyre, einem Material, welches erst weiter westlich in den Bergen bei Wonsheim und Siefersheim vorkommt.“

Die Beschreibung erwähnt zwei Dinge nicht, die nach der beigegebenen Zeichnung zu urteilen vorhanden sind: die Spaltung des oberen Steinrandes und die figürliche Darstellung in der Mitte der einen Breitseite. Auf die Bedeutung der Steinspaltung

ist schon früher in „Germanien“ hingewiesen worden (3. Folge, S. 15/16 und 4. Folge, S. 86). Der ganze Zusammenhang, in dem die Figur steht, erinnert an den „Wendestein“, den Wirth erwähnt (Heilige Urschrift, S. 320, Taf. 99, Nr. 3). Aber um Näheres sagen zu können, ist es vorerst notwendig, die Beschreibung des Steines an Ort und Stelle nachzuprüfen und gute Lichtbilder beizubringen. Wer von unseren Lesern ist imstande, das zu unternehmen? (Hoffentlich ist der Stein noch vorhanden!) — Wie steht der Stein zu den Himmelsrichtungen? Standortsgabe nach dem Meßtisch-Blatt! Knüpfen sich Sagen und volkstümliche Bräuche an den Stein? S.

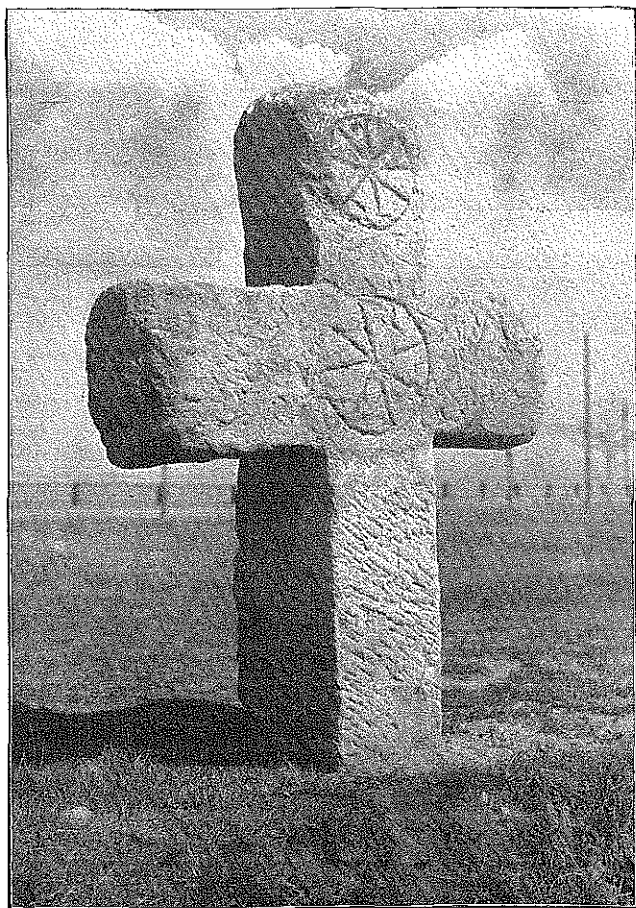
Kreuzsteine und Steinkreuze. Schon in der 4. Folge unserer Zeitschrift haben wir verschiedene Berichte über diese Denkmäler aus der deutschen Vergangenheit gebracht. Auch in Zukunft wollen wir ihnen unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Aufschriften aus unserem alten Leserkreise zeigen, daß den rätselhaften Steinen erfreulicherweise



Kreuzstein bei Baugen mit vierspeichigem Rade

größere Beachtung geschenkt wird. Rätselhaft sind sie noch immer, soviel auch schon darüber veröffentlicht worden ist; und über ihr Vorkommen sind wir auch noch längst nicht so unterrichtet, wie es wünschenswert wäre. Beide Aufgaben — die Verbreitung genau abzugrenzen und die ursprüngliche Bedeutung festzustellen — einer Lösung näherzubringen, kann nur dann gelingen, wenn allenthalben daran mitgearbeitet wird. Der eine macht eine Aufnahme am Wege, der andere findet eine Mitteilung, ein Bild in einer Zeitung, und der dritte

geht planmäßig auf die Suche. So sollen die Abbildungen in diesem und dem folgenden Heft 2, die wir dem schönen Buche von Ruhfahl entnehmen, zunächst nichts anderes als Lust machen, selber etwas zu finden. Denn das ist erst einmal die Voraussetzung, sich innerlich allgemein einzustellen auf diese Aufgabe im Dienste der Landschaftsforschung. Anweisung für planmäßige Arbeit wird folgen! Wichtig sind auch frühe literarische Quellen (Urkunden, Grenzbeschreibungen u. a.) aller Art, in denen diese Denkmäler gelegentlich erwähnt werden.



Steinkreuz bei Birna a. d. Elbe mit zwei achtspeichigen Rädern

„Ein flüchtiger Überblick über Zahl und Lage aller bekannten Standorte führt zu der sicheren Erkenntnis, daß wir dem Steinkreuz in Mittel- und Nordeuropa überall da begegnen, wo germanische Stämme dereinst bei der Besiedlung den Hauptteil der Bevölkerung gestellt haben oder zum mindesten einmal in geschlossenen Massen sesshaft gewesen sind. — Das Steinkreuz kennzeichnet sich demnach als ein alldeutsches Besitztum im eigentlichen Sinne des Wortes und steht als eines der wenigen wohl erhaltenen Erbstücke aus deutscher Vergangenheit noch allerwärts in der Landschaft.“ (Ruhfahl, Die alten Steinkreuze in Sachsen.)

Schätze der Scholle

Ein frühbronzezeitlicher Grabhügel bei Boitzen, Kr. Zeven. Von Hans Müller-Brauel, Zeven.

Auf der Heidefläche in dem Dreieck, wo die Feldmarken Wenje, Stebbdorf, Boitzen zusammenstoßen, längs eines uralten Seerweges (der in Napoleonischer Zeit zu der Chaussee Zeven-Stade ausgebaut wurde), liegt ein größeres Hügelgräberfeld.

Es umfaßt zwei Arten von Hügeln: Hügel mittlerer Größe, meist niedrig, ohne jeden Steinpackungsbau im Inneren, auf der Oberfläche in der Mitte entweder sichtlich abgeplattet oder direkt eingesunken. Was ich von diesen Hügeln im Laufe der Jahre abfahren sah (als ich noch keine Grabungserlaubnis hatte), was ich von Funden aus solchen Hügeln hörte, das wies alles eindeutig darauf hin, daß es endsteinzeitliche Grabhügel der aus dem Thüringischen bei uns einwandernden Schnurkeramiker seien. Die zweite Art umfaßt Hügel von großen, man möchte sagen, fast riesenhaften Dimensionen; der größte noch vorhandene Hügel, auf der höchsten Höhe des ganzen Geländes, umfaßt zirka 30 m Durchmesser zu 3 m Höhe. Ein anderer, den die Ortsgemeinde Stebbdorf mit 5 weiteren zu Wegeverbesserungen abfahren ließ, hatte (die abgegrabene Grundfläche liegt noch unbegrünt da), genau 20 m Durchmesser und in der Mitte 2,60 m Höhe. Ich habe bei wiederholten Besuchen zahlreiche Holzpfähle darin feststellen können. Funde hat dieser H., soweit ich davon erfuhr, nicht erbracht, daß er aber der Hochzeit der älteren Bronzezeit angehörte, daran besteht kein Zweifel; wo immer solche Hügel Funde erbrachten, erwiesen diese, daß die H. eben dieser Periode angehörten.

In der Mehrzahl sind sie fundlos, — das kann aber seine Erklärung auch in dem Umstande finden, daß gerade diese großen Hügel, wie ich in mehreren Fällen mit größter Sicherheit nachweisen konnte, ursprünglich einen Hohlraum für den oder die darin bestatteten Toten enthielten — also eine Art Familiengruft und in diesem Sinne Nachfolger der Megolithgräber, die ja erwiesenermaßen Familiengräber frühgermani-

scher Häuptlings- oder Edelingsgräber sind. In solchen tellerartigen Hohlräumen mußte sich nämlich, wie Prof. Hans Sähne mir einmal ausführte, mitgegebene Bronze restlos auflösen — was die so oft beobachtete Fundlosigkeit erklären würde. — Diese großen Hügel der Bronzezeit gehören dem gleichen Volke an — es sind die Nachkommen der Schnurkeramischen Einwanderer.

Das hier in Frage stehende Hügelgräberfeld (unmittelbar neben der nachweislich uralten Siedlung Brake gelegen, die zu dem Dorfe Boitzen gehört) umfaßt vor zirka 30 Jahren nach meiner Zählung im ganzen 43 Hügel. Heute ist der größte Teil der noch vorhandenen Hügel, zirka 30, auf meine Veranlassung, als Kreispfleger, insofern für die Zukunft erhalten, als die Fläche, auf der sie liegen, in einer Größe von 10 Morgen vom Kreise zunächst erpachtet ist.

Um den Kern dieses Gräberfeldes liegen nun noch mehrere einzeln belegene Grabhügel, die, weil sehr verschiedenen Besitzern gehörig, nicht mit erpachtet werden konnten, sie werden nun zu Ackerland eingeebnet oder sind es z. T. schon. — Ganz oben im Norden des Gräberfeldes wurde ein Hügel abgegraben, der etwa in der Mitte den Querschnitt eines ringsum angefohlten Baumfarges zeigte.

Im Südtile dieses Feldes hatte nun der Anbauer Kuds zur Brake einen Hügel eingeebnet; bei einer Besichtigungsfahrt sah ich den Beginn dieser Arbeit und stellte an der Nordwestseite des Hügels im Anschnitt eine Reihe von Holzpfehlern fest. Mit dem Besitzer wurde dann die Weiterarbeit verabredet, dieser ließ die ganze Hügelmitte stehen und ich habe sie untersuchen können.

Der Hügel hatte einen Durchmesser von 15,30 m in Richtung Süd-Nord, und von 16,50 m in Richtung Ost-West. Da jahrzehntelange Beobachtungen mir gezeigt haben, daß stets in der größten Durchmesser-Ausdehnung das so orientierte Grab liegt, da weitere Beobachtungen dartaten, daß die Gräber mit der Längsorientierung Ost-West die älteren sind, konnte eine Grabanlage der ausklingenden Jungsteinzeit oder der aufkommenden Bronzezeit

erwartet werden. Soweit meine Beobachtungen reichen, wird im zweiten Teile der älteren Bronzezeit die alte Orientierungslinie Ost-West verlassen.

Der Hügel war also nicht kreisrund, wie so oft in Beschreibungen von Ausgrabungen gesagt wird — nebenbei bemerkt habe ich im Leben einen wirklich kreisrunden Hügel, wie sie in Grundrissen oft mit Zirkelschlag dargestellt sind, noch nicht erlebt. — Die Höhe des Hügels wurde bei der Grabung mit 1,35—1,40 m ermittelt. — Ungemerkt sei, daß er auf leicht nach Süden hin sich absenkendem Terrain lag; dieser Umstand wird uns noch weiter beschäftigen.

Das Innere des Hügels. In gleichmäßiger Entfernung vom Außenrande, zirka 2,50 bis 3 m, umzog ein nur lose und meist aus kleineren Steinen gelegter Steinfranz das Innere. Er war nicht gleichmäßig geschlossen, an der Ostseite beginnend, ragte er etwa 1 Meter über die Nordlinie der Grabanlage hinaus und hörte zwischen West und Nordwest auf, sich vor dem Aufhören noch wenige Meter in einer Holzpfehlreihe fortsetzend, während ein nochmaliges kurzes Ende Steinfranz dann den Schluß bildete. Auf der ganzen noch übrig bleibenden Strecke von Nordwest bis Ost fand sich kein Stein gelegt, — die ganze Nordkante war somit ohne jeglichen Steinschutz, während die genau gegen Süd gerichtete Seite den besten Steinschutz aufzeigte, gelegentlich in zwei aneinandergelegten Steinreihen.

Nun war die südliche Seite des Hügels die Seite, welche leicht abfällt, lag, — da war es wichtig, feststellen zu können, daß die größeren Steine der ganzen Einfassung auf dieser Strecke lagen, daß dort, wo die Reihe doppelt lag, stets die nach außen hin lagernden Steine die kleineren waren. Das läßt m. E. nach vielen gleichartigen Beobachtungen den Schluß zu, daß diese kleineren Steine zu oberst ursprünglich lagen, in den Lücken der größeren, und erst im Verlaufe der Zeit mit dem Auseinanderfließen des Hügels absanken. Dazu stimmte durchaus, daß nach Süden und Südosten hin die heutige Hügellante ganz flach auslief, während an der (von der Sonne nie erwärmten) Nordkante des Hügels dieser in fast ursprünglicher Rundung erhalten war. Es hat somit nach meinen langjährigen Beobachtungen keine Verlagerung der Hügel Erde nach Westen bzw. Nordwesten stattgefunden wie Prof. van Giffen es annimmt, sondern ein Abfließen nach Süden hin, während die entgegengesetzte Hügellante heute deshalb höher ist, weil hier die fast ursprüngliche Höhe noch vorliegt.

Bei Grabhügeln schnurkeramischer Siedler, welche älteren Ursprungs sind, und die noch keine Steine am Rande, sondern statt dieser nur Holzpfehlreihen haben, sind die Pfehlreihen doppelt bis dreifach eingeschlagen, während an der Nordkante gar keine stehen. Es ist klar, daß hierin ein zweckhafter Gedanke liegt. Unsere Vorfahren wußten eben aus Erfahrung, daß die nicht von der Sonne erwärmte Nordkante sich von selbst besser hielt als die Südkante, die deswegen gesichert werden mußte gegen Abbrutschen und Verlagerung.

Das von diesem Steinfranz umschlossene Innere des Hügels maß genau 10 Meter Durchmesser. Deutlich war erkennbar, wie die Innenfläche bei Erbauung des Grabhügels abgeplaggt war, denn es lagerte — ohne eine erkennbare Trennungslinie durch Humus — die aufgeschüttete Hügel Erde auf dem hellgelben Sandboden des Untergrundes. — Bei anderen Grabhügeln dieser Siedler habe ich auch ein Überbrennen der Grundfläche feststellen können. Auf einer wenige Millimeter starken roten Brandlinie lagerte eine feine weißliche Schicht, die entschieden aschenhaltig war, hierauf war die Hügelbaurde geschüttet. Mir scheinen diese Beobachtungen nicht unwichtig zu sein. Sie zeigen, daß unsere Vorfahren besonderen Wert darauf legten, ihren Toten ein Grab in reiner Erde zu bereiten. Es gehört dies zu manchen Tugenden von Pietät, die wir im Totenkultus unserer Vorfahren beobachten können, wie z. B. das Einstreuen von blühenden Blumen, die sich im Baumsarggrabe eines germanischen Mädchens in Dänemark fanden. Die Zusammenfügung solcher kleinen Einzelzüge ergibt aber ein ganz anderes Bild, als es vielfältig bis jetzt gelehrt ist. Nicht Totenfurcht und daher Festsellung des Toten, oder Bedecken des Grabes mit gewaltigen Steinen, um die „Wiederkehr“ des Toten zu verhüten, sondern Grabschutz und pietätvolle Herrichtung des Grabes, des „Hauses des Toten“ sind Wesenszüge unserer Ahnen.

Das Grab des Hügels. Genau in der Hügelmitte lag das Grab. Die sonst oft von mir beobachtete Beschüttung des Inneren mit einer 10—15 Zentimeter dicken Schicht von reinem, weißem Sand fehlte hier, dagegen erwies sich das Grab selber als eingetieft in den Urboden, und zwar soweit, bis der weiße Untergrund erreicht war. Das war bei einer Grabtiefe von 55 Zentimeter der Fall. Probefächer in der Umgebung des Hügels zeigten, daß der weiße Untergrund überall in einer Tiefe von 60 bis 65 Zentimeter lag. (Schluß folgt.)

Die Bücherwaage

Weber, Edmund, *Die Religion der alten Deutschen*, Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1932, 0,60 Mk.

Das dünne Bändchen (40 Seiten) bringt klar und übersichtlich gegliedert eine Fülle wertvollsten Stoffes, wertvoll schon deshalb, weil der Verfasser damit die Kunde über die religiösen Vorstellungen unserer Ahnen von den ältesten uns z. Z. zugänglichen Denkmälern an in ebenso geschickter Auswahl, wie knapper, leicht faßlicher und allgemein verständlicher Form zu bieten versteht.

Die zielsichere Zusammenschau zwischen den Denkmälern in engerem Sinne und den Berichten der Antike und des Mittelalters, den Sagas, den Liedern und Erzählungen der Edda, den Sagen und Märchen, den Sitten und Volksbräuchen verrät eine glückliche Hand und einen scharfen Blick für das Wesentliche.

Dem Kenner der ersten Auflage werden eine Reihe erwünschter und sehr wichtiger Ergänzungen willkommen sein. Diese Ergänzungen beruhen zum größten Teil auf eigener Forschung und haben auch die Anerkennung fachwissenschaftlicher Kreise gefunden.

Bedeutend ist u. a. die von Weber gefundene Erklärung des von Tacitus, *Annales* I, 50/51, erwähnten Marserheiligtums einer angeblichen „Göttin Tamsana“. Weber schreibt Seite 19: „1929 zeigte Wilhelm Teudt (Germanische Heiligtümer), daß dieses Weihum wahrscheinlich das Hauptheiligtum des ganzen heruskischen Völkerbundes gewesen ist. 1932 gelang es mir nachzuweisen, daß „Tamsana“ gar kein Eigenname, sondern ein Sachname gewesen ist und „Losheiligtümer“ bedeutet hat (s. Anzeiger der Zeitschrift f. d. A. 1932).“ Glücklicherweise hat der Verfasser in der für die meisten angeführten Stellen der antiken Schriftsteller gegebenen eigenen Übersetzung. Er gibt dem Text erfreulicherweise eine Fassung, die diese Berichte nicht mehr durch die trüben Gläser humanistischer Scheubrillen liest und deutet, sondern Wert darauf legt, daß dem deutschen Leser durch den deutschen Wortlaut nicht immer wieder das bittere Gefühl der Minderwertigkeit seiner Ahnen gegenüber den anderen gleichzeitigen Kulturvölkern bleibt.

Es heben sich in dieser Hinsicht besonders hervor die Wiedergabe von Tacitus *Ann.* I, 50/51 (Tamsana) und Hist. IV, 61/65 (Beleda). Die Betonung, daß die Germanen auch Priester hatten (sacerdos-ward), deren Stellung und Aufgabe naturgemäß anders waren als die der keltischen Druiden, ist notwendig; ebenso die Beleuchtung der Menschenopfer. Dankenswert ist es, wenn Weber nicht nur bei den vor- und frühgeschichtlichen Bodenaltertümern Zeitangaben macht, sondern auch bei allen Schriftstellern die geschichtlichen Zahlen bringt; das vergißt der Schüler und der Laie immer wieder und möchte es auch immer wieder wissen.

Neu ist die Heranziehung einer ganzen Reihe seither wenig oder gar nicht beachteter Stellen aus den *Mon. German.*, sowie einer Beowulfstelle (B. 171—179), deren Bedeutung bisher nicht richtig gewürdigt worden ist. Sie ist besonders aufschlußreich für die innere Frömmigkeit unserer Altvordern. Bekanntlich behaupten selbst führende Kirchenmänner, man wisse nicht, wie der Germane gebetet habe. Aus Weber können sie es erfahren. Die Germanen haben keine Tempel als Wohnhäuser der Götter gehabt, wohl aber heilige Häuser für die gottesdienstlichen Geräte. Sind diese Häuser als rohe Bauten vorzustellen, ist kindisch; sie haben im Friesenhaus und in der nordischen Fürstenhalle ihre lebendig zeugenden Abbilder und haben sich ebenso trefflich in die nordische Landschaft eingefügt.

Die Kritik an der kränkenden Darstellung Gregors (Seite 25) konnte m. E. ganz ruhig etwas kräftiger ausfallen. Wir haben das Recht und die Pflicht, uns so zu wehren, wie wir angegriffen werden und seit Jahrhunderten beleidigt worden sind. Man liest es zwischen den Zeilen, wie sehr es den Verfasser drängt, noch mehr solcher kritischer Bemerkungen zu den mitunter törichten, von der Forschung und der Laienwelt seither zu kritiklos als wahr hingenommenen Nachrichten römischer Schriftsteller zu bringen. Raum-mangel mag ihn daran gehindert haben. Zu bedauern ist, daß nicht ein paar Seiten mehr für Abbildungen zur Verfügung standen. Denn gerade auf unserem Gebiet ist

Anschauung vorzuziehen. Unser Auge ist ja verblindet durch die ewigen Hinweise und Belehrungen über die einzig wahren klassischen Kunstschöpfungen. Wir waren und sind ja blind und verständnislos gegenüber den Werken unserer Ahnen. Man wird gut tun, sich gerade zu diesem Büchlein ein eigenes Bildarchiv zu schaffen. Material genug findet sich in den neueren Werken der Altertumskunde; erwähnt seien nur Kossinna, Pastor, Jung, Wirth, Leudt, Redel, Jakob-Griesen. Das Studium all dieser Werte schimmert überall in Webers Ausführungen durch, ohne daß er sich in eigener kritischer Stellungnahme den Quellen oder den Ansichten der Wissenschaft gegenüber stark beeinflussen ließe.

Wie schlecht es übrigens noch im allgemeinen um die seither so tiefmütterlich behandelte Forschung auf dem Gebiet der geistigen Hinterlassenschaft unserer Vorfahren bestellt ist, wie unsicher noch die Ergebnisse dieser Forschung sind, beweisen dem aufmerksamen Leser auch bei Weber die immer und immer wiederkehrenden „wohl“ und „vermutlich“ und „dürfte“ und „sollte“ und „scheinen“ und die Fragezeichen usw.

Webers Schrift gehört in erster Linie in die Hand von Lehrern (für Geschichte, Deutsch und Religion), die die rechte Einstellung gegenüber der Kultur unserer Ahnen haben und ernstlich gewillt sind, die alten und abgetretenen Geise der seitherigen Unterrichtsmethode und des Unterrichtsinhalts zu verlassen. Es gehört aber auch in die Hand aller außerhalb der Schule stehenden „interessierten Laien“, die sich einmal Einblick verschaffen wollen in das geistige und seelische Leben und Wirken unserer Vorfahren. — P. G. Beyer.

Wirth, Herman, **Die heilige Urschrift der Menschheit**. Lieferung 7, Text S. 289—336, Anmerkungen S. 33—48, Tafel 271—302. Gr. 40. Verlag Koehler u. Amelang, Leipzig 1932.

Das 10. Hauptstück (bereits in Lieferung 6 beginnend) behandelt die äußerst aufschlußreiche Sonderentwicklung eines ursprünglich abstrakten Symbols: die Kröte, die sich als Sinnbild des „unterweltlichen“, winterlichen oder wintersonnenwendlichen Lebens wiederum in der Symbolkunst Mexikos als konkretes, ins Bildhafte übergesetztes Symboltier ebenso nachweisen läßt, wie in jungpaläolithischen Knochenritzungen des Nordens als ursprüngliches, abstraktes Symbol.

Sehr beachtenswert ist der mexikanische Federmantel, der als Abbildung beigegeben wird; er zeigt u. a. eine stilisierte Darstellung

des in 5 Enden auslaufenden „Blutstromes“, auf dem ein Totenschädel angebracht ist. Wir haben hier wohl einen Sonderfall der Handdarstellung als Kennzeichen der Wintersonnenwende mit der Bedeutung „Tod = neues Leben“. Gerade diese Verwendung des Totenkopfes läßt die Vermutung aufkommen, ob nicht vielleicht auch unsere vielgebrauchte Darstellung des Totenkopfes mit den zwei gekreuzten Knochen darunter ursprünglich eine Darstellung des Malkreuzes (Sonnenwendepunkte = Jahr) mit dem darüber befindlichen Jahreskreise (?) bedeutet hat: ☿, wobei man sich die Enden des Malkreuzes durch die üblichen Sonnenringe ergänzen mag. Das wäre ein typisches Beispiel für die abstrakte Struktur, die einen ornamentalen Symbolgedanken leitet. Bei der Kröte ist in gleicher Weise der Vorgang der Überlegung eines abstrakten Formprinzips in ein anschauliches Vorstellungsbild eingetreten: ein Vorgang, der von Wirth eigentlich zum ersten Male entdeckt und durch eine Fülle von Stoff belegt worden ist, und den wir nicht mehr aus der religionsgeschichtlichen Betrachtungsweise zurückweisen können. Gerade die Entwicklung des Symbols der Kröte von der abstrakten Knochenritzung bis zur südlich-üppigen Darstellung Mexikos, und die parallele Entwicklung im religionsgeschichtlich begründeten Märchen, beweist an einem deutlichen Beispiel, woher jene Fülle von religiösen Vorstellungselementen ursprünglich stammt, die bisher von der Völkerkunde als „Totentier“ und ähnlich etikettiert sind.

Die Kröte steht als Wintersonnenwend-Symbol, als Aufenthaltsort des „Jahrgottes“ und der Toten unmittelbar neben der weiter verbreiteten Schlange (Drache); wie diese erscheint sie daher in späterer (und wie wir jetzt wissen, verdunkelter) Überlieferung als „Seelentier“. Die Schlange als Seelentier erscheint sehr deutlich in der langobardischen Sage; die Kröte oder Unke (Formel n-?) noch in dem bekannten Grimmschen Märchen, in dem der Tod der Unke den Tod des Kindes verursacht. Die Religionswissenschaft behauptete bisher, „die Seele werde als Tier (Totentier) apperzipiert“, woraus man eine angeblich niedrige „Anfangsstufe“ des religiösen Denkens folgert.

Vermutlich wird man diese Etikettierungen mit samt dem auf die Geistesgeschichte übertragenen Entwicklungsgedanken, der immer noch unheilvoll mit dem Fortschrittsdogma verquidt ist, einer gründlichen Umgestaltung unterziehen müssen. Wenn nach süddeutschem Volksglauben die Kröten „arme Seelen“ sind, so ist das ein aus ferner

Vorzeit ebenso unausrottbar fortlebendes Bild, wie etwa die Hand als Grabsymbol, die auch immer wieder als Motiv von Grabsagen erscheint; oder wie jene anderswo verbreiteten Sagen, in denen der friedlose Tote als feuriges Rad wieder erscheint. Schlange, Kröte und Rad, scheinbar ohne jede Sinnverbindung, sind eben die uralten Symbole des Wintersonnenwendlichen, Unterirdischen, der Aufenthaltsort der Seelen, und endlich der Seelen selbst.

Das 11. Hauptstück behandelt ein Vorstellungsbild von unaussprechlicher religionsgeschichtlicher Fruchtbarkeit: das Symbol der „zwei Berge“, das noch im Runenalphabet als ursprünglich winterswendliches Zeichen nachzuweisen ist und entsprechend als „Sigtyrs Berg“ im Zusammenhange mit der „südl. sinkenden Sonne“ in einem Eddaliede erscheint. Es ist die edige Schreibung für die beiden „Ur“-Zeichen, die als „Zwei Säulen“, „zwei Berge“ oder als „Pforte“ auf einen uralten religionsgeschichtlichen Tatbestand zurückgehen. Es sind die beiden Steinstelen, zwischen denen im Süden des Steinkreises (dagsmark, eyktamark) die Sonne zur Winterwende aufgeht, um neugeboren ihren neuen Jahreslauf am Himmel zu vollziehen. So erscheint im frühdynastischen Ägypten das Jahrzeichen, der Sechsf Stern, zwischen den beiden Bergen; so erscheint auch in sumerisch-babylonischer Überlieferung Marduk als „Mensch“ zwischen den beiden „Ur“, eine Symbolverbindung, die die sprachlichen Begriffe „zeugen, Empfangnis, Schwanger“ wiedergibt. Dieselbe Verbindung erscheint noch in angelsächsischen Hausmarken, welche die „öss“ (Gott)-Rune zwischen den beiden Δ zeigen. Diese Zeichen und die dazu gehörenden Begriffe sind an mehreren Stellen mit der Vorstellung des „Widders“ verbunden.

Die ungeheure religiöse Fruchtbarkeit dieser Vorstellung können wir an einer Fülle von Beispielen in der bildlichen wie in der mündlichen Überlieferung belegen. Sehr früh sind die beiden Berge als die „Mutterbrüste“ gedeutet worden (als Brüste der Ann oder der Tanit in karthagischen Darstellungen); der Sinnzusammenhang mit der angelsächsischen Weihnacht, der „Mutternacht“, leuchtet ein. So zeigen Grabstellen den Sonnenjahreskreis über den zwei Bergen (Wirth, S. 300 ff.): Δ , die zwischen den beiden Bergen südlich aufgehende Sonne der arktischen Urreligion. Dies Symbol ist ebenso alt, wie unglaublich dauerhaft; es ist nicht nur ägyptisch als Δ (Wirth, S. 314), als Zeichen für die Hathor („Haus des Horus“, des Sonnengottes) belegt; es erscheint noch heute in der katho-

lischen Symbolkunst — völlig unverstanden — als Zeichen für die Gottesmutter Maria, die ja in der Symbolik an die Stelle der alten Gottes- und Erdenmutter getreten ist: Δ

Dies Zeichen, als „Maria“ gedeutet, findet sich als Ausdruck unzerrückbarer Tradition in mancher katholischen Dorfkirche; es findet sich aber auch auf einem hettitischen Siegelzylinder (Tafel 99, Nr. 4) und ähnlich auf einem Menhir bei Obersteigen im Elsaß (ebd. Nr. 3, Wirth, S. 320); die Urbedeutung ist die zwischen den beiden „Ur“ aufsteigende Sonne, auf dem Maria-Zeichen noch sehr deutlich als der über den Horizont sich erhebende Kreis zu erkennen. Auch für die entsprechende „literarische“ Überlieferung kann ich aus der katholischen Tradition ein schönes Beispiel beibringen. Die beiden Berge oder Säulen, das Haus des Horus, aus denen der Sonnengott seinen Aufstieg wieder beginnt, bzw. aus dem Mutterchose wieder in die Welt tritt, bilden die Pforte des Himmels, wie das babylonische „baba“ oder Bab-ilu (Pforte Gottes) bezeugt (Wirth, S. 304). Als diese „Pforte“, von der wir sogleich noch mehr hören werden, erscheint in christlicher Überlieferung Maria selbst, wobei die im Sumerischen bezeugte Bedeutung UMU = Mutter, Mutterbrust, auch „uterus“, mitgewirkt haben mag; „janua coeli“, Pforte des Himmels, ist ihre Bezeichnung, und die ursprüngliche Bedeutung wird noch in einem schönen Kirchenliede klar: „Selige Pforte warst du dem Worte (logos), als es vom Throne der ewigen Macht Gnade und Rettung dem Menschen gebracht.“

Als uralte Adventsymbolik wird uns diese Himmelspforte sogleich noch begegnen; die ursprüngliche Bedeutung des „Ur“ oder der beiden Berge als „uterus“, von Wirth (S. 314) angenommen, wird bestätigt durch die Bilder aus der Marienmythik des Mittelalters. So in dem berühmten Marienleide des Walther von der Vogelweide (Lachmann 3, 1): „gotes amme, ez was din wamme ein palas, dā daz lamp vil reine lac beslozen inne“; „Gottes Amme, es war deine Wamme (= uterus) ein Palast, da das Lamm viel reine lag beschloßen innen.“ Hier haben wir uralte Kultsymbolik als nachwirkendes Bild: der Widder im unterirdischen Haus ist der Inhalt der sumerischen Hieroglyphe LU (UDU), „Schaf“ (Wirth, S. 296); der Marduk ist das Kind der beiden „Ur“ (Wirth 297); auch in der angelsächsischen Hausmarke steht die Rune „feoh“ („Vieh“, urspr. „Widder“) in den beiden Bergen

(Wirth), S. 297); der „belgbunden Thor“ der nordischen Überlieferung gehört in dieselbe Vorstellungsreihe. Das „Lamm“ im „Palas“ wäre also eine uralte Überlieferung aus der Zeit, da der Winterformenwendezeitpunkt im Zeichen des Widder lag; der Gott im Hause des Lammes nimmt seine Gestalt an, wird das „Gotteslamm“ (der junge, neugeborene Widder); er tritt aus den beiden Bergen (Brüste, uterus; „wamme“ bedeutet beides!) durch die „Himmelspforte“ zu seinem neuen Erdenlauf hervor. Der „Palas“, aus dem der Gottessohn hervortritt, entspricht genau der ägyptischen „Sathor“, dem „Haus des Horus“, der als widdergehörnter Jupiter Ammon fortlebt, während die beiden Wände des Thor im Norden die alte Symbolverbindung weitergeben.

Wie wenig gesucht diese Zusammenhänge wirklich sind, beweist die Zusammenstellung eines uralten sumerisch-babylonischen Hymnus mit einem christlichen Kirchenlied, ohne daß auch nur die Spur einer direkten „literarischen“ Abhängigkeit nachzuweisen wäre.

Ausführlicheres darüber und Schluß der Besprechung der Lieferung 7 folgt im nächsten Heft. Eremita.

Huth, Otto, Janus, ein Beitrag zur alt-römischen Religionsgeschichte, Bonn, L. Röhrscheid 1932. 80, 95 S. Preis 3.60 RM.

In einer Einleitung über „Italiker und Germanen“ wird zum Grundgedanken der Erforschung der altrömischen Religion der Vergleich mit der altgermanischen Überlieferung erklärt. Die Italiker sind von allen Indogermanen den Germanen — in denen wir den Kern des Indogermanentums zu sehen haben — am nächsten verwandt, wie die Sprachforschung feststellte (H. Hirt, Fr. Kluge) und die Symbolforschung bestätigt.

Janus, der altrömische Patrizier, d. i. Adalshauergott, heißt in hervorragendem Maße pater: er ist der Schöpfergott (cerus-creator) und Gott des Anfangs (er wurde immer zuerst angerufen). Janus ist aber ursprünglich, wie hier das erste Mal nachgewiesen wird, auch Totengott (manus). Im Kultliede der Salier wurde er als cerus-manus (Synonym von Genita Mana) angerufen, ein Doppelname, der ihn als Lebenden und Totengott zugleich bezeichnet. D. h. aber, Janus war Jahrgott; denn das Jahr ist — für den Bauern im besonderen — das Urbild der Umpolarität (Winter/Sommer =

Nacht/Tag = Tod/Leben usw.). Die römische Überlieferung bestätigt sofort die enge Beziehung des Janus zum Jahr (zur Monatszahl 12 und zur Tageszahl 365). Zudem ist sein Name von der Wurzel ia-„gehn“ abzuleiten, von der eine andere Erweiterung germ. usw. jar (Jahr) ist! Janus, der „Geher, Wandler“, ist der schreitende Jahrgott, wie das Jahr das ewige Kommen und Gehen, der polare Wechsel des Auf und Ab.

Nachdem bewiesen ist, daß Janus Jahrgott war, wird gezeigt, daß der Doppelkopf, durch den Janus heute noch jedem bekannt ist, nichts anderes ist als die Jahrrune (= senkrecht halbiertes Kreuz), die auf einem römischen As noch über dem Doppelkopf (als Determinatio) steht. Der altrömische Kupferas ist zudem die Einheit von 12 Unzen (= Monaten)! Auf der Rückseite des As steht meist ein Schiff (genauer eine Schiffsprora). Das Schiff (= Totenschiff) zusammen mit der Jahrrune ist als feste Symbolverbindung in den skandinavischen Felszeichnungen häufig zu belegen. — Im späteren Rom schenkte man sich am Neujahrstag einen As und einen immergrünen Zweig (strena, daher franz. étrennes).

Es wird nachzuweisen versucht, daß das Neujahrsfest der Römer ursprünglich in der Winter Sonnenwende lag (wie bei den Germanen) und das Hauptfest der Römer war. Im Mittelpunkt der Kulthandlung lag die Erneuerung des Herdfeuers. Das neue Feuer wurde von Zwillingen — vermutlich in einem Holztore — gedreht. (Die Gemini sind die Söhne des Jahrgottes, der der Geminus, der Tuisto, der Zwiefache ist). Der Kultmythos war der, daß zur Winter Sonnenwende die Sonne im Weltensee erlischt und von den Dioskuren neu entzündet wird. Der Sinn des Neujahrsfestes war die Erneuerung der Welt, die Wiederholung der Schöpfung. Das Tor (ianua) — neben dem Doppelkopf das Symbol des Janus und nach ihm benannt — ist Symbol der Wiedergeburt (ritueller Durchgang durchs Tor bedeutet wie Durchziehen unter Wurzeln, durch Zwielfelbäume, unter Erdhügeln usw. Wiedergeburt aus dem Tode, Durchgang durch den Tod als Erneuerung, Neuwerten) und ursprünglich winter Sonnenwendliches Kultsymbol. Janus ist also winter Sonnenwendlicher Jahrgott. — Die Arbeit ist zugleich ein Versuch, die Forschungen von Ludwig Klages und Herman Wirths miteinander zu verbinden. (Selbstanzeige.)

In Rom, Athen und bei den Lappen,
Da spürt man jeden Winkel aus,

Indes wir wie die Blinden tappen
Daheim im eigenen Vaterhaus.

Karl Simrock.

Zeitschriftenchau

Zur geistigen Kultur der Germanen

Walther Schulz, Archäologisches zur Wodan- und Wanenverehrung. Wiener prähistorische Zeitschrift, 19. Jahrg. 1932. Die Untersuchung behandelt das Vordringen des Menfultes gegenüber dem älteren Wanenkult. Nach der Ynglingasage ist der Wodankult mit Leichenverbrennung, der Wanenkult mit der waffenlosen Bestattung im Hügel verbunden. Schmudopfer, besonders ins Wasser versenkte, gehören dem Wanenkult an, dessen Mittelpunkt das Heiligtum Veire auf Seeland war. Walopfer und Waffenbeigaben sind Kennzeichen des Wodankultes, dessen Hauptheiligtum sich in Odense auf Fünen befand. In dem alten Ingwäonengebiete der jüdischen Halbinsel überschneiden sich beide Kulte. Bei den Goten sind alte Anzeichen für Wanenverehrung vorhanden. / **Walther Schulz, Die Langobarden als Wodanverehrer.** Mannus Bd. 24, 1—3. Die Stammsage der Langobarden als Überlieferung des Überganges von der Wanenverehrung zum Menfult! Die alte Heimat der Wandalen, Kimbern und Langobarden am Rattagat erscheint als besonders alte Stätte der Wodanverehrung, deren Aufkommen im engsten Wesenszusammenhange mit dem Kriegerum dieser Stämme steht. In ihren frühgeschichtlichen Sagen an der Unterelbe zeigt die langobardische Kultur als Merkmale des Wodankultes neben Leichenverbrennung und Waffenbeigaben eine strenge Trennung von Männer- und Frauenfriedhöfen. / **William Anderson, Das altnordische Paradies.** Mannus Bd. 24, 1—3. Untersuchung über die kultische Bedeutung der Himmelsberge und Walburgen auf germanischem Gebiet und ihre etwaigen, schon bronzezeitlichen Beziehungen zum iranischen Mazdaismus, sowie ihr Fortleben in der christlichen Michaelsverehrung. **Lothar F. Joh, Totenfurcht und Aberglaube bei den Germanen der Völkerwanderungszeit.** Volk und Rasse, Heft 4, 1932. Berl. Lehmann-Mannchen. Joh stellt die Leichenverstümmelungen des silingischen Steltzgräberfeldes von Groß-Särding, Kr. Breslau, aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr. in Vergleich zu dem Befunde auf neuzeitlichen Seuchenfriedhöfen, wo ganz ähnliche abergläubische Bräuche zur Abwehr

der Seuche festgestellt wurden. / **Richard Wolfram-Wien, Christentum und heidnische Überlieferung im deutschen Volksbrauch.** Volk und Rasse, Heft 4, 1932. Wiederlegung des Buches „Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande“ von Karl Meisen, der fast das gesamte alte deutsche Brauchtum auf christliche Vorstellungen zurückzuführen versucht. / **F. Adama van Scheltema, Um eine deutsche Runeninschrift.** Mannus Bd. 24, 1—3. Die aus einem fränkischen Grabfund von Rehrlich stammende Fibel mit halbrunder Kopfplatte, Tierornamentik und Tierkopf am Fußende, die gegen 600 n. Chr. anzusehen ist, trägt auf der Rückseite in Runen die Worte „Wodini hailag“. Ihre Echtheit ist offensichtlich zu Unrecht angezweifelt worden, weil die Inschrift erst bei der Reinigung im Museum entdeckt worden ist. Die Inschrift ist auch sprachlich von hoher Bedeutung, da sie eine sonst nicht belegbare Brücke zum Angelsächsischen darstellt. / **Max Wilde, Ein Steinhammer mit einer Ritzzeichnung.** Mannus Bd. 24, 1—3. Ein abgebrochener Steinhammer, der unweit Zeitz gefunden wurde und in Ritzzeichnung drei Figuren, darunter offenbar einen Menschen mit erhobenen Armen, darstellt. Der Fund ist zwar der handkeramischen Kultur zuzurechnen, kann möglicherweise aber als früher Beleg für die kultische Bedeutung des Hammers gelten.

Kultur — Technik — Wirtschaft

Josef Strzawowski, Die Voraussetzung der „Gotik“ in Volkstunde und Vorgeschichte. Mannus Bd. 24, 1—3. Der Verfasser zeigt die auch heute noch oft von der Kunstgeschichte bestrittene Selbständigkeit der nordisch-germanischen Bauweise aus dem Holzbaugedanken heraus. Von dem Grabmal Theoderichs und der Grufkirche Karls d. Gr. führt er die Entwicklung zurück auf die achtseitigen, kuppelüberwölbten, hölzernen Einbauten der Hünengräber im Kreise Zeven bei Bremen. Jener uralte Mastenbau über quadratischer Grundfläche ist immer lebendig geblieben, und ist in der Auseinandersetzung mit dem Langhausgedanken der Basilika von entscheidender Bedeutung für die Entstehung der Gotik. Leben die alten

Formen des nordischen Holzbaues noch heute bis nach Asien hinein, so ist der nordische Megalithgrabgedanke Anreger und Schöpfer bis weit in den Südkreis hinein geworden, wo die Machtbauten der Pyramiden usw. ihm ihr Entstehen verdanken. / Jens Rasmussen, Versuch, alte Schiffe nachzubauen. Mannus, B. 24, 1—3. Hier berichtet ein erfahrener Kapitän über seine wohlgeglückten Versuche, die altgermanischen Schiffsbilder und -funde nachzubauen. Nicht minder als die späteren hölzernen Schiffe der Germanen haben sich auch die Bronzezeitmodelle, die von den Felsbildern und Bronzezeichnungen bekannt sind, selbst bei größerer Mannschaft als durchaus fechtlich erwiesen. Es sind Fellboote mit sinnreicher Holzverspannung, und die vielberätkelten Schlittenkäufen der Felsbilder-Schiffe finden ihre konstruktive Erklärung: Der zweite, freistehende Kiel war notwendig als Schutz beim Auslaufen für die empfindliche Schiffswand, möglicherweise erleichterte er auch das Überlandziehen bei Stromschnellen und dergleichen. / Wolfgang Schulz, Steuer, Faltboot und Rammspitze. Mannus Bd. 24, 1—3. Die Abhandlung weist bereits für die Bronzezeit bewegliches Steuer, „Schwert“ und Rammspitze, wie überhaupt eine hochentwickelte Schiffsbauweise nach. Das Götterschiff „Skidbladnir“, von dem die jüngere Edda berichtet, erweist sich als ein auf bronzezeitlicher Schiffstechnik beruhendes Faltboot, wie sich die Edda überhaupt in diesen alten Vorstellungen bezüglich der Schiffe bewegt. Bisher unerklärliche Stellen der jüngeren Edda und der Stalden finden ihre Erklärung durch die Feststellung Schulz's, daß es sich hier nicht um Götterbeinamen, sondern um Schiffsnamen handelt. / M. M. Lienau, Badofen, Mühle und Webstuhl in einer jungtatarzeitlichen burgundischen Siedlung. Mannus Bd. 24, 1—3. In burgundischen Siedlungen bei Frankfurt a. D. wurde außer einem Badofen und einem durchlochten Mahlstein ein regelrechter Webstuhl gefunden. Er befand sich auf einer Lehmentenne im Freien und war durch einen Wandschirm geschützt. Weberschiffchen, Webstuhlreder, Spinnwirtel usw. wurden dabei gefunden. / Fundnachrichten (Prov. Sachsen), Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, Heft 6, 1932. Beim kleinen Klausberg bei Halle wurden bereits in einer bronze-

zeitlichen Siedlungsschicht Bruchstücke eines Drehmühlenscheines gefunden. / M. Bielestein, Mosaisplitter zur Wohngrubenforschung. Mannus Bd. 24, 1—3, zeigt lehrreiche Vergleiche zu vorgeschichtlichen Wohnfunden in modernen Wohnanlagen der baltischen Völker. / Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, Heft 8, 1932, meldet unter Fundnachrichten den ersten Fund eines Vorhallenhauses in Ostpreußen (Damerau, Kr. Bartenstein). Die Siedlungsstelle gehört in das 7. und 8. Jahrh. v. Chr. / J. Grütz, Zwei altgermanische Trindhörner mit Bier- und Metresten. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Bd. 6, 1932. Die Untersuchung ergab, daß das eine Horn nur für Met, das andere nur für Bier benutzt worden ist. Das Brauverfahren der Germanen. / Fundnachrichten (Württemberg), Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, Heft 9, 1932. Bei Hailfingen, D. N. Rottenburg, wurde ein Gräberfeld aus dem 4. bis 7. Jahrh. n. Chr. ausgegraben, bei dem neben genauer Anordnung der Gräber nach Sippen an Hand der Funde Vertreter aller Handwerke festgestellt werden konnten. / D. F. Ganderl, Haustierrassen. Mannus Bd. 24, 1—3. Zurückweisung der Kulturkreislehre Menghin's in bezug auf die Entstehung der Tierzucht, die viel zu vielfältig ist, als daß sie sich in ein solches Schema hineinpressen läßt. Die „Knochenkultur“ kommt als Erfinder der Tierzucht unter keinen Umständen in Frage. Vielmehr kommt mehrfache Zählung in Frage, und insbesondere der nordischen Jungsteinzeitkultur, also den Indogermanen, muß die selbständige Zählung des Pferdes zugestanden werden, wie schon die Trense beweist.

Kulturbeziehungen

L. J. Arne, Stilliche Tier- und Tierkopfbilder in Schweden. Mannus Bd. 24, 1—3. Bronzezeitliche Tierbilder auf germanischem Gebiet zeigen frühe Beziehungen zur mythischen Kultur. / Karl Spieß, Der Ring von Strobjehnen und sein Bilderkreis. ebd. Ein goldener Armring der Wikingerzeit (9.—10. Jahrh.), der in figürlicher Darstellung den Mythos vom Lebenswasser zeigt. Stil und Darstellung verweisen auf jastisches Gebiet, der Inhalt ist durchaus artisches Gemeingut.

Hertha Schemmel.

„Fürwahr, ein Rückblick auf die mehrtausendjährige Geschichte der Runenschrift gibt uns das Recht, ihr die erste Stelle unter den herrlichen Vermächtnissen unserer Väter einzuräumen.“
Ludwig Wißer.

Vereinsnachrichten



Tagung in Pyrmont. Für die 6. Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte in der Pfingstwoche, von Dienstag, den 6. bis Donnerstag, den 8. Juni 1933, ist Bad Pyrmont in Aussicht genommen. Anschließend finden Führungen zu den von Wilh. Leudt im Osning nachgewiesenen germanischen Heiligtümern statt. Die Tagesordnung wird im Märzheft bekanntgegeben werden. Bei Redaktionschluß erfahren wir, daß D. Universitätsprof. G. Nedel (Berlin) einen Vortrag über „Die Bedeutung des altnordischen Schrifttums für die Erkenntnis germanischen Wesens“ halten wird.

Ortsgruppen der „Freunde germ. Vorgeschichte“ sind neu gebildet in Hannover und Essen. Wer Interesse für die Erforschung der eigenen Vorgeschichte hat, teilt seine Anschrift mit:

In Hannover: Herrn Regierungsrat Prietze, Falkenstr. 8,

in Essen: Herrn Studienrat Riden, Kortumstr. 35.

Die Ortsgruppe Bremen (Geschäftsführer E. Ritter, Krefstingstr. 10, Tel. 27220) der Freunde germanischer Vorgeschichte versucht, durch Vorträge einen größeren Kreis für unsere Bestrebungen zu gewinnen. Die Vorträge finden jeden ersten Mittwoch im Monat um 20 Uhr statt. Am 5. Oktober sprach der Leiter des Museums „Museum der Väter“, Herr Facharchäologe Müller-Brauel über „Holzpfahlbauten in Gräbern“. Vorgelesen sind noch folgende Abende: November: Telegr.-Dir. D. S. Reuter „Edda und Seele“.

Dezember: Dr. jur. Eggers „Roland-Imminul-Woban“.

Januar: Studienrat Siebert „Mitgards Aufstieg und Untergang“.

Februar: Ingenieur Osthaus „Werkzeuge von der Urzeit bis zur Gegenwart“.

März: Dr. med. Schomburg „Rassische Zusammenfassung der nordwestdeutschen Germanenstämme“.

Die Freunde germanischer Vorgeschichte Hagen hatten am 8. Oktober 1932 eine recht gut besuchte Zusammenkunft im Hagener Hof (Hugo-Preuß-Str. 14), trotz der wirtschaftlich schwierigen Zeit, die den einzelnen größte Beschränkung in den Ausgaben auferlegt, hatten sich 55 Teilnehmer zusammengefunden (teilweise aus Essen, Dortmund, Hohenlimburg, Schwerte, Hamm, Witten). Einleitend gab Stud.-Direktor Schäfer einen ausführlichen, gut durchgearbeiteten Bericht: Die Religiosität der heidnischen Nordgermanen nach Berth. Rummens Buch „Mitgards Untergang“. Dann berichtete Spiegel-Schwerte über seine Ausgrabungen auf dem Raffenberg bei Hohenlimburg (1288 zerstörte Burg). Die Grundmauern wurden zunächst mit der Wünschelrute festgestellt und dann ergraben, die Ergebnisse stimmten vorzüglich zusammen. Pf. Prein-Hohenlimburg wies auf die Beziehungen zwischen Flurnamen, Flursagen und Geschichte hin. Die Aussprache war sehr reg. Die nächste Zusammenkunft wird voraussichtlich im Januar 1933 stattfinden. (Anfragen an Ing. Fr. Kottmann, Hagen, Eppenhäuser Str. 31.)

Die Gesellschaft für germanische Ur- und Vorgeschichte (ehemalige Herman Wirth-Gesellschaft, Berlin) veranstaltet auch in diesem Winter eine Reihe von Vorträgen. Es sprachen bereits Universitätsprofessor Dr. Gustav Nedel über „Die germanische Religion“, Dr. Diebow über „Rätsel deutscher Vorzeit“, Wilhelm Leudt über „Bilder aus der germanischen Vorgeschichte“. Es folgte am 7. Dezember ein Vortrag von Stadtbibliothekar Wolfgang Schöningh über „Urindische Kultüberlieferungen im germanischen Katholizismus“. Anfang 1933 wird Privatdozent Dr. Hans Reinert (Tübingen) über „Nordisch-germanische Kulturhöhe“ sprechen. Die Vorträge finden im großen Sitzungssaal des Oberverwaltungsgerichtes in Berlin-Charlottenburg, Hardenbergstr. 31 (nahe Bahnhof Zool. Garten), statt. Eintritt 1 u. 2 M. Mitglieder der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte“ erhalten gegen Vorweisen der Mitgliedskarte ermäßigte Preise.

Niederländisch Arrio-Germaansh Genootschap. Der Wille, die besonderen Kräfte aufzuzeigen, durch die in der Vergangenheit das eigene Volkstum geformt wurde, und sie wiederum für dessen Gestaltung in Gegenwart und Zukunft dienstbar zu machen, zeigt sich aller Orten. Für Holland will diese Aufgabe die Niederländisch Arrio-Germaansh Genootschap übernehmen (November 1931 in Utrecht gegründet). Wir wollen ihrer Arbeit unsere Teilnahme nicht verweigern, da die bildenden Kräfte dort aus dem gleichen Urgrunde entstammen wie bei uns: dem Urgermanentum. Deshalb entsprechen wir der Bitte der Genootschap, ihren Aufruf zu veröffentlichen (im Auszug):

„Die lebendige Anteilnahme, die allerwegen, auch in Holland, auflebt für alles, was das Wesen des eigenen Volkes und seine Art angeht, hat in den letzten Jahren schon zu Aufsehen erregenden Entdeckungen über das Leben unserer Vorfahren und zur Gründung mehrerer Bünde und Gesellschaften geführt, die sich die Erforschung jenes Urgrundes angelegen sein lassen, in dem Vergangenheit und Gegenwart ihre Wurzeln haben. So konnte auch die N. A. G. gegründet werden.“

Sie verfolgt ein dreifaches Ziel: Die Vergangenheit aufzuhellen, ihren Zusammenhang mit dem gegenwärtigen Volkstum zu untersuchen und an der Gestaltung der Zukunft (Aufzucht) mitzuarbeiten. Dies Ziel versucht die Genootschap u. a. mit folgenden Mitteln zu erreichen: sie fördert die eigenen Forschungen und Arbeiten der Mitglieder und Mitarbeiter und fördert den Austausch der Ergebnisse; sie veranstaltet Versammlungen und Tagungen, Vorträge und Vorlesungen; sie richtet Führungen ein, unternimmt Geländeuntersuchungen, führt Weisheitspiele u. dgl. auf, verhilft alten Weisheitskräften zu neuem Ansehen oder gründet neue.

Sie bildet Arbeitsgemeinschaften auf dem Gebiete der Alttschenkunde (Archäologie), Geschichte, Volkskunde, Völkerkunde, Rassenkunde, Mythologie, vergleichenden Religionsgeschichte, Kunst, Sprache, Runenkunde, Heraldik usw. Sie veröffentlicht Berichte über ihre Arbeit in Rundbriefen, Flugschriften, Büchern und in einer eigenen Zeitschrift; sie verbreitet einschlägige Nachrichten und Aufsätze in Tageszeitungen, Fach- und sonstigen Zeitschriften. Sie errichtet eine zentrale Auskunftsstelle und Bücherei zum Nutzen der Mitglieder, Mitarbeiter und Freunde. Sie fördert einen Unterricht, der ihren Zielen entspricht, in Volksschulen, höheren Schulen und auf der Universität.

Sie erwirbt durch Kauf — gegebenenfalls zusammen mit anderen Vereinigungen oder

Behörden — Stätten, Gebäude, Grundstücke, die von Wert für die germanische Vergangenheit sind, soweit Staat, Provinzen und Gemeinden dies nicht schon getan haben.

Nähere Auskunft erteilt Schriftführer J. N. Haan, Amsterdam (Holland), Postbus 88.

An alle Deutschen! In Erkenntnis der bahnbrechenden Arbeiten Herman Wirths und ihrer bestimmenden Auswirkungen auf die Neubelebung und Erstarkung reiner deutscher Geistigkeit, hat die medl.-schwer. Regierung die Gründung eines Forschungsinstitutes und Freiluftmuseums für Geistesurgeschichte in Bad Doberan beschlossen. Zur Durchführung und Leitung desselben ist Prof. Dr. Herman Wirth berufen worden.

Der medl.-schwer. Landesregierung gebührt Dank dafür, daß sie hiermit den ersten, wirklich tatkräftigen Schritt, von staatlicher Seite aus, zur Schaffung eines Volkswerkes gegen weiteres Vordringen uns artfremder geistiger Machtansprüche getan hat. Es wird hier zum ersten Male verwirklicht, was für das gesamte deutsche Volk bisher so oft, aber immer vergeblich gefordert wurde: zurückgehen und aufzubauen auf den ungeschwächten, durch bewußte jahrhundertelange Unterdrückung nur darniedergehaltenen, ewigen Kräfte deutschen Volkstums.

Da vorläufig keine Etatmittel zur Verfügung gestellt werden können, muß die Gesamtgründung aus der freiwilligen Mit- und Hilfsarbeit der akademischen und weiteren Jugend sowie durch freiwillige Beiträge aufgebaut werden. Darum wollen wir alle die deutschen Frauen und Männer sammeln, die mithelfen wollen, daß das Wirken der neuen deutschen Geistes-Hochburg im Norden für die deutsche geistige Erneuerung, eine mehr und mehr umfassendere Grundlage bekommt und so immer weiter ausstrahlen kann.

Es kann jeder helfen, dem die Mitverantwortung für die deutsche Zukunft wirklich Herzensangelegenheit ist. Auch der kleinste Betrag ist als Baustein für das zu schaffende Werk wertvoll. — Einzahlungen vorläufig erbeten auf: Konto Wolfram Sievers, Doberan (für Herman Wirth-Stiftung) bei der Rostocker Bank, Geschäftsstelle Doberan oder unter gleicher Bezeichnung auf Postsparkonto Berlin 124 313 der Rostocker Bank, Rostock. — Nähere Einzelheiten teilt gerne mit der Geschäftsführer des Forschungsinstitutes und Freiluftmuseums für Geistesurgeschichte sowie des vorbereitenden Ausschusses der Herman Wirth-Stiftung zur Förderung des Forschungsinstitutes und Freiluftmuseums für Geistesurgeschichte. Bad Doberan/Medl., im Nov. 1932.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933

Februar / Hornung

Heft 2

Sinnfälliges und Sinnbildliches

Von Dr. J. D. Plafmann

Grundsätzliches zur urgeistesgeschichtlichen Forschungsmethodik

Ein um Jahrtausende zurückliegender geistesgeschichtlicher Zeitraum, dessen Leben und inneres Erleben nur an wenigen, unzulänglichen und schwer deutbaren Denkmälern abzulesen ist, wird uns immer eine Menge von Rätseln aufgeben, da die Zahl der deutbaren Denkmäler um so geringer wird, je weiter sie in das vorgeschichtliche Dunkel zurückreichen. Aber durch die Seltenheit gewinnt das einzelne Denkmal an Wert; und dieser Wert steigert sich noch, wenn wir unter den verschiedenen Denkmälern eine Gleichförmigkeit feststellen können, die den Umständen nach nicht auf Zufall beruhen kann.

Sind wir unter der verwirrenden Fülle der uns heute umgebenden Eindrücke schon wenig geneigt, eine sinnfällige und sinnvolle Übereinstimmung zweier Erscheinungen dem reinen Zufall zuzuschreiben, so gilt dies in noch viel höherem Maße von Erscheinungen, die um Jahrhunderte und Jahrtausende zurückliegen; bei denen also nicht nur die sinnfällige und sinnvolle Gleichheit, sondern auch die gleichmäßige Erhaltung dem Zufall zuzuschreiben wäre. Um so mehr, als gerade die Erhaltung durch viele Jahrhunderte doch eine Folge der Bedeutung des Werkes selbst ist, das nur wegen des ihm innewohnenden Sinnes der Erhaltung und Überlieferung an spätere Geschlechter für wert erachtet wurde — oder aber, in Zeiten veränderter Denkweise, nicht die bewußte Erhaltung, sondern die bewußte Umgestaltung, Beziehungsänderung oder gar Vernichtung herausforderte.

Diese Überlegung spielt eine wichtige Rolle bei der Beurteilung der „zufälligen“ oder „spontanen“ Entstehung vorgeschichtlicher Stoffgestaltungen, wie wir diese Art von Überlieferung nennen wollen. Eine Linie unterliegt in ihrer Richtung nur dem Belieben oder dem Zufall; finden wir aber eine andere, dieser genau parallel laufenden Linie, so wird weder der Mathematiker, noch der Laie mehr von einem Zufall, sondern von einem sinnvollen Handeln sprechen müssen. Genau so wird irgendein Symbol, die Übertragung einer Formvorstellung in einen dauerhaften Stoff, solange als ein spontanes, nur vom Formen-

trieb, und nicht vom gestaltenwollenden Sinne bestimmtes Etwas gelten dürfen, solange es als Überlieferung allein steht. Wiederholt es sich aber anderswo, und wiederholt es sich dort unter Begleitumständen, die schon an sich eine ähnliche Beziehung zum Stoffe und zur Form darstellen, so wird man annehmen müssen, daß beide Gestalter mit ihrer Formensprache etwas Bestimmtes ausdrücken wollten, was über den konkreten, natürlichen Sinn des Gestalteten hinausgeht; daß also die rein triebhafte, aus spontaner Betätigungsfreude hervorgegangene Ausdruckslust zur sinnvollen, geregelten und von einer Idee geleiteten Ausdruckskunst wird.

Dies gilt um so stärker, je mehr sich der Ausdruck des Geschaffenen von der unmittelbaren, rationalistischen Wiedergabe des Dargestellten entfernt; je mehr er abstrahiert. Abstrahieren heißt: von dem konkreten (bewachsenen) Baume oder Körper das Laub oder das Fleisch entfernen, um die Struktur, den sinnvollen Aufbau des Ganzen sichtbar zu machen und zu durchdenken. Abstrakte Symbolik ist also keineswegs etwas „Primitiveres“, sondern etwas weit Entwickelteres, als die naturalistische „Naturtreue“ — entgegen dem landläufigen Glauben mancher Laien und Wissenschaftler.

Den Formenwillen, also den eigentlichen Sinn eines Baumes erkennt man besser aus seiner entlaubten winterlichen Gestalt, als aus seiner üppigen sommerlichen Fülle. Ein Kind zeichnet den Menschen nach seinen äußeren Umrissen; erst der Künstler macht sich die gestaltende Idee klar, die organische Struktur, die das Wesen zum Ausdruck bringt. Wenn Goethe der wechselnde Ausdruck des lebendigen Menschenantlitzes entzückte, so blieb er in der sinnlichen Sphäre des empfänglichen Dichters; der schöpferischen Idee kam er näher, als er im ersten Weinhaus den menschlichen Schädel untersuchte, als er den Zwischenkieferknochen entdeckte und gerade in dem, was dem „Primitiven“ das Wahrzeichen des Todes ist, mit Entzücken die herrlichen Gesetze des höchsten schöpferischen und bildenden Geistes erkannte.

Ich schide dies voraus, nicht um zu zeigen, daß die Fähigkeit, aus der Abstraktion das Leben selbst in seiner höchsten Intensität zu erkennen, vielleicht das höchste Merkmal des nordischen Geistes ist — der Punkt, in dem sich Goethe vielleicht am innigsten mit Schiller berührt — sondern um auf eine grundsätzliche Frage hinzuweisen, die in der vorgegeschichtlichen Forschung im allgemeinen zu wenig klargestellt und beantwortet wird.

Bei allen Einwendungen, die gegen eine „Urgeistesgeschichte“ gemacht zu werden pflegen — von den leidenschaftlichen Angriffen ganz zu schweigen — geht man hauptsächlich von dem Vorwurfe aus, die Aufbecker urzeitlichen Denkens ließen sich von ihrer „Phantasie“ leiten und deuteten Dinge in die alten Denkmäler hinein, die nur ihrem eigenen Denken oder vielmehr ihrer ungezügelter Phantasie entsprängen. Manchen zügellosen und hemmungslosen Deutereien gegenüber ist das sicher richtig; aber eine grundsätzliche Ablehnung jeder geistigen Denkmälerdeutung ist genau so unsinnig, wie eine grundsätzliche Ablehnung etwa der Astronomie nur aus dem Grunde, weil es auch eine Astrologie gibt. Wenn man den Schädel Schillers neben den eines Australnegers legt, so wird es nie gelingen, exakt zu beweisen, daß der eine Schädel einmal etwas Wertvolleres enthalten hat, als der andere. An der Materie läßt sich das überhaupt nie beweisen. Eine Deutung des — mit materiellem Auge betrachteten — rein materiellen Formbestandes ist immer eine geistige Konstruktion, oder besser eine Rekonstruktion. Diese Rekonstruktion setzt allerdings auch eine entsprechende subjektive Struktur voraus, auf Deutsch: Der Deuter muß eines Geistes sein mit dem Geiste, der jene Schädelform einst gebildet, der sie als rein abstraktes Abbild seines Form- und Lebenswillens einst in der indifferenten Materie von Kalk und Phosphor abgebildet hat. Dem „Primitiven“ ist dieser Schädel, ob er nun von Schiller oder von einem Busch neger stammt, nichts als ein schreckendes Abbild des Todes und des Verfalls. Dem Materialisten ist er ein chemischer, und im günstigsten Falle ein zoologischer Tatbestand. Für Goethe war er mehr, ja er war etwas grundsätzlich ganz

anderes: er war ihm nur eine besonders schwer faßbare und nur für Eingeweihte lesbare, aber um so eindringlichere Rune des höchsten, ewigen Lebens.

War nun Goethe ein Phantast, weil er las, was andere unlesbar, undeutbar, ja ärgerlich und abschreckend fanden? Noch heute wird es manchen Kopf dieser Art geben, der Goethe Phantasterei vorwirft, weil es eben außer ihm auch zügellose, wild darauf los deutende Phrenologen gegeben hat. Und diesem Kopfe, der immerfort am schalen Zeuge klebt, wird freilich die Hoffnung niemals schwinden, denn die Regenwürmer, die er ausgräbt, werden ihm immer als die eigentlichen Schätze erscheinen. Von diesen will ich hier gar nicht reden.

Die Frage ist vielmehr die: wo ist in der urgeistesgeschichtlichen Forschung die Grenze zwischen Phantasterei — daß es diese gibt, sind wir die letzten zu bestreiten — und intuitiver, geistiger Rekonstruktion des Ideegehaltes, der einst seine sinnfälligen und sinnvollen geistigen Merkzeichen mit materiellen („primitiven“) Mitteln ausgedrückt hat?

Die Phantasterei baut sich ein subjektives, nur scheinbar geistiges, in Wirklichkeit aber von buntester sinnlicher Anschauung bestimmtes Zustandsbild einer vergangenen Menschheit; ein Bild, das deshalb niemals zu einer völligen Abrundung kommt, weil den Assoziationen der sinnlichen Phantasie überhaupt keine Schranken gesetzt sind. Bezeichnend für diese Art ist die leidenschaftliche Vorliebe für eine bunte Götterlehre, für alle möglichen geheimnisvollen kultischen Dinge und für eine wildwuchernde Symbolik, die ihre Möglichkeiten niemals erschöpft, weil sie schließlich alles mit allem in Beziehung setzt. Sie verhält sich zu dem wirklichen Germanentum, wie eine gewisse Richtung der Romantik zum gotischen Stile, den sie zu einer unechten, phantastischen Schnörkelkunst weiterentwickeln oder eigentlich erst richtig „deuten“ zu müssen glaubte. Mit der Idee der Gotik hat das gar nichts zu tun; diese ist viel echter und wahrer in mancher abstrakten Eisenkonstruktion unserer modernen Technik wiedererschienen. So hat auch eine in ihrer Idee erfaßte, organisch gedachte Entwicklungslehre weit mehr urnordischen Geist in sich, als eine wilde, an der Phantasie sich berauschende Mythomanie — mag diese sich noch so „nordisch“ gebärden.

Der Aufstieg des Menschen begann mit der Fähigkeit, sich über die Sphäre der Sinnesempfindung heraus zum abstrakten Denken zu erheben, das heißt: sich nicht passiv von den Wirkungen der Umwelt übermannen zu lassen, sondern dem Wirkenden selbst nachzuspüren, unabhängig von seiner Wirkung auf das Subjekt; und so das Wirkungsprinzip selbst zu erkennen. Das ist nicht eine friedliche und selbstverständliche „Höherentwicklung“ des naiven zum geistigen Menschen, sondern der Einbruch von etwas absolut Neuem. Es ist die absolute Trennung von Subjekt und Objekt, eine völlige Distanzierung des persönlichen „Interesses“ von dem Gegenstande, der damit kein Gegenstand der Erwartung freudiger oder leidvoller Art mehr ist, sondern nur ein Gegenstand der Erkenntnis.

Ohne diese Abstraktion von der sinnlich empfundenen Schwere, subjektiv in der Empfindung der Mühe gefaßt, wäre nie ein germanischer Hallenbau, noch ein gotischer Dom, noch auch eine schwebende Brücke aus Eisen entstanden. Und so bleibt alle Beschäftigung mit der Denkwelt früherer Jahrtausende rückwärts gerichtete Romantik ohne Beziehung auf Gegenwart und Zukunft, wenn sie nichts vermag, als eine gewesene Wunderwelt mit Hilfe der Phantasie wieder aufzubauen oder vielmehr zu erfinden. Fruchtbar wird sie erst dann, wenn die Forschung zur Deutung der inneren Struktur eines Menschheitstypus fortschreitet, der als Gesamtkomplex die Generationenfolge im Zeitraum mehrerer Jahrtausende umfaßt. Sie registriert nicht mehr rein passiv die Wirkungen, die von diesem Menschentypus vor dreitausend Jahren auf Steinwände, und heute auf gezogenes und gewalztes Eisen ausgeübt worden sind: sie begreift beides als Ausdruck des gleichen Form- und Wirkungswillens, so wie sie die Wurzeln und die Zweige eines Baumes als Ausdruck des gleichen Form- und Wirkungswillens begreift — gewandelt nur durch die äußere Sphäre, in der sich dieser Wille jeweils entfaltet.

Ist es berechtigt oder nicht, die Frage zu stellen: Wenn der heutige, in der näheren und weiteren Umgebung des Nord- und Ostseeraumes sitzende Mensch durch seine Fähigkeit zur Abstraktion (das ist die Fähigkeit zur Erkenntnis von Gesetzen) eine nie dagesessene Wirkung über die ganze Erde entfaltet, — ist diese Wirkung in seiner inneren Art, in seiner organischen Struktur begründet, und ist diese innere Art schon in früheren Zeiten seiner Existenz an seinen Denkaussagen nachzuweisen? Dürfen wir bei ihm daher die Fähigkeit zur Abstraktion bereits voraussetzen, und ist diese Fähigkeit also ein wesentlicher Ausgangspunkt für sein Durchdenken der Erscheinungen, für seine „Weltanschauung“?

Hier scheidet sich das, was man bisher allgemein als Ursprung des Mythos aufgefaßt hat — eine sinnlich begriffene Naturmythik mit „Wolkentönen“, mit „Sonnenlöwen“ und ähnlichem —, grundsätzlich von dem, was u. a. Hermann Wirth als Ursprung des Mythos, speziell des „uratlantischen“ Mythos in die Forschung einführt: die lineare Abstraktion des Weltganzen als primäres Element, dem dann erst sekundär ein Wiedersuchen des Strukturellen oder Abstrakten innerhalb der konkreten Einzelercheinungen folgt.

Diese Gegenfährlichkeit ist von allergrundlegendster Wichtigkeit für die Wurzeln menschlicher Geistesgeschichte überhaupt, und deshalb ist der um Herman Wirths Forschungen entbrannte Streit wohl zu verstehen — nur daß sich der Streit in tatsächliche Einzelgefechte um nebeneinanderstehende Fragen der Methodik auflöst, anstatt auf die große strategische Grundlinie einzugehen.

Die landläufige Mythologie sagt etwa: dem primitiven Menschen erscheint das Große und Ferne im Bilde des Kleineren und Vertrauten; so erscheint ihm die Erde drunten und der Himmel droben unter dem Bilde des Baumes: die Wurzeln stehen in der Erde, die Zweige reichen in den Weltraum, und die Sterne sind die Blätter und die Früchte. Dies Bild wird durch vertraute Erscheinungen des realen Lebens weiter ausgemalt: drei Frauen begießen die Wurzeln des Baumes, der das Erdreich umgebende See erscheint unter dem Bilde der Riesenschlange usw.

Dem setzt Wirth die These entgegen: Diese Bilder sind nicht spontan dem „primitiven“ Denken entsprungen, sie haben vielmehr eine lange Entwicklungsreihe hinter sich. Die Struktur dieser Vorstellungen, ursprünglich abstrakt, ist erst sekundär mit sinnfälligem Fleisch und Blut umgeben worden; der schöpferische Ursprung ist die abstrakt-symbolische, lineare Darstellung des Jahresgesichtskreises in einer bestimmten Erdbreite, und die aus der Einteilung und abstrakten Bedeutung der Zeitsymbole hergeleitete sinnbildliche Gestaltung. Einteilung und Bedeutung des Jahreshorizontes aber ergibt sich aus den Merkmalen des Jahressonnenlaufes, der mit seinem Ansteigen zur nördlichen Höhe des Sommers und seinem Absinken zur südlichen Tiefe der Winternacht nicht nur die Kreiseinteilung bestimmt, sondern auch selbst ein Sinnbild des werdenden, des zur Höhe steigenden und wieder versinkenden Lebens überhaupt darstellt. Die linearen Verbindungen zwischen der Achse des Jahreskreises und seinen höchsten und tiefsten Kreisausschnitten ergeben das abstrakte Symbol des Baumes; die Struktur, das bildende Prinzip, die schöpferische Idee aber kehrt in dem konkreten Baume wieder, dessen Leben dem Jahreslaufe gemäß zwischen der hohen Krone des Sommers und der tiefen Wurzel des Winters auf und nieder geht. Die Schleife aber, die die Sonne, abstrakt gedacht, in der Winternacht unter dem Horizont beschreibt, wird als Schlange der Tiefe und des südlichen Meeres in das Sinnfällige übersetzt. Und ähnlich ist es mit den anderen Bildern, den drei Wurzeln und den drei „Müttern“, die als Hüterinnen der Tiefe gelten, in denen die Sonne, das Sinnbild des Lebens, in der heiligen Winternacht wiedergeboren wird.

Ohne Frage geht die erstere, landläufige Auffassung dem an sinnfälliges Denken gewöhnten Vorstellungsleben zunächst leichter ein, schon weil sie der Phantasie leichtere und bequemere Nahrung gibt. Es ist sozusagen handgreiflich, wenn man sagt: der Stier wird

als Gott verehrt, weil er die zeugende, lebenspendende Kraft darstellt; oder wenn man den Menhir als einen Phallus deutet. An diese bequeme und eingängige Denkart hat ja die moderne Psychoanalyse mit großem Geschick und Erfolg angeknüpft. Sie stellt das äußerste Gegenextrem der abstrakt-symbolischen Weltanschauung dar — so sehr, daß eine Brücke zwischen beiden Auffassungen überhaupt unmöglich ist; es handelt sich einfach um zwei grundverschiedene Einstellungen des erkennenden und deutenden Subjektes. Ihre Gesetze gelten innerhalb der Sphäre des Sinnfälligen, aber auch nur da; denn sie vermag die Sphäre des Sinnfälligen überhaupt nie und nimmer zu durchbrechen, weil sie gerade ihr konsequentester, durchdachtester Ausdruck ist. Ein Schlagwort dieser Richtung ist die „Sublimierung“, die angebliche „Entwicklung“ vom vegetativ-triebhaften zum „höheren Denken“; das letztere soll sich von dem ersteren nur graduell, der Stufe nach, aber nicht wesentlich unterscheiden.

Von hier bis zur phallischen Deutung des gotischen Turmes ist es nur noch ein kurzer Schritt. Geistige Fähigkeit, Gehirnbildung und Schädelform sind nur eine sekundäre Auswirkung des primären Sexus. Daraus erklärt sich die fanatische Konsequenz, mit der die psychoanalytische Theorie alles in ihr System zwingen will. Sie hat dabei einen leichten Stand: das Material, das sie in unübersehbarer Fülle aus allen menschlichen Zeitaltern beibringen kann, läßt sich mit Leichtigkeit sinnhaft deuten, denn dies geht dem sinnlich-empfindlichen Denken am leichtesten ein. Der Verfechter der abstrakt-symbolischen Urbedeutung aber bedarf einer Rekonstruktion, eines Denkweges, den nicht nur er selbst gehen muß, den er auch jeden anderen führen muß, dem er sich verständlich machen will.

Diese grundsätzlichen Gedanken drängen sich auf, wenn man im einzelnen Falle aus der Sprache der Formen den Sinn des Ausgesprochenen zu erschließen sucht. Zumal dann, wenn wir aus der übereinstimmenden Formensprache zweier zeitlich und räumlich ziemlich weit getrennter Denkmäler auf eine abstrakte Anschauung schließen zu können glauben, die den Schöpfern beider Denkmäler gemeinsam ist.

Ein solcher Parallelismus scheint mir zwischen der Formensprache zweier germanischer Denkmäler vorzuliegen; er erregt unser besonderes Interesse, weil das eine dieser Denkmäler unsere Externsteine sind. Bezöge sich die Übereinstimmung nur auf ein einziges Stück, so wäre sie nicht sehr auffällig. Es liegt jedoch eine Übereinstimmung einer ganzen Formenreihe vor, und so liegt zum mindesten der Verdacht nahe, daß es sich hier auch um die Übereinstimmung einer wesentlichen Gedankenreihe handelt.

Unsere Abbildung 1 (a—d) zeigt den vierseitigen Bildschmuck des alten Taufsteines von Selde, Amt Viborg auf Jütland, der etwa dem beginnenden 13. Jahrhundert angehört. Fig. 1a zeigt eine Runeninschrift; diese Seite wird damit als Anfang der Symbol- und Gedankenreihe gekennzeichnet. Die Inschrift lautet: „Gudliſ g(aerde), Réni finn er lá i fonte“ — „Gudliſ machte (es), Reinheit findet, wer in den Taufstein will“. (Zünke ist ein heute noch im Münsterländischen gebräuchlicher Ausdruck für den Taufstein — lat. fons.)

Hermann Wirth (Ausgang der Menschheit, S. 449, Bildbeilage XV B) gibt der Formenreihe folgende Deutung: Der Halbkreis auf Figur 1a, der offenbar als solcher das Ornament darstellt und einen leeren Raum umschließt, ist der „Ur“-Bogen, ein verbreitetes Symbol des kürzesten Sonnenlaufbogens des Jahres in der Winter-Sonnenwende. Es ist ein Sinnbild des unterweltlichen Raumes, in dem sich die Sonne in dieser Zeit aufhält, im „Todeschlaf“ oder in der „Jahresnacht“, aus der sie dann ihren neuen Aufstieg beginnt. Das Ornament wäre also ein Zeichen des Eingehens in die Unterwelt, aus welcher der neue Aufstieg zum neuen Leben beginnt — für die Sonne, wie für den Menschen, das „Ebenbild Gottes“, welcher im aufsteigenden und wieder zurückkehrenden Jahreslaufe erscheint und in der sonnenlaufmäßigen Jahreskreiseinteilung seinen abstrakten Ausdruck findet.

Die nächste Darstellung (1b) stellt die erste Phase dieses Aufsteigens abstrakt-sinnbildlich dar. Zunächst ist der Darstellungsraum, offenbar absichtlich, nach oben geöffnet, während er auf der ersten Darstellung betont geschlossen ist. Das Ornament selbst aber erregt unsere besondere Aufmerksamkeit. Es ist die sinnbildliche Darstellung eines sich entwickelnden Bäumchens, ursprünglich linear-abstrakt gedacht, aber schon ein wenig ins Konkrete „zurücküberseht“ — offenbar aus ornamentalen Gründen. Die abstrakte Urform dürfte der „Dreisplant“ sein, Y dessen Seitenäste sich freilich noch nicht ganz ausgerichtet haben, da er erst in der Entwicklung ist.

Die dritte Figur (1c) zeigt die Endphase der Entwicklung: die lineare Kreisteilung hat sich zum vollen Kreise entwickelt, dessen „Strahlen“, ornamental ausgeführt, zugleich das Sinnbild der Sonne in ihrer vollen Kraft, des abgerundeten Jahreskreises bilden. Als Betonung oder Deutungszeichen dieses Sinnes stehen zu beiden Seiten die beiden Dreisplante; die beiden Seitenäste sind fast ganz aufwärts gerichtet, zum Zeichen des vollendeten Aufstieges. Auch hier ist der Darstellungsraum nach oben geöffnet: es ist die „offene“ Zeit des hohen Sommers, in der sich das Armpaar des „Gottesohnes“, der die Sonne trägt, nach oben öffnet. Daher sind dem erfüllten Jahreskreise, wie er hier ornamental erscheint, als „Bestimmungszeichen“ (Determinative) die beiden Dreisplante beigegeben, die nach uralter Symbolik (deren Übergänge an der prädynastischen ägyptischen Linearschrift noch zu belegen sind) die linearen Symbole der aufwärts gerichteten Hände bedeuten. Als solche erscheinen sie unter anderen auch auf der Felszeichnung von Braßbad.

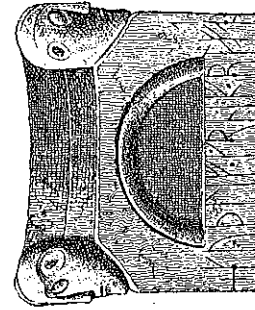
Die letzte Darstellung (1d) zeigt wieder den nach oben geschlossenen Kreis oder Halbkreis; und hier ist die ornamentale Ausführung des Baumsymbolen besonders deutlich: es ist der seine Äste senkende Jahres- oder Lebensbaum, ein Sinnbild des seinem Ende zu sich neigenden letzten Jahresviertels, die Rückkehr in den „Ur“-Bogen. Die Übereinstimmung mit dem sich entwickelnden Baume in 1b zeigt sich auch darin, daß auf beiden Darstellungen die Hälften des Baumes vierteilig sind, was auf den achtfach geteilten Kreis zurückgehen dürfte. Soweit die Deutung im Sinne von Herman Wirth.

Was uns hier besonders angeht, ist zunächst der „Lebensbaum“ oder Jahresbaum in 1b. Es wird bereits aufgefallen sein, daß dieser Baum formal und im Grundriß eine auffallende Ähnlichkeit zeigt mit dem sonderbaren Gebilde, das auf dem großen Kreuzbild an den Externsteinen dem Joseph von Arimathia als „Thronstuhl“ dient, auf dem er steht. Man hat diesen „Thronstuhl“ aufgerichtet und als Urbild der „Irminsul“ (Abb. 3) erklärt (s. Teudt, Germanische Heiligtümer, 2. Aufl., S. 47 ff.); Eugen Weiß, B. Roerner u. a. haben auf die ornamentale Übereinstimmung dieses Baumes mit einem ähnlichen Gebilde hingewiesen, das auf Säulenköpfen zu Pavia, Alpirsbach und Hamersleben erscheint (Abb. ebd. S. 53). Ich bezweifle nicht, daß wir hier einen Ableger dieser Darstellung haben, die dem nordischen Urbild wesentlich näher steht. Es ist besonders wichtig, daß unsere Darstellung nicht in dem Maße dekorativ verzerrt ist, wie die in Pavia usw.; der Übergang von der abstrakten Urform zur bildhauerischen Stilisierung läßt sich noch deutlich erkennen. Selbst die „Irminsul“ ist in dieser Hinsicht schon etwas weiter entwickelt, doch läßt sich die Übereinstimmung der strukturellen Idee noch deutlich genug erkennen.

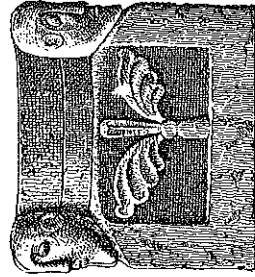
Das Externsteinbild stellt ein etwas früheres Stadium der „Entwicklung“ dar: die „Zweige“ sind noch fast ganz eingerollt; das Eingekrollte wird außerdem durch die hornartigen Voluten, die die Seitenäste nach oben bilden, noch besonders betont. Auf der Darstellung von Selde dagegen ist das Aufblühen, die Entwicklung im eigentlichen Sinne schon etwas weiter fortgeschritten, aber die geschweifte Form stimmt deutlich mit jener überein. Außerdem strebt mitten aus dem Stamme ein Sproß nach oben: das mag ein Kennzeichen der weiter fortgeschrittenen Entwicklung sein, kann aber auch ein ursprünglicher

Vermutliche Übereinstimmung zwischen Denkmälern, die sich als altgermanische Darstellungen des Jahreslaufes deuten lassen
(in unmaßstäblichen Größenverhältnissen)

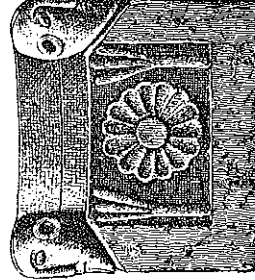
Abb. 1. Vierseitiger Bildschmuck des siebenhundert Jahre alten Taufsteines von Selde



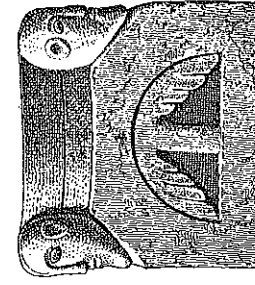
a) „Ur“-Bogen
und zum Vergleich darunter:



b) Sich entwickelnder Baum
und zum Vergleich darunter:



c) Sonnen-Sinnbild mit
aufstrebenden Händen
und zum Vergleich darunter:



d) Sich senkender Baum
und zum Vergleich darunter:

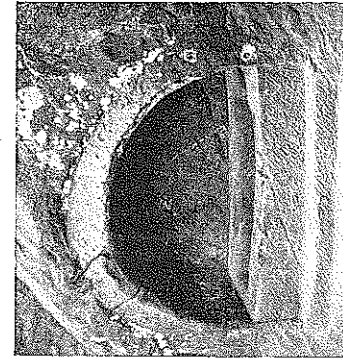


Abb. 2. Bogen über dem
Felsenarg der Grotto

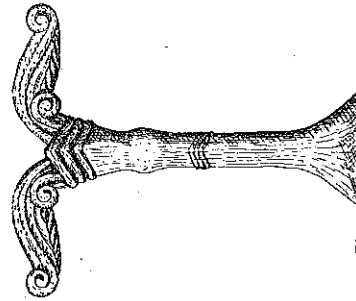


Abb. 3. Irminsul als
uralters Sinnbild
religiösen Denkens

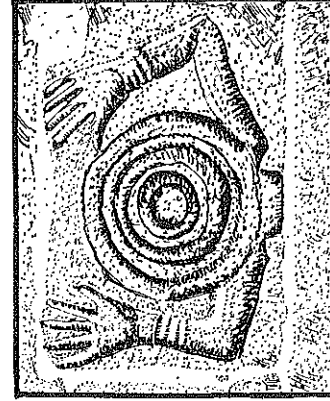


Abb. 4. Sinnbildliches Zeichen des
hohen Sommers an der
Spitalkirche in Tübingen (nach Jung)

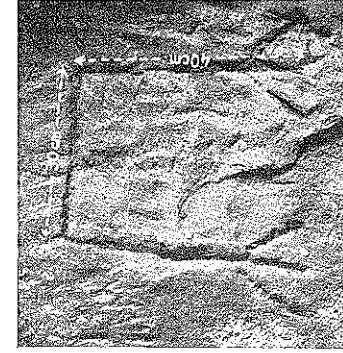


Abb. 5. Bogen in der unteren
Grotto der Grotto

Bestandteil der Urform sein, der bei der umgeknüpften „Irminul“ aus Gründen der Ornamentik fortgefallen ist.

Diese Übereinstimmung weist eine ganze Reihe von Überlegungen. Es handelt sich um ein ausgesprochenes Symbol des Frühlings, des Jahresfrühlings wie des Lebensfrühlings, das darum den Taufstein ziert, in dem das „Wasser des Lebens“ (Apokalypse 31, 6) enthalten ist. Wenn Teudts Annahme richtig ist, daß die „Irminul“ einst ein germanisches Heiligtum an den Externsteinen geschmückt hat, so gewinnt damit auch seine weitere Annahme die größte Wahrscheinlichkeit, daß es sich hier um ein ausgesprochenes Frühlingsheiligtum handelte, das nach dem Frühlingspunkte orientiert war. Schon das ist ein wichtiges Ergebnis.

Aber es liegt hier noch weit mehr vor, was uns zu denken gibt! Das vollentwickelte Jahresrad in 1c ist zwar bei uns nicht erhalten¹⁾, wohl aber die beiden Dreisplante, die jenem als Bestimmungszeichen beigegeben sind — nur daß sie in umgekehrter Haltung und damit umgekehrter Bedeutung in der unteren Grotte der Externsteine zu finden sind! Sie stimmen nämlich formal und ornamental genau überein mit dem „Ideogramm“ oder der Rune (Abb. 5), die im Januar 1929 freigelegt und schon von Herman Wirth (Germanien I, 1) als uraltes Ideogramm des gesenkten Armpaares nachgewiesen wurde (ich werde dies Armpaar demnächst als Zaubersymbol auch aus der Zaubersliteratur belegen). Bedeutet es auf dem Taufstein die emporgehobenen Hände des Gottesohnes, so bedeutet es in der Externgrotte das gesenkte Armpaar des winterlichen Gottes. Auf jeden Fall war diese Formensprache dem Schöpfer des Ideogrammes ebenso vertraut, wie vermutlich weit später noch dem nordischen Steinmetzen — ein glänzendes Beispiel dafür, wie aus der Übereinstimmung des Sinnbildlichen auf die Übereinstimmung des Sinnes geschlossen werden kann, zugleich aber auch auf die Dauerüberlieferung, auf die geistige Beständigkeit dieses Sinnes über sehr lange Zeiträume hin.

Noch weiter geht die Übereinstimmung. Betrachten wir die Figur 1a, so fällt zunächst auf, daß der Halbkreis ganz unausgefüllt ist, daß also der dem ornamentalen zugrunde liegende sinnbildliche Gedanke den „Urbogen“ selbst als das Wesentliche an dieser Darstellung ansieht. Die Stirnseite des Steines mit den abgeschragten oberen Ecken und dem starken Fundament, das die Inschrift trägt, bildet ein ornamentales Ganzes. Es erinnert lebhaft an den sog. „Felsensarg“ an der Nordseite der Externsteine; es ist der ganz gleich geformte Urbogen (Abb. 2) an der Stirnseite des oben leicht abgeschragten, einzelfestehenden Steines; unter dem halbkreisförmigen Bogen aber befindet sich die merkwürdige Vertiefung, die gerade für einen erwachsenen Menschen Raum bietet.

Ist das ein Zufall, oder kommen wir hier auf einem merkwürdigen Umwege der ursprünglichen Bedeutung dieses unter all unseren Altertümern einzig dastehenden Steines näher? Für sich betrachtet, möchte der Vergleich nicht überzeugen; in Verbindung mit den anderen Übereinstimmungen aber gewinnt er ein ganz anderes Gewicht. Denn hier entspricht eine formale Entwicklungsreihe einem sinnbildlichen Gedankengang: was auf dem Taufstein zu Selbe symmetrisch nebeneinander gestellt ist, würde, am Agisterstein ins Große übertragen, einen wirklichen Vorgang des religiösen Lebens widerspiegeln. Zu unterst an der Nordseite der Stein mit dem Urbogen; darüber an der Ostwand die alte Darstellung des sich entwickelnden Jahresbaumes als Frühlingsymbol; hoch droben das nach Nordosten gerichtete Sacellum, und unten in der Grotte wieder das lineare Symbol des abwärtsgerichteten Armpaares, dessen umgekehrtes Gegenbild vielleicht einmal in dem

¹⁾ Den Sonnenkreis, von den erhabenen Händen umgeben, zeigt das berühmte Steinbild von der Spitalkirche in Tübingen (Abb. 4); man sieht leicht, daß hier der abstrakte Urgedanke schon einen Schritt weiter ins Konkrete „zurück überseht“ ist. Nichts hindert anzunehmen, daß ein entsprechendes Bild sich einst auch an den Externsteinen befunden hat. Es ist das sinnbildliche Zeichen des hohen Sommers.

Sacellum als Zeichen des hohen Sommers eingerichtet war. Jedenfalls steht das Ideogramm der linearen Überlieferung näher, als die schon ornamental stark stilisierte „Irminul“, aber die Übereinstimmung der Grundzüge ist zweifellos.

In diesem Zusammenhange gewinnt der Umstand an besonderer Bedeutung, daß die Symbolik des nordischen Meisters (oder war es ein deutscher?) sich gerade auf einem Taufstein befindet. Der Meister hat damit ohne Zweifel zum Ausdruck bringen wollen, daß die in der Bildreihe ausgedrückte Gedankenreihe eine Verbindung mit dem Taufritus der früheren und der christlichen Zeit besitzt (denn das Eintauchen in Wasser oder das Übergießen ist ein uralter vorchristlicher Brauch). Dabei fällt uns besonders die Vertiefung im Inneren der Grotte auf (Abb. bei Teudt a. a. O. S. 35), die man von jeher als ein Taufbecken gedeutet hat, obwohl es in der Form von den christlichen ja völlig abweicht. Auch die Sage von der Taufe der neubekehrten Scharen an den Externsteinen gibt in diesem Zusammenhange zu denken. Wenn die Symbolik des frühchristlichen nordischen Taufsteines mit der an den Externsteinen so auffallend übereinstimmt, so liegt der Gedanke an einen vorchristlichen, mit dieser Stätte verbundenen, Taufritus allerdings sehr nahe.

Noch tasten wir uns vorsichtig zurück in das Dunkel dessen, was als gewaltsam abgerissene Überlieferung doch unser Denken erfüllt. Gelingt es uns, aus dem Sinnfälligen das Sinnbildliche, und aus diesem wieder den uralten Sinn zu erschließen, so ist der wichtigste Schritt zu einer Urgeistesgeschichte getan. Und wenn es Aufgabe jeder echten Wissenschaft ist, aus dem Geformten den formenden Geist zu erschließen, so wird sie auch hier allmählich über den toten Stoff zur Erkenntnis des ewig Lebendigen fortschreiten.¹⁾

Der Heidenstein zu Arnau

von Wilhelm Teudt

In die vorderste Reihe der aufschlußreichen Steindenkmäler²⁾ gehört das Elstertreibniger Bild, das ich in Heft 2 der vierten Folge (1932) von „Germanien“ gebracht und besprochen habe und das hier nochmals zweckmäßig aufgeführt wird (Abb. 1). Wohl erhalten und künstlerisch ansprechend darf es zu den schönsten Kunstwerken des frühen Mittelalters gerechnet werden. Von hoher Bedeutung sind die Lehren, die wir daraus mit unmißverständlicher Deutlichkeit über die Glaubensverhältnisse in der Zeit seiner Entstehung gewinnen konnten. Wir lernten,

1. daß der Schöpfer dieses Kunstwerkes den Germanengott und den Christengott nicht als etwas Verschiedenes, sondern als ein und dieselbe überweltliche, zu verehrende Macht angesehen hat;

2. daß vor diesem einen Gott die maßgebenden Ausdrucksformen der beiden Bekenntnisse, das Christenkreuz und die Irminul (Vilie), als gleichberechtigt aufgerichtet werden durften,

3. daß ihre Bekenner sich ihm in ihrer eigenen Weise nahen und seines Segens gewärtig sein durften,

4. daß es eine Zeit gegeben hat, in der christliche Bauherren und Priester ein solches die Duldsamkeit predigendes Bild an einer christlichen Kirche anzubringen erlaubten;

5. mancherlei Aufschlüsse über die verschiedenen religiösen Auffassungen, Symbole und Gebräuche der beiden Seiten in jener Zeit.

¹⁾ Die bereits seit Frühjahr 1932 vorliegende eindrucksvolle Arbeit konnte infolge Raummangels erst jetzt erscheinen. Schriftleitung.

²⁾ Vgl. hierzu die allgemein gehaltenen Ausführungen im vorigen Heft. Schriftleitung.



Abb. 1. Das Bild von Elstertrebnitz.

Wied., Oldenburg.

Eine derartige Stufe des Eingangs des Christentums in das germanische Volksleben ist mit hoher Wahrscheinlichkeit auf das friedliche, versöhnlich mit dem Volkstum sich verbindende Wirken der irischschottischen Sendboten zurückzuführen, als deren Hauptvertreter uns Kolumban überliefert ist. Sie dürfte überall vorhanden gewesen sein, wo Iroschotten wirkten, vor 776 selbst im alten Sachsenlande.

Aber die Stufe der Duldsamkeit währte nicht lange; sie mußte weichen vor der von Rom längst grundsätzlich gebilligten, in Germanien durch Bonifatius und den Westfrankenkönig Karl eingeführten gewalttätigen Bekehrungsweise, deren Urkunden von den Verböten und Strafen widerhallen, die gegen den volkstümlichen Glauben und Kult gerichtet waren. Wohin die Frankenmacht reichte, waren Bilder wie das Elstertrebnitzer an christlichen Kirchen bald nicht mehr möglich.

Doch ehe die Ansprüche auf Alleinherrschaft über den Glauben, die von Rom gestellt wurden, in Deutschland ganz zur Durchführung gekommen sind, hat es eine weitere Zwischenstufe gegeben, wahrscheinlich jedoch nur in den entfernteren ostelbischen Teilen des Landes, wohin die Frankenmacht nicht so schnell reichte.

Eine unmißverständliche Kenntnis einer solchen an sich durchaus logischen Fortentwicklung der kirchlichen Verhältnisse gewinnen wir ebenfalls durch ein Steinendmal, den sog. Heidenstein in Arnau in Nordböhmen, nicht weit von der sächsischen Grenze. Der Arnauer Heidenstein sagt nichts mehr von Gleichberechtigung der Zminsul mit dem Christenkreuz vor Gott und verlangt die Unterstellung aller unter das Kreuz, aber noch unter Duldung altgewohnter Formen.

Die beiden Photographien des Heidensteines — Vorderseite und Rückseite (vgl. Abbildungen 2 u. 3) — nebst zugehöriger Literatur verdanke ich der freundlichen Zusendung des Herrn E. Thiel in Gablitz. Es handelt sich um einen Stein, der schon vor Aufdeckung der Vorderseite im Jahre 1926 erheblich mehr Beachtung erfahren hat, als das Giebelfeld von Elstertrebnitz. Man hat die vielleicht einzigartige Bedeutung des Denkmals nicht verkannt, wenn es auch bei der bisher üblichen Scheu, Germanisches auch als germanisch anzuerkennen, zu erwarten war, daß die erstaunlichsten Versuche unternommen worden sind, das Götterbild als ein „christliches“ Bild zu deuten. Hier muß meine Mitteilung genügen, daß es von einer Seite als Darstellung des Jüngsten Gerichts, von an-

derer Seite als Darstellung der Feierlichkeit bei der Grundsteinlegung der christlichen Kapelle erklärt wurde! Der Stein hieß und heißt „Heidenstein“, zum mindesten ein Zeugnis dafür, daß der Stein den von einer irregehenden Wissenschaft unverwirten Beschauern bisher etwas ganz anderes gesagt hat, als daß er die Darstellung eines christlichen Geschehnisses sei.

Der in seiner Beweisführung natürlich durch und durch verfehlte Versuch, das Bild zur Feier einer christlichen Grundsteinlegung umzuwenden, endet dann auch in einem Bekenntnis der Vergewaltigung des Namens: „Diesen Heidenstein, den wir wohl richtiger in besonders betontem Sinne ‚Christenstein‘ nennen müßten, ...“! (Vgl. hierzu J. Kern, Der Heidenstein in Arnau i. B. Jahrbuch des deutschen Riesengebirgsvereins 1922, S. 6—16; L. Jegerabend und J. Kern zu dem gleichen Denkmal a. a. O. 1924). Nach der Aufdeckung der Vorderseite vor einigen Jahren jedoch ist unsere Erklärung bereits kräftig vorbereitet. Wir lesen in einem Mythos-Artikel in eben demselben Jahrbuch des Riesengebirgsvereins: „Dieses Flachrelief zeigt, wie man auch seine Darstellung erklären mag, eine Mischung von germanischen und christlichen Motiven, die für das 13. Jahrhundert in einer böhmischen Dikanalkirche reichlich primitiv anmuten.“

Ganz richtig klingt hier auch der Zweifel durch, ob die Entstehung dem 13. Jahrhundert zugeschrieben werden dürfe. Denn beide Seiten des Steines zeigen sowohl äußerliche unverkennbare Merkmale der Technik und Darstellungsweise, wie sie Jahrhunderte früher üblich war (die Menschengestalten mit den großen Köpfen und abstehenden Ohren), sondern auch eine Ideenwelt, die nur in einer älteren Zeitspanne erklärlich ist. Es wird gezweifelt an der noch auf der ganzen Linie der Kulturbeurteilungen sich zeigenden, sich den Nimbus größerer „Wissenschaftlichkeit“ zuschreibenden Sucht gewalttätiger Spätdatierungen, d. h. solcher Zeitangaben, die ohne sonstige Gründe, gestützt auf Fehldatierungen älterer Autoritäten und verstrickt in das Vorurteil gegen das Denken und Tun älterer Menschengeschlechter, zustandekommen.

Der Arnauer Heidenstein ist ebenso wie das jetzt im Dresdener Museum befindliche Elstertrebnitzer Bild ein Giebelfeld (Tympanon) gewesen. Die schadhaften Stellen und die Maße sagen uns, daß das vorderseitige Kreuzesbild ursprünglich in der oberen Hälfte etwas größer war, und daß von den Figuren selbst durch die absichtliche oder unabsichtliche Beschädigung etwas verlorengegangen ist. Mit dem Bilde des heidnischen Götterhimmels auf der Rückseite dagegen hat man sich nach der Größe des bereits beschädigten Steines gerichtet. Daraus ist mit aller Sicherheit auf die spätere Entstehung des rückseitigen Götterbildes zu schließen, wozu, wie wir sehen werden, auch innere Gründe hinzutreten.

Das ursprüngliche ältere Vorderbild (Abb. 2) ist das wohlgelungene, ästhetisch ansprechende Werk eines feinsinnigen Künstlers, der die in einem Giebelfelde stets schwierige Aufgabe der Raumverteilung aufs trefflichste gelöst hat. Das Götterbild der Rückseite (Abb. 3) dagegen verrät durchweg eine ungeübte Hand, die ohne durchachten Plan arbeitend, sich in den Größenverhältnissen von vorneherein vergriffen hat. Er klemmte dann die Gestalten, die er zur Erfüllung der Zwölfszahl noch aufs Bild zu bringen hatte, in freie Plätze und Ecken; auch bei den Einzelfiguren, besonders den Tiergestalten, und bei der Anbringung der Symbole zeigt sich überall das unkünstlerische Auge und die Ungechlichkeit. Es muß beachtet werden, daß der Maßstab der beiden Bilder nicht ganz der gleiche ist, da der photographische Apparat in etwas verschiedener Entfernung aufgestellt werden mußte.

Auf die Würdigung und Duldung des vorderseitigen, den Kreuzifixus darstellenden Bildes wirft die Geschichte des Steines ein eigenartiges Licht: Es ist etwas ganz Ungewöhnliches, daß eine Darstellung des Gekreuzigten nicht nur ihre Anerkennung verlor, sondern zum Argernis diente. Sie sollte den Blicken der Gemeinde entzogen werden, wurde mit Verputz überdeckt, und man ersetzte sie durch eine auf der Rückseite angebrachte Darstellung

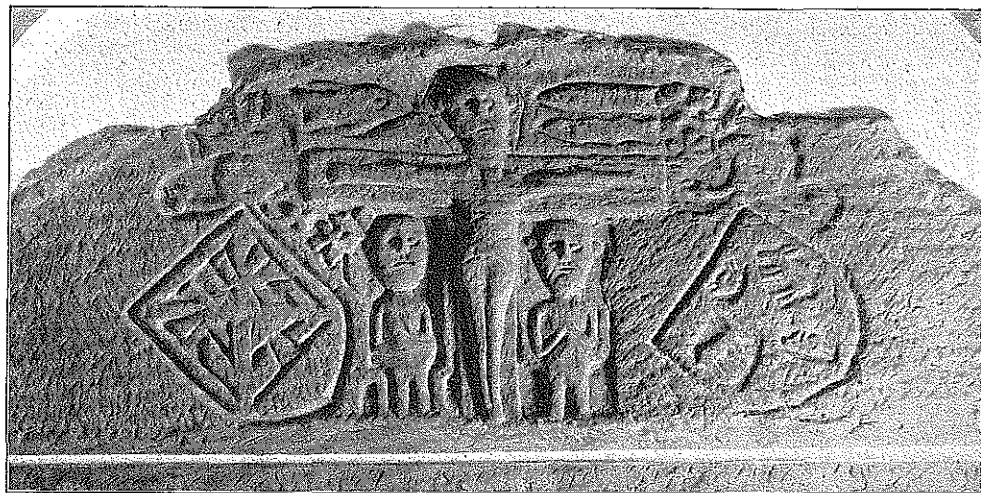


Abb. 2. Vorderbild vom Heidenstein zu Arnau.

des heidnischen Götterhimmels, — wie auch sonst in alten Kirchen Teufelsfragen, Karikaturen und Tiergestalten, die mit dem alten Glauben zusammenhängen, zu finden sind.

Über dem uralten Südportal der Kiliankirche in Lügde (ältester Teil 786 durch Karl erbaut) erblickte ich als einzige Zier des freien Giebelfeldes in der Größe von etwa 20 cm die Darstellung des Sonnengottes als Frage mit Efelsohren und heraushängender Zunge (Abb. 4). E. Jung weist Ornamente, besonders an Säulen, auf mit ganz unchristlichen Tiermotiven, wodurch altgermanische Mythen in oft tadellosem Zusammenhang zur Darstellung kommen. Aber alle diese Erscheinungen werden weit überflügelt von dem umfangreichen, geschlossenen und rücksichtslos in die Augen springenden Götterbilde des Heidensteines.

Die Verbedung der Vorderseite hat wahrscheinlich Jahrhunderte gedauert, bis man bei Erneuerungsarbeiten der Kirche das Bild frei machte.

Die erste aus dem Vergleich beider Seiten zu gewinnende Erkenntnis ist, daß die Bilder der Vorder- und Rückseite ungefähr aus der gleichen Zeit stammen, weil die Technik und die überaus charakteristische Menschengestaltung haarscharf dieselbe ist. Nachdem wir uns von dieser wichtigen Tatsache überzeugt haben, betrachten wir die Einzelheiten, zunächst auf dem Kreuzigungsbilde.

Eine ganz besondere Rolle spielt dabei die Haltung der Arme und Hände. Ihre betonte Unterschiedlichkeit bei den beiden unter dem Kreuzesbalken befindlichen Andächtigen, die wir beide als männlichen Geschlechts (sitzend?) ansehen müssen, kann gar nicht übersehen werden. Rechts (vom Beschauer) haben wir eine unzweifelhaft christliche Gebetshaltung: die Hände sind aufeinander, aneinander oder ineinander gelegt. Links eine für Christen ganz unmögliche Gebärde: die eine Hand auf die Brust, die andere auf den Leib gelegt! Warum ist dieser Unterschied gemacht, der uns so auffällig vorgeführt wird?

Eine weitere merkwürdige, vielleicht noch aufklärbare Unterscheidung der beiden Hälften des Tympanons ist, daß das vom Christentum aus dem Germanentum übernommene Symbol des Fisches auf der rechten Seite als ein Fisch, auf der anderen aber als zwei Fische zum Ausdruck kommt. Ferner ist die Tatsache beachtenswert, daß sich neben dem Andächtigen linker Seite der Lebensbaum unter dem Kreuzesbalken, also hier auf Erden befindet, während die Früchte und Blätter des Lebensbaumes auf der rechten Seite über dem Kreuzesbalken, also im Himmel, ihren Platz gefunden haben.

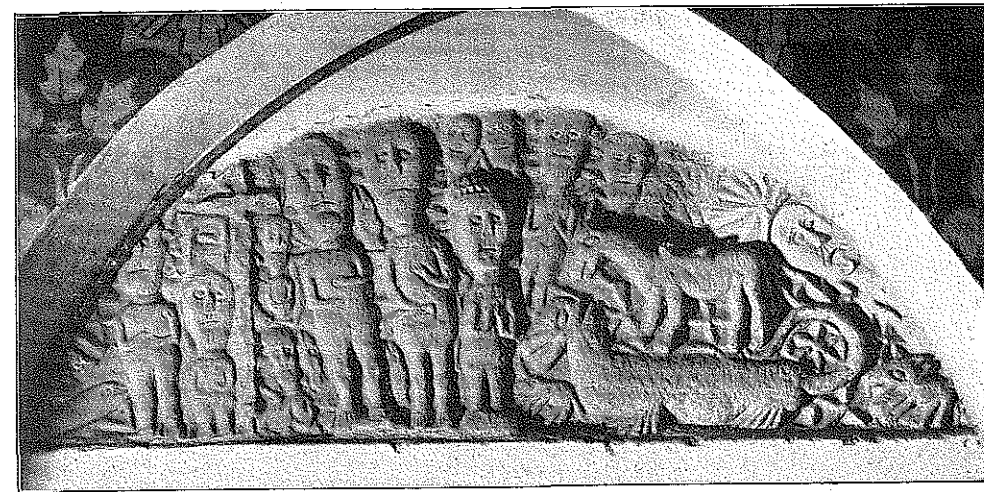


Abb. 3. Rückseitiges Bild vom Heidenstein zu Arnau.

Die beiden großen Wappenschilde gehören unzweifelhaft den kirchenbauenden adeligen Familien an, und zwar links wahrscheinlich der Familie Berfa von Dauba, die heute den gekreuzten Doppelpfeil in nahezu gleicher Ausführung hat, wie auf unserem Bilde, rechts vielleicht der Familie von Hasenburg mit Hasen und Eber. Die beiden Helme über dem Wappen zeigen nur den Unterschied, daß rechts die Helmzier fehlt.

Wenn wir an diese Merkmale im übrigen nur sehr vorsichtig die eine oder andere Vermutung knüpfen dürfen, so scheint uns die obige Frage nach der Bedeutung der mit starker Betonung unterschiedenen Gebetshaltung der beiden Männer zu einer wichtigen Entscheidung bei der Erklärung der Bilder zu führen, weil durch sie der deutliche innere Zusammenhang des Mannes links unter dem Kreuze mit der auf der anderen Seite des Steines zur Darstellung gelangten germanisch-heidnischen Götter- und Glaubenswelt hergestellt wird!

Ebenso wie auf dem Kreuzesbilde sagt uns auf dem Götterbilde das Antlitz der vielen auf das Giebelfeld gezwängten Gestalten nichts, oder nahezu nichts. Auch sonst suchen wir fast vergeblich an diesen starren Figuren nach einem Ausdruck dessen, was die Schar denkt, fühlt oder will. Nur das eine lebendige Zeichen innerer Anteilnahme, welches fast wie ein Merkmal der Zugehörigkeit zu dieser einheitlichen Versammlung wirkt, springt in die Augen bei allen, die sich uns unverdeckt zeigen: Das ist die Haltung der Arme und Hände.

Es ist im ganzen eine Zwölfszahl, entsprechend der Zahl der Äsen, wie sie uns gelehrt ist. Bei sechs von den acht unverdeckten Gestalten sehen wir die Hände getrennt voneinander entweder in gleicher Höhe auf der Brust oder die eine Hand tiefer — so wie bei dem Manne

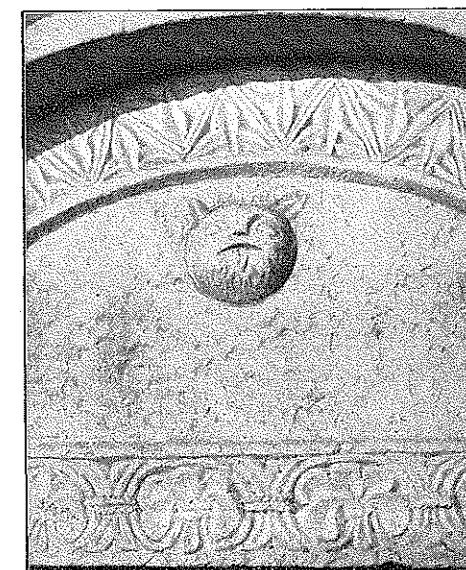


Abb. 4. Sonnengott von Lügde.

unter dem linken Kreuzesbalken aufs schärfste von dem christlichen Gebrauch unter-
schieden.

Bei den zwei übrigen Personen müßte eine örtliche Untersuchung entscheiden, ob es richtig ist, daß sie mit gekreuzten Armen die Hände vor die Schultern legen, wie es sich bei einer der Hände zu zeigen scheint.

Auf jeden Fall bedeutet die Arm- und Händehaltung eine beabsichtigte Charakterisierung, woraus wiederum die Zugehörigkeit des ebenso charakterisierten einen Mannes unter dem Kreuze zu dieser Gesellschaft geschlossen werden muß! Damit aber wird uns die Richtigkeit unserer Lösung des Heidenstein-Rätsels bestätigt: Das im übrigen einwandfreie und dazu der Zeit entsprechend schöne Kreuzesbild des Heidensteines ist gegen Ende der irischottischen Einflüsse, also in Ansehung des Ortes wahrscheinlich im 9. aber spätestens im 10. Jahrhundert entstanden. Denn es enthält noch die augenfällig gepredigte Lehre, daß man auch unter Beibehaltung alter frommer Glaubensgewohnheiten unter dem Kreuze Christi Erlösung suchen dürfe und angenommen werde.

Diese Duldsamkeit widersprach später aufs schroffste der in der Kirche zur Herrschaft gelangten Lehre, daß aus dem alten Glauben stammende Frömmigkeit und Sitte nichts anderes sei als Teufelswerk, von dem man sich abwenden müsse, wenn man selig werden wollte.

Dies war der ausschlaggebende Grund dafür, daß einer der Nachfolger des duldsamen Priesters das Bild beseitigen und auf die Rückseite eben desselben Steines, der vielleicht bei der Herausnahme beschädigt und etwas kleiner geworden ist, durch einen geschickten Handwerker seiner Gemeinde ein anderes Bild meißeln ließ. Es sollte umgekehrt deutlich zum Ausdruck bringen, daß die unvorschriftsmäßige Armhaltung ja eine Gewohnheit der Göthen sei, denen ein Christ abgeschworen habe oder abschwören müsse.

Der Verfertiger gab der Göthenversammlung zu ihrer Charakterisierung außer der Armhaltung allerlei Attribute bei, Drachen und schlimm aussehendes Gefier, Art und Sonnenrad und Sterne, und nicht zu vergessen ein Pferd, das wohl überall noch wegen der beliebten Opfermahle als ein zum Göthendienste gehöriges Tier angesehen wurde, — das alles ungeordnet und wirr, wie es grade im Kopfe des Handwerkers vorhanden war. Die Dürftigkeit und unbeabsichtigte Karikatur schadete jedenfalls dem abschreckenden Zwecke nichts. Das Bild wird seine Wirkung auf die Gemeinde nicht verfehlt haben; es hat jedenfalls nicht lange gedauert, bis der Priester zu seiner Befriedigung beobachtet konnte, daß kein Kirchenbesucher mehr die Hände getrennt auf Brust und Leib hielt.

Dieser Hergang leuchtet als zeitentsprechend und psychologisch richtig ein, wenn wir an unserem Geiste einmal die äußere und innere Umstellung vorüberziehen lassen, die im Bekehrungszeitalter vor sich gegangen sein muß.

Es wäre — leider — ein sich wenig lohnender Versuch, die einzelnen Arien auseinanderhalten und eine mythologische Ernte halten zu wollen. Nur scheinen wir in der Kleinsten der drei Hauptgestalten Freya erkennen zu sollen, wegen ihrer etwas längeren Kleidung — alle Personen müssen als bekleidet angesehen werden — und wegen ihres Kopf- und Haar Schmucks. Nach Kern-Leitmeritz¹⁾ ist am Original ein Scheitel zu erkennen und darüber eine Art Krönkrone im Stil des 9. Jahrhunderts. Diese Zeitbestimmung stimmt mit unserer Auffassung von der Entstehungszeit zusammen, wie auch alle sonstigen Merkmale: Technik, Kunst und Lebensgewohnheiten und vor allem natürlich die glaubensgeschichtlichen Anzeichen.

Wenn die Figur neben dem Drachen nicht (wie einer der alten Erklärer, der den Drachen zur Ruh macht, will) ein Bischof sein kann, sondern Freya, die Vorgängerin der Maria (auch = Oßera) ist, dann mögen die beiden anderen Großen daneben als

¹⁾ Jahrbuch des Riesengebirgsvereins 1924.

Wodan und Donar gelten. Aber das merkwürdige Instrument in der Hand des einen ist keine Art. Diese haben wir vielmehr in der Riesenwaffe, die links hoch aufgerichtet steht. Es ist eine Artform, die auch von Herman Wirth (Urschrift der Menschheit, Tafel 325, Abb. 10, 15 und 17) als kultische Form vorgeführt wird. Desgleichen wird der Torbogen als kultisches Sinnzeichen des Himmelsbogens von Wirth herausgestellt; was der Balken darin bedeutet, wissen wir nicht. Merkwürdig sind die hier und da angebrachten Fische und Vogelsköpfe, von denen einer auch eine Schwurhand mit eingeschlagenem Daumen sein kann; ferner die Strahlenkrone, die vielleicht einem Haupte zugehört, und die Falten des Hintergrundes.

In seinem Schlußwort gibt Kern, der Erklärer des Heidensteines als jüngstes Gericht, zu: „Der Bildinhalt zumindest in seinem heidnischen Teil, ist, wenn unsere Deutung zutrifft, dem germanischen Heidentume entnommen. Da man nun wohl doch annehmen muß, daß dieses Bildwerk den Gläubigen, für die es als wirksames aneiferndes und abschreckendes Erziehungsmittel zugleich bestimmt war, auch verständlich sein mußte, so darf man wohl folgerichtig auch annehmen, daß diese Bevölkerung vordem selbst den gleichen Götterglauben besaß.“

Im Unterschiede von Kern, der die durch das verdeckte Christusbild einem Erklärer dargebotene Hilfsstellung noch nicht kannte, finden wir in dem Götterbilde auch nicht einen Hauch aus der christlichen Ideenwelt; aber richtig ist, daß sich das Abschreckende dieses Bildes aufs Ganze beziehen sollte: hinweg von dem alten Glauben in jeder Beziehung! Durch das Bild sollte denen, die noch nicht ganz befestigt waren, beigebracht werden, was sie bisher selbst noch gar nicht gewußt hatten, daß sie und ihre Väter Menschen zu Göttern gemacht und angebetet hätten. Wenn die Arnauer in spätgermanischer Zeit wirklich Götterbilder gehabt haben sollten, was wir keineswegs von allen germanischen Stämmen wissen, so hatten es die nicht ganz Blöden doch höchstens umgekehrt gemeint: sie stellten sich göttliche Kräfte und Wesen auch wohl wie Menschen vor, — wie es ja Engelsbilder gibt und wie große Künstler selbst Bilder von Gottvater gemacht haben, und wie jede Darstellung der Christusgestalt ein der Lehre ganz entsprechendes Tun ist. — von den Heiligenbildern ganz zu schweigen. Wird mit berebter Zunge jemand umständlich und unentwegt eine Schuld vorgehalten, dann glaubt er schließlich selbst daran, wenn er einen schlichten, gehorsamen Geist hat!

Abgesehen von Gewalt und Druck war dieses Befehrungsmittel, bei dem die Gefahr absichtlicher Herabsetzung des Alten und übertriebener Verherrlichung des Neuen kaum zu vermeiden war, immerhin noch erträglich neben anderen damals üblichen Überredungskünsten, zu denen die Entfaltung des Vertrauens auf die Wunderkraft der Heilungebeine gehört.

Als sittlich berechtigt kann, was das religiöse Gebiet anlangt, von uns nur eine Befehrungsweise anerkannt werden. Sie muß sich, wie die irischottische, darauf beschränken, das wirklich oder vermeintlich Wertvollere positiv herzubringen und eben dadurch das Morische des alten Glaubens einem natürlichen Versinken zu überlassen.

Wenn zu alten Wahrheiten neue Wahrheiten hinzutreten, befreiend, erhebend oder fördernd, und sich mit ihnen zu innerer Einheit verbinden, so wird ein solcher Vorgang auf allen Gebieten des Wissens und Lebens als Fortschritt und Wohltat angesehen. Dieser Vorgang wird auch auf religiösem Gebiete von der christlichen Kirche anerkannt und gepriesen, sofern es sich um den Fortschritt vom alten Testamente des jüdischen Volkes zum neuen Testamente handelt. Aber es ist zum Verhängnis geworden, daß vor allem die römische Kirche im Interesse ihrer äußeren Macht und Einheitlichkeit einen solchen Aufbau auf Gegebenes als Syntretismus (Religionsvermischung) geschmäht und mit allen Mitteln verfolgt hat, sofern sich der Aufbau nicht auf das alte Testament des jüdischen

Volk, sondern auf das alte Testament anderer Völker, vor allem des germanischen Volk, bezog.

Es ist nicht unsere, sondern die Aufgabe der christlichen Theologie, aus geschichtlichen Irrungen der Kirche die Lehren für Gegenwart und Zukunft zu ziehen und damit einen Weg zuzubereiten, auf dem es eine Befreiung aus einst begründeter religiöser Not und einen Aufstieg zu Hochzielen der Wahrheit gibt. Dabei bleibt es selbstverständlich von erheblicher Bedeutung, daß es auf germanischer Seite alte zusammenhängende Schriften nicht gibt, in denen religiöse Wahrheitsmomente aus Urzeiten der Menschheit aufbewahrt sind; denn den ältesten Urkunden kann und muß in angemessenen Grenzen ein hoher Wert zugemessen werden. Es ist der Wert der Unmittelbarkeit, weil sie mehr als in späterer Zeit als ein Bestandteil eines wesensmäßigen (nicht kulturell entstandenen) Ideenerbgutes angesehen werden können. Dem Mangel auf germanischer Seite steht das Vorhandensein der ältesten biblischen Schriften gegenüber, in denen nach solchem Ideenerbgut geforscht werden kann. Die aufgedeckten Spuren können nur dahin führen, wo die Urgefilde des menschlichen Geistes sind, an deren Vorhandensein schwerlich zu zweifeln ist.

Unsere Aufgabe bezieht sich auf unsere Vorfahren, auf die Frage, in welchen Bahnen sich im Germanentum der Urstrom des Geistes durch die ungemessenen Zeiträume hindurch bis zur geschichtlichen Zeit ergossen hat. Dazu ist jeder kleinste Lichtstrahl förderlich, der uns von irgendeiner Seite über Wesen und Entwicklung des germanischen Glaubens zukommt.

Der Arnauer Heidenstein bringt Beiträge zur Wiedererkennung germanischen Geistes und Glaubens. Es ist eine kleine, und doch keine wertlose Erkenntnis, was wir über die äußerlichen Gebärden der Andacht lernen und den Wert, den man in der Bekehrungszeit auf solche Unterscheidungen legte. Aber weitaus wichtiger ist die uns bisher durch keine Kirchengeschichte vermittelte, nun aber in glücklicher Weise durch mehrere Steinbilder — Elstertrebnitz und Arnau — gebrachte Kenntnis von religiösen Zwischenstufen im Bekehrungszeitalter, die zwar örtlich beschränkt und zeitlich nur sehr kurz gewesen sind, deren erfreuliche Eigenart aber ein „Etwas“ im germanischen Gottglauben aufweisen, deren erfreuliche Eigenart aber ein „Etwas“ im germanischen Gottglauben aufweisen, welches in jenen Zeiten die Grundlage für einen gemeinsamen Monotheismus bot.

Dieses „Etwas“ dürfte das Kleinod sein, nach dem wir in letzter Linie ausschauen — der wertvollste Gewinn aus der Arbeit zur Wiedererkennung germanischen Geistes- und Gottglaubens.

Indoarisches in der deutschen Landschaftskunst

Von o. Universitätsprofessor Dr. Joseph Strzygowski, Wien

Die deutsche Landschaft weist in Natur und Kunst öfter Spuren auf, denen bisher noch kaum im Zusammenhange nachgegangen wurde, weil wir, im Mittelmeerglauben befangen, solche dem Norden eigentümliche Wahrzeichen vernachlässigten. Sie sind nicht in Quadersteinen ausgeführte Großbauten oder Denkmäler, sondern ohne äußerlichen Aufwand rein als unscheinbare Zeugen innerer Erlebnisse ausgewählte oder ausgeführte Sinnbilder, daher hat sie die Geschichte (und die Kunstgeschichte im besonderen) nicht der Beachtung wert gefunden. Wir Nordmenschen werden seit Jahrhunderten blind geboren und erzogen, ja verlassen mit den Historikern der Mittelmeermacht und den Altphilologen womöglich die einzelnen Heilsboten, die uns den Star stehen wollen. Hier seien in Kürze einige Stichproben nebeneinander gestellt. Sie werden ausführlicher (mit den nötigen Abbildungen) in meinem Werke „Europas Bildende Kunst im

Rahmen des Erdkreises“ bzw. einem Vorläufer „Spuren indogermanischen Glaubens in der Bildenden Kunst“ besprochen werden.

Der Kunsthistoriker gewinnt z. B. vor den Metallspiegeln des Schosoin (Abb. 1) im japanischen Nara die Ansicht, daß es eine buddhistische Bedeutungsvorstellung gegeben habe, die mit dem Mahajana, d. h. vom Iran aus, nach Ostasien gegangen sein muß: die Vorstellung von vier heiligen Bergen um einen mittleren (Meru), alle als Felsen gebildet mit jenen die Kegelspitzen am Rande umschließenden Baumwipfeln, wie sie merkwürdig noch C. D. Friedrich in seinem Tetschner Altar 1808 als Glaubenssinnbild verwendet hat. Ähnlich übrigens wie auf italienischem Boden schon jener iranische Mosaikist, der das kreuzförmige Grabhaus der Galla Placidia in Ravenna ausgestattet und über dem Eingang innen den guten Hirten in einer heiligen Landschaft (Abb. 3) gebildet hat. Diese ist im Gleichmaß aufgebaut wie Böcklins „Lcteninsel“, der damit nach seiner eigenen Aussage Feierlichkeit zum Ausdruck bringen wollte. Tatsache ist, daß die Landschaft (wie die Schrift) ursprünglich heilig war, nicht im Mittelmeerkreise natürlich, wo die Macht sich durch die menschliche Gestalt verständlich macht, wohl aber im Iran. Von da aus ist sie zurückzuverfolgen bis in den hohen europäischen Norden.

Eine Spur aus der Zeit der indogermanischen Wanderungen hat sich halbwegs in einem Kurgan des Kuban, dem von Maikop, auf einer Silberchale (Abb. 2) erhalten, die man in das 3. Jahrtausend v. Chr. setzt. Die Landschaft ist gerigt und ergibt aufgerollt ein auf den ersten Blick schwerverständliches Bild (ohne Menschengestalt). Die „Landschaft“ hat keine Grundlinie, zeigt oben einen Streifen von spitzen Bergen, im Zickzack übereinander, mit zwei überragenden Höhen abwechselnd, läßt davon „Flüsse“ ausgehen und sich in einem Becken unten sammeln; sie belebt auch die Zwischenräume mit Tieren: es fehlt also nichts, was zum Wesen dessen gehört, was wir „Landschaft“ nennen.

Man betrachte gelegentlich die beiden erhaltenen Gefäße als Ganzes in mehreren Ansichten. Zuerst fallen auf beiden Gefäßen die hintereinander schreitenden Tiere am Bauch auf; dann gewahrt man auf dem einen Gefäß oben am Halse die Landschaft selbst und wird bei genauerem Zusehen auch die beiden Flüsse entdecken, die, von oben nach unten breiter werdend, am Außenboden des Gefäßes unter einer zweiten Reihe kleinerer Tiere in das wie die Flüsse durch Gräben als Wasser angezeichnete Becken münden. Die Tiere stehen überall in der Luft, auch ein Bär und zwei Nadelbäume, die oben zwischen den Bergen erscheinen. Man findet Abbildungen in meinem Asienwerke und sonst z. B. in der Schrift „Was bedeutet S. Wirth für die Wissenschaft?“¹⁾ Höchst merkwürdig ist das schwere Schreiten der Tiere mit hohem Riß, ihre Auswahl und Anordnung: Oben um die Berge schreiten Löwe, Wildpferd und Rind hintereinander nach links, während sich ein zweites Rind nach rechts dem andern entgegenwendet. Unten sind die vier Tiere, diesmal Löwe, Rind (?), Steinbock und Schwein ohne Umkehr nach links hintereinander gereiht. Kennzeichnend ist neben dem Bären zwischen den Nadelbäumen noch, daß oben über dem Löwen ein Vogel mit einem Zweige hinter sich erscheint, ein beliebtes, später mazdaistisches Sinnbild, das vom Iran ebenso nach Italien und Ostasien, wie nach Indien gewandert ist. Wie die Chale von Maikop nahelegt, ist dieses Motiv mit der Landschaft selbst wahrscheinlich nordischen Ursprungs, d. h. bereits von den Indoariern nach Iran mitgebracht.

Vor allem aber ist eines an diesen landschaftlichen Einritzungen der Maikopvasen indoarisch: daß sie ausgesprochen „heilig“ sind. Man sinne nur der Bedeutung der hinter-

¹⁾ Unter Mitwirkung der Professoren Fehrle, Heberer, Jung, Friedberg, Redel, Preuß und des Verfassers dieses Beitrages, herausgegeben von Prof. Dr. A. Baumler-Dresden. Verlegt bei Koehler & Amelang, Leipzig 1932. Schriftleitung.



Abb. 1. Bronzespiegel aus dem Schosoin, Nara (Japan)

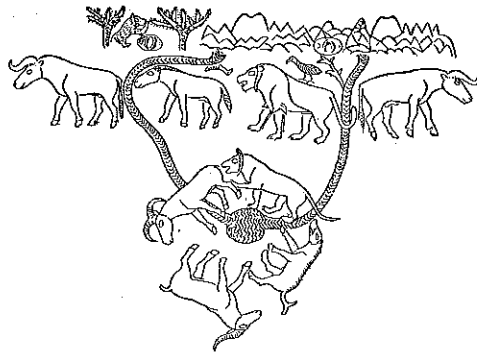


Abb. 2. Landschaft auf einer Silberschale aus dem Maikop'schen Kurgan (Kuban)

einander schreitenden Tiere nach. Sie vollziehen die „Umwandlung“, einen Brauch, der der Volkskunde als heute noch in scheuen Ehren stehend bekannt ist, wenn es sich darum handelt, eine Sache, etwa einen Herd oder ein Feld in Besitz zu nehmen. Nach dem Ursprunge dieses Vorganges dürfte auf verschiedenen Wegen gesucht werden; dem Kunstforscher scheint nachgerade jene Deutung wesentlich wichtig, die im hohen Norden den Ausgangspunkt derartiger Kunstbetätigung sucht. Davon später.

Die abwechselnd spizen und erhöhten Berge haben sich in der altchinesischen Kunst auf Tonggefäßen und bronzenen Weihrauchbeden bis in die Zeit um Christi Geburt erhalten, die oben erwähnten Spiegel geben nur einen späten Nachklang. Immer fällt der Zusammenhang mit dem Rund auf, ob es sich nun um die uralten Silberschalen von Maikop, die Gefäße der Han- oder die Spiegel der Tangzeit handelt. Nach Italien wandern solche Vorstellungen vom Iran aus mit den Mosaiken der halbrunden Apfiden, soweit sie landschaftlich gefüllt sind. In Deutschland kommen immer wieder runde Umfrie-



Abb. 3. Heilige Landschaft (Mosaik im Mausoleum der Galla Placidia, Ravenna)

dungen (geflochtener Zaun, Dornen- oder Rosenhag) in Kunstwerken aller Art vor, die in ähnlicher Art das Paradies andeuten, wie es im Stundenbuch von Chantilly erscheint. Die Vorstellung von diesem runden Paradiese geht mit der vom Lebensbrunnen und Lebensbaume zusammen auf die indoarische Völkergruppe und ihre Nachbarn zurück, das geben heute selbst sehr vorsichtige Vertreter der Volkskunde wie Geramb (3. d. Ver. f. Volkskunde in Berlin 1928, S. 176) zu. Es mag fraglich bleiben, ob die auf den runden Schalen von Maikop dargestellte Umwandlung, die die Landschaft als heilig zu kennzeichnen scheint, etwas mit der urnordischen Vorstellung vom Paradiese zu tun hat.

Ich komme damit wieder auf die Landschaft mit den vier heiligen Bergen (Abb. 1) zurück, die gern um einen fünften herum an den Enden eines Achsenkreuzes erscheinen. Man mag sie im einzelnen deuten wie man will, jedenfalls ist auch diese runde Art Landschaft heilig und dürfte auf ähnliche indoarische Einführung in Asien bzw. auf den hohen Norden zurückgehen. Bezeichnend ist, daß sich Spuren solcher Vorstellungen heute noch in deutschen Landen nachweisen lassen. Ich gebe als Beispiel nur eine einzige, bisher als einschlägig unbeachtet gebliebene Tatsache aus Kärnten (Österreich). Dort liegen im Gebiete um St. Veit (nördlich von Klagenfurt) vier Berge in den Achsen um einen Felsen (heute Schloß Hohenstein) in der Mitte. Am Abend vor dem zweiten Feiertage nach Ostern versammeln sich vor der Kirche auf dem Magdalens- (Helenen-)berge Wallfahrer aus ganz Kärnten zur Vollziehung des „Bierbergerlaufes“. Nach der Mitternachtsmesse treten sie mit Fackeln den Weg zunächst nach dem Ulrichsberg, dann auf den Gößeberg an, den sie nachmittags ersteigen. Am Abend ziehen sie weiter nach dem Laurenziberg und legen so im ganzen etwa 40 km zurück. Näheres über die dabei im einzelnen zu beobachtenden Bräuche bei J. Graber, Die Bierberger, Carinthia I, 1912, S. 1 f. Am eingehendsten hat sich mit diesen Fragen H. Wirth in seinen beiden Hauptwerken¹⁾ beschäftigt, dort lese man nach, was sich heute über die Deutung sagen läßt.

Für den Kunstforscher erscheint wichtig, daß bei solchen Berglandschaften in der Bildenden Kunst immer der Fels die entscheidende Gestalt ist, der Fels, der an sich Norden bedeutet (vgl. Schwieger in meinem „Der Norden in der Bildenden Kunst Westeuropas“). Ein Fels (unten öfter mit zackigem Ufer in Zahnschnittart nach einem Wasserstreifen zu endigend) tritt in aller vom Iran ausgehenden Landschaftsmalerei immer wieder entscheidend auf. Es ist ursprünglich der Weltberg, auf dem das Paradies liegend gedacht wird. In indischen Malereien, altchristlichen Mosaiken, dann in der italienischen und altniederländischen Kunst spielen solche Felslandschaften eine entscheidende Rolle. Bei Leonardo noch in der Grottenmadonna und bei dem deutschen Meister von 1442 in Donaueshingen (Besuch des Antonius bei Paulus) ist das zackige Ufer in ein von Felsen umschlossenes Wasserbeden umgebildet, wie übrigens schon in den Evangelistenmosaiken von S. Vitale in Ravenna.

Ich bleibe zunächst bei dem Rund, in dessen Achsen um einen Fels in der Mitte herum vier Felsen aufsteigen, und bei der Umwandlung. Der einzelne Berg, von einem mächtigen Gebäude gekrönt, der Weltberg mit dem Paradiese, zu dem auch ein überragender Bau gehört, spielt nicht nur in den heiligen Schriften der Iranier und Indier eine beachtenswerte Rolle.

In der altdeutschen Dichtung steht ein solcher Berg im Mittelpunkte der Einbildungskraft, der Mont Salvadich. Wir können ihn jetzt mit der Parsival- und den übrigen Gralsagen im Iran an der Grenze zwischen Persien und Afghanistan am Ausflusse des Helmand in den Samunsee festlegen. Heute heißt der Ort Kuh i kuadscha und ist, seit ich ihn 1918 in meinem Armenienwerke zuerst in den Bereich der wissenschaftlichen Forschung gezogen habe, Gegenstand ernster Untersuchungen (vgl. jetzt auch mein Asien-

¹⁾ „Der Aufstieg der Menschheit“, Jena 1928, und „Die heilige Urchrift der Menschheit“, seit Ende 1931 in Lieferungen im Verlage Koehler & Amelang in Leipzig erscheinend. Schriftleitung.

werk und mein Werk über die asiatische Miniaturenmalerei). Er dürfte für die Forschung der Zukunft ein Angelpunkt der nach dem Norden und ihren Glaubensvorstellungen ausblühenden Arbeit werden. Für Iran und ganz Asien war er ein Wallfahrtsort ersten Ranges. Ich habe diesen heiligen Berg hier nicht an sich, d. h. wie er heute noch erhalten ist, im Auge, sondern eben nur in der sagenhaften Umbildung, in der er die ganze mittelalterliche Dichtung erfüllt. Darin spielt ein Tempelbau eine ausschlaggebende Rolle, der vielleicht für die Aufklärung der Bedeutungsvorstellung der Umwandlung herangezogen werden kann.

Dem Kunstforscher drängt sich eine Ursprungsannahme auf, die deshalb für ihn nahe liegt, weil er sie ähnlich auch für eine bisher kaum anerkannte und schon gar nicht gelöste Frage anwenden muß: der Frage nach Bedeutung und Ursprung dessen, was die deutschen Kunsthistoriker mit Dehio an der Spitze gern als „Zentralbau“ bezeichnen, jene strahlenförmige Raumanordnung, die der Zeitgestalt der christlichen Kunstgeschichte, dem Richtungsbau der Basilika, so auffallend entgegengesetzt ist. Sie scheint ursprünglich weder Gotteshaus noch Versammlungsraum, sondern eben der Ort der Umwandlung: Eine Kuppel, von Stützen getragen, kennzeichnet die freibleibende Mitte, die um die Stützen herum umwandelt wird. Man lese doch nach, wie z. B. Sulpice Boisseree schon vor hundert Jahren versucht hat, die Beschreibung des jüngeren Titulrel vom Gralstempel im Bilde wiederzugeben; er hat berechtigten Widerspruch gefunden, obwohl wir erst jetzt den Kunstkreis kennen, von dem bei dem Versuche einer Wiederherstellung ausgegangen werden muß: nicht vom gotischen, wie Boisseree annahm, sondern vom altarmenischen Kirchenbau oder noch besser vom iranischen Feuertempel. Man vergleiche damit auch die Beschreibung des achteckigen Schlafhauses von Oesterdalen in Holz mit eingestellten acht Masten, wie es in der Edda beschrieben wird, und endlich die unzähligen Baubeschreibungen, wie sie schon in griechischen Romanen, aber auch in den Beden und im Mesta von dem den Weltberg krönenden Bau im Paradiese geliefert werden. Ich kann auf alles das hier nicht eingehen. Immer handelt es sich, mehr oder weniger unverstanden, um einen Kuppelbau mit eingestellten Stützen, wie ihn die Kunsthistoriker am besten von Italien aus, dort immer als Fremdkörper, kennen, also im Anschluß an S. Costanza bei Rom, S. Vitale in Ravenna oder S. Lorenzo in Mailand, um nur die wichtigsten dieser eigenartigen altchristlichen Kuppelbauten zu nennen, die jetzt erst von Iran und Armenien aus verständlich werden, vor allem auch ihr ursprünglicher Zweck, der der Umwandlung.

Diese Umwandlung ist es nun, die zusammen mit dem Rund und dem in die Höhe strebenden Fels und seinen Bauten (vgl. die neuentdeckten Mosaiken in der großen Moschee von Damaskus) Anlaß zu Überlegungen gibt, die nur vom hohen Norden aus verständlich werden. Schon die Bedeutung der Morgenröte in den Beden, in denen sie nicht wie üblich die bekannte Tageszeit, sondern eine dreißig Tage dauernde Jahreszeit ist, weist diesen Weg. Nur jenseits des 66. Breitengrades können solche Vorstellungen in breiter Schicht entstanden sein, da, wo man den arktischen Winter über sehnsuchtsvoll auf die ersten Spuren des Lichtes und der Wärme wartet und dann nach dem Monate der Morgenröte doch nur einen Sommer erlebt, in dem die Sonne nicht etwa an einem Punkte aufsteigt, um richtungnehmend im lotrechten Halbkreise ihren Lauf zu einem andern Punkte des Gesichtskreises zu vollziehen, sondern wo sie eben — und darauf scheint es mir anzukommen — den wagrechten Gesichtskreis am Rande umwandelt.

Das ist die Erscheinung, die m. E. den Ausgangspunkt aller Vorstellungen bildet, in denen das Rund und die Umwandlung eine unausweichliche, daher immer wiederkehrende Grundform des Bauens und Ausstattens bildet. Ausschlaggebend ist die Kuppel, in der sich wie im Schlafhause von Oesterdalen eine Hvarnah-Landschaft dargestellt findet, dann die Masten oder Stützen, die den mittleren Raum umschließen und von der Umwandlungsbahn abtrennen. Ob solche Bauten nun rund, achteckig oder quadratisch in der

Stützenstellung oder davon unabhängig in der Außenumschließung sind, darauf kommt es nicht an.

Der Norden, ganz Osteuropa, Armenien und Iran, also der Raum der — wie ich es nenne — indogermanischen Hauptachse, sind erfüllt mit solchen Bauten, sie mögen nun norwegische Stabkirchen des Mittelalters oder altchristliche Kirchen in Armenien oder orthodoxe in Osteuropa, Slaventempel oder Feuertempel, Stupen oder Krypten sein. Jedenfalls herrschen die strahlenförmigen Bauten, die ursprünglich aus dem Zweck der Umwandlung heraus entstanden zu sein scheinen, in der Richtung der indoarischen Wanderung ähnlich beharrend vor, wie bei uns in Westeuropa, vom Mittelmeerkreise ausgehend, die Basilika, deren Richtungsachse ursprünglich wahrscheinlich nicht weniger mit dem Sonnenlaufe zusammenhängt wie das Rund und die Umwandlung. Nur ist diese langgestreckte Gestalt südlich des 66. Breitengrades entstanden.

In einem Aufsatz der Zeitschrift „Mannus“ habe ich 1932 auf Spuren in den Hümngräbern von Jevon bei Bremen hingewiesen, die darauf schließen lassen, daß solche Kuppelbauten mit eingestellten Stützen schon in der Zeit der indoarischen Wanderungen im Norden in Holz bestanden haben müßten.

Häufiger als die oben besprochenen Vierberggruppen finden sich Örtlichkeiten mit zwei Bergen, die zu Seiten eines Tales oder einer Bucht im nordischen Glauben eine Rolle spielten. Ich wurde zuerst bei den Altslaven auf diese Tatsache aufmerksam; überall in ihrem Gebiete (vgl. meine „Altslavische Kunst“) finden sich solche Zweibergglaubensstätten, auf einem Berge hat das Gute, auf dem andern das Böse seinen Sitz. Die gleiche Auswahl fand sich dann sehr häufig in der iranischen Landschaft und schließlich auch bei den Germanen. Eine solche Zweiteiligkeit der Landschaft kündigt sich schon in der Maifoplandschaft an, einmal in den beiden erhöhten Bergen inmitten der spizen Ketten, dann aber auch darin, daß die eine Reihe der Tiere die Berge oben, die andere das Wasser unten umwandelt. Auch in dem Mosaik mit dem Guten Hirten im Mausoleum der Galla Placidia in Ravenna (Abb. 3) ist die Landschaft aus zwei Bergketten gebildet. Vor allem aber kündigt sich diese Art des Denkens in der Zweifachigkeit im Bauen noch des Mittelalters als eine nordische Überlieferung an, der Ginhart näher nachgegangen ist. Sie mag ursprünglich mit der Firskül zusammenhängen, die im vollstümlichen Bauen eine entscheidende Rolle spielte und in den Bedeutungsvorstellungen des Nordens immer wiederkehrt (Weltsäule).

Wo immer nordische Einschlüge vermutet werden dürfen, da müßte die Höhe durchschlagend sein; der Weltberg, die Weltsäule und ähnliche Vorstellungen sind dafür von vornherein kennzeichnend — selbst noch in der darstellenden Kunst der Spätzeit und der Landschaft im besonderen. Wir haben ganz verlernt, auf solche Dinge zu achten, trotz aller Gotik, weil wir immer wieder von der Antike und der italienischen Kunst aus in die Betrachtung eintreten. Der Nordstandpunkt erscheint der Wissenschaft vorläufig immer noch als „chauvinistisch“. So wissen die Kunsthistoriker nicht genug zu erzählen von der Großtät, die die Italiener vollbracht hätten, indem sie den Raum in seiner Tiefenausdehnung darzustellen „erfanden“, bis ihnen dann die sog. Perspektive als endgültige Lösung einfiel. Dabei bleibt ganz unbeachtet, daß die Tiefenvorstellung wie die Richtungsachse der Basilika nur eine Art des Raumsehens ist, die andere aber sich in die Höhe aufbaut. Wenn nicht so ungeheuer viel von der Kunst des eigentlichen Asien und des ursprünglichen Europa verloren wäre, dann würden wir das Übereinander, wie es in allen Landschaften von Maifop bis Leonardo herrscht, als ausgesprochen urnordisch empfinden. Man könnte letzten Endes an den Gegensatz von Lebensanschauungen im lotrechten und wagrechten Sinne denken.

Wenn niemand anderes es tut, so wird der Kunstforscher anfangen müssen, die von der Natur gegebene Landschaft von verschiedenen Gesichtspunkten aus planmäßig

im Zusammenhange zu betrachten. China hat dafür zuerst entscheidende Anregungen gegeben, Baukunst und Landschaft sind dort so innig in eine bedeutungsvolle Einheit verbunden, daß von Ostasien aus der Sinn für derartige Fragestellungen gewedt wurde. Vor allem aber ist es die älteste sinnbildliche und später mit der Darstellung verknüpfte oder der Natur abgelassene selbständige Landschaftsmalerei, die solche Gedankengänge in immer wachsendem Maße aufscheinen läßt.

Schätze der Scholle

Ehrfurcht und Forschung. Aus einer „Instruktion für die Leiter und die Arbeiter bei der Untersuchung alter Grabhügel und Furchengräber“, die der verdiente Oberst a. D. v. Cohausen vor fast zwei Menschenaltern veröffentlichte, entnehmen wir folgende Sätze:

„Grabhügel und Wallburgen sind die ältesten Denkmäler der deutschen Vorzeit, die wir besitzen, sie sollten daher heilig gehalten werden gegen jegliche Zerstörung. Da wo dies durchaus nicht zu umgehen ist oder wo durch ihre Untersuchung ein wirkliches wissenschaftliches Ergebnis erreicht und dieses unmittelbar durch Veröffentlichung in Schrift und Zeichnung wieder zum Gemeingut und zur Kenntnis der Vorzeit verwendbar gemacht wird, muß dieser Zweck wenigstens auch wirklich erreicht werden.“

Es ist Sünde und unwürdig, einen durch Jahrtausende geheiligten und gewissermaßen fideikommissarisch bis auf uns gekommenen Grabhügel mutwillig, als Ziel einer lustigen Landpartie zu durchwühlen und dadurch zu verderben. Die Untersuchung eines Hügelgrabes ist keine so unterhaltende, im Lauf eines schönen Sommertages, beim Klang der Gläser so nebenher mit ein paar Arbeitern abzumachende Sache. Von dem, der sie leitet, ist Aufmerksamkeit und Ausdauer und dabei die Fähigkeit, zu zeichnen und zu messen, und die Bereitschaft zu verlangen, das Ergebnis zu veröffentlichen. Denn für seine Brieftasche oder zur Befriedigung der Neugierde eines fröhlichen Zuschauerkreises ist die Sache zu heilig.“ Herr v. Cohausen gibt dann eine ausführliche und sorgfältige Anweisung für die Untersuchung alter Grabhügel und fährt dann fort:

„Wer aber nicht so viel messen und zeichnen kann, als hier verlangt ist, den möchten wir bitten: „Laß die Toten ruhen!“

„Immer aber bedenke man, daß man nicht für sich, nicht zur Befriedigung der

eigenen Neugierde die Ruhe der Toten stört, ja eine Urkunde zerstört, sondern daß es geschieht mit der Absicht und mit den Mitteln, durch Veröffentlichung der Tatsachen die Kenntnis und das Material zur Kenntnis der Vorzeit größeren Kreisen zugänglich zu machen.“

Ein frühbronzezeitlicher Grabhügel bei Bothen, Kr. Zeven. Von Hans Müller-Brauel, Zeven. (Schluß aus Heft 1, S. 24.)

Es sind bei diesem Hügel demnach zirka 5 Zentimeter für die Abplattung anzusehen. (Somit kann die Humusschicht einschl. der Grasnarbe erst nur recht schwach gewesen sein, — was wiederum mit Beobachtungen, die ich machen konnte, stimmt, derzufolge man die Hügel mit Vorliebe in einer Gegend erbaute, wo noch kein Bewuchs die Erbauung erschwerte.)

Das Bett der Leiche oder des Baumsarges auf besonders aufgebrachtem, weißem Sande, oder wie hier auf natürlichem weißem Sande, ist mir weiter ein bestimmendes Indizium für die Zugehörigkeit bestimmter Gräber zu dem Volke der Schnurkeramik geworden. So sind ungemein viele Urnengräber der jüngeren Bronzezeit und noch der auf folgenden germanischen Eisenzeit stets so eingesetzt, daß der Boden der Urne auf dem weißen Sandgrund steht, oder daß der knochenleere Raum innerhalb der Urne mit weißem Sand gefüllt wurde, oder daß innerhalb der Urne die Knochen rings mit weißem Sande umgeben wurden. Alle derartig angelegten Gräber gehören aber, soweit meine Feststellungen reichen, diesem Volke der Schnurkeramik, bzw. ihren Nachkömmlingen an.

Die Eintiefung für das Baumsarggrab war genau im Boden zu erkennen, sie maß genau 2 Meter in der Länge, 1 Meter in der Breite. Nach unten hin war die Grabgrube rundlich. Innerhalb der Grube zeigte sich eine deutliche Verfärbung von zirka 1,80 Meter Länge zu 70 Zentimeter Breite,

— ganz augenscheinlich rührte sie von einem völlig aufgelösten Baumsarge her, der zur Totenbestattung verwandt war. Unterhalb dieser dunkelgrauen Verfärbungszone fand sich noch zirka 15 Zentimeter rein weißer Sand, dann folgte Schotter sand mit sehr viel kleinen Steinen.

Im Westen der Grabanlage stand ein einzelner aufrechter Stein von zirka 35 Zentimeter Höhe, eine Grabstele. Auch solche habe ich des öfteren in Gräbern dieser Art beobachtet, so besonders schön und charakteristisch auf den völlig gleichartigen Gräbern von Wenssen-Everstorf, Kr. Harburg/E. In jüngeren Zeiten vertritt ein starker, bis zu 20 Zentimeter dicker Holzpfehl, der auch stets im Westen steht, die Stelle der steinernen Stele.

Die Funde des Grabes. Die Untersuchung des Grabes ergab zwei Beigaben. Nicht ganz in der Grabmitte (wenn man sich hinlegte, so genau in der Gürtelgegend) fand sich ein kleiner Bronzespiralring von 3—4 Millimeter Dide. Die einfachste Beschreibung lautet: ein zweimal um den Daumen gewickelter Bronzebrakt. Am Ostende des Grabes, also am Fußende, fand sich ein schön geschlagenes Messer aus hellgrauem Feuerstein, 7,3 Zentimeter lang mit 3 Zentimeter größter Klingebreite. (Hart an der äußersten Nord-Eintiefungsgrenze fand sich noch ein 4 Zentimeter langes Bruchstück eines solchen Messers. Es lag nicht im Grabe, aber 40 Zentimeter tiefer als der Urboden, — es handelt sich somit um ein zufällig bei der Bestattung verlorenes Stück.)

Spiralringe, wie diesen, hat man bislang als Lodenringe angesehen. Hier lag er bestimmt in der Gürtelgegend, und so habe ich auf der Tagung des Verbandes für Nordwestdeutsche Altertumsforschung, Cuxhaven (Ostern 1932), die Vermutung ausgesprochen, ob es nicht ein Gürtelhalter einfacher Art — denken wir uns eine Leder Schlaufe zum Überhaften dazu — gewesen sein könnte. Mir ist eingewandt worden, die Lage in der Gürtelgegend schließe nicht aus, daß es ein Lodenhalter sei, wir hätten Fälle, wo der abgetrennte Kopf der bestatteten Leiche aus irgendwelchen uns unbekannten Gründen in den Schoß gelegt sei, das könne auch hier der Fall gewesen sein. — Ich kann mich zu solchen Ansichten nicht befehlen — gerade die Beobachtung kleinster Details zeigt immer mehr die pietätvolle Herrichtung der alten Gräber.

Etwa in der Mitte zwischen Steinfranz und dem Westende des Grabes hat der Besitzer Rüks an zwei etwa 1 Meter voneinander entfernten Stellen je eine Anzahl

verzierter Scherben gefunden. Sie zeigen den gelbroten Ton der Endsteinzeit oder der frühen Bronzezeit. M. E. gehören sie 2—3 verschiedenen Gefäßen an, die meisten Bruchflächen sind alt. Soviel ich sehe, paßt keine Scherbe an die andere — wir können also in diesen Scherben ein sog. Scherbenopfer sehen, wie solches in Schnurkeramischen Grabhügeln des öfteren beobachtet ist. Auch der Umstand, daß diese Scherben im Westen, hinter dem Kopfe des oder der Bestatteten niedergelegt wurden, deutet auf ein Scherbenopfer hin. In gleicher Weise gelagert, fand ich derartige Scherben in gleich-alterigen hierher gehörigen Gräbern zu Wangersen, Kr. Stade, Ehestorf, Kr. Zeven und im Leistruper Walde unweit Detmold.

Die Höhe des Hügels über dem Grabe betrug genau 1,15 Zentimeter. Das Profil war so: von oben nach unten gemessen zuerst die 35 Zentimeter starke dunkle Oberflächenschicht, die alle unsere Grabhügel haben, dann eine harte Driftstein (oder Schwarzsandstein-)schicht von 5—7 Zentimeter Dide, anschließend eine Plaggen-schicht von 30 Zentimeter Dide und ab da bis zur Sohle des Hügels loser, weicher, gelbgrau-weißlicher Sand.

Das Totenfeuer. Als die Untersuchung des eigentlichen Grabes bereits beendet war, brachte der Hügel noch eine Überraschung: unmittelbar vor dem Ostende des Grabes hatte Rüks beim Abfahren noch ein Stück Hügel unberührt stehen lassen. Als wir zuletzt auch diesen Teil abtrugen, zeigte sich darin (30 Zentimeter unter der Oberfläche beginnend) eine gut gebaute Steinpackung von etwa 1 Meter Durchmesser bei zirka 40 Zentimeter Höhe. Zu oberst war sie in sorgsamster Weise mit platten Steinen meist dünnerer Art zugebedt, seitlich standen aufrechte Steine oder waren zwei Schichten aufeinandergelegt, so daß ein brunnenartiger Schacht entstand.

Nach Freilegung der ganzen Anlage erwartete ich hier eine nachbestattete Urne, wie sie in vielen Schnurkeramischen Grabhügeln als Nachbestattung sich findet (und zwar soweit meine Beobachtungen reichen, nur in Grabhügeln der Schnurkeramik oder in Hügeln, die von den Nachkommen dieser erbaut wurden). Aber statt einer Urne enthielt diese Steinsetzung nur Holzkohlen. Deutlich waren noch lange Scheite aus Eichenholz von 70—80 Zentimeter Länge, bei 10—15 Zentimeter Breite, erkennbar. Die sorgfältige Einlagerung dieser Scheite war deutlich feststellbar.

Was war das? Es sind die Kohlenreste eines Totenfeuers, das hier bei

den Totenfeierlichkeiten einst brannte, — ein „heiliges“ Feuer, dessen Reste man so achtete, daß man sie in so sorgfamer Weise schützte. Es müssen somit die Totenfeuer im Grabrituale unserer Vorfahren eine große Rolle gespielt haben.

Denn dies ist nicht der erste derartige Fund, den ich in Hügeln, welche den schnurkeramischen Siedlern, die aus dem Thüringischen zu uns kamen, machen konnte. Das sehr wichtige Gräberfeld von Ehestorf zeigte eine derartige, in schützender Weise von einem Holzpfehlreißer eingehogte, Kohleneinlagerung am Außenrande des eigentlichen Innenhügels, bei den Eichheistern bei Heeslingen im Kr. Zeven war eine solche größere Kohleneinschüttung von einem eigens dafür gemachten Pfahlbaum am Westrand des Hügels eingehogt. Im „Brunen Barg“ zu Heeslingen, in einem Hügel zu Wangersen, in Grabhügeln zu Ostereistedt, Godenstedt und Hephstedt (Kr. Zeven) sowie in den bereits erwähnten Hügeln von Avenen-Everstorf fanden sich derartige zweifellos absichtlich eingelagerte, wenn auch nicht besonders eingehogte Kohlenansammlungen.

Die wertvollste Beobachtung nach dieser Seite hin hat aber kürzlich stud. Kersten-Stade gemacht, der im Auftrage des Kieler Museums einen großen Grabhügel bei Grünthal-Tesperhude unweit Hamburg am Elbufer ausgrub. Der Hügel enthielt mehrere Gräber, welche etwa der Zeit von 1800 bis 1500 v. Chr. angehören. Das älteste Grab, dessen Bronzebeigaben auf die Zeit von 1800 v. Chr. weisen, hatte eine Größe von circa 50 Quadratmetern. Dieses große Steinpackungsgrab enthielt 2 Baumfarggräber, wohl Mutter mit Kind. Es war überlagert von gewaltigen Mengen von verbrannten Holzschichten, oft in erkennbarer doppelter Lagerung. Um das Grab aber fanden sich 12 je einen Meter hohe brunnenschachtartige Steinsetzungen, in denen augenscheinlich einst starkes Feuer gebrannt hatte.

Die Untersuchung ergab, daß in diesen Schächten bei der Totenbeisetzung einst große Holzhottische gestanden hatten, welche mit Birkenholzteer oder ähnlichen brennbaren Massen angefüllt gewesen waren, so daß lodernde Feuerfäulen um das Grab gebrannt hatten. Eine derartige Anlage ist bisher noch niemals gefunden worden. Sie ist im Kieler Museum in meisterlichen photographischen Aufnahmen festgehalten. — Hier läßt die Größe und Kostspieligkeit der ganzen Anlage einen Rückschluß auf die große Rolle zu, welche in der frühen Bronzezeit die Totenfeuer spielten. Es handelt sich bei all diesen Feuern nicht um Feuer, welche einst zur Verbrennung der Leiche dienten, sondern um zeremoniale Feuer, um Feuer, die in feierlicher Weise zur Ehrung des bestatteten Toten abgebrannt wurden. Die bei dem hier beschriebenen Hügel beobachtete Einlagerung und namentlich die Zudeckung der übrig gebliebenen Holzkohlen des Totenfeuers ist die sorgsamste, die mir je zu Gesicht gekommen ist.

Zeitlich ist der Grabhügel in die Jahre 2000—1900 v. Chr. zu setzen, und wahrscheinlich als Frauengrab anzusehen.

Steinkammern im Wattenmeer. Die „Flensburger Nachrichten“ berichten, daß der Sylter Landwirt Jens Wungard aus Reikum unweit des seit längerem bekannten Mideldmarshoogs, einer Grabkammer von beträchtlichen Ausmaßen, unter der Abbruchkante eine neue kleine Steinkammer entdeckt habe. Die Tragsteine stehen noch in der ursprünglichen Stellung, ebenso ein Deckstein. Noch füllen Sand und Schluff die Kammer, aber eine oberflächliche Grabung hat bereits Reste von Erdzeug an den Tag gebracht. Außerdem ist weit draußen im Wattenmeer ein bisher unbekanntes Steingrab gefunden worden. Wenn auch die Decksteine, wahrscheinlich durch Eisgang, beträchtlich verschoben sind, ist die Anlage der Grabkammer noch klar erkennbar. Leider ist die Fundstätte nur etwa eine Stunde bei niedrigem Wasser sichtbar.

Wer mit offenem Blick die heutige Entwicklung beobachtet und sich durch die geräuschvolle Oberfläche des täglichen Lebens nicht betören läßt, sondern mitfühlend dem unter der Oberfläche langsam Wachsenden und Heranreifenden nachspürt, der wird gewahr, daß es allwärts zu spritzen und zu treiben beginnt, daß Jahrhunderte lang verborgene Quellen im Deutschen Volkstum wieder zu fließen anfangen. Unser altes echtes Geisteserbe, das hohe Wissen unserer Vorfahren, wird wieder lebendig. Mit Staunen gewahrt der eine oder andere, welche Schätze überall noch der Hebung harren und sich uns offenbaren wollen. Und wenn er tiefer in dieses Reich der Wunder eindringt, so erlebt er zu seiner großen Überraschung, daß er überall Gesinnungsgegnossen findet.

Rudolf John Gorsleben in „Vorch-Zeit der Menschheit“

Die Bücherwaage

Peßler, Wilhelm, Das Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet als Spiegel deutscher Kultur. München: J. F. Lehmanns Verlag. 1927. (158 S. 94 Abb. a. 51 Taf.) 8°. Wein. 14 RM.

„Heimat ist der Boden, auf dem wir erwachsen sind und in dem unsere Toten ruhen; Heimat ist die Luft, die wir und unsere Kinder atmen; Heimat ist das Haus, in dem wir geboren sind, und die Kirche, in der wir gelaufen sind. Heimat ist die Gemeinschaft der Menschen, in welcher wir wirken; Heimat ist die Geschichte unserer Vorfahren mit ihrer Arbeit und ihrem Kampfe; und ebenso ist Heimat die Zukunft des Volkes, dem wir angehören und zu dienen berufen sind. Daher heißt Heimat haben nicht nur Wissen, sondern auch Wollen und Wirken; daher heißt Heimat haben nicht nur die Heimat und ihre Schönheit und Bedeutung loben, sondern sie lieben und für die Heimat, ihre Schönheit und Bedeutung leben.“

Dieser Abschnitt aus der Einleitung zeigt deutlich, welche Aufgabe dem Heimatmuseum gestellt ist: den Zusammenhang mit der Scholle zu wahren und zu weden, dieses Verbundensein, das durch die mechanistische Zivilisation der Großstadt zerstört worden ist. Die Besinnung unseres Volkes auf sein eigenes Wesen und auf dessen Werte nimmt erfreulicherweise immer mehr zu, und damit steigert sich auch die Wertschätzung der Heimatmuseen. Eine Durchsicht der „Liste der Heimatmuseen im deutschen Sprachgebiet“ zeigt, daß inzwischen schon manche Neugründungen erfolgt sind. Diese Lehrlinge und Gefellen brauchen einen Meister, und der ist ihnen mit dem Buche des verdienstvollen Leiters des Vaterländischen Museums der Stadt Hannover gegeben. Es behandelt zunächst Ziel und Aufgabe der Heimatmuseen, die Pflichten der verschiedenen Behörden, die Anteilnahme der Bevölkerung, die Hauptformen des Heimatmuseums. Dann folgen die beiden praktisch bedeutsamsten Hauptstücke „Das Sammeln“ (S. 33/79) und „Vorführung im Museum“. Was gesammelt werden soll, wie es zu geschehen hat, ist zu wissen besonders wichtig, aber was nützen die Schätze, wenn man sich nicht an ihnen erfreuen kann? Die Vorführung soll zweck-

mäßig, eindrucklich und genussreich sein. Der Besuch eines neuzeitlichen Museums ist keine anstrengende Bildungsverpflichtung mehr, er gibt Freude, Antrieb. Wie ruhevoll kann man heute die Sammlungen im ehemaligen Katharinenkloster in Straßburg besuchen, welche schöne Zusammenstellungen haben das Vaterländische Museum in Hannover und die entsprechende Abteilung der Halleschen Landes-Anstalt, die sich noch besonders dadurch verdient macht, daß sie alten Brauch lebendig neu erstehen läßt, „um für Stadtgebundene Verständnis vorzubereiten für den unvergänglich reichen Schatz der noch lebenden Sitten und Bräuche“. — Die restlichen Abschnitte behandeln die Förderung der Volksbildung durch das Heimatmuseum, das H.-M. im Dienste der Wissenschaft, Museum und Denkmalpflege, Neubelebung heimischer Überlieferung, Zusammenarbeit mehrerer Museen. Die schon erwähnte Liste umfaßt 32 Seiten. — Die Bildtafeln sind von erfreulicher Mannigfaltigkeit und schön im Druck. In ihnen ist auch die Urgeschichte gut vertreten. Wir wünschen, daß das Buch recht nachhaltige Wirkung habe.

Einem der allerjüngsten Heimatmuseen, dem in Horn i. L., dessen Räume in der Burg im vergangenen Herbst eingeweiht wurden, hat die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte das Peßlersche Buch als Patengeschenk übermittelt.

Suffert.

Wirth, Herman, Die heilige Urschrift der Menschheit. Lieferung 7, Text S. 289—336, Anmerkungen S. 33—48, Tafel 271—302. Gr. 4°. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig 1932. (Schluß aus Heft 1.) Ein Hymnus an den alten Sumerergott Enlil, dessen Eigenschaften zum Teil später von dem babylonischen Schamasch übernommen wurden, ist in sumerischer und assyrischer Fassung abschriftlich aus dem 1. und 3. (!) Jahrtausend v. Chr. erhalten; darin heißt es: „Die Türen des Himmels verrückst du, den Riegel des Himmels ziehst du heraus. Den Verschluss des Himmels zerschneidest du, das Schloß des Himmels reißest du heraus.“ Ein heute noch bei beiden christlichen Konfessionen gebräuchliches Adventslied lautet in der mir vorliegenden Fassung: „O Heiland, reiß die Himmel auf;

herab, herab vom Himmel lauf; reiß ab vom Himmel Tür und Tor, reiß ab, wo Schloß und Riegel vor!“ Ein anderer zweisprachiger Hymnus, dem babylonischen Vorstellungskreis angepaßt, lautet ganz ähnlich: „Großer Held, wenn du aus der Mitte des glänzenden Himmels hervorgehst, Mächtiger Held Babbur (Schamasch), wenn du aus der Mitte des glänzenden Himmels hervorgehst, Wenn in das Schloß des glänzenden Himmels den Schlüsselpflock du steckst, Wenn den Riegel des strahlenden Himmels du lödest, Wenn die große Tür des strahlenden Himmels du öffnest, Die hehre Pforte des glänzenden Himmels du wegrückst, Dann huldigen Anu und Bel voll Jubel dir“ (Wirth, S. 322).

Das geistesgeschichtlich Außerordentliche an diesen Zusammenhängen ist nicht mehr so sehr die Tatsache, daß ein vor fünftausend Jahren in Vorderasien lebendiger Hymnus ohne erkennbaren Überlieferungszusammenhang im Norden weiterlebt, als vielmehr folgendes: eine im Norden entstandene religiöse Vorstellung wandert zum Osten und wird in ihrem nordischen Ursprungsland wieder lebendig, nachdem ihre tragende Rasse längst verfunken und verschollen, und nachdem die schriftliche Überlieferung, vom Wüstenlande überdeckt, nur durch die von neuem erobernd und forschend vordringenden Nordvölker der Vergessenheit entrissen worden sind. Und ganz sinngemäß ist das ursprünglich auf den Jahresadvent gedichtete Lied, im Orient auf den Tageslauf umgedeutet, im Norden wieder auf den Jahresadvent bezogen worden; und nur durch den nordischen Ursprung ist es zu erklären, daß wir in diesen Liedern heute unser uraltes winterliches Jahreserlebnis in einer religiös befriedigenden Weise ausgedrückt finden. Der aus dem Erdreich wiedergeborene Heiland, der Mannus terra editus bei Tacitus, erscheint in demselben Liede: „O Erd', schlag aus, schlag aus, o Erd', daß Berg und Tal grün alles werd'; o Erd', hervor dies Blümlein bring, o Heiland aus der Erden spring (terra editus!)“; die weiteren Strophen gehen ganz eindeutig auf die Anschauung von der nach der Jahresnacht wieder aufsteigenden Sonne zurück: „O komm, o komm vom Himmelsaal (wenn du aus der Mitte des glänzenden Himmels hervorgehst) ... o Sonne, geh auf! ohn' deinen Schein wird Finsternis ohn' Ende sein.“ So ist auch in der indischen Überlieferung die „Mutter Erde“ die „Geburtsstätte des Agni“, des Gottesohnes und Weltlichtes, von dem es in Rigveda (X, 18) heißt: „Tu dich auf, Erde... Wie eine Mutter ihren Sohn mit dem Gewande,

so umhülle du ihn, Erde.“ (Wirth, S. 379.) Einige weitere Zusätze mögen Wirths Darlegungen ergänzen. Der Widder, der (S. 306) im nordischen Stabkalender an der „Mittsommerslange“ erscheint, dessen Fell von den Scherfellen am Eliastage an einer Kreuzstange in T-Gestalt getragen, hat seine Entsprechung in dem von Paulus berichteten langobardischen Brauche: ein Ziegenfell wurde an einer Stange aufgehängt, und die vorbeistürmenden Reiter suchten Fell und Pfahl mit der rückwärts geschleuderten Lanze zu treffen. Es scheint, daß in der Verbindung mit dem Speere die von Wirth (ebd.) vermutete Formelverbindung der Mittsommerslange mit dem † zum Ausdruck kommt. Bei Caesarius von Heisterbach wird noch von einer Sommerfeier berichtet, bei der ein bekränzter Widder die Hauptrolle spielt (12. Jhd.). — Der Eber, der die Sonne in den Bergen oder im Walde tötet, gehört zu der alten Symbolik von der zwischen den Bergen sinkenden Sonne; mythisiert ist er in der antiken Sage von Adonis, der auf dem Jagdzuge im Walde vom Eber getötet wird, und in der ganz merkwürdig in den Hauptzügen übereinstimmenden Siegfriedsage; hier ist allerdings der Tod durch den Eber nur in der Form des vorhergehenden Angsttraumes der Kriemhilde erhalten, während der Mord im „Odenwalde“ an der „Quelle“ sehr alte mythische Züge aufzuweisen scheint.

Zu dem Motive von den zusammenfallenden Bergen (Alzomenoi, Snihbjörg) sei an die Sage von dem Schäfer im verwunschenen Berge erinnert, dem bei seinem Entweichen aus dem Berge noch die Ferkel abgeschlagen wird (Wirth, S. 326). Dies Motiv kehrt in der Algonkin-Mythe von dem Kulturheros wieder, der das Lebenswasser durch einen engen Durchgang hindurch holen muß, der von zwei ungeheuren Hunden bewacht wird. (Wirth, S. 331 f.) In ganz ähnlicher Weise kommt in dem Grimmschen Märchen vom „Wasser des Lebens“ der Held durch ein Tor, das von zwei Löwen (die orientalische Form des Hundes) bewacht wird.

Ermita.

Wirth, Herman, *Die heilige Schrift der Menschheit*. Lieferung 8: Text S. 337–400, Textabb. 59–69, Tafel 303 bis 334. Leipzig: Koehler & Amelang 1932. Gr. 4^o.

Das 12. Hauptstück (schon in Lieferung 7 begonnen), bringt wieder ein wichtiges Motiv, die „Himmelsleiter“. Die Verbreitung und Geschichte dieses Motivs zeigt wiederum mit außerordentlicher Deutlich-

keit, welches Alter religiöse Vorstellungsbilder haben, die von uns als scheinbar unverständlich übernommen und weitergegeben werden. Das Motiv der Himmelsleiter, das uns biblisch aus dem Traume Jacobs bekannt ist, ist begrifflich und sprachlich in der Symbolik des „Rimstabkalenders“ nachzuweisen (Wirth, S. 333 f.). Wenn „rim“ nach Wirths Annahme mit „ram“ (Säule, Stütze, aber auch „Rahmen“, daneben „Widder“) zusammenhängt (mit Bezug auf den Tragbalken in „rammen“ erhalten), so mag dieser „Rahmen“ semasiologisch mit dem „Rade“ oder dem „Wiel“ übereinstimmen, die wir bereits als Symbole des vollendeten Jahreskreises und damit der Winterwende ermittelt haben. Ist der „ram“ als Balken die Mittellachse dieses „Rahmens“, die vom Punkte der „Vollendung“ in der Winterwende zum Punkte der Jahresmitte in der Sommerwende aufragt? Das würde zu überraschenden, wenn auch zunächst hypothetischen sprachlichen Gleichungen führen. Denn dann entspräche dem „ram“ als Winterwende oder Winterzeit der „rim“ = „Reiß“ als Erscheinungsform dieser Winterzeit, wobei „rim“ eine alte Nebenform von „rife“ = „winterlicher Reiß“ darstellt.

Ob sich von da eine sprachliche und begriffliche Brücke zu „Reiß“ in der andern Bedeutung als „Reifen“, „Radkranz“ schlagen läßt, sei dahingestellt; vermerkt werden muß dabei freilich, daß der Vokal hier ein anderer ist, als dort (altes ai statt i). Annehmbar ist Wirths Vermutung, daß der älteste Rimstab der mit Kerben oder Sprossen versehene Baumstamm, der Steigbaum war, was Wirth an einer sprachlichen Reihe, die vom griech. „stoicheion“ = „Sonnenuhrstange“, „Gang des Schattens der Zeigerstange“ und „Buchstabenreihe“, bis zum fringotischen „stega“ = 20, und dem englischen „score“, „Kerbe“, und „20“ reicht, anschaulich belegt.

Ich möchte hinzufügen, daß bei der Räderuhr das „Steigrad“ jenes Rad ist, das unmittelbar in das Perpendikel eingreift; ursprünglich bedeutet es zweifellos das „mit Kerben versehene Rad“, die Urform des Zahnrades: hier erscheint noch unmittelbar der regelmäßig eingeteilte Kreis, das „Stoicheion“. In Samojedentum ist der mit Kerben versehene Weltbaum, ein Birkenstamm mit dichtem Laube, noch im Gebrauche; er hat 9 oder 7 Kerben, und der Himmelsgott heißt darum der „siebenkerbige“ (Wirth, S. 334 f.). Hier hat uns die Mythik wiederum ein uraltes Bild in wunderbarer Klarheit erhalten; in den Werken der Hadewych (Ausg. von Plakmann, Han-

nover 1923, S. 75 f.) kommt die Seherin an den mittleren von sieben Bäumen, „der hatte die Wurzeln aufwärts und den Gipfel nach unten gerichtet“. Das ist der Sechsbäumaltar mit dem siebten Baum in der Mitte; dieser entspricht dem „Weltbaum“, der dem Gesetz der Umkehrung unterliegt (X); inmitten dieses „Haines“ sieht denn auch der „Deus sex arbores“, der „Engel“ aber spricht zu der Seherin „Meisterin, die du diesen Baum vom Anfange an bis zum Ende zur tiefen Wurzel des unbegreiflichen Gottes hinaufklimmt, versteh, wie dies der Weg der Beginnenden zur Ausdauer der Vollendeten ist.“ Das uralte Jahresmysterium ist hier, auf biologisch reinrassigem Boden, als Mysterium des Innenlebens wieder erwacht.

Die gleiche Vorstellung ist in der ägyptischen Überlieferung von den „hpw-t“, den „Kletterbäumen des Amon-Min“ bewahrt (Wirth, S. 338), und zwar in Verbindung mit dem Sonnenmysterium: „N.N. steigt hinab an der hpw-t, nachdem er auf der Leiter aufgestiegen ist“ (ebd.). Die Leiter ist in mittelalterlichen Erbauungsbüchern als allegorisches Bild für den Aufstieg in den Tugenden zu finden, worüber ich anderswo berichten werde. Abriß entspricht die löwenköpfige ägyptische „Wegöffnerin“ (Wirth, S. 339) genau der hundsköpfigen Hefate als „Weggöttin (einodie) im orphischen Hymnus.

Wiederum finden wir in christlicher Überlieferung die Symbolik der Himmelsleiter und verwandter Ideogramme in typischer Übertragung auf den christlichen Gott wieder: es handelt sich um die uralte Kreuzesmythik, die hier erkennbar auf das Jahreskreuz (+) und die verwandten Formen zurückführt. Der alte Hymnus „Crux ave benedicta“ enthält mehrere dieser Bilder, auf das Kreuz Christi übertragen, das ja auch im Frühchristentum Germaniens mit alten „heidnischen“ Vorstellungen vom Weltbaum verschmolzen wurde. In der deutschen Fassung des Liedes vom „hochheiligen Kreuze“ heißt es: „Du bist die rechte Leiter, darauf wir uns erheben zu Gott, dem wahren Leben“ — also nichts anderes, als was dem verdunkelten Schamanentum der Samojeden mit dem „siebenkerbigen“ Gotte als lichter Urgedanke einmal zugrunde lag. Eine weitere Strophe lautet: „Du bist die starke Brücke (X?), die alle vor Gefahren des Abgrunds (abyssus!) wird bewahren“; auch das sehr alte Untersymbol als Abwandlung der Jahreskreisymbolik erscheint wieder: „Du

bist der mächtige Anker (†), auf den wir nie vergebens vertrauen im Sturm des Lebens". Man muß Wirth mindestens das eine zugestehen: er hat zum ersten Male außerordentlich greifbar und fühlbar gemacht, welch unzerstörbares Leben in dem wohnt, was einmal religiöses Urerleben gewesen ist; und woran es liegt, daß wir in diesen uns von außen überlieferten Bildern einer alten Religion doch die Urverwandtschaft fühlen — und er hat aus diesem Fühlen ein „Wiedererkennen“ gemacht.

Das 13. Hauptstück behandelt ausführlich die Entwicklungsgeschichte der winter-sonnenwendlichen, mitternächtigen Schlange; ein Vorstellungsreich, der als Drachenmythos so greifbar auch in unsere eigene Sagenwelt hineinreicht.

Der Drachenstein und die Drachenhöhle als winter-sonnenwendliche Kultstätte liegt uns in den Externsteinen noch vor Augen; ihr kosmisches Urbild, der Weltenozean, die Wasserhöhle der Jahresnacht wird eingehend untersucht. Es ist der apsu der orientalischen, der abyssos der griechischen Überlieferung und des mystischen Syntretismus. Der Gott, der den Felsen spaltet und den Drachen erlegt, ist von Indra über Thor bis in unsere Heldensage zu verfolgen. Wir müssen uns hier auf den Hinweis beschränken und auf das, was im Zusammenhange mit den „Wurmlage“, den Trojaspielen, schon früher gesagt ist. Die Schlange, ursprünglich die Verbildlichung des winterlichen Jahresbogens, wird als Aufenthaltsort der Seelen endlich selbst zum „Seelentier“, wie die Kröte, oder wie in spärlicherer Überlieferung das Rad.

Auch der WOLF, das Unterweltstier, dürfte als Werwolf ursprünglich diese Entwicklung durchgemacht haben. So ist der Mensch im Rachen des Drachen ein weitverbreitetes Bildmotiv: Jason, der auf einer attischen Vase aus dem Rachen des Drachen kommt, steht neben der Feder-schlange Quekcalcoatl, die ein Kind im Maule hält (S. 374); es sei darauf hingewiesen, daß dies Motiv auf mittelalterlichen Plastiken wiederkehrt (Freisinger Säule u. a.) und von hier vielleicht in die

Heldensage übergegangen ist, wo es aber ebensogut ursprünglich sein kann. Im einzelnen: der aus dem Ei entstandene Zagreus (Wirth, S. 381) ist neben den Protoponos des orphischen Hymnus zu stellen, der ebenfalls aus dem Ei, dem Weltei (C) entstanden ist. — Das „Lebens-Siegel“, das sich nach sumerischer Überlieferung (Wirth, S. 384) der Gott vor das Angesicht hält, um die große Schlange zu besiegen, scheint das Jahres- oder Welt-Symbol * oder O zu sein; denn nach dem orphischen Hymnus hat Apollo Helios „des ganzen Weltalls formendes Siegel“, und nach einem alten russischen Hymnus hat Elias (Ishak) das große Welt-Siegel in Verwahrung. Darf man hierin noch eine ferne Erinnerung an die Steinzeit sehen, da mit dem Stempel (Siegel) das Zeichen des „Lebens“ oder der „Welt“ in das Lebens-wassergefäß geprägt wurde, um den Toten aus der Umschlingung der „Schlange“ zu befreien? Als wichtiges kultisches Gerät mag dieses „Siegel“ leicht mythische Bedeutung gewonnen haben.

Das 14. Hauptstück behandelt den „Fisch“, ein merkwürdiges Seitenstück zu der Schlange, das besonders durch seine Übernahme in die altchristliche Symbolik bekannt und dauerhaft geworden ist. Den Übergang von der „Schlange“ zum „Fisch“ begründet Wirth mit dem Zwischengliede des „Schlangenfisches“ (Mal); zu der dort (S. 390) gegebenen mythologischen Begründung sei ergänzt, daß noch im Grimmschen Märchen der König die weiße Schlange ist, um zukunftsweisend zu werden; im Märchen „Vom fischen um syner Frau“ ist es der Fisch selbst, der mit der Gabe der Weissagung die der Verwandlung hat. Die beiden Jahr-schlangen haben demgemäß ihre Entsprechung in den beiden Jahr-Fischen, als solche schon in der Kult-höhle von La Pileta (in dem Sternbild heute noch) erhalten; auch der Proteus, der sich in einen Fisch verwandelt, um zu weissagen, gehört hierher. — Das Hauptstück über den Fisch greift um zwei Seiten bis in die 9. Lieferung herüber. — Wir werden weiter berichten. Eremita.

„Der Glaube, unsere kulturellen Voraussetzungen lägen ausschließlich in den Mittelmeerlandern, oder, was dasselbe besagt, es gäbe für uns nur ein klassisches, kein germanisches Altertum, ist ein seltsamer Irrtum. Er läuft darauf hinaus, daß die Germanen kulturell nicht vorhanden seien, das bei weitem am besten bekannte europäische Urvolk, von dem wir zwar durch den Überfremdungsvorgang getrennt sind, mit dem wir aber viel enger zusammenhängen als mit Römern, Griechen und Orientalen.“ Gustav Neckel

Zeitschriftenchau

Vom Ursprung und Werden der Germanen

Otto Neche, *Die Urbewölkerung Norddeutschlands*. „Die Sonne“, Armanenverlag, Leipzig, 9. Jahrg., Heft 10. An Hand der Untersuchung der Skelettreste vom Priether See (Mark Brandenburg), deren Zugehörigkeit zur frühen Mittelsteinzeit durch die Sachfunde gesichert ist, sowie weiterer Skelettfunde, auch aus Schlesien und dem Rheinlande, ergibt sich, daß bereits zu dieser Zeit die nordische Rasse herrschend im nördlichen Mitteleuropa war, und daß kein Anlaß vorliegt, eine andersrassige Urbewölkerung anzunehmen. Die Bevölkerung Süd-deutschlands dagegen scheint aus einer Mischung der nordischen Rasse mit einer auf dem Donauwege einwandernden kleineren, rundköpfigen Rasse, vermutlich östlicher Herkunft, entstanden zu sein, wie bereits die Dneprfunde aufzeigen.

Paul Kretschmer, *Die Urgeschichte der Germanen und die germanische Lautverschiebung*. Wiener prähistorische Zeitschrift, 19. Jahrg. 1932. Die germanische Lautverschiebung ist teilweise von der Forschung auf die Einflüsse einer andersartigen Urbewölkerung zurückgeführt worden, die die Germanen angeblich bei ihrer Einwanderung in Mittel- und Nordeuropa vorgefunden haben sollen. Verfasser weist nach, daß diese Erklärungsversuche durchaus abwegig sind, daß vielmehr die Lautverschiebungen Vorgänge inner-sprachlicher Natur sind, die auch anderswo beobachtet werden konnten und daß gerade die „Unursprünglichkeit“ des Germanischen sein hohes Alter und seine Bodenständigkeit beweist.

W. Pechsch, *Die jütische Einzelgrabkultur*. Mannus 24, 1—3. Die jütische Einzelgrabkultur, die für die Entstehung der Germanen nicht minder bedeutungsvoll ist wie die Megalithkultur, wird neuerdings zuweilen wieder von der thüringischen Schnurkeramik hergeleitet. Dem steht entgegen, daß sich die ältesten Formen der jütischen Streitärte und der Keramik schwerlich aus Mitteldeutschland herleiten lassen, während andererseits sich die bodenständige Entwicklung aus der Müselschalenkultur zwanglos und folgerichtig anbietet. Zwischen den Megalithleuten und der Einzelgrabbewölke-

rung muß eine große Übereinstimmung bestanden haben; kommen doch ebenso Einzelgräber mit Megalithinhalt vor, wie sich Einzelgrabkultur zuweilen in Megalithgräbern findet. Ein gemeinsamer Ursprung ist also nicht von der Hand zu weisen, vielmehr handelt es sich um nahverwandte Völker, von denen das eine zu dem Megalithgrabgedanken übergegangen ist, während das andere bei dem altererbten Brauch des Einzelgrabes verblieb. Auch im Wirtschaftlichen zeigt sich der gleiche Gang zum Beharren auf der einen und zum Fortschritt auf der anderen Seite.

Hermann Schroll, *Die nordische Kultur in ihren Beziehungen zur Bandkeramik*. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Nr. 6, 1932. Von einer eingehenden Untersuchung der bandkeramischen Gruppen Südosteuropas ausgehend, zeigt Verfasser, daß die erste nordische Kultur, mit der die jungsteinzeitlichen Bandkeramiker sich in Mitteleuropa auseinanderzusetzen hatten, in der mitteldeutschen Tieflandskultur zu suchen ist. Er versucht sodann nachzuweisen, daß hier der kulturelle Mittelpunkt für die jungsteinzeitliche Entwicklung im nördlichen Mitteleuropa gelegen habe.

Germanische Wanderwege und Stammeskulturen

Martin Jahn, *Der Wanderweg der Kimbern, Teutonen und Wandalen*. Mannus 24, 1—3. Der bisher landläufigen Meinung, die Kimbern und Teutonen hätten ihren Weg zu Lande durch Schleswig-Holstein und Elbe aufwärts genommen, stellen sich bei der Bevölkerungs-dichte dieser Gegenden gewichtige Gründe entgegen. Vielmehr ist es auch dem Seefahrercharakter dieser Stämme viel angemessener, daß sie zur See ihre alte Heimat in Nordjütland verlassen haben. Für die Wandalen hat die Spatenforschung inzwischen erwiesen, daß sie ihr südostdeutsches Reich zur See über die Odermündung und oheraufwärts wandernd erreicht haben. Weitgehendste kulturelle Übereinstimmung zwischen Niederschlesien und den angrenzenden Gebieten und dem nordjütischen Vendsyssel haben die Herkunft der Wandalen aus Nordjütland zur Gewißheit gemacht. Schon in dieser

Heimat sind Kimbern, Teutonen und Wandalen engnachbarlich verbunden; so erscheint der Zug der Kimbern und Teutonen als Vortrupp dieser Völkerbewegung. Sie wurden von den Bojern geschlagen und zogen weiter nach Süden in ihren heldenhaften Untergang. Die breite Front der Wandalen dagegen vertrieb die Bojer, und der Zug kam zum Stillstand, da sie hier im Obergebiet Land genug fanden, ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Hier entstand das Wandalenreich, um 500 Jahre später freilich einem ähnlichen Schicksal entgegenzugehen, wie ihre Stammesgenossen aus der nordischen Heimat.

Ernst Petersen, Zu den frühesten Wanderungen der Westgermanen. Mannus 24, 1—3. Kulturfunde bezeugen, daß bereits vom 2. Jahrh. v. Chr. ab auch Westgermanen an der germanischen Ausbreitung nach Südosteuropa beteiligt gewesen sind, deren Herkunft dem Charakter der Funde nach, etwa im nördlichen Brandenburg und den anschließenden Teilen von Pommern, zu suchen ist.

M. König, Jütland-Zerbst-Westpreußen. Ebd. Die Ausgrabung einer Wohnstätte auf dem Klapperberge bei Zerbst ergab neben anderen Funden, die auf enge Beziehungen zur wandalisch-burgundischen Kultur am Weichselnie hindeuten, einen Gefäßhenkel mit Schiffszeichnung und Runen, die das Wort „Skir“ ergeben. So weist nicht nur der Gauname Zerbst (Skewist-Skiriwist), sondern auch der kulturelle Befund und die Inschrift darauf hin, daß hier Skiren gesiedelt haben.

Heinz Amberger, Zur Herkunft und Verbreitung der rheinischen Mischkultur der Eisenzeit. Mannus 24, 1—3. Die Überlieferung berichtet, daß die Treverer ein Volk mit keltischer Kultur und Sprache, aber von germanischer Abstammung gewesen seien. — Die archäologische Untersuchung des Rheingebiets zeigt, daß am Ende der Bronzezeit nördlich der Lippe Germanen, südwärts davon in schwacher Besiedlung Kelten gesessen haben. Diese verstärken sich während der frühen Hallstattzeit, im 7. Jahrh. v. Chr. jedoch setzt eine erhebliche Germaneneinwanderung ein, und es entsteht eine keltisch-germanische Mischbevölkerung. Unter dem Druck der Germanen drängt sie weiter nach Süden an den Mittelrhein, wo sie im Laufe der Latènezeit kulturell ganz unter keltischen Einfluß gerät. Der Doppelcharakter dieser Stämme beruht also weniger im germanischen Blutverlust, als in der völligen kulturellen Vermischung.

Zur Siedlungsforschung

Hermann Strunk, Flurnamen und Vorgeschichte. Altpreußische Forschungen, Verlag Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr., 9. Jahrg. 1932. Verfasser zeigt das häufige Zusammenfallen von eigenartigen alten Flurbezeichnungen und vorgeschichtlichen Fundstätten und weist darauf hin, daß auch diese Überlieferungsquelle als Wegweiser für die Spatenforschung nutzbar zu machen ist.

J. Rüttner und A. Steeges, Studien zur Siedlungsgeschichte des nieder rheinischen Tieflandes. Rheinische Vierteljahrsblätter, Verlag Röhrscheid-Bonn, Jahrg. 2, Heft 4. Die Untersuchung zeigt, daß die „-heim“-Namen im Niederrheingebiet auf fränkische Einzelhöfe zurückgehen. Die Wahl der Siedlungsstätten deutet darauf hin, daß sowohl Ackerbau als Viehzucht die Grundlage der Wirtschaft waren, während bei den früheren römischen Siedlungen ganz andere Gesichtspunkte beobachtet werden konnten.

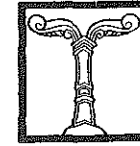
Walter Schmid-Graz, Noreia. Mannus 24, 1—3. Bei der Ausgrabung von Noreia (St. Margarethen bei Neumarkt in Steiermark) konnten neben sehr stattlichen Wehranlagen und zahlreichen Siedlungsplätzen auch das Königshaus und ein Heiligtum (Rundbau mit Altar, Opfergrube und Kultpfahl) aufgedeckt werden. Unweit Noreias sind auch die Spuren des Kimbernlagers ausgegraben worden.

Erich Gierach, Laugaricio. Wiener prähistorische Zeitschrift, 19. Jahrg. 1932. Am Ortsausgang von Trentschin an der Straße nach Teplitz befindet sich eine römische Inschrift aus den Markomannenkriegen „Victoriae Augustoru(m) exercitus cui Laugaricione sedit“. Sie enthält somit die älteste und einzige germanische Ortsbezeichnung an Ort und Stelle. Der Name Laugaricio ist auf den Eigennamen Laugarich zurückzuführen.

Bruno Ehrlich, Elbing, Bentzenstein und Meislatein. Ein neuer Beitrag zur Truso-forschung. Mannus 24, 1—3. Was Saithabu für den Nordwesten und Winaeta für Pommern ist, bedeutet für den deutschen Nordosten Truso, der reiche Handelsplatz, von dem der Wiking Wulfstan berichtet. Zahlreiche Kulturfunde und sachliche Überlegungen weisen darauf hin, daß die alte Handelsstätte, die zu Schiff leicht erreichbar war, weit eher im Stadtgebiet Elbings zu suchen ist, als weiter landeinwärts.

Herttha Schemmel.

Vereinsnachrichten



Tagung in Pyrmont. In der Verteilung der Veranstaltungen ist eine Änderung eingetreten: die Führungen an den Externsteinen und in Osterholz finden nicht — wie im Januarheft mitgeteilt wurde — im Anschluß an die Tagung statt, sondern vorher, und zwar am Dienstag nach Pfingsten (6. Juni), beginnend morgens 8½ Uhr. Anschließend zweiter und dritter Tag in Pyrmont (Schellenberg, Pyrmontener Sprudel, Seilingsburg, Kilianskirche Lügde, Altschieber). Teilnehmerkarte 4 Mk. (Einzeltag 1.50). Anmeldungen möglichst frühzeitig an Oberstleutnant a. D. Plag, Detmold, Bantelstr. 7 (Postfach Hannover 65278). Die genaue Tagesordnung wird im Märzheft bekanntgegeben werden.

Die Ortsgruppe Bremen (Anschrift E. Ritter, Krestingstr. 10) der Freunde germ. Vorg. teilt mit, daß die bis jetzt abgehaltenen Vorträge (s. „Germanien“, Heft 1) sich regsten Zuspruches erfreuten. Ein Interesse dafür zeigt sich in immer weiteren Kreisen, und die Werbung für Verein und Zeitschrift schreitet erfolgreich fort. Lebhaft gestalten sich die Aussprachen nach den Vorträgen, und die Bremer Großpresse bringt beachtliche Berichte. Die bekannten Veranstaltungen der „Völkherstraße“ (Generalkonsul Dr. Roselius) fördern verständnisvoll die Bestrebungen der Ortsgruppe. Für die Sommerzeit sind monatliche Museumsbesuche und wissenschaftliche Ausflüge geplant.

Die Ortsgruppe Essen der Freunde germanischer Vorgeschichte berichtet über die Gründungsversammlung am 10. 12. 1932:

Zum 10. Julmonds 1932 hatte Herr Studienrat Riden zu der bereits im Heft 1, 1933 angekündigten Gründung der Ortsgruppe in Essen einen Kreis von Freunden unserer Sache ins „Vereinshaus“ am Hauptbahnhof eingeladen. Der Besuch entsprach durchaus den Erwartungen. Auf einmütigen Wunsch der Versammelten wurde ein örtlicher Verein der „Freunde germanischer Vorgeschichte“ gebildet unter der Leitung des Herrn Studienrat Paul Riden, Kortumstr. 35. Das Amt des Schriftführers übernahm Herr Rektor Otto Kleinmann, Allerstr. 3, die Geschäfte des Rechners Herr Lehrer Otto Domann, Bismarckstr. 65. Es wurde beschlossen, einen kleinen jährlichen Beitrag zu erheben, sowie die Haltung der Zeitschrift auch den Kreisen zu ermöglichen, die allein dazu nicht in der Lage sind. Zu dem Zweck sollen kleine

Gruppen zu 2 bis 6 Mitgliedern gebildet werden, in denen die Zeitschrift umläuft. Zusammenkünfte mit Vorträgen sollen am 3. Donnerstag der ungeraden Monate abgehalten werden. Der Ort dieser regelmäßigen Zusammenkünfte wird noch bekanntgegeben. Die Einrichtung einer Bücherei ist geplant.

Für die nächste Zusammenkunft stellte Herr Studienrat Dr. Schuhmacher, Essen, einen Vortrag: „Stätten germanischer Vorgeschichte“, Eindrücke von einer Besichtigung unter Führung Direktor Teudts und seiner Mitarbeiter, in Aussicht.

Am 11. Hornungs 20 Uhr wird Herr Direktor Teudt im Hotel „Vereinshaus“ (unmittelbar am Hauptbahnhof) sprechen über: „Bilder aus der germanischen Vorgeschichte“. Der Vortrag nimmt Rücksicht auf die Hörer, die von den Teudtschen Beobachtungen noch nichts wissen, bietet aber im wesentlichen Neues gegenüber dem, was Teudt vor zwei Jahren im „Historischen Verein für Stadt und Stift Essen“ brachte. Zu dem Vortrag, der durch reiches Lichtbildmaterial unterstützt wird, bitten wir alle Freunde aus Essen und dem Ruhrgebiet um ihr Erscheinen. Auskunft durch Studienrat Riden, Essen, Kortumstr. 35.

* Otto Kleinmann.

Die Ortsgruppe Hagen der Freunde germ. Vorg. hat ihre nächste Zusammenkunft am Sonnabend, den 4. Febr., nachm. 17.30 Uhr im Hagener Hof (Hugo Preuß-Str. 14). Es werden sprechen Pfr. Prein (Hohenlimburg) über „Geschichtliche Flurnamen im Lichte der westfälischen Sage“ und Lehrer Pielhau (Linderhausen) über „Beobachtungen über Flurnamen und alte Essensschmelzen bei Linderhausen“. Anschließend Gedankenaustausch. Auswärtige an billige Sonntagsrückfahrkarten denken! (Anfr. an

Die Ortsgruppe Osnabrück der Freunde germanischer Vorgeschichte entfaltete im vergangenen Jahre eine sehr rege Tätigkeit. Besonders eindrucksvoll war die dritte Wanderschaft des Jahres, die unter Führung des Lehrers Westefeld, Haltern, (vielen Freunden noch durch seinen Vortrag auf der Osnabrücker Tagung in bester Erinnerung!) den Denkmälern im Kirchspiel Belm gewidmet war. Zunächst wurden die katholische Kirche in Belm und der Spellbrink unfern des Vollerbenhofes Dreier in Behrte besucht (siehe hierüber: „Germanien“, 3. Folge, S. 33—45). In den prächtigen Buchenwäldungen des Ortsteiles Klein-Haltern zogen die ausgebreiteten Mauern aus Findlingen die Aufmerksamkeit auf sich. Nach der einen Überlieferung sollen die vielen Blöcke mit acht blinden Hengsten zusammengefahren sein, nach einer anderen waren es nur drei blinde Pferde, die ein einäugiger Fuhrmann zu lenken hatte. Vom Vollerbe Mehrpohl ging die Wanderung ins Bruch, nach dem die Vollerbenhöfe Mehrpohl in Haltern, Rittmann in Behrte (1540 Rittmer, 1687 Rittmar: „ried“) und die Meerwelle am Hofe Brörmann in Klein-Haltern benannt sind. In dieses einst recht unwegsame Moor ragt ein halbinselartiges Gelände hinein, auf dem sich, worauf daselbst vorkommende Flurnamen hindeuten (z. B. Stiepelkamp, wahrscheinlich von Stoppel = Gerichtssäule), in der Zeit des Eigenglaubens das gesamte öffentliche Leben der Gemeinde Haltern abgespielt haben dürfte. Den Kulthandlungen diente das Wäldchen des Königshügels, an dessen Abhänge, wie das Volk sich erzählt, einst der Teufel den „Opferstein“ mit einem Brotmesser zerpalten hat. Bis zur Markenteilung (1830) hielt sich zähe Erinnerung an das alte Opfermahl: alljährlich fand dort unter freiem Himmel ein Fest statt, zu dem das Rittergut Haus Ahrup einen Schinken von 9 Pfund und ein Schwarzbrot von 24 Pfund, der Markförster Niehaus in Haltern eine Tonne Bier und alle 12 Jahre noch eine zweite als Weinkauf zu liefern hatten. — Trotz des unfreundlichen Wetters hatten sich etwa 100 Teilnehmer zu der Wanderung eingefunden. Diese außerordentlich rege Beteiligung ist ein erfreulicher Beweis dafür, wie die Schar verantwortungsbewusster Männer und Frauen wächst, die sich einig sind in dem Bekenntnis zum deutschen Volkstum und seine Geschichte aufhellen möchten bis hinauf in die fernsten Zeiten — der Gegenwart zum Heil!

Wie wir bei Redaktionsschluß noch erfahren, ist für den 4. Februar ein Vortrag des Museumsdirektors Dr. Karl Rademacher, Köln, geplant: „Grabschätze einer germanischen Königin (Osebergfund) und die Kunst der Frühgermanen“. (Anfr. an Frau Generalarzt Dr. Kringel, Osnabrück, Herrensteichstr. 1.)

Gesellschaft für germanische Ur- und Vorgeschichte

(ehemal. German Wirth-Gesellschaft, Berlin).

Nach den mit großem Beifall aufgenommenen Vorträgen von Wilhelm Leudt über „Bilder aus der germanischen Vorgeschichte“ und Wolfgang Schöningh über „Urnordische Kultüberlieferungen im germanischen Katholizismus“ sprach am 24. Januar Dr. J. v. Leers über „Der urnordische Glaube nach Herman Wirth“. Folgende Vorträge werden folgen:

9. Februar: Prof. Dr. von Massow (Pergamonmuseum) „Germanien und Rom im Moselland“. (Mit Lichtbildern.)
20. Februar: Universitätsprof. Dr. Ernst Bergmann, Leipzig, „Deutschnordische Religiosität in ihrer geschichtlichen Entwicklung“.
2. März: Irma Strunz-Bahrgehr, München, „Götter- und Heldendichtungen aus der Edda“.
15. März: Prof. Dr. Alfred Baeumler, Dresden, „Kunst und Urzeit“.
28. März: Dr. Siegfried Kadner, „Urgeschichte und Kulturbewußtsein der Gegenwart“. (Mit Lichtbildern.)
6. April: Prof. Dr. Adolf Hellhöfer, „Der wissenschaftliche Wert deutscher Volksbräuche“.

Die Vorträge finden im großen Sitzungssaal des Obergerichtsgerichtes in Berlin-Charlottenburg, Hardenbergstr. 31, abends acht Uhr statt.

Alle Ortsgruppenleitungen werden dringend gebeten, Berichte und Notizen über stattgehabte oder noch stattfindende Veranstaltungen möglichst regelmäßig und rechtzeitig an „Germanien, Berliner Schriftleitung, Berlin-Steglitz, Albrechtstr. 16 II“, senden zu wollen, damit unsere Hefte nicht nur ein geschlossenes Bild der Ortsgruppen-tätigkeit im Reiche geben können, sondern auch die Gewähr geboten ist, daß sämtliche Ortsgruppenmitglieder an Hand unserer Hefte über die Ortsgruppenarbeit laufend und lückenlos unterrichtet sind. Da unsere Hefte zu Monatsbeginn erscheinen, ist erwünscht, daß diesbezügliche Manuskripte bis spätestens zum 10. des vorangehenden Monats bei der Schriftleitung vorliegen.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933

März/Lenzing

Heft 3

Von der Hoheit des Nordischen Menschen

Von Universitätsprofessor Dr. Ernst Bergmann, Leipzig

Wir armen Deutschen! Wir zahlen ja nicht erst seit dem Weltkrieg Reparationen. Seit tausend Jahren, seit wir „christianisiert“ wurden, sind wir tributpflichtig an das Ausland. Und nicht nur mit unserem Gut, auch mit unserem Blut und unserer Seele. Erst die Beschäftigung mit der Urgeschichte, insbesondere auch mit der Urgeistesgeschichte, ist geeignet, unsere Begriffe vom Wesen des nordischen Menschen richtigzustellen. Denn der nordische Mensch ist aufgewachsen im Kampf mit einem rauhen Klima, das zur Selbsthilfe erzog. Mühsam in täglicher Anspannung muß der Mensch der Landesnatur seine Daseinsbedingungen abringen. Er muß dem Winter trogen mit seinem Hunger und seinem Frost. Das ist eine harte Lebensschule. Das schafft geschmiedete Naturen.

So erwuchs ein Geschlecht, das gelernt hatte, auf sich selbst zu vertrauen. Der kategorische Imperativ der Pflicht und des Selbstglaubens formte den nordischen Menschen. Ewiger Kampf mit den Naturmächten erzog ihn zum sittlichen Gedanken des „Du sollst“. Schon die altnordische Mythologie, der Kampf der Asen mit den Riesen, illustriert die Sittenlehre Kants. Die Asen verkörpern die hellen und siegreichen Lichtmächte menschlicher Geistes- und Willenskraft, die Riesen jene finsternen Naturgewalten der nordischen Welt. Baldur tötet den Reifriesen, d. h. Hunger, nordische Daseinsnot. Urwissen um die Dauerandrohung mit Untergang, die von Riffheim ausgeht, schlummert im Wotanismus. Von hier jener hohe Moralismus der altgermanischen Göttersage mit seiner tragischen Untermalung. Von hier jener Wille zum Selbentum. Von der Wal sind sie gekürt, jene Edelsten, die dereinst die Asenburg schützen sollen. Eine sittliche Qualitätsauslese stellen sie dar. Zu ihnen geht die Hoffnung des Gottes. Kommen wir Nordische nicht alle von der Wal? Kämpfen wir nicht alle mit den Riesen? Die Natur legt uns diesen Kampf auf. Deshalb erfolgte in den nordischen Ländern, nicht in den südlichen, der Aufstieg der Menschlichkeit zur Erdbesiegung in Wissenschaft, Kunst und Technik. Wille zur Selbsthilfe, zur Selbsterlösung ist das Geheimnis des nordischen Aktivismus, den man

an Kant und Fichte, an Luther und Eckhart so gut wie an der Gedankenwelt der Edda studieren kann. Sittliches Geldentum hier wie dort.

Der nordische Mensch kennt das völlige Neuerwachen der Natur nach langem Winterschlaf. Wer aber den Frühling sieht, den echten, nordischen, der sieht die lebendige Erde und die ewige irdische Wiedergeburt. Er sieht das Hin- und Hergehen des Göttlichen in der Natur und in der Wirklichkeit. Er sieht es wahrhaft und erfährt es auch an sich selbst und seiner Lebens- und Schaffenskraft, das Wiedererwachen der Gottnatur im Maienlicht der kühlen nordischen Erde. Deshalb kehren auch die Zugvögel in jedem Jahr zurück zu ihren nordischen Brutplätzen. Weshalb? Um Gott Baldur zu schauen im Wunder der Wiedergeburt. Haben sie sich an ihm satt gesehen, dann erst ist der laue Süden wieder gut.

So lernt der Nordländer von der Natur den Kampf, insbesondere um das Göttliche, das es gibt, das Leben selbst. Wie also konnte der nordische Mensch jemals erdenmüde und jenseitsüchtig werden, wo ihm jedes Jahr eine neue Erde erblüht? Nur der schöpferischen Mitarbeit des nordischen Geistes ist es zu danken, daß die Menschheit wieder erdenfroh werden kann, daß die alte unerbittliche Du-sollst-Forderung in der Selbstgesetzgebung des Gewissens wiederkehrt. Der gestirnte Himmel mag wohl über mir stehen, das moralische Gesetz nicht. Es steht in mir. Und diese Du-sollst-Forderung kehrt wieder als ein neuer Riesenkampf, in dem wir selbst der Hammer sind, mit dem wir unseren sittlichen Menschen schmieden.

Die Germanen kannten vor ihrem Glaubenswechsel keine Askese, kein Mönchtum, keine „Abtötung des Fleisches“ und keine Verfluchung der natürlichen Lebensfunktionen des Menschen. Diese ganze wirre Zersetzungsethik der willenskranken Mittelmeermenschen, die im Zeitalter Marc Aurels scharenweise in die Wüste zogen, um nachts auf Scherben zu schlafen und den „alten Adam“ zu kreuzigen, war ihnen im tiefsten Wesen fremd. Ihr Heiliggefühl betrachtet die Größe, Reinheit, Erhabenheit und Schönheit des Naturlebendigen. Ein leises Raunen in den Zweigen, ein Stillesein in den Wipfeln, das war es ja auch, was unseren Urvätern das Heiliggefühl, als Ursprungs- und Eingangsgefühl alles Religiösen, vermittelte. Heilig ist nicht nur der Wald, das Leben selbst ist eine unendlich heilige Sache, die wir nicht dadurch entwerten sollten, daß wir dem Leben in unserer Phantasie noch ein Stück ansehen. Heilig ist auch der Tod, unsere erhabene Rückkehr zur großen Mutter Natur. Heilig ist das Leben und des Sterben, denn es ist das Gesetz der Welt. Und heilig ist der Frühling der deutschen Seele, der jetzt hervorbricht, denn wir ahnen in ihm unseres Volkes Wiedergeburt und Auf-erstehen.

Wie kann ein Volk zum Führervolk werden, wenn die heiligen Stätten seiner Religion nicht in seinem eigenen Lande liegen? Selbst der Araber hat sein Mekka in seinem Land, der Inder sein Benares. Unsere Vorfahren verehrten das Göttliche im Rauschen heiliger Haine, im See der Nerthus, auf Bergesgipfeln, im Heimatstrom, in Quellen und uralten Baumriesen. Da kam der Glaubenswechsel vor tausend Jahren, und all das Heilige im eigenen Lande wurde dunkle, düstere, heidnische, teuflische Vergangenheit. Einsam und verlassen ragten die germanischen Opfersteine, der Deutsche mußte lernen, daß die heiligen Stätten, wo der Fuß des Göttlichen die Erde berührt hatte, fern seiner Scholl sind. Er mußte begreifen, daß das Heil „ultra montes“ zur Erde gelangt sei. Er mußte lernen seine Heimat verachten und fremde Länder für edler und würdiger halten als das eigene. Wir aber müssen unserem Volke wieder seinen lebendigen und wirksamen Gegenwartsglauben geben, müssen ihm seine große Seelen- und Geistesgeschichte vor Augen halten, aus deren Anblick es Kraft und Zuversicht zu sich selbst schöpft und zu dem Göttlichen, das in seinem eigenen Wesen lebt und sich offenbart hat.

(Aus Abschnitten des Bergmannschen Werkes „Die deutsche Nationalkirche“ (s. Seite 88 vorliegenden Heftes) bearbeitet. Schriftleitung.)

Vom Adel der Germanenfrau

Don Hans Wolfgang Behm

1.

Vor langen Jahren schrieb Alexander Bugge ein in der Folge von Hungerland über-
setztes Wifingerbuch. Eine Perle dieser „Bilder aus der nordischen Vergangenheit“ blieb der Erinnerung bewahrt. „Um das Kulturiveau eines Volkes bestimmen zu können, ist nichts so wichtig als die Stellung des Weibes im Gemeinwesen kennenzulernen.“ Kurz und inhaltsreich ist dieser Satz, um so weniger geläufig aber dem Bildungsgut unseres Volkes. Was folgerichtig verführt, heiteren Sinnes einen Blick in die Arbeit derjenigen zu werfen, die hier geschichtlich und vorgehischlich klären helfen. Und was nicht zuletzt die beginnende Wandlung deutscher Menschen zu Kulturwachsamern verlangt, die Unverfälschtes an Blut und Seele, Geist und Brauchstum erkennen und zur spürbar werdenden Verlebendigung tragen möchten. Klärt wiederum das Wesen der Ehe (als geschlechtssoziale Gemeinschaft im kulturbetonten Umraum) am sinnfälligsten die Stellung des Weibes auf, ist umrissen, daß hier vor die Frage für kulturbestimmende Werte beschließend aufzuwerfen ist.

2.

Bezeichnend ist eine Überlegung, die in diesem Zusammenhang der um eine Deutsch-
ethik ringende Philosoph Ernst Bergmann in seinem Werke „Erkenntnisgeist und Mutter-
geist“ anstellt. Es würden nämlich Goethes Männerpsychen, wie dieser sie selbst durch seine
labrinhische Seele wandeln sah, mehr oder minder schrankenlos ungezügelt gelagert er-
scheinen. Nicht so des Dichters Frauengestalten. Mit sicherem Instinkt würden diese die
verworrenen Handlungen der Männer zur Güte und Vernunft klären und sich hierzu, wie
etwa Mignon, himmlische Mächte zum Gefährten wählen. Und beim Abtasten der
Frauenseele würde Goethe im Iphigeniatyp ein zur höchsten Vollendung kristallisiertes
Menscheitsideal dargestellt haben. Und des Dichters Versuch, antike Frauenmacht im
Bilde einer überlebensgroßen Juno zu verehren, würde nurmehr zum Ausdruck bringen,
wie das Weib als lebendige Offenbarung eines göttlichen Gesetzes noch immer vor der er-
wachenden Humanität jedes Kulturzeitalters steht! Somit dürfte auch, wenn es ausge-
sprochen werden darf, das Sinngebende der Faustschen Erlösung trotz allem noch zu ent-
decken sein.

Denkt man vergleichsweise an die von Hesiod betonte ewige Unmündigkeit des Sohnes
der Mutter gegenüber, an die von Pythagoras gefeierte Harmonie des Ewig-Weiblichen
oder an die von Euthates zur Göttlichkeit verklärte Phäakentönigin, so möchte auch hier-
vor die Weisheit siegen, im anbetungswürdigen Frauen- und Mutterwesen den Wesenszug
wahrer Kultur entdeckt zu haben. Und wenn wir mit Recht die vorapollinische Zeit der
Griechen noch als Träger einer solchen Kultur umschreiben dürfen, so werden erst in der
Folge Mächte wach, die störend und zersetzend wirken. Im Sinne Bergmanns würde
hier nicht zuletzt ein sich ausbreitendes Christentum das göttlich Urbestimmte wesenhafter
Kultur zum tragikomischen Zerrbild stempeln und damit einen — den Inhalt langer
Jahrhunderte füllenden — Irrgang der Kultur beginnen lassen. Der religiös unterbaute
Hoheitsadel des Weibes schwindet und am Quellgrund der Menschenwürde wuchert saden-
scheiniges Gewächs.

Der am Iphigeniatyp erprobte weibliche Hoheitsadel selbst ist rasch geklärt. Ein Weib,
das dem Taurierkönig Thoas gegenüber gestehen kann „ihre Seele vom Verrat gerettet
zu haben“, erhellt damit die unsichtbare Kraft einer heldischen Persönlichkeit. Hiervor
verblaßt jede menschenmögliche Tyrannenmacht und wandelt diese zur verzeihenden und

verstehenden Geste um. Und schon beglückt drängt sich die Frage in die Feder: Liebt vor diesem Iphigeniebild nicht vollgültig auf, was etwa der tiefschürfende Wilhelm Grönbeck als Wesenszug der altgermanischen Frau erkannt und im Lehrbuch der Religionsgeschichte von Chantepie de la Saussaye ausgesprochen hat? Daß nämlich diese Frau „infolge ihres Wesens dem Göttlichen meistens näher steht als der Mann“ und jene „Unverletzlichkeit und Unantastbarkeit heiliger Kraft“ in sich trägt, die einer durch ungeschriebene Gesetze geachteten Persönlichkeit zu eigen sind! Auch der am klassischen Vorbild klärende Ernst Bergmann läßt wiederum in seinem neuesten Werke der „Deutschen Nationalkirche“ (vgl. Bespr. auf Seite 88) durchsichtig werden, daß im Goetheschen Iphigeniatyp nur wieder ein nordisch-altgermanisches Vorbild lebendig wird. Es möchte somit scheinen, daß der vielleicht hellste Augenblick Goetheschen Schaffens, daß sein „Evangelium der deutschen Humanität“ (wie Gundolf das Iphigenieschauspiel bezeichnet) zwangsläufig bewahrtes Germanenerbe instinktiver zur Oberfläche trägt. Daß es somit auch kein billiger Zufall ist, im Denk- und Forschungsschah der just um germanische Erneuerung Ringenden den Iphigeniatyp wiederholt berührt zu sehen.

3.

Eine hieraus zu ziehende Lehre besagt demnach: Man streife der Iphigenie das griechische Gewand ab, vertausche es mit einem inzwischen forschend erkannten und der altgermanische Frauentyp lehrt wieder. Goethe wollte und mußte ihn zeichnen und war lediglich verlegen um die äußere Hülle. Und wann immer deutsche Dichter versuchten, dieser gerecht zu werden, war ihnen um so weniger das in Iphigenie verkörperte germanische Frauenideal gegenwärtig. Eine Thunelba, wie sie etwa die Kleistsche Hermannschlacht vorführt, steht weit entfernt diesem Ideal. Ein Weib, das dem römischen Legaten Ventidius den Raub einer Locke überhaupt möglich machen kann, bekennet in einer schwachen Stunde schon richtig, daß sie „den Irrtum leider selbst verschuldet, der dieses Jünglings Herz ergriff“. Und sofern sie in gemacht schmollendem Groll den eigenen Mann zum Schutzgeist gegen römische Dreistigkeit erwählt, läßt sie jenen Zug angeborener Selbsthilfe und Selbstverantwortlichkeit vermissen, der bei Iphigenie Eigentum einer Vollpersonlichkeit ist.

Erfreulich schon, daß Bernhard Rimmer in „Mídgards Untergang“ gleichen Sinnes wertet und mit zwingender Gelehrtenlogik die hohe Stellung der germanischen Frau von der Religion her zu begründen versucht. Religiös unterbaut wäre somit grundsätzlich alle wahre Kultur. Diese aber nicht erweitert, sondern wesentlich gestört zu haben, würde nach Rimmer aufs Schuldkonto des Christentums zu setzen sein. Indem es seit langen Jahrhunderten lehrt, das „Lebenselement der Liebe in die Lebensfessel Sünde umzuenden“, die Frau als Wesen geschlechtlicher Hörigkeit oder der Gehorsamspflicht zu betrachten, das dem Manne unter Verlust ihrer Persönlichkeit zum Eigentum wird — untergräbt es damit die dem Germanen eigentümliche Sittlichkeit. Die Frau als ursprünglich geheiligte Persönlichkeit sinkt zum Gegenstand juristischer Wertung herab. Der Begriff vom sündigen Fleisch oder der feindlichen Teilung von Leib und Seele geht um, der dem nordischen Menschen (wie es der Inhalt der Sagas bezeugt) wesensfremd war und ewig wesensfremd bleiben sollte.

So nachhaltig war jedoch die „Befreiungsarbeit“ am Germanen, daß seine Nachfahren schon fast vergessen haben, daß Menschen durch Entwurzelung heiliger Eigenwerte bestimmt nicht besser werden. Wiederum leuchtet ein, daß in der aus Palästina überkommenen religiösen Weltfluchtsoße kein Raum für eine Frau sein kann, die gleich Tannhäusers „Himmels-Mittlerin“ unendlich reich an Seele und Heiligkeit im Mittelpunkt des Sittenlebens steht. Und — auf sich selbst vertrauend Gesilde des Jenseits schon diesseitsverwirklicht im eigenen Herzen trägt...

4.

Im Grunde sonderbar: Wenn schon kirchliches Verlangen vorgibt, Germanien erst Sitte und Kultur gelehrt zu haben, der Römer Cornelius Tacitus mußte schon weit früher, was den Germanen kulturentscheidend zuzumessen ist. Und daß sein Lob, in Germanien „wirkten gute Sitten mehr als anderswo gute Gesetze“ billig zu werten wäre, vermag auch mitunter geübte Spiegelfechtere nicht abzustreiten. Steht doch die von dem römischen Schriftsteller gepriesene Heilighaltung der Germanenehe und sein ganzes Vorbringen über die geachtete Rolle der Frau im Stammesleben der Germanen nur wieder als feierliche Warnung vor den Entartungserscheinungen seines eigenen Volkes, das im Begriffe ist vom unbestimmten Nährboden wahrer Kultur abzugleiten und sich im fragwürdigen Netz „überfeinerter“ Zivilisation zu verfangen.

Vor diesem ungleich wichtigen Ausblick gewinnt die ja hinreichend bekannte Geschichtsquelle des Tacitus für uns um so größeren Wert. Sie ist aber im großen und ganzen die einzige Quelle geblieben, aus der der Bildungsschah des Deutschen schlechthin heute noch seine Kenntnisse über die alten Germanen schöpft oder vorgelesen erhält. Wobei es wiederum Forscher gibt, die vor der Verfälschtheit oder möglichen Zweideutigkeit des Quelleninhaltes glauben warnen zu müssen. Hier ergänzende, aufklärende und Vorurteile zerstreuende Arbeit zu leisten, ist in jüngster Zeit vor allem ein Verdienst Gustav Neckels.

5.

Was dieser Gelehrte in seiner Schrift „Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen“ in wenige Seiten bannt, erscheint dennoch erschöpfend umrissen zu sein und nach des Verfassers eigenem Urteil „neu in dem Sinne, daß die Ergebnisse der herrschenden Gelehrtenmeinung schnurstracks zuwiderlaufen!“ Ein Urteil, das einer wünschenswerten Verbreitung der Schrift gewiß nicht zum Nachteil gereicht und das Aussicht bietet, weiteste Kreise reichlich aufzurütteln und nachdenklich zu stimmen.

Ein Aufsatze — die Beugung und Entstellung quellenmäßiger Tatsachen seitens der Kirche betonend — erinnert zugleich an die irrige Einstellung des „aufgeklärten“ Europäers, sich vermeintlich selbst als Gipfelpunkt der Kultur zu betrachten. Was für die Ehefrage besagen würde, das Ideal einer auf Treu und Glauben geschlossenen Einehe als Entwicklungsglied zu werten, der vorzeitig die Gruppen- und Viel- bzw. die Gewaltehe voran zu stellen wäre. Statt dessen würde unter der Wucht altnordischen und germanischen Quellenmaterials (z. B. „Gesetzbuch der Westgoten“) die reichlich geübte Verteidigung einer solchen Gewaltehe beim Altgermanen in sich zusammenbrechen, wie auch das vielberufene „Rausen“ der Braut keiner juristischen „Warenwertung“ gleichzusehen wäre, sondern einem Vertrag auf Leistung und Gegenleistung entspricht, der seinen feierlichen Ausdruck im „Wittum“ (altnord. mundr), einer Ehrengabe des Bräutigams an die einen Teil ihrer Freiheit opfernden Braut, findet. Eine auf restlose Selbstherrlichkeit des Mannes eingestellte Gewaltehe kannte der alte Germane nicht, sondern vielmehr eine auf Gleichstellung der Gatten und Sittenhöhe der Frau beruhende lebenslängliche Einehe, wie das über Tacitus hinaus germanische Schriftquellen, archäologische Befunde und vor allem verwandt anklingende Inhalte der Sagas, der (uns seit dem 20. Jahrhundert bekannt werdenden) erzählenden Originalwerke altisländischen Schrifttums, beweisen.

Schon überzeugend wertet Neckel dieses Material aus, setzt Proben vor und deutet ihren Inhalt, sucht Unterstellungen vom vermeintlichen Züchtigungs- oder Tötungsrecht des Mannes auf ihren Wahrheitskern zurückzuführen, um sich schließlich der Einsicht zu beugen, daß vor dem Germanen nur das Bild hoher geschlechtlicher Ethik bestehen kann.

Quellentatsachen werden zum beredten Zeugen für die volkstümlich verwurzelte Anschauung „der Verwerflichkeit des Ehebruchs und aller sonstigen außerehelichen Liebesleien

und der Monopolstellung der Ehe, die etwas anderes, weit allgemeineres ist als das ausschließliche Recht des Mannes auf den Besitz seiner Frau... Ungleich wichtig aber erscheint, daß auch die Ritterlichkeit gegen Frauen und der rechtliche Schutz der Ehefrau in Germanien ebenso vorchristlich sind wie die Ehe selbst als Form und Norm der Liebe... Wenn heutige Gegner und radikale Reformer der Ehe als die eigentliche oder einzige Gegnerin ihrer Neuerungspläne die Kirche betrachten, welche das geschaffen habe und aufrechterhalte, was sie bekämpfen, so übersehen sie das hohe, vorchristliche Alter der Ehe und der mit ihr zusammenhängenden Keuschheits- und Treueideale in Nord-europa. Sollten wirklich einmal die theologischen Fakultäten abgeschafft, der christliche Gottesdienst verboten und die Bibel nebst der ganzen auf sie gebauten Glaubensliteratur verbrannt werden, so wäre das noch kein Sieg über den monogamischen Gedanken selbst." Dieser letzte Satz dürfte schon mehr als eine Mahnung sein. Es schimmert durch, daß der Gesichtsgang wahrscheinlich schon einen Gipfel überschritten hat, der im Grunde dort zur Höhe ragte, wo eine allzu mißachtete deutsche Vorzeit ihn ihr eigen nannte.

6.

Des kurz behandelten Themas tiefster Sinn? Philosophen und Forscher um Nordland und Germanentum bieten an, was uns Deutsche nach langen Jahren schicksalsverschlungener Notzeit zur Selbstbesinnung zwingt. Die Stunde scheint gekommen, da das Angebotene nicht mehr im Strudel der Alltäglichkeit und bürgerlichen Bequemlichkeit unterzutauchen braucht. Aus Vergeßlichkeit wohlverstanden, die uns Deutschen so unendlich nahe liegt, weil wir ruhlose Späher in die Zukunft und weniger in die Vergangenheit sind. Wenn aber das Heiligste — und das Weib wird dies bleiben müssen, solange eine Kultur überhaupt bestehen kann — in traumewiger Abgeklärtheit schon in der Morgenröte unseres Kulturwerdens zu entdecken ist, dann wird es doppelt nützen, aus der Schau nach rückwärts die mittelbare Zukunft um so deutschere zimmern zu können.

Ein Märchen der Gebrüder Grimm aus der Zeit der gewaltsamen Christianisierung der Sachsen zur Zeit der Franken

Mitgeteilt vom Museumsdirektor Dr. C. Kademacher, Köln

Von der gewaltsamen Befehrungsweise in Germanien, die, von Rom ausgehend, wohl in Karl dem Franken ihren eifrigsten und rücksichtslosesten Vertreter gefunden hat, ist mancherlei überliefert, das den Geist der Gewaltmaßregeln klarstellt, der damals Eroberer und Befehrer beseelte. Aber von dem Geiste, wie das bedrängte Volk diese Erlasse aufnahm, haben wir keine Stimme, es schweigen darüber sämtliche Urkunden, da die damaligen Chronikschreiber natürlich der anderen Seite angehörten.

Nun fanden wir zu Weihnachten 1932 in den Kinder- und Volksmärchen der Gebr. Grimm (große illustrierte Ausgabe der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart Nr. 138) ein Märchen, das blickartig die Verhältnisse erhellt. Wegen seiner großen Bedeutung sei es zunächst wörtlich hier wiedergegeben.

„Knoist un sine dre Söhne.

Twissen Werrel un Soist do wuhnde 'n Mann, un de hade Knoist, de hedde dre Söhne; de eene was blind, de annere was lahm, und de dritte was splinternadel. Do gingen sie mol ön üpper Feld, do sahen se eenen Hasen. De Blinne de schöt em, de Lahme de fink en, de Nadele de stat en in de Tassen. Do käimen se vür en groot allmächtig Waa-

ter, do wuren dre Schippe uppe, dat eene, dat rann, dat annere, dat saut, dat dritte, do was keen Buoden inne. Wu fen Buoden inne was, do gingen se alle dre inne.

Do käimen se an eenen allmächtig grooten Walle (= Wald!), do was en graut allmächtig Boom inne, in dem Boom was ene allmächtig graute Kapelle. In de Kapelle was an hageböken Räder un en bußboomen Pastoor, de deikten dat Wiggewater mit Knuppeln ut.

„Sielig is de Mann,

De dem Wiggewater entluppen kann!“

Aus dem Inhalte dürfte sich folgendes ergeben:

Der Bauer Knoist, im Westfalenlande zwischen Werl und Soest ansässig, hat drei Söhne, die gehen eines Tages einem nicht näher bezeichneten Ziele zu. Die Wanderung bietet jedoch Gelegenheit darzutun, daß diese Söhne körperlich und geistig minderwertig sind, was Rückschlüsse nach dieser Richtung auf den Vater selbst ermöglicht. Ganz im mythischen Märchenstil wird die Wanderung erzählt, bis die Bauern an einen großen Wall kommen, in dem sich ein mächtiger Baum mit einer großen Kapelle befindet, in der ein Pastor mit einem Räder taucht. Zu dieser Handlung ist die ganze Bevölkerung eines bestimmten Bezirkes hingebefohlen. Die drei Söhne des Knoist sind jedoch ohne Gefühl des Zwanges dem Gebote nachgekommen, was aus der Hasenjagd hervorgeht. Sie werden sich auch bei Vornahme der Taufe nicht gestraubt haben. Die andern, das Volk, nur durch strengen Befehl an dem Tauforte versammelt, müssen durch körperliche Strafen zur Taufhandlung gefügig gemacht werden. Das setzt die Anwesenheit fränkischer Krieger voraus.

So wird der Aufschrei einer gequälten Volksseele in den Schlußversen erklärlich:

„Sielig is de Mann,

De dem Wiggewater entluppen kann!“

Es ist bekannt, wie sehr die Germanen an der Heimat und dem Leben mit den Stammesgenossen hingen, aber dem nun herrschenden Gewissenszwang gegenüber erscheint selbst ein landfremdes Leben glücklich.

Auch über den Ort, wo diese Zwangstaufen vorgenommen wurden, gibt das Märchen Aufschluß. Es ist die germanische Kultstätte des Gaus, zu dem das Land zwischen Werl und Soest gehörte. An dem uralten Kultbaum hatte man eine geräumige Kapelle, vielleicht sogar schon aus Stein, für die Taufe errichtet. Ein Wall schloß den ganzen Kult-raum ab.

Im Sachsenland sind derartige Anlagen bis zur Gegenwart nachweisbar. Erinnert sei an den Wilzenberg im Sauerland bei Schmalleben. Ein gut erhaltenes Wallsystem umschließt die Bergkuppe. Kreuze und andere christliche Zeichen sind bis heute vorhanden, zu denen die Bevölkerung früher sehr eifrig wallfahrte. Auch der Tönsberg bei Orlinghausen i. L. gehört hierhin. Das ausgebreitete Wallsystem fehlt hier nicht, es ist sogar besonders großartig. Drinnen liegt ein Gebäude aus Stein, sehr altertümlich, die „Heidenkirche“ geheißen, die wohl auch auf eine solche „Taufkapelle“ zurückzuführen ist.

„Es ist mehr als ein fremdes Märchenmotiv, wenn Helden wie Sigurd die Sprache der Vögel verstehen. Wache Sinne zum Begreifen der Welt gehörten zum heidnischen Ideal. Die Besten, die dem Leben am tiefsten, dem Göttlichen am engsten Verbundenen hatten den sechsten Sinn, mit dem sie einen Blick hinter die äußerlich wahrnehmbare Welt, in das Hinterland des Lebens, in seine Geheimnisse zu tun vermochten. Das Ideal der Weisheit spielt im nordischen Heidentum eine beherrschende Rolle, einer Weisheit, die meist in einem Erkennen verborgener Dinge besteht.“

Bernhard Kummer in „Midgards Untergang“



Abb. 1. Königstein von N. O.

Zeichnung v. E. Keil, Quedlinburg.

Der Königstein bei Westerhausen am Harz, eine Stätte vorgeschichtlichen Sonnenkultes

Von Ingenieur E. Keil, Quedlinburg

Mit diesen Zeilen gebe ich Erkenntnisse an die Öffentlichkeit, die das Ergebnis langjähriger Beobachtung und immer wiederholter Prüfung aller für und gegen sprechenden Umstände sind. Ich hatte darüber bisher Stillschweigen beobachtet und nur wenigen Interessierten gelegentliche Mitteilung gemacht. Erstmals am 24. Juni 1931 redete ich darüber vor einem größeren Kreise. Damals tagte in Westerhausen die „Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft des Schulaufsichtsbezirkes Quedlinburg“, und ich hatte Gelegenheit, vor etwa 60 teilnehmenden Damen und Herren, darunter zwei Museumsleitern benachbarter Städte, an Ort und Stelle einen Vortrag zu halten, in dem ich die nachstehend für die Leser dieser Zeitschrift umgearbeiteten Ausführungen über den Königstein machte.

Veranlaßt zur Aufgabe meiner Zurückhaltung wurde ich in erster Linie durch folgenden Umstand:

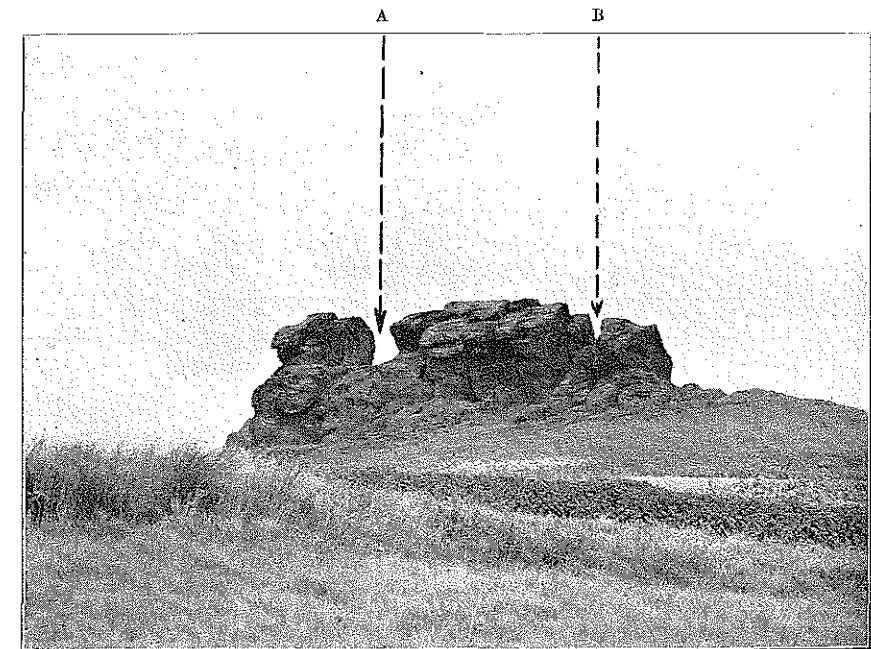
Die von Teudt angeregte Betrachtung unserer germanischen Vorzeit greift, wie ich mich ständig überzeugen kann, in erfreulich rascher Weise um sich. Kreise, die noch vor wenigen Jahren derlei Ideen mit vollendeter Ablehnung gegenüberstanden, gehen heute auf die Suche nach Belegen dafür. Auch der Königstein, bis dahin ein zwar auffälliges, aber trotzdem wenig beachtetes Gebilde der Vorharzer Landschaft, ist nicht dem Schicksal entgangen, „entdeckt“ zu werden. Geschichtsvereine pilgern zu ihm, Veröffentlichungen über ihn sollen erfolgt sein, die ich allerdings nicht kenne, denen ich aber den Anspruch des älteren Entdeckers entgegenstellen muß. Meine Beobachtungen reichen nämlich bis ins Jahr 1902 zurück und die meines Westerhäuser Mitarbeiters, des Herrn Konrektor Weißenborn, bis 1893! —

Über den Aufbau der Landschaft habe ich bereits das Nötige gesagt in dem Abschnitt „Einleitendes“ zu meinem Aufsatz „Neue Beobachtungen zur Vorgeschichte an den Felsen vor dem östlichen Nordharz“, Germanien, 1. Folge, Heft 3, Seite 46 ff. Ich ergänze dahin, daß die bedeutendste der durch den Gebirgsschub entstandenen Falten als der „Quedlinburger Sattel“ bezeichnet wird. Verwitterung und Erosion haben ihn längst zerstört, so daß nur Stücke des „Sattelfernes“ an beiden Enden und dazwischen zwei „Randzüge“ stehengeblieben sind. Der Königstein gehört dem sog. „südlichen“ Randzuge an, der hier von WNW nach OSO verläuft und unter dem Felsen 190,4 m Meereshöhe erreicht.

Gegen NNO fällt der Bergrücken in steiler Böschung um 54 m in eine weite, noch im ausgehenden 17. Jahrhundert von einem See erfüllte Talmulde ab, während auf der SSW-Seite, die insgesamt überhaupt nur 42 m abfällt, eine etwa 75 m breite Terrasse zwischengeschaltet ist.

Der Felsen selbst besteht aus Sandstein, der erst durch die Gebirgspressung zu Scherben zerdrückt, nachher durch eine Quarzlösung wieder zu einer der Verwitterung trohenden Masse zusammengeklittet wurde. Da der weiche Sandstein leicht auswittert, während die weißen Quarzadern unverwundlich stehenbleiben, zeigt er fast überall die sogenannte „Wabenstruktur“. Diese eigenartige Beschaffenheit macht den Stein übrigens zu jedem Gebrauchszweck ungeeignet, und hier muß man sagen „glücklicherweise“! Andernfalls wäre der Königstein wahrscheinlich längst dem Erwerbsinn seiner Besitzer zum Opfer gefallen, wie so manche der malerischen Quarzitklippen, die meist zu Pflastersteinen verarbeitet worden sind.

Der wie ein versprengtes Stück der bekannten „Teufelsmauer“ anmutende Felsen ist fast 150 m lang, aber nur etwa 8—9 m dick, bei bis zu etwa 15 m Höhe. Er zerfällt in zwei scharf getrennte Teile, die beide die höchst auffallende Umrisslinie von nieder-



Aufnahme Th. Weigel, Bad Harzburg.

Abb. 2. Der OSO-Teil des Felsens A) Kinn, B) Beobachtungsstand. Im Vordergrund der große Hang.

gefauerten Dromedären haben, die gegen WNW in das nur 1000 m entfernte Braunschweiger Land blicken. Für uns kommt fast nur der zwar kleinere, aber höhere Felsen im OSO in Frage. (Gesamtansicht Abb. 1 und Abb. 2.)

In der sich von der oben erwähnten Terrasse darbietenden Ansicht fallen zwei tiefe Einschnitte auf. Der größere, links gelegen, befindet sich zwischen Hals und Rücken des Rameles (A), der rechts gelegene am Schwanzende (B). Beide sind wichtig (Abb. 2). Unter dem Einschnitt „A“ sind übereinander in der Felswand drei bedenkliche Vertiefungen ausgemeißelt, deren Schattenwurf bei geeignetem Sonnenstande gegen Abend so stark wirkt, daß sie noch auf $3\frac{1}{2}$ km Entfernung ein auffallendes Objekt bilden. Die Terrasse übrigens, in viele kleine, dem Gemüsebau dienende Aderstücke geteilt, ist geradezu übersät mit den Scherben vorgeschichtlicher Graburnen. Mehrere hier freigelegte Steinkistengräber sind im Quedlinburger Schlossmuseum wieder aufgestellt.

Bei weiterer Betrachtung bemerkt man auch, daß links der Bedengruppe sich an den niedrigeren Felsen noch eine zweite befindet, und steigt man hinauf, so finden sich ihrer noch viele, die, weil sie horizontal liegen, von unten nicht sichtbar waren. In den meisten sieht man noch deutlich die Hiebe der Meißel, die sie einst aushöhlten.

Gehen wir längs des Felsens zur Lücke „B“, so haben wir den Anblick nach Abb. 3. Eine breite, sich rasch nach hinten verengende Einbuchtung durchbricht den Felsen bis auf etwa 2 m, einen guten Wetterschutz bietend. Links, am Fuße der senkrechten schwarzen Felsen, ist eine ursprünglich für zwei Personen ausreichende Sitzgelegenheit ausgemeißelt, deren eine Hälfte heute zerstört ist. Bei günstiger Beleuchtung kann man hier auch ein runenartiges Zeichen wahrnehmen, das aber unsicher bleibt.

Der auf der Bank Sitzende übersieht sowohl die unten liegende Terrasse, als auch die gegenüberliegende rechte Seite der Felsbucht. An dieser Wand zieht sich eine 1,2–1,5 m breite schiefe Ebene in die Höhe, auf der man noch die Spuren zerstörter Treppenstufen sieht, die aber durch Kletternde immer mehr verwischt werden. Das Unterende dieser Treppe endet plötzlich in freier Luft, während am Fuße der Wand noch einige Stufen im Rasen stehen. Neue Grabungen haben ergeben, daß die Treppe wahrscheinlich bis an den Fuß des Hanges hinabführte; die Stufen sind aber nicht mehr aus dem Felsen herausgehauen, sondern bestehen aus hingelegeten Steinblöcken. Sie sind teilweise zerstört. Wie ich heute (27. 7. 1932) erfahre, haben alte Leute in Westerhausen diese Treppe noch gesehen. Sie diente damals als Zugang zu einem Rosengärtchen, das sich ein Westerhäuser Pastor am Felsen angelegt hatte. Zur Rechten des Hinaufsteigenden sind in der glatten Wand eine Anzahl tief eingehauener Keillöcher in rechtwinklig gebrochener Linie angebracht. Es ist möglich, daß hier hölzerne Dübel zur Befestigung einer Handleiste gesteckt haben, es ist aber ebenso möglich, daß es sich um eine Keilsetzung handelt, um mittels aufquellender Holzteile den Felsen zu sprengen. Freilich wäre die Anordnung dann herzlich ungeschickt.

Ersteigt man sie, was einem einigermaßen gewandten Kletterer noch immer möglich ist, so gelangt man auf ein kleines Plateau, von dem aus man eine glänzende Fernsicht hat und mindestens 300 Grad des Horizontes überblicken kann. Insbesondere sind alle vier Sonnenwendpunkte ohne weiteres sichtbar. Nicht durchaus möglich ist aber der Blick auf die im „toten Winkel“ liegende Terrasse. Wollte man von hier oben nach dort unten ein Zeichen sicher übermitteln, so bedurfte es einer Zwischenperson, die am zweckmäßigsten auf der Sitzgelegenheit an der gegenüberliegenden Wand ihren Platz hatte. Es sind in letzter Zeit noch zwei weitere in den Felsen gehauene Sitze entdeckt.

Wir begeben uns wieder nach unten, umgehen das Schwanzende des Rameles und gelangen nicht ganz bequem auf die NNO-Seite. Hier fällt uns alsbald eine stark erhaben aus dem Felsen gearbeitete Scheibe von 1,3 m Durchmesser auf. Sie zeigt Meißelhiebe und in der Mitte ein wohl dem Einsetzen des Zirkels dienendes Loch. Über dieser

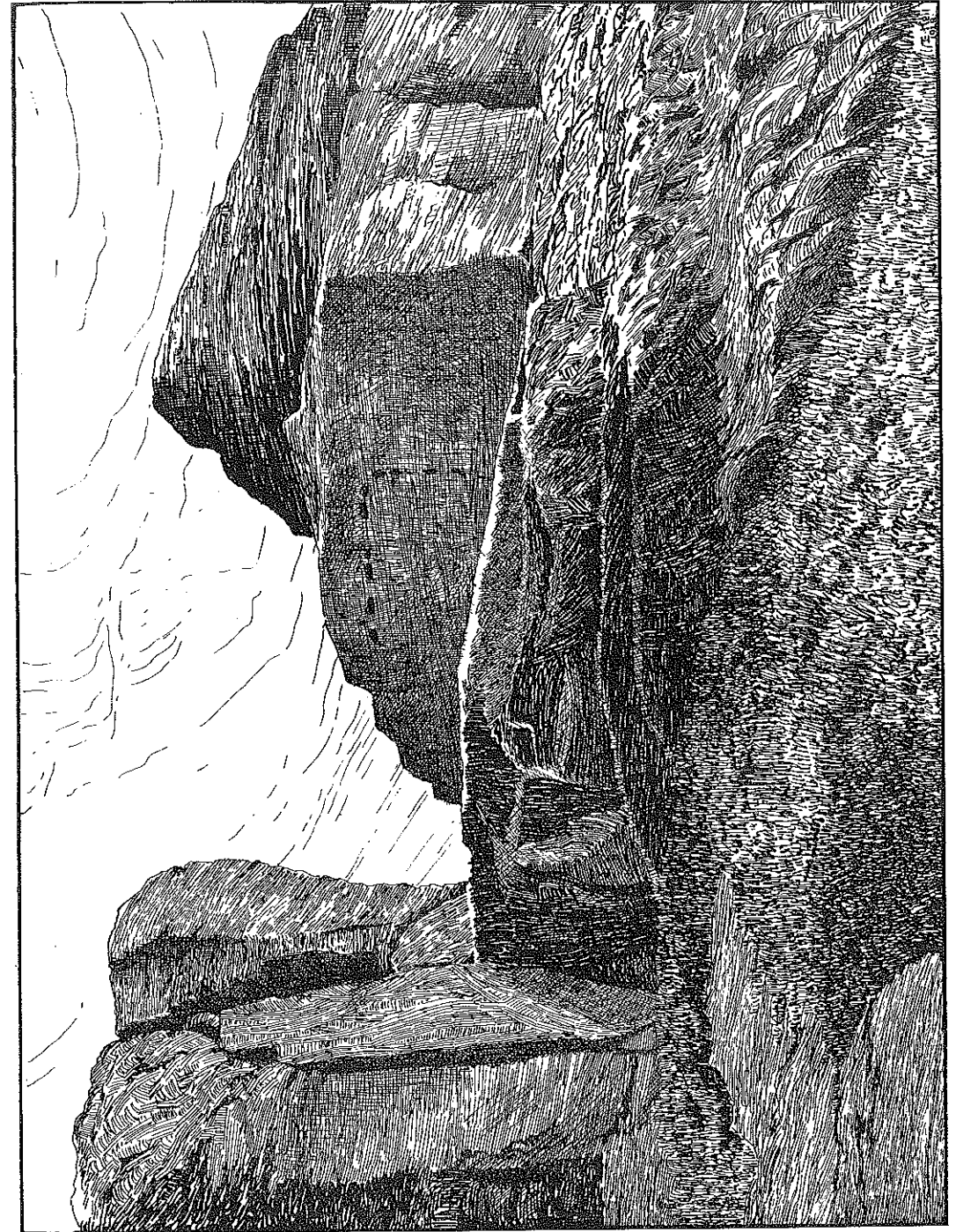


Abb. 3.
Der Treppenaufgang.

Zeichnung v. E. Keil,
Quedlinburg, nach
einer Photographie
von H. Sterkenbach,
ebendort.



Aufnahme Th. Weigel, Bad Harzburg.

Abb. 4. Die große Sonnenscheibe, 1,3 m Durchmesser. Darüber kleine zerstörte Scheibe.

Scheibe sieht ein kleines Becken, aus dem vor einigen Jahren ein Stück Stein herausgebrochen wurde, so daß diese Stelle noch frisch aussieht (Abb. 4). Beim weiteren Betrachten der Felswand finden sich noch drei andere Scheiben, von denen die eine allerdings teilweise herausgesprengt ist. Noch sitzen überall unter der Scheibe die Keillöcher, durch die die Zerstörung bewirkt wurde. (Abb. 5).

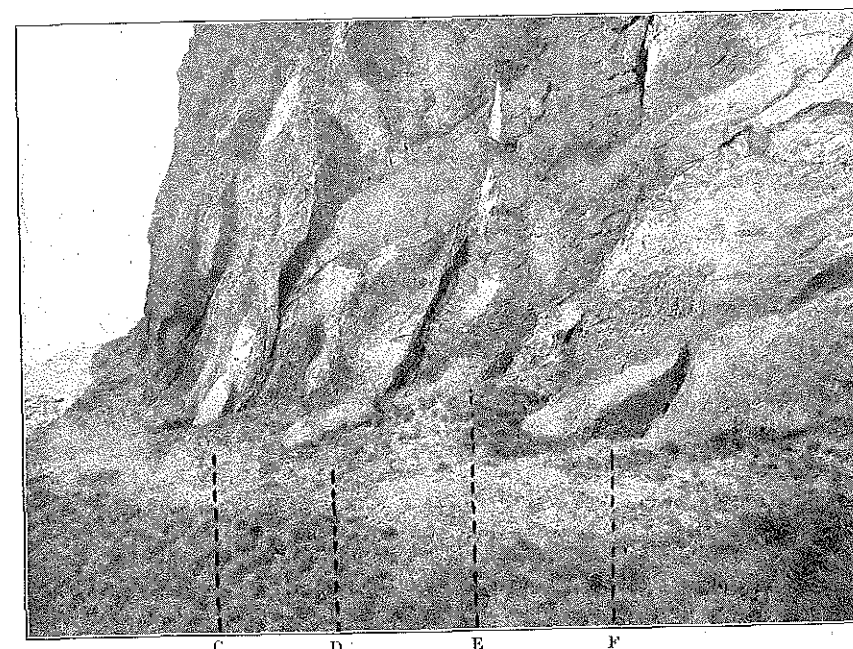
An diesen Scheiben wird die Entstehung der sonst unerklärlichen „Becken“ deutlich, deren sich übrigens eine ganze Anzahl auch hier finden, nebst Reihen von anscheinend zwecklos angeordneten Keillöchern. Ein „Becken“ bezeichnet einfach die Stelle, an der ehemals eine „Scheibe“ saß! — Diese sind nämlich überall so hergestellt, daß auf einer glatten Stelle der Wand ein Kreis angerissen wurde, dessen Umfang man scharf rechtwinklig bis zu 22 cm einsenkte, während man dann aus der Tiefe dieses Grabens in sanfter Böschung wieder in die Außenfläche überleitete. Wurde nun die Scheibe in der Mitte entfernt, so blieb nur die flache Außenböschung, und die Vertiefung des Steines hatte jetzt Beckenform! —

Übrigens sind alle vier Scheiben der NNO-Wand mehr oder weniger im Erdboden verborgen, so daß sie früher nur schwer sichtbar waren, mit einziger Ausnahme der ersten. Erst zum Zwecke des Photographierens sind sie von mir und anderen freigelegt. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß hier im anscheinend ziemlich hohen Erdauftrag noch weitere Scheiben verschüttet liegen. Die nötigen Erdmassen zu der offenbar vorgenommenen Bodenaufhöhung wären kaum an diese unbequem zugängliche Stelle zu bringen gewesen. Man darf schließen, daß sie am Platze selbst ausgehoben wurden, indem hier in den steilen Hang eine tiefe, natürlich längst wieder überwachsene Grube gewühlt ist. (Der Bewuchs ist am Königstein übrigens kurzer Rasen, dem viele Arten der nach-eiszeitlichen „Pontischen Steppenflora“ beigemischt sind, die ihrerseits vom vordringenden Heidekraut erstickt wird.)

Im ganzen zählte ich bisher am OSO-Felsen vier Scheiben, achtzehn Becken und mehrere Reihen Keillöcher. Dazu kommt der Treppenaufgang mit Sitzbank und Beobachtungsstand. Demgegenüber ist der gegen WNW gerichtete Felsen völlig frei geblieben, und nur an seinem Ende befindet sich auf der Seite gegen NNO eine angefangene Rundbogennische. —

Als ich erstmalig die große Scheibe (Abb. 4) sah, hatte ich sofort den rein gefühlsmäßigen Eindruck, ein Sonnenbild vor mir zu haben. Beweisen ließ sich das natürlich nicht. Ich habe dann bei jahrzehntelang wiederholten Besuchen die anderen Befunde des Königsteins festgestellt, wobei ich allen nur denkbaren „natürlichen Erklärungen“ nachgegangen bin. Etwa in Frage kommende technische Möglichkeiten (und ich darf mir wohl auf diesem Gebiete einige Urteilsfähigkeit zuschreiben) habe ich sorgsam geprüft. Nach eingehender Würdigung aller Umstände mußten sie ausscheiden, und gegen einen erhöhten Einwurf ließ sich sogar ein urkundlicher Beweis führen, obwohl es sonst mit dem Urkundenmaterial über den Königstein übel bestellt ist, aus unten anzuführenden Gründen. So kann ich nach einer 31 jährigen kritischen Beobachtung wohl sagen, daß eine Selbsttäuschung ausgeschlossen ist.

Im Sommer 1928 konnte ich dazu übergehen, den Königstein zu vermessen und alle Befunde (die sich übrigens bei jedem Besuche um etwas vermehren) festzulegen. Nun hatte ich zwar eine Übersicht, aber noch immer keine Lösung. Da erschien 1929 das Teudtische Buch „Germanische Heiligtümer“. Sowie ich mich einigermaßen hineingelesen hatte, war mir das Problem „Königstein“ klar. Viele dort von den Erternsteinen berichteten Züge kannte ich vom Königstein her, wie denn auch andere mir bisher rätselhafte Erscheinungen unserer Gegend klar wurden. Ich wandte mich an den



Aufnahme Th. Weigel, Bad Harzburg.

Abb. 5. Fuß der NNO-Wand. C) große Sonnenscheibe, D) noch im Boden stekende Scheibe, E) teilweise freigelegte Scheibe, F) z. T. abgesprengte Scheibe mit deutlich erkennbaren Spuren der Zerstörung.

Verfasser und hatte die Freude, ihn am 2. Oktober 1929 in Begleitung zweier interessierter Herren aus Quedlinburg auf den Königstein führen zu können.

Als wir auf der großen Terrasse standen, wo wir übrigens in wenigen Minuten eine zum Mitnehmen zu bedeutende Menge vorgeschichtlicher Scherben sammelten (Bronzezeit), fiel Teudt in dem von hier aus imposant wirkenden Felsen besonders der Einschnitt „A“ auf (Abb. 2), den er „die Kimm“ nannte. Meine späteren diesbezüglichen Untersuchungen haben ergeben, daß er tatsächlich der Bispierpunkt des Königsteines ist, der für eine „Ortung“ maßgebend war. —

Es wurde mir klar, daß jene Scheiben wirklich „Sonnenbilder“ vorstellten und daß ich im Königstein eine astronomische Beobachtungsstätte vor mir hatte! Diese Stätte mußte sehr alt und lange benutzt sein, denn beim Freigraben der großen Scheiber hatte sich gezeigt, daß sie schon stark von der Verwitterung angegriffen gewesen waren, als man sie verschüttete.

Über die vorgeschichtliche Astronomie, die von gegnerischer Seite ohne weitere Gegenbeweise als „phantastische Idee“ beiseitegeschoben wird (wie ich noch vor wenigen Wochen erlebte!), brauche ich mich ja hier nicht zu verbreiten. Genug, der Königstein war eine Stätte der astronomischen Beobachtung der Sonne. Als solche hatte sich der hochragende Felsen von merkwürdiger Form, von dem aus man meilenweit den Horizont überwachen konnte, geradezu von selbst empfohlen. Als man dazu überging, die Gegend zu „orten“, machte man die dafür maßgebende „Kimm“ kenntlich durch drei darunter senkrecht angebrachte Sonnenbilder, die, man denke sie sich etwa mit Kalk weiß getüncht, weithin von den Randhöhen des Harzes sichtbar gewesen sein müssen. Nach ihrem Vorbilde entstanden die zahlreichen anderen Scheiben. Ich kann nicht entscheiden, ob ihre Gruppierung und der (oft nicht besonders gut sichtbare) Ort ihrer Anbringung bestimmte Zwecke hatten, oder ob es sich einfach um eine Art „Weihgeschenke“ handelte, die man der Gottheit am heiligen Felsen anbrachte. Ich neige nach dem Befund zur letzteren Ansicht.

Es leuchtet ein, daß eine derartige Stätte den besonderen Zerstörungsdrang der christlichen Befeher auf sich ziehen mußte. Wann das Christentum zuerst in unsere Gegenden gebracht ist, bleibt unklar. Der verstorbene Quedlinburger Oberbürgermeister Dr. Gustav Brecht, ein seiner Zeit weit voraussehender Vorgeschichtsforscher, glaubte schon 1896, bestimmt eine Trische Missionsstation bei Biere (Kreis Halbe a. S.) annehmen zu dürfen¹⁾. Anderseits berichtet die Sage, Bonifatius habe bei Heddingen an der Bode eine Massentaufe vorgenommen²⁾. Da beide Orte nicht weit auseinanderliegen, läßt sich annehmen, daß der Befeher seine Konkurrenz besuchen wollte.

Erstmalig erschien 747 ein fränkisches Heer im Lande. Pipin, der Vater Karls, drang verwüstend bis ins Mansfeldische vor. Auf dem Rückwege hätten ihn die Ostfalen an der Okerfurt bei Ohrum (in der Nähe des bekannten Bahnhofes Borsum) vernichten können, allein infolge eines Waffenstillstandes ließen sie den gefährlichen und undankbaren Gegner aus der Klemme entweichen³⁾. Sein Sohn Karl erschien 775 an eben der Stelle, die seinem Vater fast verhängnisvoll geworden wäre, und wieder betätigten die Ostfalen ihre blinde Gutmütigkeit, indem sie Gesandte schickten, sich kampflos unterwarfen und die Taufe annahmen. Sie scheinen aber bald anders zu denken gelernt haben, denn sie trafen umfassende Vorkehrungen zu einem Aufstande⁴⁾, der auf die Nachricht vom Verdener Blutbade hin zu früh losbrach. Zentrum des Widerstandes scheint der spätere „Königshof“ St. Wiperti vor Quedlinburg gewesen zu sein, und Karl scheint über dessen

Besitzer das bei ihm selbstverständliche Strafgericht abgehalten zu haben⁵⁾. In jenen Jahren scheint auch die Zerstörung des Königsteins vorgenommen zu sein, die ziemlich kostspielig gewesen sein muß und die nur von einer Gewalt veranlaßt sein konnte, der sehr viel an der Sache lag und für die Zeit und Hilfsmittel keine Rolle spielten. Monatelang müssen sich die fanatisierten Zerstörer am Königstein ausgelebt haben. Sie gingen aber unsachgemäß vor, denn auch zum Zerstören gehört Sachkenntnis, so daß doch noch allerlei kenntlich geblieben war. Man hatte die Beobachtungsstation unzugänglich gemacht, die Sonnen abg gesprengt, aber deren waren so viele, daß man des Zerschlagens endlich müde ward und die noch übrigen an ohnehin unauffälliger Stelle nur noch mit einem Erdaufwurf verschüttete, der nachher wieder zusammenfiel und das zu Verbergende teilweise wieder freigab. Schließlich unternahm man mit unzulänglichen Mitteln, den Felsen zu sprengen, jedoch den ungeschickten Reilsehnungen hätte der Königstein jahrelang widerstanden. So zog man ab, aber der Zweck war erreicht. Niemand mehr beobachtete von da oben das Tagesgestirn. Die Stätte vermeintlicher heidnischer Greuel war für 11½ Jahrhunderte in Vergessenheit gebracht.

Um ganz sicher zu gehen, überwies man die heidnische Kultstätte der siegreichen Kirche. Noch heute ist der Königstein Eigentum der Kirche zu Westerhausen! Vielleicht hat man auch eine kirchliche „Entsühnung“ der alten heidnischen Kultstätte vor gehabt. Jene oben erwähnte Rundbogennische am sonst völlig frei gebliebenen NNW-Felsen sieht aus, als sei sie bestimmt gewesen, ein Heiligenbild aufzunehmen. Ihre Form mutet fast romanisch an. Übrigens ist sie nur etwa 6 cm tief geblieben⁶⁾.

Urkundliches ist spärlich, aus älterer Zeit gar nicht vorhanden. Als 1599 die Landesherren von Westerhausen, die Grafen von Regenstein (hochdeutsch Reinstein) ausstarben, zogen die Herzöge von Braunschweig das erledigte Lehen für sich ein. Nach dem 30jährigen Kriege glaubte Kur-Brandenburg Ansprüche auf die Grafschaft Reinstein erheben zu können, die es 1670/71 mit Waffengewalt besetzte. Die Stammburg und fünf Dörfer gingen den Braunschweigern verloren, denen es aber noch geglückt war, die Archive aus dem Hauptort Westerhausen nach Blankenburg a. S. zu retten. Sie befinden sich heute in Wolfenbüttel und sind von hier aus noch wenig benutzt.

Die noch in Westerhausen befindlichen Akten durchforstet Herr Konrektor Weißenborn daselbst. Er hat festgestellt, daß die heutige Namensform „Königstein“ wahrscheinlich erst aus dem 19. Jahrhundert stammt. Die alte Form ist „Restein“, „Gestein“

⁵⁾ Fast alle die Gegend behandelnden Geschichtsschreiber des 16.—18. Jahrhunderts. Es seien genannt: Joh. Winingstädt, Pastor zu St. Blasii in Quedlinburg, um 1540. Handschrift im Archiv zu Quedlinburg, gedruckt in Abels Sammlung von Chroniken, 1732, S. 479. Hinweis darauf bei Joh. Heinr. Frisch, „Chronik von Quedlinburg“, ebenda, 1828, S. 25. — Besonders wichtig: Reckner, „Kirchen- und Reformations-Historie des Kaiserl. Freyen Weltlichen Stiffts Quedlinburg“, Quedlinburg 1710, S. 8. — Caspar Calbör, „Saxonia Inferior...“, Goslar 1714, mehrfach.

⁶⁾ Quedlinburger Kreisblatt vom 11. Oktober 1928, „1100 jähriges Bestehen von Westerhausen“, wo es u. a. heißt:

„Mit den Gütern der vertriebenen Sachsen hat Karl auch die Kirche bedacht, der ja die Christianisierung der Sachsen als Aufgabe oblag. ... Von Corvey aus wurde Seligenstadt (Osterviel) als Hauptort der Missionstätigkeit bestimmt. Vielleicht war aber auch Westerhausen eine Stätte, von der aus Corveyer Mönche wirkten, denn für die Wahl derartiger Missionsmittelpunkte waren für die Kirche nur Beziehungen zu anerkannten heidnischen Kultstätten maßgebend. Bei Westerhausen findet sich nun eine ganz bedeutende vor- und frühgeschichtliche Kultstätte. ... Es ist der Königstein, im Volksmunde nach der Form der Felsklippen „das große Kamel“ genannt. Ob der auf der Nordseite eingehauene Radkreis kultische Bedeutung hat, vermag der Verfasser nicht zu entscheiden. ... Vielleicht läßt sich die Entstehung des Archidiaconats, das Westerhausen seit den ältesten Zeiten besaß, von jener Bedeutung für die Sachsenmission herleiten.“

Gemeint ist die große Scheibe (Photo 2). Die anderen waren damals noch nicht sichtbar. — In dem Aufsatze wird weiter nachgewiesen, daß die heutigen Westerhäuser die Nachkommen der von Karl hier angesiedelten Franken sind. Mit dem Verfasser, Herrn Lehrer S. Goebe in Quedlinburg, habe ich oft über die den Königstein betreffenden Forschungen gesprochen.

¹⁾ Mündliche Mitteilung 1896.

²⁾ F. Günther, Der Harz, Hannover 1888, S. 125.

³⁾ Ebenda, S. 412—414.

⁴⁾ Eigene, noch unveröffentlichte Forschungen.

oder „Genstein“, in ungeschickter Verhochdeutschung „Gegenstein“. Dieser Name stimmt genau überein mit dem der bekannten Felsen bei Ballenstedt a. S., von denen dem „Kleinen Gegenstein“ ebenfalls eine hohe vorgeschichtliche Bedeutung zukommt („Germanien“ I. 4). Aus der Form „Keststein“ ist offenbar das auch vorkommende „Könstein“ gebildet, und aus diesem vermeintlich verstümmelten Worte das heutige „Königstein“. Wie ich höre, hat nach Meinung eines hiesigen Sprachforschers die Silbe „Ge“ einen Bezug auf „sprechen“. Damit würde stimmen, daß der „Kleine Gegenstein“ bei Ballenstedt durch ein hervorragendes Echo ausgezeichnet ist, dessen Ursprung die Sage dem Teufel zuschreibt (einer hier vormals verehrten Gottheit?). Ob der Königstein eine entsprechende Erscheinung aufweist, habe ich noch nicht feststellen können. Bei der überraschenden Ähnlichkeit des Geländes mit dem am Kleinen Gegenstein erscheint es nicht ausgeschlossen.

Jahresanfang im Norden und in den Mittelmeerländern

Von Prof. Dr. J. Kiem, Potsdam

Die Tatsache, daß seit mehreren Jahrtausenden die Völker des Nordens (von denen wir als unseren Ahnen reden dürfen) ihre Jahresrechnung mit den Tagen des niedrigsten Sonnenstandes — in den Tagen des Julfestes — begannen oder noch weiter im Norden mit dem Wiedererscheinen der Sonne, die eine Anzahl von Tagen unter dem Horizont geblieben war, ist von Herman Wirth sowohl im „Aufgang der Menschheit“ als auch in der „Heiligen Urchrift“ durch ein erstaunlich umfassendes Material bewiesen worden. Er beweist dies durch die Darlegung der Bedeutung der Rune, die den kleinsten Sonnenbogen darstellt, durch deren Vorkommen bei den Indianern Nordamerikas, wie bei den Sumerern und anderen Völkern des hier angeschlossenen Kulturkreises. Das sehr umfangreiche Material muß in den angegebenen Büchern selbst studiert werden. Jedenfalls haben die Nordatlantiker, wie die Tuatha-Völker diese Art der Zeitrechnung besaßen und weiter vererbt. Der Grund dieser Art der Rechnung ist zunächst rein praktisch, denn diese Erscheinungen des Sonnenlaufes ließen sich im hohen Norden leicht feststellen. Dazu kamen dann die religiöse und die mythologische Auffassung dieses Naturvorganges, die ihm einen Vorrang vor den andern Erscheinungen im Sonnenjahr gaben.

Im „Aufgang“ faßt Wirth diese Gedanken in folgendem Satze zusammen (S. 239): „Denn da, wo Gott-Vater, der ‚Urahne‘, der Ur-Anfängliche der Schöpfung war, der die Welt aus den Wässern der Finsternis schuf, da befindet sich jedes Jahr der ‚Herr‘, der Vater der Menschen, der Gottessohn wieder, am Anfang des Jahres, in der Wassertiefe, in der ‚Höhle‘, da wo das neue Leben entsteht. Das ist ein allgemein atlantisch wie arktisch-nordisches, kosmisches Glaubensbekenntnis.“

Sehen wir nun zu, wie weit sich diese Rechnungsweise bis in historische Zeiten erhalten hat, so finden wir im alten Isländischen Kalender noch den Wintersanfang, die Tage der Sonnenwende. Ebenso in dem damit eng verwandten alten Norwegischen Kalender. Dagegen ist es merkwürdig, daß der Keltische Kalender von Coligny den Jahresanfang auf den Sommer legt. Von Schweden ist es bekannt, daß das Julfest noch heute eins der wichtigsten Feste des Jahres ist, wenn es auch gegenüber dem Mittsommernachtsfest an Bedeutung eingebüßt hat.

Von der Jahresrechnung der alten Germanen in der vorchristlichen Zeit zeigt Ginzler in seinem großen „Handbuch der Chronologie“, daß hier der Anfang des Jahres mit der

Wiedergeburt des Sonnengottes zusammenfiel, also mit dem Julfest. Erst später legte die christliche Kirche das Weihnachtsfest mit dem Julfest zusammen. Hier ist darauf hinzuweisen, daß Bilsinger — Unters. über die Zeitrechnung d. alten Germanen, I. das altnordische Jahr. Stuttgart 1899 — den Nachweis erbringt, daß Weihnachten aus dem Süden stammt, es ist zunächst das Fest der Unbesiegtten Sonne, ist also astrologischen Ursprunges, und entstammt orientalischen Gedankengängen. Der 24. Dezember war aber der Geburtstag der Sonne. Diese Zusammenschmelzung fällt in die Zeit der Karolinger. Nach Beda begannen die Angelsachsen ihr Jahr mit dem 25. Dezember, der Mutternacht. Bis zum Ende des Mittelalters können wir den sogenannten Weihnachtsstil verfolgen, das heißt, die Gewohnheit, das Jahr mit dem Weihnachtsfeste zu beginnen.

Sehen wir nun zu, wohin die Mittelmeervölker ihren Jahresanfang gelegt haben, so ist auch da keine Einheitlichkeit mehr zu finden. Hier in den südlicheren Breiten fiel die leichte Beobachtbarkeit der Winter Sonnenwende fort, das Klima ist erheblich ausgeglichener, so daß das Wiederaufsteigen der Sonne keinen so großen und auffälligen Eindruck mehr macht. Hier kamen die Beobachtungen in der Natur, vor allem in Saat und Ernte zu ihrem Recht. So finden wir in Babylon und Assur den Jahresanfang um die Frühlingstag- und nachtgleiche liegen.

In Ägypten begann man das Jahr mit dem Frühaufgang des Sirius, des Sothissternes. Dies war um —1300 am 20. Juli der Fall. Da nun aber das praktische Jahr der ägyptischen, aderbautreibenden Bevölkerung aufs engste mit dem Steigen des Niles zusammenhängt und da dieses Steigen um die Zeit der Sonnenwende eintritt und da ferner in der alten Zeit, um —3500, die Sommer Sonnenwende auch auf den 20. Juli fiel, wo man diese Art der Zeitrechnung einführt, so ist diese Art der Datierung beibehalten worden. Denn dies Datum der Sonnenwende ändert sich sehr langsam, und darum ist man in Ägypten dabei geblieben, das Jahr mit dem Frühaufgang des Sirius zu beginnen, also eine Rechnungsweise, die rein örtlichen Zuständen entsprungen ist, und die darum für das Land die natürlich gegebene war.

Im alten Persien war keine Einheitlichkeit, denn wenn auch der Frühlingsmonat als der erste des Jahres gerechnet wurde, so setzen doch einige Sekten der Religion des Zoroaster dafür die Sommer Sonnenwende.

Im alten Jüdischen Kalender treten nach Ginzler sowohl kananäisch-phönizische, wie assyrisch-babylonische Mondjahrrechnungen auf. Es ist zweifelhaft, ob das altjüdische Jahr im Frühjahr oder im Herbst begann. Nach Ginzler lassen sich für beides gewichtige Gründe anführen. Er hält das Herbstjahr für das ältere, erst unter babylonischem Einfluß sei der Jahresanfang auf die Frühlingstag- und nachtgleiche gelegt worden. In der Festgesetzgebung des Priesterkodex ist dies durchgeführt, das aderbautreibende Volk aber behielt die Herbstrechnung bei. Sagen doch die jüdischen Feste fast alle mit Saat und Ernte zusammen.

Für Griechenland lag der Jahresanfang wahrscheinlich am Wintersanfang, dem kosmischen Untergang der Plejaden, was für die Zeit des Hesiod, also —800, in Athen etwa der 3. November war. Ginzler hält diese Berechnung für zweifelhaft, da hinreichend sichere Quellen fehlen. Im 5. Jahrhundert fing jedenfalls in Athen das Jahr mit dem Sommermonat an, während Sparta mit dem Herbst das Neujahr feierte.

In Rom war in der alten Zeit unter den Königen der Jahresanfang auch der Beginn des Winters. Es war ein Jahr von 10 Monaten, daher der letzte Monat richtig der Dezember war. Erst sehr viel später schob man dahinter den Januar und den Februar ein. Neben diesem bürgerlichen Jahr gab es dann ein amtliches, indem —221 der Tag des Amtsantrittes der Konsuln auf den 15. März gesetzt wurde, und im Jahre —152 begann das amtliche Jahr am 1. Januar. Erst Cäsar ließ dann das amtliche und das bürgerliche Jahr zusammenfallen, verfügte aber, daß der Anschluß an den Lauf der

Sonne dadurch zu sichern sei, daß die Frühlings- und nachtgliche auf den 24. März fallen solle. Hier in Rom haben wir also in späterer Zeit die Kalenderrechnung als eine Angelegenheit der Staatsverwaltung.

Gehen wir nun noch kurz auf den äußersten Ausläufer der arischen Völker, die Indier, ein, so finden wir hier, daß ursprünglich das Jahr aus 3, später aus 5, dann aus 6 Jahreszeiten bestand, aber immer ist die Jahreszeit des Frühlings die erste in der Zählung. Später wird geradezu mit der Frühlings- und nachtgliche gerechnet.

Diese Zusammenstellung zeigt also, was ja auch ganz natürlich ist, daß die selbständige Jahresrechnung eines Volkes von den Jahreszeiten, also von Saat und Ernte, oder von klimatologischen Einflüssen abhängig ist, daß erst sehr spät die Staatsgewalt ordnend eingreift und Fehler verbessert. Der Gegenwart aber, die sich des Gregorianischen Kalenders erfreut, scheint das Wissen gänzlich abhanden gekommen zu sein, daß Kalender und Sonnenlauf zusammen hängen, daß also der Kalender eine Angelegenheit der astronomischen Chronologie ist, sonst würden wir nicht so unsinnige Vorschläge zur sogenannten Reform des Kalenders erhalten haben und würden nicht Handelskammern und ähnliche Einrichtungen als Sachverständige sich berufen fühlen sehen müssen.

Wünschelrute und Vorgeschichtsforschung

Von Forstmeister i. R. A. von Düring, Horneburg (N.-E.)

Die Wünschelrute, so umstritten ihr Gebrauch auch sein mag, ist seitens einer wissenschaftlichen Vorgeschichtsforschung schon wiederholt benutzt worden¹⁾. Im Folgenden will ich auf das eigenartige Verhalten der Wünschelrute auf stein- und bronzezeitliche Grabstätten hinweisen, worüber ich in jüngster Zeit sehr eingehende Untersuchungen gemacht habe.

Ich wurde hierzu durch einen Aufsatz von W. Teudt („Germanien“ 1932, Heft 4) angeregt, in dem u. a. berichtet wurde, daß die Rute an vier Stellen, die den Raum eines steinzeitlichen Grabes umschließen, einen kräftigen Ausschlag gezeigt habe. Die hiesige Gegend ist reich an vorgeschichtlichen Grabstätten, meine Versuche habe ich hauptsächlich auf dem Gute Daudied bei Horneburg gemacht, wo sich einige fünfzig stein- und bronzezeitliche, größere und kleinere Hügelgräber und Hünenbetten befinden. Sie werden sorgsam von dem Besitzer des Gutes, Herrn Major a. D. von Holleuffer, behütet, der mich bei meinen Untersuchungen in sehr tatkräftiger Weise unterstützte. Vorausgeschickt muß ich, daß ich als Rutengänger bisher nur bei Feststellung unterirdischer Wasseradern tätig gewesen bin.

Bei Beginn meiner Untersuchungen fiel mir sofort auf, daß der Ausschlag der Rute bei vorgeschichtlichen Gräbern wesentlich anders als bei Wasser war. Die Rute zeigte in der Nähe einer Grabstätte eine auffallende Unruhe, schlug dann plötzlich in stark zwingender Weise auf einen bestimmten Punkt nieder und kam nach Überschreiten desselben sofort wieder zurück, während sie bei Wasser von weither sich langsam neigt und auch langsam wieder hochkommt. Die Rute zeigte stets das gleiche Verhalten sowohl bei unberührten oder bereits geöffneten Grabstätten, wie auch bei solchen, die schon völlig beseitigt und nur durch eine flache Erhebung im Felde noch als ehemalige Grabhügel kenntlich waren. Nach längeren Bemühungen führten die Untersuchungen zu dem Ergebnis: Bei allen Grabstätten, die nachgewiesenermaßen oder mutmaßlich Steinkammern enthalten (also vorwiegend der Steinzeit angehören), findet der Rutenausschlag an 4 Punkten statt, innerhalb deren, wie es bei einem im Herbst 1931 freigelegten Dolmengrabe der jüngeren Steinzeit bewiesen

¹⁾ So etwa von dem Archäologen und Halberstädter Museumsdirektor Hemprich („Germanien“, Folge 3 S. 93). Selbstredend sind wir von der Strittigkeit des Problems überzeugt, möchten aber dennoch die durchaus sachlichen Ausführungen des Verfassers unseren Lesern nicht vorenthalten. Schriftleitung.

ist, das Steingrab liegt, während auf den einwandfrei bronzezeitlichen Hügeln die Rute nur an einem Punkte schlägt, der sich ungefähr in der Mitte des jetzigen Hügelumfanges befindet. Die bei den steinzeitlichen Gräbern festgestellten 4 Punkte zeigen meist ein nicht ganz regelmäßiges Viereck von 4–8 m Seitenlänge, nur bei einem sehr großen Steingrabe in Daudied sind die Punkte 9–10 m voneinander entfernt; bei den bekannten großen Hünenbetten bei Grundoldendorf liegen die Rutenausschläge noch weiter voneinander.

Bei diesen Feststellungen hatte ich ein scherzhaftes Erlebnis, das ich nicht unerwähnt lassen will. Bei der ersten Untersuchung des oben schon erwähnten Dolmengraves zeigte die Rute während der Begehung des großen Decksteines keinen Ausschlag. Als ich die Untersuchung einige Tage später wiederholte, schlug die Rute stark aus, ebenso auch, als ich rings an der Steinsetzung des Grabes entlangging. Verwundert sah ich in das Innere des großen Grabes und entdeckte dort meine kleine Tefelhündin, die sich an einem wahrscheinlich vom Fuchse eingeschleppten Hasengerippe gütlich tat. Ein Versuch außerhalb des Grabes zeigte, daß in diesem Falle die Hündin tatsächlich die Ursache des Rutenauschlages war.

Es ist begreiflich, daß das auffallende Ergebnis meiner Untersuchungen zu lebhaften Erörterungen mit Herrn Major v. Holleuffer und auch dem hinzugezogenen Kulturpfleger des Kreises Stade, Herrn Lehrer Cassau, Anlaß gegeben hat. Daß ein natürlich vorkommender Gegenstand den Reiz auf die Rute äußert, ist bei der Regelmäßigkeit der Ausschläge und ihrer Lage zu den Grabstätten als ausgeschlossen zu betrachten. Wenn dieses der Fall wäre, so müßte dieser Gegenstand auch an anderen Stellen der hiesigen Feldmarken vorkommen. Es sind von mir aber weite Strecken mit der Rute begangen, ohne daß sie einen anderen Ausschlag als auf Wasser zeigte.

Um über die Ursache des Rutenauschlages Klarheit zu bekommen, entschlossen wir uns, zu einer Grabung an 2 durch die Rute bezeichneten Punkten. Sie fand am 17.–20. Mai 1932 unter Beihilfe einiger Schüler der Gymnasien zu Buxtehude und Stade statt, die ihre Kräfte schon bei früheren Gelegenheiten zu Grabungen auf dem Gutsgelände in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt hatten. Zugegen waren außer den schon genannten Herren an den einzelnen Tagen die Kulturpfleger der Kreise Stade, Bremervörde, Rehdingen, ferner Herr Dr. Woldstedt vom geologischen Institut in Hamburg und einige andere geladene Herren. An beiden Punkten wurde bis zu einer Tiefe von 3.10 m gegraben. Gefunden wurden an beiden Stellen in Tiefen von 2.75–3.00 m zahlreiche einzeln liegende Feuersteine und an dem einen Punkte eine fingerstarke, in Windungen verlaufende und rosagefärbte Sandader, die sich von dem umgebenden gelben Sande deutlich abhob. Beide verursachten, an die Erdoberfläche gebracht, den gleichen, stark zwingenden Rutenausschlag wie vorher an ihren Fundstellen und bewahrten ihre Reizwirkung auf die Rute bis heute, ein halbes Jahr nach der Grabung. Worin dieser Reiz besteht, ist vorläufig noch ungeklärt. Feuersteine, die in geringer Entfernung von dem durch die Rute bezeichneten Punkt bei der Grabung gefunden wurden, verursachten nur einen ganz schwachen Rutenausschlag, der bei Auffindung in einer Entfernung von etwa 0.80 m ganz fortfiel. Ebenso übten andere zutage geförderte Steine wie Granit, Sandstein, Quarzit keinen Reiz auf die Rute. Bei einer Tiefe von 3.10 m hörte der Rutenausschlag auf. Die herausgeschafften Feuersteine und die Sandader waren demnach die alleinige Ursache des Rutenauschlages gewesen.

Die Grabung hat hiernach eine wirkliche Klärung der Ursache der Rutenausschläge nicht herbeigeführt. Wenn ich trotzdem der Öffentlichkeit von meinen hiesigen Untersuchungen Kenntnis gebe, so geschieht dieses, um weitere Kreise auf die eigenartigen Rutenausschläge bei vorzeitlichen Grabstätten aufmerksam zu machen und zu Versuchen in anderen Gegenden anzuregen. Vielleicht gelingt es dadurch, ihre Ursache einwandfrei aufzuklären und damit auch der Rute eine, wenn auch nur bescheidene, Rolle bei der Vorgeschichtsforschung zuzuweisen.

Rufer im Streit

Herman Wirth und das Evangelium. Es ist dankenswert, daß in hauptstädtischen Zeitungen Berichte über die Vorträge in der Herman-Wirth-Gesellschaft und kurze Urteile großer Gelehrter unserer Zeit über Wirths Darlegungen gebracht werden, daß z. B. ein Gelehrter von der Bedeutung Professor G. Kedeß nach allerlei Ablehnungen zum Schluß seines Vortrages sagen konnte: es trügen die Wirthschen Gedanken doch etwas von kopernikanischer Größe und Bedeutung in sich, oder der Kunstgelehrte Professor Strzygowski aussprechen konnte: nicht nur die griechische Baukunst und Bildnerei, nicht nur Gottit und Romanit, sondern auch iranische, indische, chinesische und japanische Stile hätten einen durch die Jahrtausende reichenden deutlich nachweisbaren nordwest-europäischen Ursprung. Auch Georg Foerster stellt sich nicht unfreundlich, meint jedoch den Zweifel aussprechen zu müssen, ob Wirth den Christus richtig gewertet habe und ihn nicht um seines nordischen Urglaubens willen beiseite schieben wolle. Daraufhin könnten dann die Theologen geneigt werden, Wirth zu übergehen. Und das wäre m. E. für die christliche Kirche und besonders für unser Volk in seiner schweren religiösen Lage von größtem Schaden.

Zwar ist Wirths Werk über die Urreligion noch nicht erschienen, ebenso ist die „Heilige Urschrift der Menschheit“ noch nicht vollständig herausgekommen, aber einiges läßt sich aus seinen bisherigen Werken doch schon herbeibringen, um Foerstlers Befürchtungen zu beseitigen.

Einmal muß es doch einen Anfang der Religion gegeben haben, muß sie erweckt oder erwacht sein, und von diesem Urereignis aus muß es einen Zusammenhang aller Religionen untereinander geben. Nun gewinnt man einen Einblick in diese Fragen durch Herman Wirth, der die dem deutschen Volke wertvolle Erkenntnis verbreitet, daß insbesondere unsere Vorfahren die Träger der Urreligion nach Gottes Fügung gewesen seien.

Von Professor A. Jeremias in Leipzig wird allerdings angenommen, daß die Sumerer die Urreligion besessen hätten, und zwar seien sie reine Asiaten gewesen. Also: ex oriente lux. Mögen die Sumerer auch

asiatisch gemischt gewesen sein, vor ihnen aber hat dort in Ur in Chaldäa ein reineres Volk gewohnt mit sehr hoher Kultur, wie man jetzt bei den Ausgrabungen festgestellt hat. Und das sind nach Herman Wirth irgendwie nordisch geartete gewesen, die vor vielen tausend Jahren durch das Mittelmeer oder um Afrika herum dorthin gewandert sind und ihre altnordische Religion dorthin getragen haben.

Wirth beweist das Schritt für Schritt durch das Auffinden der altnordischen Kultsymbole. Abraham war auch aus Ur und trug die alte religiöse Erbmasse in sich, wenn auch schon durch Mischung der Eingewanderten mit Asiaten allerlei Abstand von der Urreligion der Nordischen gekommen war und hernach sich im Alten Testament hier und da breitmachte, während die Hauptzüge bei den großen Propheten Israels rein behalten wurden.

Im Lauf der Zeit entwickelten sich die Abwege weiter, und als Christus kam, sah es allerdings mit der jüdischen Religion bei den Führern dieses Volkes schlimm aus.

Es mußte eine Reformation kommen, und und sie kam durch Christus, nicht aber in Rückbildung zur Urreligion, sondern in Vorwärtsbildung zur Vollenbung.

Herman Wirth sagt: „Die Gotteserkenntnis der artisch atlantischen Ur rasse beruht auf der Weltanschauung im ursprünglichsten Sinn des Wortes. Es ist ein Gott-Erkennen und Gott-Erleben in Zeit und Raum. Diese Offenbarung Gottes ist auch in dem Jahr enthalten als Inbegriff des kosmischen Umlaufs der Weltenordnung, des Weltgesetzes. Hiermit verbindet sich **organisch** das innere Erleben des Unnahbaren.“ (Brief.)

Dies innere Erleben, das andere Menschen ja gewiß als etwas für sie Unglaubliches ansprechen können, und das Schauen des Sonnenwanderns zum Sterben im Winter und zum Auferstehen, wenn nach dem völlig sonnenlosen Winter der Arktis die Sonne wieder über dem Horizont aufsteigt und neues Leben bringt, wird nun aber durchaus und endgültig übersteigert durch das Kommen des erwarteten Gottesboten, Christus. Denn durch ihn tritt eine Offenbarung Gottes mitten unter die Menschen, die nun zum ersten Male völlig glaubwürdig durch ihre göttliche Geistesäußerung

im Leben, Sterben und Auferstehen des Christus der Menschheit die Liebe Gottes verkündet und durch ein überwältigend göttliches Menschenleben den sicheren Weg weist, wohin Gott die Wesensart des Menschen neu schaffen will.

Das ist nicht ein Zurückreformieren, sondern ein Führen zur höchsten Höhe.

Wie die Mythen der großen geistigen orientalischen Religionen nach Professor Jeremias als Vorpropheten zu den jüdischen großen Propheten angesehen werden sollen, so ist doch wohl nach Wirth die Urreligion der Nordischen als die Urprophetie einzusehen und nicht als das Vollendete, zu dem wir jetzt zurückkehren müßten. Wirth nennt den deutschen Luther den Reformator des inzwischen verderbten Christentums und hofft, daß in der nun anbrechenden Zeit ein völliger Rückgang zu Christus gefunden wird, noch vollkommener als durch die Reformation Luthers.

So dürfen wir m. E. Wirth verstehen. Er sagt in seinem neuen Werke: „Die heilige Urschrift der Menschheit“, S. 118:

„Dieses Zeichen des Jahr-Gottes (der Krummstab) der Jahrespaltung, als Zeichen des neuen Lebens und der Wiedergeburt blieb das Heiltszeichen des römisch-christlichen Priesters, des Bischofs, der als Diener Gottes die Reformation des Galiläers ... zu hüten und zu verkünden hatte, die längst nicht mehr verstandene Heiltsbotschaft des Nordlandes: daß Gott die Welt also geliebt, daß er seinen einzigen Sohn gegeben, damit alle, die an ihn glauben, nicht verlorengehen, sondern das ewige Leben nach Leib und Seele, die Wiedergeburt in der heiligen Kette der Sippe, des Geschlechtes, haben werden, jenes Leben, das vom Lichte, vom ‚Jahre‘ Gottes ist.“ (Nach Wirth ist „das Jahr“ der Ausdruck für den Offenbarer Gottes.)

Wenn man zunächst vielleicht auch nur aus den bisherigen Schriften Wirths feststellen kann, daß in der nordischen Urreligion eine Urprophetie auf Christus vorhanden ist, so ist doch zugleich zu bedenken, daß eine Prophetie nicht bloß aussagt, es komme etwas heran in der Zukunft, sondern es liegt zugleich in ihrer Art, daß sie doch wenigstens in großen Zügen, in den Hauptzügen andeutet, was kommen wird. Es ließe sich da hinweisen auf den Glauben der Nordischen an Einen geistigen Gott der Liebe, der ihr Freund ist, an die Selbstoffenbarung Gottes im Umlauf der Sonne, seines Geschöpfes, gleichsam seines Sohnes in Sterben und Auferstehen und die Darstellung des Recht Kreuzes als Weisung zu einem rechtgerichteten Leben des Menschen.

Das noch sicherer darzustellen, ist vor derhand noch nicht möglich ohne die Klärung der nordischen Urreligion durch Herman Wirth und des vollen Erscheinens seiner „Heiligen Urschrift der Menschheit“, aber mit Gewißheit kann gesagt werden, daß die Verbindungslinie zwischen nordischer Urreligion und Evangelium sichtbar wird.

Nun erkennen wir deutschen Christen in dieser Zeit erbittertster religiöser Kämpfe, daß Gottes wunderbare Güte schon in den Seelen unserer nordischen Vorfahren, lange bevor es noch einen Abraham oder Mooses gab, das heilige Ahnen des Kommens seines einzigen Sohnes hat aufleuchten lassen. Darum haben auch grade die nordischen Völker ihn am tiefsten verstanden, als er zu ihnen kam. Schulz, Pastor i. R., Bevensen.

Die Symbolik des Rindgrabes. In seinem Aufsatz über das Rindfendmal (im Mannus 7, 1915, S. 61 ff.) hat Just Bing zu zeigen versucht, daß wir in den beiden Pferdapaaren (Rind Nr. 3) die göttlichen Zwillinge — germ. Alfi, griech. Dioskuren, altind. Ashwins — zu sehen haben, die schon urindogermanisch mit dem Roß, daneben dem Schwan, verbunden waren, entweder als Reiter, Wagenfahrer oder selbst als zwei Pferde erschienen. Zur vielmehrstellten Platte Nr. 8, auf der oben links zwei Gestalten in einem Ring (Andeutung einer Höhle? S.) mit einem Bügel über einem Pfahl stehen und daneben rechts zwei Lurenbläser, meint Bing, daß es sich um zwei Jünglinge handele, die unter dem Klang der Luren das hochheilige „neue Feuer“ drehen. In den beiden Gestalten müßten wir dann, wie auch Bing annimmt, Abbilder der „Dioskuren“ sehen, da es als urindogermanische Sitte zu gelten hat, daß Zwillinge das Zulfest, das Mitwinter-Notfeuer, durch Holzreiben erzeugten, wie die Dioskuren (Ashwins usw.) die im Weltenmeer erloschene Sonne, das heilige Himmelsfeuer, mit ihrem Holzfeuerzeug neu entfachten. Ohne Bings Deutung des Rindfendmals zu kennen, habe ich in meiner Arbeit über „Janus“ (vgl. Heft 1, 1933, S. 28) aus Volksbräuchen erschließen zu können geglaubt, daß bei der Neuerzeugung des Zulfest-Neujahrfeuers durch die Zwillinge Hörner — bei den Germanen Luren — geblasen wurden. Wenn Bings Deutung das richtige trifft — und die Bedenken von Clemen (in Urgeschichtl. Religion, Bonn 1932, S. 110) sind jedenfalls ganz unbedeutend —, so stehen also diese Bräuche des alten Zulfestes auf dem bronzeitlichen Rindgrab (aus der Mitte des 2. Jahrtaus. vor) eingeschrieben. Dr. D. H.

Aus der Landschaft

Kultstätte in der Vorderrhön. Am Osthang des Dietrichsberges¹⁾ findet sich in guten Karten ein Hof eingezeichnet mit „Rg.“. Es ist der Hof Kohlgraben, von 1782 bis 1920 im Besitze der Familie von Wurmb, und somit auch in dem meiner Großmutter. — Schon in meiner Jugendzeit schien um den Dietrichsberg ein Ehrfürcht gebietendes Geheimnis gewoben, das wir ahnend empfanden, wenn wir schweigend über seine Gipfel schritten. Der Touristenwelt war unser Berg verborgen geblieben. Unbeachtet und darum unberührt, war dieser Zeuge fernster Vergangenheit bis in unsere Gegenwart hinein unverfehrt erhalten. Doch weil er unbekannt geblieben, darum war auch die Bedeutung dieses Berges nicht erkannt worden, und so fiel diese Stätte dem Materialismus unserer Zeit zum Opfer, ohne daß sie des Schutzes teilhaftig wurde, der ihr gebührte. Um sie nicht völlig der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, sei hier auf ihre Bedeutung hingewiesen. —

Am Osthang des Berges steigen wir hinan und erreichen die breite Trift, die dem Walde vorgelagert, diesen wie ein leuchtend

grünes Band umschließt und eine herrliche Fernsicht bietet. Die Wellenlinie des Thürringer Waldes, vom Inselsberg hoch in den Himmel gehoben, grüßt herüber. Zu unseren Füßen liegt ein liebliches Wiesental, jenseits von der dunklen Linie des Schornwaldes abgeschlossen, eine Horizontale, die das Tal in ganzer Länge begleitet. Diese Trift, auf der wir stehen, ist heute noch Gemeindegut, wie sie es seit Vorzeiten war, und sie ist vom Walde durch Wall und Graben abgegrenzt.

Im Walde ist nach wenigen Schritten der erste Ringwall zu erkennen, und im Aufstieg begegnen wir immer wieder den Resten der Umwallung. Wir kommen am Dietrichsborn vorbei. Sein Wasser gilt als gesund und heilkräftig; noch in meiner Jugendzeit war der Glaube daran allgemein, und Frauen, denen der Segen der Mutterschaft versagt war, holten sich manchen Krug Wasser aus dem Born, vertrauend, daß er ihre Wünsche zu erfüllen vermöge. Nach steilem Anstieg stehen wir an der Quelle. Ein Oval, in Stein gefaßt, ein Umgang, eine Bank, beides sorgsam geschichtet.

Noch wenige hundert Schritte, und die Region der großen Basaltfelder ist erreicht. Durch die Stämme flimmert es silbrig hell, der Blick weitet sich, haushoch wölbt sich das „Steinerne Meer“ empor, glitzert im Sonnenglanz. Kein Baum, kein Strauch konnte Wurzel fassen in seiner Tiefe, unberührt wie am ersten Tage steht dieses Wunder der Natur vor den Augen der Spätgeborenen. — Um die letzte Höhe zu erreichen, muß der Zugang gesucht werden, und es gibt nur einen, der zur geweihten Stätte hinaufführt. Der südliche Abstieg, „Das Gaisköpfchen“, muß umschritten werden. Ein Fußpfad führt auf eine schmale Spitze, wo einst ein trigonometrischer Punkt festgelegt war. Ein guter Lugauss, den Feind zu erspähen, wenn er aus Südost, von der Werra her, den Paß am Baierberg überschritt um in das Schfetal¹⁾ einzufallen. Hier an der Schmalseite des Berges ist der Abstieg am höchsten, die Schüttung je höher, um so schmäler.

Wir wenden uns nach Norden und neh-

¹⁾ Die Schfse — der Bach; Schfen — das Dorf; der Schfenberg.

men den Pfad wieder auf, der uns tiefer in den Wald hineinführt und sich in einem Lannendicht verliert. Wir biegen die Zweige zur Seite und finden uns vor Stufen, zehn mögen es sein, die in ihrer Anordnung überraschend wirken in dieser Waldeinsamkeit. — Der Wald tut sich auf, und wir stehen auf der Plattform¹⁾, die das „Steinerne Meer“ überragt, die den gewaltigen Sturz in einen schmalen Reifen faßt, einer Krone vergleichbar. Wir schauen auf die flache Tenne, auf der wir stehen, die, merkwürdig geschickt angelegt, den Blick möglichst ungehindert in die Weite schweifen läßt. Wer schaffte mühsam den Lehm hier herauf, der nur tief unten zu finden ist? Wer fügte die Fassung über den wilden Felssturz mit so feinem Naturempfinden, und ebensoviel Geschick, daß das Gebild von Menschenhand aus der Natur heraus zu wachsen scheint? Wir fragen nach dem Sinn dieser Anlage. Doch der Stein bleibt stumm. Inmitten dieser Tenne, die gut für zehn Menschen Raum gibt, liegen, recht ungeschickt, vielleicht auch vergessen, eine Anzahl Steine wirr umher, unverständlich und töricht in dieser wohlgefügten Ordnung.

Wir wenden uns zur Fulderkuppe. Im Süden grüßen die Gipfel der hohen Rhön herüber, die Milseburg und, uns näher gerückt, das Regelspiel. Auch diese kleinere Kuppe ist von einer Krönung umfaßt, die Tenne aus Lehm befindet sich auch hier, und die „Stolpersteine“ liegen auch hier in der Mitte. Seltsame Gleichheit! — So war es einst, und wie ist es heute?

Als ich die Stätte vor einiger Zeit wieder aufsuchte, kam ich zu spät, unser Berg war verschandelt! Das Steinerne Meer war ein Steinbruch geworden. Maschinen ratterten dort oben, wo einst heiliges Schweigen war, sie fraßen gierig die silberglänzenden Säulen und Blöcke. Als Pflastersteine gingen sie in alle Welt hinaus. — Zaudernd suchte ich den Fled, wo einst die Völkershäuser Kuppe war. Verschwunden! ein Trümmerhaufen — Pflastersteine werden hoch bezahlt!!! Freyas liebliche Quelle spiegelt kein Gottesauge mehr. Sie ist mit einem Zementbedel verschlossen, das Wä-

¹⁾ Die Völkershäuser Kuppe genannt wegen des am Fuße liegenden Dorfes.

serlein rinnt in dunklen Röhren stumm ins fremde Tal! Fürwahr, eine entgötterte Natur! Wehe dem Volke, über das Geschlechter Macht gewinnen, die keine Ehrfurcht, keine Heimatliebe kennen!

Jene, die einst die Wälle und Male geschaffen, gelten als Barbaren. Und wenn wir diesen Berg jetzt sehen, wo alles Heilige zerstört achlos mit Füßen getreten wird im wahren Sinne des Wortes, wer ist dann der Barbar? Der ohne Ehrgefühl, ohne Liebe zur Heimat und ohne Würdigung ihrer Schönheit — die Zeugen einstiger Vergangenheit vernichtet?! Schützend möchten wir die Hände breiten über das Wenige, das heute noch besteht! Möchte bald der „Spaten“ den Weg hierher finden, der die Steine der Mitte aus ihrer Versunkenheit hervorhebt, daß sie in ursprünglicher Anordnung wieder dastehen im Lichte der Sonne der sie einst dienten!

E. M. von Hammer

Zur Deutung der Rosttrappe. Zu dem Aufsatz „Die Bodensee in neuer Deutung“, „Germanien“ 4. F., Heft 1 S. 29/30, dem ich inhaltlich nur zustimmen kann, sei folgende Beobachtung vom 9. 6. 32 nachgetragen, die eine weitere Bestätigung der von Eduard Miesleben, Nienburg, vorgeschlagenen Deutung sein dürfte: Neben dem sechssackigen Radzeichen findet sich eine runische Einritzung in stark verwittertem Zustande. Trotzdem läßt sich unschwer erkennen, daß es sich um die „Man-Rune“ (madr) der kurzen, bzw. die R-Rune der langen germanischen Reihe handelt, die nach Herman Wirth als „der seine Arme hebende Gottessohn“ gedeutet worden ist, als Sinnbild der steigenden Sonne. Die angewandte Form ist die rechteckige, sonst auch mit Donnerbesen bezeichnete. (S. Wirth, „Was heißt Deutsch?“, Taf. I, untere Reihe rechts.) Der untere senkrechte Tragstrich scheint weggewittert zu sein. Die Außenarme haben Fortsetzungen in kleinen Schrägstrichen. Die Nachbarschaft des Radzeichens sowie die von Miesleben wahrscheinlich gemachte Orientierung gegen Nordost sprechen für eine sommerjonnwendliche Bezogenheit des dreifachen Zeichenkomplexes.

A. Meier-Böke, Hohenhausen.



„Ich denke, ein gewisses Heidentum hätte nie zerstört werden sollen, und jeder Mensch, der es mit seinem Geschlechte gut meint, sollte dahin arbeiten, es wieder lebendig zu machen. Unter diesem Heidentum verstehe ich die göttliche Gesamtheit des Menschen und der Welt.“

E. M. Arndt, Briefe an Freunde, 1810.

Die Bücherwaage

Bergmann, Ernst, *Die Deutsche Nationallirche*. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau 1933. 394 Seiten. Geheftet 6 M., geb. 8 M.

Die Frage, um wieviel Jahrzehnte bzw. Jahrhunderte dieses Buch zu früh geschrieben wurde, stellt der Verfasser gegen Ende seiner Niederschrift selbst. Offenbar geschah dies in einer besinnlichen Atempause seiner pausenlos hinreißend und dramatisch geschnittenen Gestaltung, in einem Augenblick, da dem Verfasser klar zu werden begann, hinfür mit gleichglühender Hingabe verehrt wie gehakt zu werden. Ein Buch, dessen Inhalt derart grenzgerichtete Leidenschaften zweifelsohne aufladern läßt, hat schon entscheidend Wesentliches auszusagen.

Könnte eine verständige Kritik im jüngsten Schrifttum des Leipziger Kulturphilosophen die Neubelebung deutscher Mystik unterstreichen und die herbe Feierlichkeit einer feinfühlig tastenden Seele bewundern, so steht man jetzt einem mehr die nackte Wirklichkeit entlarvenden Werke gegenüber. Sein geschichtlich wertender Inhalt klagt an, zerschmettert, rechnet ab, und sein zukunfts-schauender Fernblick wirbt mit erschauerndem Befennumt um die deutsche Seele. Dieser den Weg in ihre ureigene Heimat durch Hervorkehrung ihrer bodenständigen Wurzelhaftigkeit wieder frei zu machen, hält zwar riesenschwer, bedeutet dem Verfasser aber die endliche Verwirklichung einer vollkommenen Geschlossenheit, deren Bestand in einem deutsch- und nicht fremdbetonten Götterleben gewährleistet erscheint. Was praktisch auf eine durchgreifende Neugestaltung des ganzen religiösen Bekenntnis- und mehr oder minder machtpolitischen Kirchenwesens hinausläuft und des weiteren die Beseitigung einer verderblich wirkenden Konfessionspaltung durch Schaffung einer nationalen abgegrenzten Erbauungsstätte erfordert.

Es will somit verständlich erscheinen, daß sich der Verfasser zunächst mit dem Protestantismus, dem Katholizismus und dem Wesen des Christentums schlechtthin auseinandersetzt. Das haben zwar schon viele versucht und versuchen es immer wieder, doch wuchs ihr Werk zumeist nicht über irgendwie platte Verneinung hinaus und ver-

mochte noch viel weniger zum ähnlich aufwühlendem und schließlich tatbereitem Nachdenken anzuregen. Bei Bergmann ist letzteres sonderlich der Fall, denn Darstellung und Forderung sind Niederschlag eines wahrhaft strebend sich bemühen Geistes.

Wer nicht vollkommen abgestumpft oder durch spitzfindige Dialektik verballhornt ist, dem dürfte just ein Licht aufgehen, daß und warum ein Deutschapostel zu uns redet, der möglicherweise eine zweite Feuerprobe wie damals auf dem Reichstag zu Worms bestehen könnte. Es wäre schon bedauerlich, wenn spießige Manierlichkeit hinter bürgerlich befriedigten Bierbuden nicht endlich den Mut fände, einmal zuzupacken und nachzudenken. Wohlverstanden darüber, warum in großen Teilen unserer gebildeten Kreise ein Kirchgang allenfalls noch einer billigen Anstandsvisite gleicht, indessen die heiligsten Innenwerte unseres Volkes und damit seine Selbstbehauptung ständig mehr zum willigen Instrument einer fremd- und machtpolitischen Interessensphäre werden, der Protestantismus einer schließlichen Auflösung entgegengeht und eine sogenannte Gottlosenbewegung überhaupt möglich ist.

Es ist gewiß nicht leicht, die hier sich störenden Dinge und verrottenen Fäden zu entwirren, aber wenn wir den Verfasser richtig verstanden haben, so ist es seit langen Jahrhunderten unser nationales Unglück, immer wieder in einem besonderen Kampfe verbluten zu müssen. Einer religiösen (um vielleicht besser zu sagen konfessionellen) Spaltung, die zwei sich kulturfeindlich gegenüberstehende Deutschlande zeitigt hat, ein protestantisches und ein katholisches, wobei nach Bergmanns Vorbringen der Protestantismus zu stark war, in der Gegenreformation wieder unterzugehen, andererseits zu schwach, um die Mentalität unserer süd- und westdeutschen Bevölkerung siegreich zu durchdringen. Was blieb, ist ein Torso, ein unglücklich gelagerter Kulturkampf, der gespeist mit deutsch-fremden Elementen auf deutschem Boden ausgetragen wird und der jede wünschenswerte Volkseinheit vermissen läßt. Denn „wären wir ein Volk, würde es heute in Deutschland keine ‚Andersdenkenden‘ mehr geben“.

Die Forderung, diese verderbliche, unsere nationale Einheit unterbindende Spaltung durch Schaffung einer unserem Volkstum gerecht werdenden Deutschkirche zu beseitigen, wird durch eine ausführliche Darstellung dessen, was wir entwicklungs- und bodenständig bedingt als wahre Deutschreligion anzusprechen haben, unterbaut. Seit Chlodwig würde unser Volk infolge der Christianisierung an der freien und normalen Entfaltung seiner Form gehindert worden sein, wenn sich auch Ansätze zu dieser Formentfaltung im mittelhochdeutschen Epos, in der deutschen Mystik, im Jahrhundert der Reformation, in der Deutschphilosophie und der Deutschdichtung des achtzehnten Jahrhunderts vorfinden. Bis heute leider diffidierte, kontrollierte und irritierte eine auswärtige geistige Macht unsere Entwicklung und Formentfaltung, und unter Protest gegen weltanschauliche Überfremdung mühten wir auch heute noch Deutschkultur betreiben, weil die deutsche Weltanschauung sich am Boden krümmt und „römisches Christentum und Deutschreligion die größten weltanschaulichen Gegensätze sind, die man sich nur denken kann“. Und wer immer „das Christentum in seiner römischen Form erhalten will, erhält die Zwietsracht der Deutschen“.

Den Beweis hierfür glaubt der Verfasser nicht schuldig bleiben zu sollen. Die Herkunft der Deutschen verlangt eine Lebens- und keine in feuchter Kataombenluft geborene Sterbensbejahung, mit Lichtbliden zum bessern Jenseits ausgestattete, Religion. Schon die Philosophie der Edda atomet den Wesenszug aller Deutschphilosophie, den deutschen Idealismus mit seiner Lehre vom hohen Menschengestalt. Dieser ist im Gegensatz zur christlich verteidigten Sündenethik von nordischer Kampf- und Willenseith durchglüht mit natürlicher Achtung vor den ewigen schon im Naturwalten offenbar werdenden Mysterien der Geschlechtlichkeit und damit der Mütterlichkeit. Der alte Deutschethik ausmachende Wille zur sittlichen Tat und zur sozialen Gerechtigkeit, wie er im Kantianismus eine überfremdete deutsche Geistesgeschichte durchbricht, war bereits in der hohen Naturfittlichkeit unserer germanischen Vorfahren angelegt, die „den Begriff Gott (als Jenseitsmacht) und Sünde (als metaphysische Erbsubstanz) nicht kannten“.

Das Wesenhafte aller Deutschtheologie wäre demnach nurmehr aus dem Götterleben des alten nordisch-germanischen Menschen herzuleiten, wie das etwa Rimmer in seiner „Germanischen Weltanschauung“ umrissen hat. Der Gesichtsgang zeigt

aber eine Fälschung der offenbaren Wahrheit, daß werfittliches Götterleben im schöpferisch Nationalen wurzelt, es somit nur eine wahrhaftige Religion geben kann, die zugleich auch eine völkische, eine stamm-eigene ist. Darum ist nach Bergmann derjenige deutsch, der „römische Vannbullen im Geist oder mit Feuer verbrennt“ und man überhaupt nur nach „diesem Grundsatz Deutschgeschichte schreiben kann“. Überlegt man weiter, daß ein auf halbem Wege vorgebrungener Protestantismus heute schon nicht mehr das verfahrenere Kulturkampfspiel beseitigen kann, so bliebe eigentlich zwangsläufig nur die Forderung übrig, dem Christentum refless und in jeder Form zu entsagen. Eine Forderung, wie sie bekanntlich in reinster Weise ein Kreis um den Tannenbergssieger vertritt.

Bergmann dagegen hält dies vorläufig und merklich überraschend für ausgeschlossen, da eine tausendjährige Tradition sich nicht mit einem Schläge auflösen ließe, wie das etwa die Strauß und Feuerbach und Eduard von Hartmann in ihrer Christen-tumskritik für möglich hielten. Er folgert, daß eine Deutschkirche, in der „unser Volk die Christusgestalt nicht mehr fände, von vielen unbetreten bleiben würde“. Und er glaubt eine dem germanischen Fühlen und Denken angepasste Jesusgestalt im „Heliand“, jenem bekannten Stück aus der geistlichen Poesie des neunten Jahrhunderts, entdeckt zu haben. Hier würde der Gottessohn zum Volksführer, der Erlöser zum Nothelfer dargestellt erscheinen, und der alte Niedersächse würde damit zum Wegweiser für die Gedanken und Wege eines Deutschchristentums werden. Man kann das füglich bezweifeln, da es schwer hält, im „Heliand“ das typische Erlösermotiv (das dem germanischen Empfinden zuwiderlaufende Erlöstwerden durch die persönliche Selbstaufopferung eines anderen) germanengerecht umbiegen, bzw. ausdeuten zu wollen. Im großen und ganzen schließt der „Heliand“ streng an die Erzählung der Evangelisten an und erscheint nur da im Ton der Volkspoesie weiter ausgemalt, wo der Gegenstand zur epischen Belebtheit auf-forderte. Und man bedenke, daß der „Heliand“ wahrscheinlich einen Teil eines Werkes ausmacht, das ausgerechnet Ludwig der Fromme (der Mäher und Zerstörer alles Germanisch-„Heidnischen“) einem sächsischen Sänger zur Ausführung aufgetragen hatte! Wie dem nun sei, Bergmann scheint sich selbst mit dieser Kompromißthese nicht ganz befreunden zu können, denn er schwächt sein Vorbringen bemerkenswert durch den Nach-satz ab „wenn anders man aus Gründen

der Zweckmäßigkeit oder der Pietät überhaupt an der Christusgestalt innerhalb der Deutschreligion festhalten zu müssen glaubt". Über den Einbau einer irgendwie überkommenen Christusgestalt kann man jedenfalls verschiedener Meinung sein, sofern man geneigt ist, ein klares „entweder — oder“ gegeneinander auszuspielen.

Dessen ungeachtet erscheint im weiteren das Wesen germanischer Religiosität befriedigend herausgearbeitet, und man möchte auch jene kritische, leider etwas knapp ausgefallene Auseinandersetzung mit Germanisch-Wirth nicht missen, weil sie mit dazu beiträgt, Köpfe doch schließlich gleichen Mollens klärend zusammenzuführen. Möchte doch Bergmann vor der Wirthschen Eingottlehre daran erinnern haben, daß in jeder Voraussetzungshalber dem Naturerleben entsprossenen Religion dem symbolhaften Lichtgott jeweils ein Mutterwesen zur Seite steht, das religiöse Erleben somit im Zweigottwesen anfert, wie es altnordisch Thor und Nerthus, sumerisch Nishtar und Thammuz, ägyptisch Isis und Osiris usw. aufzeigen. Daß Bergmann hier an Gedanken knüpft, wie er sie in seinem Werke „Erkenntnisgeist und Muttergeist“ ausführlich vorgetragen hat und dort mit der einseitig männlich betonten Kulturentwicklung Abrechnung hält, soll nur nebenbei erwähnt sein.

Klagt der erste Teil seines vorliegenden Werkes an, sucht der zweite das Wurzelrechte einer Deutschreligion herauszustellen, so unternimmt es der dritte und beschließende Hauptteil, das Wesen einer Deutschkirche ideell zu umreißen. Sie würde sichtbare Stätte einer nationalen Diesseits- und Bildungsreligion, eines Deutschbekenntnisses sein, das das Göttliche als sittlichen Tatwillen des einzelnen und des Volkes umschreibt und Deutschland als das Bildungsland einer neuen Menschheit gläubig verehrt. Indessen z. B. England rechtzeitig den Bruch mit dem Papsttum vollzogen hätte und an seiner Nationalkirche groß geworden sei, würden wir die ständig Benachteiligten geblieben sein und uns keine Verfassung geschaffen haben, welche die Kirche als dem Reichspräsidenten unterstellte Staatskirche vorsieht, welche in den Geistlichen ausschließlich vom Staat zu ernennende Beamte erblickt, welche die Deutschreligion als Staatsreligion erklärt und private Religionsgesellschaften nicht duldet, welche den Austritt aus der deutschen Staatskirche für einen deutschen Staatsbürger unmöglich macht oder welche Abmachungen und Verträge von Priestern mit auswärtigen geistlichen oder weltlichen

Mächten für ungültig erklärt. „Eine Erschütterung der staatlichen Autorität und Souveränität bedeutet es, mit einer auswärtigen Macht Verträge abzuschließen, die weltanschauliche Fragen, also Kulturfragen der eigenen Nation, betreffen.“ Bergmann geht soweit, bei derartigem Beginnen vom Landesverrat des eigenen Staates zu sprechen und durch die jüngste Konfessionsära nur das Gegenteil von all dem bestätigt zu sehen, was kulturnotwendig unserem Volke zum Segen gereichte. Und welche internationale Macht den Weltkrieg, kulturell gesehen, den Deutschen gegenüber gewann und welche gleiche Macht es verstand, die verworrene Lage der Nachkriegszeit sich zunutze zu machen, dürfte unschwer zu erraten sein und in der mitunter heroisch wirkenden Darstellung des Verfassers nachgelesen werden.

Der anschließende Versuch, fremdschliches und deutsches Priestertum kritisch zu scheiden, gipfelt in dem (insbesondere auch das sittliche Priestertum der Frau betonende) Bekenntnis, daß es Aufgabe jeder deutsch-priesterlichen Tätigkeit ist, dem Menschen das Göttliche und Heilige in ihm selber zu zeigen, ihm zu helfen es ans Tageslicht zu bringen und in seinen Handlungen wirksam zu machen. Denn über allem, was da im höchsten Grade heute noch im deutsch-fremden Kirchentum blüht, stünde „der Richterstuhl des Gewissens, auf dem der einzige Gott sitzt, den es wirklich und wahrhaftig gibt, nämlich das Ewige und Naturerhabene, das sich im hohen Geistwesen Mensch zur Bewußtheit und zur Freiheit erhob. Diesen Gott zu bilden im eigenen Ich, im Volk, in der Menschheit, das ist Priestertum“. Und wäre die Kirche selbst eine nationale Weihestätte, ein Nationalheiligtum, mit dem Odalskreuz, der Siegrune des nordischen Menschen auf dem Turm, so erübrigte es sich, über die gleichwohl zunehmende Entkirchlichung überhaupt nachzudenken. Über das vorgebracht Sinngebende, eine deutsche Nationalkirche wirklich zur religiösen Erbauungsstätte zu formen, möchte man noch manche Klarheit wünschen und einen hier durchbrechenden Zug feingetönter Mystik weniger auf Kosten konkreter Möglichkeit verarbeitet sehen.

Doch man möge verstehen: der reformatorisch sturmhaft dahingleitende Inhalt des ganzen Werkes mit mitunter einzig schönen Satzgefügen kann unmöglich schon das bestmöglich Gedachte in vollendet reifer Form anbieten. Das überstiege im Augenblick die Kraft des einzelnen, der es auch nicht zum Nachteil angerechnet zu werden braucht, nicht immer ganz widerspruchsflos geblieben

zu sein. Es dürfte beispielsweise nicht angehen, „unter dem Zeichen des Deutschlandkreuzes“ an Stelle des Christenkreuzes die erwähnte Selbstdarstellung durchzuführen. Und wiederum besteht Gefahr, daß vereinzelte, z. B. in jenem Kapitel über die Gottesidee, in wenig glücklicher Ausdrucksweise geprägten Sätze zu Mißverständnissen führen können und von vornherein mißliebig gestimmten Kritikern reichlich Wasser auf die Mühle liefern. Aber trotz allem! Man verpürt nur zu deutlich, daß der Verfasser selbst aus jener inwendig gelagerten Göttlichkeit schaffte, die er mit zwingender Treue verteidigt, und deshalb ragt der Inhalt des Werkes turmhoch über nur allzu viele Schriften hinaus, die gegenwärtig mit dem Problem einer deutschvölkischen Wiedergeburt ringen.

Vor dem Ausklang des Werkes, der ein deutsches Kirchenjahr vorführt, welches das Weihnachtsfest als Mutterkindfest, Ostern als Jugendweihfest und Pfingsten als das Mutterfest im Parallelgang mit der Natur aufzeigt, welches das Sommerwendfest als Fest der Waffenweihe und ein herbstliches Totenfest kennt, möchte man nur den Hut abnehmen. Denn gerade hier wird schon widerspruchsflos jener Urklang deutscher Frömmigkeit lebendig, die seit langen Jahrhunderten keinen großen Tag mehr hatte. Und eines noch: wer die Zeichen der Zeit spürbar versteht, der möchte wohl mit dem Verfasser erkennen, daß wir tatsächlich vor den Toren eines katastrophalen Umwertungszeitalters stehen. Und dann bedeutet sein Werk um so mehr eine schicksalsnotwendige Fuge im tönenden Orgelwerk deutschen Erwachens.

Berlin.

Hans Wolfgang Behn.

Rüdert, Hanns, *Die Christianisierung der Germanen*. Ein Beitr. zu ihrem Verständnis u. ihrer Beurteilung. Tübingen: Mohr 1932. 35 S. gr. 8° = Sammlung gemeinverständl. Vorträge u. Schriften aus d. Gebiet d. Theologie u. Religionsgeschichte. 160. 1.50 RM.; Subskr.-Pr. 1.20 RM.

Der Theologe Rüdert hält die Darstellung der „Bekehrung“ der Germanen zum Christentum in den bisherigen Kirchengeschichten für nicht mehr befriedigend. „Die Frage, wie die Germanen dazu gekommen sind, das Christentum anzunehmen“, will er neu beantworten. R. meint, von einer gewalttätigen Bekehrung könne keine Rede sein, weder bei den Sachsen noch in Norwegen (seine diesbezüglichen Ausführungen sind ein bemerkenswertes Beispiel „dialektischer Methode“), vielmehr sei „in der ger-

manischen Religion etwas nicht mehr in Ordnung gewesen“. Der eigentliche Grund, der die Germanen zum größtenteils freiwilligen Übertritt veranlaßt habe, sei in der größeren Macht des neuen Gottes und in der Ohnmacht der heidnischen Götter zu suchen (dies ist auch die „Mora“ jener in der Bekehrungszeit zur Propaganda des Christengottes erfundenen „Wundergeschichten“). Diese germanischen Götter seien nichts anderes als gesteigerte Menschen (dagegen vgl. Redel, *Die altgermanische Religion*, Berlin 1932, S. 13 ff.). Die an die Heimat und die Rasse gebundene Religion habe zwar offenbar genügen können, solange der germanische Mensch im Verborgenem vegetierte, sei aber bei seinem Eintritt in die Geschichte während der Völkerwanderungszeit (von den vorindogermanischen und indogermanischen Wanderungen und Fahrten der nordischen Rasse weiß R. ebenso wenig wie von der urgermanischen Seefahrt) nicht mehr haltbar gewesen. Der Germane hätte den Bruch der Zeit nicht überstanden, wenn ihn nicht die Kirche gerettet hätte, die den Germanen „von der Naivität zur Reife“ führte (eine Frucht dieser Reise ist offenbar der moderne Europäer). —

Eine neue Antwort? Nein: dieselbe öde Apologetik, wie sie seit je betrieben wurde und die gleiche katastrophale Verständnislosigkeit für Religion überhaupt und germanische Religion im besonderen. Man müßte diesem Theologen zunächst einmal Religionsunterricht erteilen, wenn hier nicht jede Bemühung völlig aussichtslos erschiene. Die Theologie vermag einen fruchtbaren Beitrag zu der allerdings notwendigen Neuuntersuchung der Probleme der Bekehrungsgeschichte nicht zu liefern, weil sie, ohne sich selbst aufzuheben, niemals zugeben kann, daß diese sogenannte „Bekehrung“ die erste nihilistische Aktion in Europa ist und das Urbild aller bisherigen europäischen Revolutionen.

Dr. Otto Huth (Worm).

Die Deutsche Faltenschrift. Blätter eines deutschen Bundes. Jul 1932. Mit 5 Bild. u. 4 Taf. Nürnberg 2: Kanzlei d. Deutsch. Faltenschrift e. V. (Postfach 228). 28 S. 8°. 0.35 M.

Ein sehr hübsch gedrucktes, kenntnisreich zusammengestelltes Heft, dem Brauchtum des Julfestes gewidmet: Über den Namen Weihnachten; Deutsche Weihnacht im Lied; Die Weihnachtszeit und ihre Bräuche; Weihnachtsgebäck (Gebildbrote); Der Zweig und die Lebensrute, Vorformen und Verwandte des Weihnachtsbaumes; Etwas über den Tannenbaum; Vom Laich. S.

Zeitschriftenschau

Reichsgründung und Rasse

Paul Jaunert, **Die Entwicklung des Karolingertypus**. Volk und Rasse, Verlag J. G. Lehmann-München, 1933, Heft 1. Mehr als dreihundert Jahre wandert das Karolingergeschlecht schicksalgestaltend durch die germanisch-deutsche Geschichte; der Charakter dieser Sippe und ihre Stellung zum Germanentum ist also gerade in dieser Übergangszeit zwischen Landnahme und beginnender Staatsgestaltung von höchster Bedeutung. Die Geschichte der Karolinger, der freilich schon eine erhebliche Vorgeschichte vorausgegangen sein muß, beginnt mit einem Treubruch, einer Felsonie: Im Angesichte der Feldschlacht verweigern Arnulf und Pippin, die Häupter des austraischen Adels, ihrer angestammten Königin Brunichild den Gehorsam und liefern sie dem Gegner zu furchtbarer Rache aus. Auch in der Folgezeit haben diese Hausmeier mit der gewaltigen, charakterstarken Hausmeierpersönlichkeit unserer Sage, mit Hagen von Tronje, nichts gemein als Klugheit, Kraft und Herrschsucht; es fehlt ihnen das wesentlich Germanische, das den Haushofmeister Hagen in allen seinen Taten adelt, die persönliche Verbundenheit, die tief innerliche Treue zum Gefolgsheer und zur Königsippe, für die er das Letzte einsetzt. Allzu vertraut mit dem zwiespältigen Wesen dieses vielgestaltigen Reiches können sie auch, zur Herrschaft gelangt, nicht mehr aus dem fränkischen Reichsbeamtentum in ein germanisches Volkskönigtum hineinwachsen. Ihr Tun und Denken wird an der Zweisprachigkeit ihres Reiches sehr bewußt, aber rein verstandesmäßig; ihre Politik wird Technik, fern jeglicher Volksverbundenheit. So ist scharf zu unterscheiden zwischen jenem Karl d. Gr., den das deutsche Volk sich dichtete und der im Mittelalter zum Wunschbild für das Kaisertum an sich wurde, und dem echten Karl der Geschichte, jenem Typus des Franken, der auf gallo-romanischem Boden fremde Züge annahm und weder als germanischer noch als deutscher Mensch gelten kann. / Hans Zeiß, **Herzogsnamen und Herzogsamt**. Wiener prähistorische Zeitschrift, 19. Jahrg. 1932. Eine eingehende Untersuchung der überlieferten Quellen seit Cäsar führt den Verfasser zu dem Schluß,

daß „dux“ keineswegs, wie bisher häufig üblich, gleich „Herzog“ zu setzen ist, daß das Herzogsamt vielmehr aus den Bedürfnissen des Merowingischen Großreiches entstanden ist und auf den germanischen Teil desselben beschränkt blieb.

Germanen, Kelten und Slawen

Bollo Freiherr von Richtofen, **Zur Vorgeschichte der Ostgermanen**. (Mit besonderer Berücksichtigung vandalischer Funde von Munkács.) Wiener prähistorische Zeitschrift, 19. Jahrg. 1932. Sachlicher Forschung ist es gelungen, die ostgermanischen Kulturen des letzten vorchristlichen Jahrtausends immer klarer zu erkennen, insbesondere die Gesichtsurtenkultur, der auch die Basternen zugehört haben, sowie die große vandalische Kultur, von der jene nach Süden abgedrängt wurden. Die von rein chauvinistischen Gesichtspunkten bestimmte polnische Forschung versucht neuerdings auch den germanischen Charakter der Gesichtsurtenkultur abzustreiten, und ihr Führer Kostrzewski hat dafür den schönen Namen „baltisch“ erfunden. Diese neue Blüte polnischer „Wissenschaft“ wird von v. R. an Hand des Tatsachenmaterials zurückgewiesen.

Rudolf Much, **Keltomanische Gesichtsklitterung**. Mannus 24, Heft 4. Nachdem erst kürzlich die Keltentheorie Sigmund Feists, der die von Cäsar und Tacitus erwähnten Germanen zu Kelten stemeln wollte, ein unrühmliches Ende gefunden hat, ist ihr neuerdings wieder, wie das ja beschämenderweise in unserem Volke nie abreißt, ein Vertreter entstanden in Gustav Stümpel, der Arriovist und seine Scharen, die Usipeten und Tencterer, sowie die von Cäsar auf dem rechten Rheinufer geworbene Reiterei als keltisch erweisen möchte. Ebenso eingehend wie scharfsinnig weist Rudolf Much die Unhaltbarkeit dieser Auffassung nach, deren Begründung außerdem häufig einen bedeutenden Mangel an Sachkenntnis und Folgerichtigkeit zeigt. / Rudolf Stampfuß, **Urgeschichtsforschung im deutschen Westen**. „Die Sonne“, Armanenverlag-Leipzig, Heft 12, 1932. Während in anderen Teilen des Reiches die deutsche Vorgeschichtsforschung erhebliche Fortschritte

macht, ist im Westen das Interesse insbesondere der amtlichen Forschung noch immer vornehmlich der Hinterlassenschaft der Römerzeit zugewandt, die letzten Endes nichts anderes als eine Rheinlandbesetzung darstellt. So kommt es, daß die wichtige Rheinprovinz zu den vorgeschichtlich am schlechtesten durchforschten Gebieten in Deutschland gehört, während gerade die Erforschung dieses Gebietes nicht nur aus wissenschaftlichen, sondern auch aus national-völkischen Gründen von ungeheurer Wichtigkeit ist einmal bezüglich des Vordringens der Germanen gegenüber den Kelten, sodann aber auch, weil hier wichtige Aufschlüsse über die Entwicklung der frühmittelalterlichen Kultur aus der germanischen Völkerwanderungskultur zu erwarten sind. / Th. Hoffmann, **Urslavenheimat und Altflavienwanderungen**. Volk und Rasse, Verlag J. G. Lehmann-München, Heft 4, 1932, und Heft 1, 1933. Im Gegensatz zur polnischen Forschung, die aus politischen Gründen Ostdeutschland dafür in Anspruch nimmt, erweist der Verfasser die Pripietümpfe als die Heimat der Urslaven, wo sie auch von der Sprach- und Vorgeschichtsforschung bereits gesucht worden ist. Hier zeigen sich die ältesten Formen der Fluß-, Stammes- und Siedlungsformen, die Lebensbedingungen dieses Rückzugsgebietes, wo sich die ursprünglich indogermanischen, also nordrassischen Urslaven weitgehendst mit einer primitiven Urbewölkerung gemischt haben müssen, haben den slavischen Volkscharakter geprägt. Verfasser zeigt, was bisher noch nicht beachtet wurde, daß die ältesten Stammesnamen von den heilig gehaltenen Flüssen hergeleitet worden sind, ein Brauch, der bei der engen Verbundenheit des Slaven mit seinem Flusse leicht erklärbar ist. An Hand der Namen werden auch die Wanderwege der Altflaven aufgezeigt. Es ergibt sich der Schluß, daß die Slaven nicht aus eigenem Triebe den Weg nach Westen angetreten haben, sondern daß sie in den Rückstrom hineingerissen worden sind, der von seiten germanischer Bevölkerungsteile aus Osteuropa eingeseht haben muß,

nachdem Ostdeutschland durch den Abzug der hier eingesehten germanischen Stämme stark entvölkert worden war, was auch durch die stark nordische Erscheinung slavischer Führerpersönlichkeiten erhärtet wird. / Die „Ostland-Berichte“, herausgegeben vom Ostland-Institut in Danzig, Jahrg. 6, 1932, Nr. 1/2, bringen unter dem Titel „Die vorgeschichtlichen Überreste Ostpreußens“ eine Wiedergabe des Beitrags von J. Kostrzewski in dem von dem polnischen Westmarkenverein herausgegebenem Sammelwerk über Ostpreußen. Die Abhandlung ist, wie alle Arbeiten dieses Forschers, stark von deutschfeindlichen, rein chauvinistischen Gesichtspunkten bestimmt. Die anschließende wissenschaftliche Widerlegung durch Bollo Freih. v. Richtofen zeigt die große Bedeutung des Germanentums auch für die Entwicklung Ostpreußens in vorgeschichtlicher Zeit.

Kulturbeziehungen

Ernst Sprochhoff, **Drei bemerkenswerte Bronzen aus Niedersachsen**. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Verlag August Lax-Hildesheim und Leipzig, Nr. 6, 1932. Eine Stabboldschlinge und zwei Schwerter, erstere der frühen, letztere der jüngeren Bronzezeit zugehörig, zeigen im Verein mit anderen Bronzefunden, daß schon in der Bronzezeit Beziehungen zwischen den Germanen des niedersächsischen Gebietes und England bestanden haben müssen, da nur im nordwesteuropäischen Gebiet die Heimat dieser Bronzen zu suchen ist. / Eduard Beninger, **Zwei germanische Funde von Wulzeshofen in Niederösterreich**. Wiener prähistorische Zeitschrift, 19. Jahrg. 1932. An zwei reiche germanische Grabfunde, die um 180 n. Chr. und in den Anfang des 4. Jahrhunderts n. Chr. zu setzen sind, schließt Verfasser eine Untersuchung über die Herkunft der Ziliagrantedniti sowie über keltische und pontische Einflüsse, die sich auf das germanische Kunstgewerbe bemerkbar gemacht haben.

Herttha Schimmel.

Unsere Wiedergeburt schöpft nicht aus zweiter und dritter Hand schon leise versüßlichten Griechentums, sondern unmittelbar aus der nordischen Heimat allen Arierentums und muß darum zu ganz gewaltigen Auswirkungen erwachsen. Die nordischen Quellen der Edda und ihrer Mythologien fließen klarer, reiner als die schon gänzlich vermenschlichten römischen und griechischen.

Rudolf John Gorsleben in „Hoch-Zeit der Menschheit“

Verschiedenes

Rudolf John Gorsleben. Gedenkblatt und Ausblick. Sein fünfzigstes Lebensjahr würde am 16. März d. J. dieser einmal selbstbekenkende „frohe Wanderer mit des Weltalls Glanz im Angesicht“ vollenden, weilte er noch unter uns. Das Schicksal wollte es anders. Vor zweieinhalb Jahren nahm der Tod dem Wandersmann die Feder aus der Hand und bereitete damit seinem Bemühen „nur was mich weise macht, ist mir zu wissen wert“, ein unerwartet rasches Ende. Wie vielen deutschen Denkern war dem gebürtigen Lothringer das Städtchen mit den Flüstergeschichten aus ferner Posthornzeit, war ihm Dinkelsbühl zur zweiten Heimat geworden. Hier, und später unweit des Bodensees, betrieb er seine Eddaforschung, spann am Faden deutscher Innigkeit und formte seine vielseitigen Druckschriften und Briefe, die einen zwar nicht großen, aber um so treueren Kreis sich um ihn sammeln ließ. Und sind wir ehrlich: er, der Nostradamus' Sehergabe zur Erinnerung bringt und mit Vorliebe in alten und uralten Quellen stöbert, erinnert in manchem selbst an dessen vielumfahrene Schicksalsprophetie. Und was von seinem Schaffen in erster Linie bleiben wird, liegt weniger in verstandesmäßig verbrieften und gelehrtengeordnet aufgezogenen Erkenntnissen verborgen, sondern in seinem heldischen Vortrieb zur deutschen Seele. Aus ihrer Entdeckung heraus das zu schaffen, was etwa Hermann Keyserling gegenwärtig als „Gefühlskultur“ bezeichnet, um dadurch eine das Volkstum umfassende Kulturgemeinschaft zu erreichen, — so und nicht anders kann und darf Gorsleben „verstanden“ werden!

Was er auch immer auszusprechen hat, spornet zum erbewussten Erlebnis an, und deshalb werden Gorsleben nur die verstanden können, die in sich selbst einen Hauch verspüren, was uns Deutsche in kulturbezogener Eigenheit einen kann. Diese Eigenheit verlangt aber den Blick in die Vorzeit zu lehren und wachen Sinnes die zu entdeckenden Befunde lebendig und seelisch auszuwerten. Denn „im Heimweh nach seinem Besten muß es jedermanns heilige Pflicht sein, sich mit Ernst und Andacht in die Gedankenwelt seiner Vorfahren, die

nach dem Gesetze des Lebens auch notgedrungen seine Gedanken sind, einzuleben... Wir müssen unsere eigene Vergangenheit, die Kultur, die Religion, die Kunst und die Sprache unserer Vorfahren kennenlernen und darin besser Bescheid wissen als in fernerer und fremderen Dingen. Und wäre unser eigenes Herkommen noch so ärmlich und unbedeutend, was es aber gar nicht ist, denn unsere Rasse und unsere Heimat sind der Schoß aller Kultur, wir müßten sie schon lieben und dem Fremden vorziehen, weil er unser Eigenstes ist. Und solange wir nicht den Willen zu solchem Mut der Seele und des Blutes aufbringen, der uns erst wahrhaftig adelt, zum adeligsten Volk der Erde machen würde, so lange bleiben wir Emporkömmlinge in unseren eigenen und in den Augen der andern. Wir können nur alle einen Weg machen: zu uns zurück.“

Also als Auftakt in der fast siebenhundert Druckseiten starken Hinterlassenschaft Gorslebens zu lesen, die als Evangelium seines schaffenden Lebens noch in letzter Stunde der Gefahr des Vergessenwerdens entrann. „Hoch-Zeit der Menschheit“ (Kochler & Amelang Verlag, Leipzig) hat Gorsleben dies überschauliche, „aus den Runen geschöpfte“ Werk benannt, auf daß „heller der Geist und der Menschenleib“ werde. Und Weisheiten, schon „weise“ fürwahr, sind darin zur sakramentalen Heiligkeit geformt, die wesentlicher sind als manche Klärungsversuche, über die der Fuß forschender Fachleute mit Recht stolpern kann. Ob Gorsleben erzählt, was die Edda ist, ob der Atlantis oder die ewige Wiederkehr deutet, ob er vom kosmischen Ursprung der Runen den Pfad zur Menschenseele lenkt, ob er im Vaterunser eine „Runen-Reihen-Raumung“ erkennen will, ob er vom Sonne-Sohn oder der Offenbarung Gottes spricht, das Sinngebende bleibt zweifellos immer, arischem Geist zum Durchbruch zu verhelfen.

Mögen andere heute mit gleichem Eifer weben, in der Gemeinschaft aller, den wahrhaft deutsche Erneuerung am Herzen liegt, wird Gorslebens Werk und Name unauslöschlich bestehen bleiben.

S. W. B.

Vereinsnachrichten



6. Tagung der Freunde germ. Vorgeschichte in Bad Pyrmont

Tagesordnung: (kurz gefaßt!)

Dienstag, den 6. Juni:

- 8,30 Uhr Treffen an den Externsteinen bei Horn in Lippe. Eingehende Besichtigung und Erklärung des Heiligtums.
- 11 Uhr Fahrt nach Desterholz, Heidenkirche bei Rohlfstätt u. Ostaraheiligtum in Desterholz, Schwedenchanze, Feststraße, Dreihügelheiligtum, Kampfsplatz im Langelau usw. Frühstück im Gasthaus Hunek, anschließend Besichtigung des Sternhofs. Führung und Erklärungen: Dir. Wilhelm Teudt.
- 16,30 Uhr Fahrt nach Pyrmont.
- 20,30 Uhr Begrüßungsabend im Konzerthaus. Besichtigung des Quellenfundes. Einführender Bericht.

Mittwoch, den 7. Juni:

- 8 Uhr Jahresversammlung der Fr. g. B. im Kurhaus. Bericht des Vorsitzenden. Gäste willkommen.
- 9 Uhr Treffen am Brunnenplatz an der Hauptquelle. Bericht Teudt.
- 10 Uhr Fahrt zur Schellenburg. Anschl. Fahrt zum Königsberg. Frühstück. Besichtigung der Hünenburg im Königsberg.
- 15 Uhr Fahrt zur Kilianikirche bei Lügde u. Besichtigung. Bericht über den Osterbrauch (Feuerräder) von Lügde. Rückfahrt nach Pyrmont.
- 20,15 Uhr Öffentlicher Vortrag des Univ.-Prof. Dr. Gustav Neidel im Konzerthaus: „Die Bedeutung des altnordischen Schrifttums für die Erkenntnis germanischen Wesens.“ Anschließend zwangloses Beisammensein im Kurhaus.

Donnerstag, den 8. Juni:

- 8 Uhr Abfahrt zur Herlingsburg. Besichtigung der vorgeschichtlichen Anlagen. Fahrt nach Schieder. Frühstück im Deutschen Haus.
- 15 Uhr Besichtigung der Anlagen von Altschieder. Anschl. Rückfahrt nach Pyrmont.
- Ab 20 Uhr Geselliges Beisammensein im Kurhaus. Aussprache. Schluß der Tagung.

Teudt-Vortrag in Berlin. Im November des vorigen Jahres sprach Direktor Teudt auf Einladung der Gesellschaft für germanische Ur- und Vorgeschichte in Berlin über seine Arbeiten. Der Vortrag, der einen Querschnitt durch die gesamten bisherigen außerordentlich wichtigen Ergebnisse gab, fand in den Kreisen der Gesellschaft und darüber hinaus ungemein Anhang. Besonders wertvoll war u. a. der Hinweis Teudts auf Fundstücke, die einige in der Nähe der Externsteine — wie sich inzwischen herausgestellt hat, vor gut hundert Jahren — gemacht worden sind. Teudt zeigte sie im Lichtbild wie auch sonst gute Lichtbilder das gesprochene Wort begleiteten und er-

läuterten. Eines der Fundstücke befindet sich nach Dorow im Bonner Museum.

Der Vortrag in Berlin bedeutet ein gutes Stück weiter auf dem Wege der Anerkennung der Arbeiten und Forschungen Teudts von seiten ernstester wissenschaftlicher Kreise. Es sei hinzugefügt, daß auch die Berliner Tagespresse eingehende verständnisvolle Würdigungen des Vortrages und der Arbeit Teudts brachten. Auch auf der in den Novembertagen 1932 in Berlin stattfindenden „Nordischen Tagung“ ergriff Teudt zu längeren Ausführungen über seine und unsere Arbeiten das Wort, auch hier wurden seine Darlegungen mit lebhaftem Interesse aufgenommen.

Hannover. Die Ortsgruppe d. Fr. g. V. eröffnete ihre Tätigkeit im neuen Jahr am 19. Januar mit einer sehr gut besuchten Mitgliederversammlung im Hofbräuhaus. Nachdem der Vorsitzende, Herr Bruns, die Arbeitsberichte für das Jahr 1933 in allgemeinen Zügen bekanntgegeben und insbesondere auf den am 9. Februar stattfindenden öffentlichen Vortrag von Wilhelm Teudt hingewiesen hatte, hielt Herr Regierungs-Baurat Prieke einen Vortrag über altgermanische Freiheit und bemerkenswerte Reste dieser Freiheit in der Umgegend von Hannover. Unmittelbar vor den Toren von Hannover liegen östlich der Stadt 13 Dörfer, die unter dem Namen „das große Freie“ oder „die Freien vor dem Nordwalde“ noch heute in mancher Beziehung eine Einheit bilden. Dies Gebiet ist der nördliche Teil eines noch genau in seinen Grenzen feststellbaren altgermanischen Gaues, dessen Mittelpunkt die Gaudingstätte auf dem Hassel, jetzt ein kleines Wäldchen auf der Höhe bei Lühnde, gewesen ist. Die Nordgrenze war der große Wald, dessen Reste im Ahltener und Hämeler Wald noch vorhanden sind, die Westgrenze bildete die Leine, die Südgrenze der bei Sarstedt in die Innerste mündende Bruchgraben. Zahl festgehaltene Jagdgerechtigkeit der Bauern bezeugt noch heute diese Begrenzung. Um das Jahr 1500 löste sich der Gau in drei Teile auf, einen südlichen Hilbesheimer Bezirk, einen Lüneburgischen und einen Kalenberger Bezirk. Letzterer bestand aus den drei Dörfern Wulfel, Laaken und Döhren und wurde, zum Unterschied von dem großen Freien, „das kleine Freie“ genannt. Als einzige Abgabe zahlten die Bauern der großen Freien den Königszins an den Herzog von Sachsen, als den Vertreter des Königs. Jeder anderen Besteuerung haben sie sich bis ins 19. Jahrhundert mit Erfolg zu erwehren gewußt wie sie auch das Recht an ihren Marken und Wäldern ungeschmälert behauptet haben. Auf ihrer Gerichtsstätte bei Jltzen haben sie noch im 18. Jahrhundert selbständig die Halsgerichtsbarkeit ausgeübt. Bis in die Zeit der Freiheitskriege hielt die große Freie an dem allgemeinen Heeresdienst fest; jeder Hof stellte einen vollausgerüsteten Mann auf eigene Kosten. Bei einer Musterung vom Jahre 1615 bestand das Aufgebot der Freien aus zwei Fähnlein von je 280 Mann unter je einem Fähnrich als Anführer. Im Jahre 1813 ging von der großen Freien ein Aufruf zur allgemeinen Erhebung gegen Napoleon aus, in welchem die eigene Heeresverfassung als Muster aufgestellt und gesagt wurde,

daß die große Freie 480 Mann stellen werde.

Als sehr bemerkenswert für die Erforschung altgermanischen Verfassungslebens wies der Vortragende darauf hin, daß der alte Gau um den Hassel herum nach Gebietsumfang und Zahl der selbständigen Gemeinden genau mit den von ihm bei Zeven und Harjesfeld festgestellten alten Gauen übereinstimmt. Die gewöhnliche Größe der germanischen Gaue scheint danach bei 300 Quadratkilometern gelegen zu haben. Man kann das auch durch die Tatsache erhärten, daß die bekannten Vororte alter Zeit etwa 20 bis 25 Kilometer voneinander entfernt liegen. Die von Cäsar überlieferte Angabe, die Sueben hätten 100 Gaue gehabt, würde demnach besagen, daß sie ein Gebiet von der Größe der heutigen Provinz Hannover bewohnt hätten.

Der Vortrag löste eine lebhaftes Aussprache aus, in der Herr Hofbesitzer Wöhler aus Groß-Buchholz bemerkenswerte Einzelheiten zu dem Vortrag beisteuern konnte. Als Jagdnachbar ist er in Berührung mit der freien Bauernjagd am Ahltener Wald. Dort am Warmbüchener Moor befindet sich auch eine noch durch einen Brunnen, den Türkenbrunnen, gekennzeichnete Fluchtstätte der Bewohner der großen Freien. Eine alte Einwohnerin von Kirchrode hat Herrn Wöhler berichtet, daß man dort in kriegerischen Zeiten seine Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen pflegte.

Frühere Jahrgänge „Germanien“. Häufig wird nach älteren Hefen unserer Zeitschrift gefragt. Einstweilen können noch abgegeben werden:

Germanien 3. Folge 1931/32	3.60
Germanien 4. Folge 1932	2.40

Man wende sich an Herrn W. Düstertief, Detmold, Friedrichstr. 17, oder bestelle auf dem Abschnitt der Zahlkarte (Postkreditkonto Oberstlt. a. D. Plag, Detmold. Amt Hannover 65278).

Zur Aufklärung. In Beantwortung der an mich gerichteten Anfragen, teile ich hierdurch mit, daß eine Vereinigung mit der Gesellschaft für germanische Ur- und Vorgeschichte in Berlin (ehemalige German BIRTH-Gesellschaft) nicht stattgefunden hat. Plag.

Berichte der Ortsgruppen Bremen, Essen und Osnabrück, die inzwischen eingegangen sind, werden infolge gedrängten Raumes in Heft 4 erscheinen. (Schluß.)

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933

April / Ostermond

Heft 4

Sachlichkeit

Von D. Suffert

1.

In diesem Heft beginnt W. Teudt den Aufsatz „Germanische Astronomie“ — eine Arbeit, der ein umfangreicher Briefwechsel mit Prof. Dr. Nedel vorausgegangen ist, da ihr Ausgangspunkt die Nedelsche Besprechung der 2. Auflage der „Germanischen Heiligtümer“ bildet. Über diese Besprechung hat „Germanien“ seinerzeit berichtet (Folge 3, S. 31). In diesem Bericht ist zunächst aufgezählt, was Nedel teilweise beanstandet oder ganz verwirft; ausdrücklich ist hinzugefügt: „Alles das darf nicht verschwiegen werden.“ Selbstverständlich haben wir ebenso angeführt, was Nedel anerkennt. Dann aber heißt es weiter: Solche Einzelheiten sind aber hier nicht das wichtigste, das liegt vielmehr in Nedels Grundeinstellung, die sehr deutlich aus seinen Schlussworten zu erkennen ist: „Diese Zugeständnisse können als bedeutungslos erscheinen, da sie nur Einzelnes und Unbestimmtes treffen. Sie gewinnen aber Bedeutung unter einem Gesichtspunkte, der für eine gerechte Beurteilung von Teudts Leistung der Hauptgesichtspunkt sein muß: sie sind Beispiele für die vorurteilslose Objektivität (von N. gesperrt), welche Teudt fordert und welche in den von ihm behandelten Fragen bisher in beschämendem Grade gefehlt hat.“

2.

Neben dem Fall Teudt steht der „Fall BIRTH“, und darauf trifft leider die gleiche betrübende Feststellung zu. Da die Geisteswissenschaften nicht mit mathematischen Größen arbeiten, sind Meinungsverschiedenheiten durchaus möglich. Die Persönlichkeit läßt sich nicht ausschalten, aber der Kampf sollte sachlich ausgefochten werden. Voraussetzungslosigkeit wird von der „Wissenschaft“ gefordert; man sollte diese Forderung wenigstens insoweit verwirklichen, daß man aus dem Meinungsstreit die persönliche Voreingenommenheit fernhält. Und man sollte solche Kämpfe sauber führen. Das trifft nicht mehr zu, wenn man Sätze, die in einem bestimmten Zusammenhang einen ganz bestimmten Sinn haben, aus diesem Zusammenhang herausnimmt, sie in einen anderen hineinstellt, in dem der Sinn der Sätze anders wird, sie dabei aber in Ausführungszeichen setzt, um den Anschein zu erwecken, die angeführten Sätze hätten ihren ursprünglichen Sinn behalten.

Die Untersuchung „Wissenschaftlich und unvoreingenommen“, die ebenfalls in diesem Hefte erscheint, gibt Beispiele für das Verfahren, wie es eben geschildert wird. Als ich die Besprechungen las, die dieser vergleichenden Untersuchung zugrunde liegen, hatte ich sofort den Eindruck einer höchst willkürlichen Auswahl der Belegstellen. Um festzustellen, ob dieser Eindruck berechtigt war, habe ich eine sorgfältige Nachprüfung veranlaßt, und leider wurde der erste Eindruck nur verstärkt. Es kommt einem gelegentlich der Gedanke, als ob „die“ Fachwissenschaft sich geradezu hilflos fühlte, wenn sie die ihr unbequemen neuen Gedanken Wirths nicht sachlich, sondern eben in der geschilderten Weise unsachlich bekämpft.

Wenn Ferdinand Bork im „Reichswart“ (Nr. 13 vom 26. März 1932) schreibt, er könne nur den Rat geben, grundsätzlich alle Nachrichten über die Wirthpropaganda totzuschweigen und weitere Erörterungen abzulehnen, weil es einen wissenschaftlichen Kampf um Wirth gar nicht gebe — so ist das ebenfalls ein Verhalten, das aus dem Gefühl der Hilflosigkeit zu erklären ist. Und Bork, wie K. F. Wolff-Bozen bemerkt, „hat damit eine Entgleisung begangen, die zwar in der Geschichte der Wissenschaft nicht neu ist, aber keinem Gelehrten Ehre einbringt.“

3.

Die eben erwähnte Arbeit Wolffs „Um German Wirth“ zeichnet sich durch erfreuliche Abgeklärtheit und wohlthuende Ruhe aus¹⁾. Um in der Übersicht zum Wesentlichen zu kommen, um sich nicht an Nebensächlichkeiten zu verlieren, „bei denen es belanglos ist, ob Wirth recht hat oder nicht“, stellt Wolff vier Grundfragen:

1. „Ist die Lehre Wirths nur als Dichtung eines Schwärmers zu werten oder muß man sie wissenschaftlich ernst nehmen?“

2. „Hat es einen Sinn, die germanischen Runen von uralten nordischen Symbolzeichen ableiten zu wollen (wie es Wirth tut) oder muß die bis jetzt angenommene Entlehnung der Runen aus einem südlichen Alphabet als unumstößliche Tatsache angesehen werden?“

3. „Gibt es eine Kontinuität (Dauerüberlieferung) der Kultsymbole seit uralter vorgeschichtlicher Zeit bis zur Gegenwart?“

4. „Hat es in vorgeschichtlicher Zeit eine Art Urchristentum gegeben und (was damit zusammenhängt) besaß die Urzeit eine höhere ethische Kultur als wir sie bei den frühgeschichtlichen Völkern, z. B. bei den Taciteischen Germanen oder bei jenen der isländischen Sagazeit nachzuweisen vermögen? Ist daher die Edda erhabenstes arisches Geistesgut oder bedeutet sie eine Versallerserscheinung gegenüber einer höheren sittlichen Einstellung des Urzeitalters?“

In der Beantwortung dieser Fragen wägt Wolff sorgfältig das Für und Wider im einzelnen ab. In unserem Zusammenhange kommt es nicht so sehr auf das Was als auf das Wie an. Deshalb verzichten wir darauf, die Beweise und Gegenbeweise hier wiederholend aufzuzählen und bringen nur das Endergebnis: „In allen vier Hauptfragen ergibt sich somit bei ganz objektiver Beurteilung, daß hier eher Wirth recht haben dürfte als seine Gegner. Diese scheinen das auch selbst zu fühlen und sie richten deshalb ihre Angriffe mit Vorliebe auf Nebensächlichkeiten, z. B. auf die Wirthschen Etymologien, die aber für seine Hauptgedanken so gut wie gar nichts bedeuten.“

4.

Im Streit um Teudt und Wirth spielt auch das Verhältnis von Fachwissenschaft und Laientum eine ziemlich Rolle. Man kann gelegentlich feststellen, daß Vertreter der Fachwissenschaft mit einem gewissen Hochmut auf den Laien herabblicken. Die Bedeutung gründlicher Fachkenntnisse zu verkleinern, wird niemandem auch nur im Traume einfallen,

¹⁾ Um German Wirth. Eine Übersicht über den Kampf um German Wirth und über die einschlägigen wissenschaftlichen und weltanschaulichen Streitfragen. Natur und Kultur 1933 Nr. 1, Verlagsanstalt Tyrolia A.-G. Innsbruck-Wien-München.

obwohl die Beherrschung einer noch so großen Summe von Kenntnissen noch nicht Wissenschaft ist. Aber es scheint öfter überhaupt so, als ob der Besitz von Kenntnissen verwechselt wird mit den äußeren Merkmalen, an denen dieser Besitz und die Eignung zu wissenschaftlicher Arbeit erkannt werden soll. Aber ob Amtsbezeichnungen und akademische Grade wirklich Gewähr geben, daß Sachkenntnis und Eignung vorhanden sind und sich mit Sachlichkeit verbinden, ist nicht ohne weiteres zu bejahen.

Im März 1931 entspann sich im „Brandenburger Anzeiger“ zwischen einem Archäologen vom Fach und einem Laien ein Streit über die Frage, ob Groß-Kreuz in der Mark als altes Wendendorf anzusehen sei oder auf eine germanische Siedelung zurückginge. Auch hier steht wiederum nicht der Inhalt des Streites zur Erörterung, ich ziehe diesen nur als Beispiel für die eben gekennzeichneten Verhältnisse heran. Der Fachwissenschaftler schreibt: „Ich pflege mich im allgemeinen nur mit Fachgenossen in Polemiken einzulassen, zumindest nur mit Gegnern, bei denen die Kenntnis wissenschaftlicher Methode sowie der wichtigsten Fachliteratur vorausgesetzt werden kann.“ Man kann den sachlichen Inhalt dieses Satzes gelten lassen, aber man sollte erwarten, daß der Verfasser von sich selber das Gleiche verlangt wie von seinen Gegnern. Dr. K. H. Marschall verteidigt sich dann gegen den Vorwurf der Slawenfreundlichkeit (Slavomanie, Slawentollheit) und fährt dann fort, daß unter dem Dedmantel der Wissenschaftlichkeit augenblicklich in Deutschland eine Germanomanie (Germanentollheit) grassiere: „Nur von dieser Seite konnte vor kurzem die ‚deutsch-germanische Welt‘ mit der Entdeckung eines altgermanischen Observatoriums in Gestalt einiger aufgetürmter Findlinge bei Detmold beglückt werden.“ Einige aufgetürmte Findlinge? Es dürfte immerhin genügend nicht „deutsch-germanische“ Fachliteratur geben, aus der sich der Archäologe vom Fach darüber unterrichten kann, ob die Externsteine als aufgetürmte Findlinge angesehen werden können oder nicht. Auch das gehört mit zum Begriff der „vorurteilslosen Objektivität“, daß man sich über den vorliegenden Tatbestand unterrichtet, ehe man darüber urteilt.

Germanische Astronomie

Gustav Neidel und die Germanischen Heiligtümer

Don Wilhelm Teudt

Über die Besprechung meines Buches durch Professor Dr. Neidel, Berlin, in der „Deutschen Literaturzeitung“ (Heft 25, 1931) und im „Tag“ ist in „Germanien“ (Folge 3, S. 31) bereits berichtet. Ich stimme dem von Studienrat Suffert Gesagten in vollem Umfange zu und stelle mit Genugtuung fest, daß Neidel in weitgehendem Maße mit den Grundsätzen und Fragestellungen einverstanden ist, mit denen ich einerseits kritisch an den gegenwärtigen Stand der archäologischen Wissenschaft herantreten bin und andererseits positive Vorstöße in das Dunkel der germanischen Vorgeschichte unternehmen habe.

Somit lag für mich der Anlaß vor, mich mit Neidel über wichtige Einzelfragen auseinanderzusetzen, in denen er seine Zustimmung nicht oder noch nicht geben kann. Was ich hier schreibe, wird daher einen Widerspruch seitens Neidel nicht finden.

Die Neidelsche Kritik in der DLZ. kann den irrigen Eindruck erwecken, als ob darin eine Ablehnung germanischer Astronomie überhaupt enthalten wäre. In seinem Wirth-Vortrag¹⁾ im Dezember 1931 hat Neidel von sich aus ausdrücklich auf die

¹⁾ Abgedruckt unter dem Titel „German Wirth und die Wissenschaft“ in dem Sammelwerk „Was bedeutet German Wirth für die Wissenschaft?“. Koehler & Amelang Verlag, Leipzig 1932.

Astronomie der Germanen hingewiesen; und wenn er u. a. in seiner Besprechung meines Buches sagt, daß „das Ergebnis noch nicht befriedigen könne“, so ergibt sich daraus, daß es sich bei seinen Einwänden (z. B. auch gegen die Desterholzer These) keineswegs um eine endgültige Ablehnung handelt. Es ist vielmehr eine Aufforderung zur Ergänzung der ihm noch nicht als ausreichend erscheinenden Begründung. Dazu hat der an die Besprechung sich anschließende Briefwechsel zwischen Nedel und mir für mich eine Klärung wichtiger Fragen gebracht, hat Mißverständnisse aus dem Wege geräumt und, wie ich glaube, zu einer weiteren Annäherung besonders auch in den astronomischen Dingen geführt.

Das Fehlen germanischer Schriftdenkmäler für urgermanische Astronomie (sie fehlen nicht für germanische Astronomie!) ist kein Grund dafür, den Urgermanen astronomische Betätigung abzusprechen. Das Fehlen ist erschwerend für die Forschung, die um so mehr auf die Beachtung sonstiger Zeugnisse angewiesen ist. Nedel, der ebenfalls volle Unvoreingenommenheit gegenüber geistigen Betätigungen der Germanen fordert, gibt selbst durch seine Schriften und Vorträge wertvollste und zwingende Antriebe. Wenn wir Zeugnisse von germanischer Astronomie aus den späteren und letzten Zeiten des Germanentums besitzen, so wird unser Recht, die vollseigene Entwicklung dieses astronomischen Wissen mit allen uns zur Verfügung stehenden geschichtlichen, sprachlichen und sonstigen Mitteln bis ins Urgermanentum zurückzuverfolgen, uneingeschränkt sein. Es bleibt die Frage nach einer Abhängigkeit von fremden Einflüssen. Eine solche Abhängigkeit ist unbewiesen, und Nedel ist der letzte, der germanische Originalität leugnet.

Ferner glaube ich auch nicht, daß Nedel den Ton auf das Wort „Astronomie“ als Wissenschaft, im Unterschiede von primitiver Beachtung der Gestirne legen will. Immerhin lohnt es sich, die Aufmerksamkeit eingehender auf diesen Unterschied zu richten.

Die astronomische „Wissenschaft“ ist die anerkannt älteste „Wissenschaft“. Sie begann schon in frühester Zeit, als die Menschen sich nicht nur unwillkürlich und gelegentlich, und nicht nur im Rahmen religiöser Empfindungen, sondern in einem erkennbaren sachlichen Interesse der Himmelskunde zuwandten. Es geschah zu dem praktischen Zwecke der Zeitbestimmung für Schiffahrt, Viehzucht, Jagd, Ackerbau und alle möglichen Vagen des alltäglichen und kultischen Gemeinschaftslebens (Kalender); es geschah aber auch aus idealer Freude am Wissen selbst.

Merkmale für den wissenschaftlichen Charakter der himmelskundlichen Betätigung erblicken wir 1. in dem Streben nach immer größerer Richtigkeit der Beobachtungen, 2. in der die Fortschritte des Wissens erst ermöglichenden Übertragung der Kenntnisse von Geschlecht zu Geschlecht sowie 3. in der Erfindung von Hilfsmitteln für den Fortschritt und für die Festhaltung gewonnener Erkenntnisse. Handgreifliche Beweise für die wissenschaftliche Handhabung und den Fortschritt der Himmelskunde bei den Germanen liegen in den Kalenderstäben vor.

Dazu kommen literarische Zeugnisse: das eine ist das von Nedel selbst herausgestellte astronomische Wissen eines Isländers Thorstein surtr. Nach Ari, Libellus Kap. 4 (Goltzer, S. 8f. und 29) hat Thorstein schon im 10. Jahrhundert, also geraume Zeit vor Einführung des Christentums, die Schalttage auf Island eingeführt. Ohnedem würde die Unwissenheit der Bekehrer den Kalender der Isländer bald in eine schwer schädigende Verwirrung geführt haben. Ähnlich war ja auch infolge der Unwissenheit der Römer zur Zeit des Julius Cäsar (um 45 v. Chr. Geb.) das Kalenderjahr dem wirklichen Sonnenjahr um 90 Tage vorausgeeilt, so daß man den Frühlingsanfang zur Zeit der Winter Sonnenwende feierte!

Die Erkennung der Notwendigkeit der Schalttage ist eine Aufgabe von ausgeprägter wissenschaftlicher Qualität, deren Lösung nur auf Grund der sorgfältigen wissenschaftlichen Beobachtung nicht eines einzelnen, sondern vieler Geschlechter möglich ist.

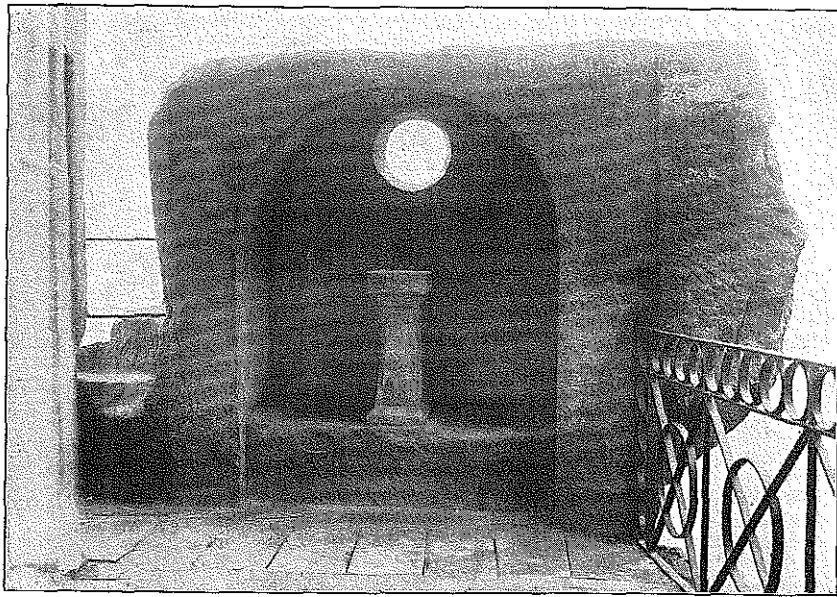
Die Kenntnis war aus der germanischen Überlieferung und Geistesarbeit herausgewachsen. Wenn die Sendboten einen anderen, den man den „Sternenotto“ nannte, anstauten und ihn für den Erfinder hielten, so zeigt das eine gewisse Ahnungslosigkeit, mit der die welt- und naturfremden, wenn nicht naturfeindlichen Vertreter des damaligen Christentums astronomische Aufgaben beurteilten. Man sah in der Himmelskunde wahrscheinlich auch Abgötterei und kümmerte sich wenig um ihren sachlichen Wert. Im ganzen Mittelalter bis ins 15. Jahrhundert hinein war die Astronomie im christlichen Abendlande vernachlässigt, ja man vertilgte auch viel von den Denkmälern des früheren Forschergeistes (vgl. Diesterweg, Himmelskunde, S. 411).

Das zweite Beispiel ist die Nachricht des unteritalienischen Bischofs Kassiodor (bei Jordanes) aus dem 6. Jahrhundert, daß die Gelehrsamkeit der Goten schon im 2. Jahrhundert v. Chr. Geb. die namentliche Kenntnis von 346 Sternen umfaßt und sich auch auf den Lauf der Planeten und den Tierkreis bezogen habe. Die hohe Zahl der benannten, also auch ortsbestimmten Sterne, die im Altertum auch sonst als Maßstab für große astronomische Gelehrsamkeit angegeben wird (bei Eratosthenes sind es 675, bei Hipparch 1022 Sterne), zeigt doch auch die große Sachliebe, die sich bei diesen Männern mit ihrer Wissenschaft verband. Jordanes wollte jedenfalls die Gelehrsamkeit der Goten loben, selbst wenn in seinen Ausführungen eine Verwechslung des Goten- und Getennamens hineinspielt. Letzteres wird von Jakob Grimm (Al. Schriften III, S. 191) bestritten, von Nedel jedoch angenommen.

Wenn solche vereinzelte Nachrichten, deren Herankommen an uns lediglich auf einem Zufall beruht, ein so helles Licht auf astronomische Wissenschaft sowohl der Goten, als auch der Isländer wirft, so darf uns im übrigen das Fehlen germanischer Schriftdenkmäler über eine von den Tagesereignissen fernabliegende astronomische Gelehrsamkeit in keiner Weise in der Beurteilung der Frage beeinflussen. Auch über die Astronomie der Griechen fehlen Schriftdenkmäler bis zum Entstehen der Alexandrinischen Schule mit ihren griechischen Gelehrten (um 300 v. Chr. Geb.) völlig, und doch wird niemand die davorliegende Entwicklung bis zurück zur Bronzezeit und weiter leugnen. Auch Nedel führt das von ihm betonte Fehlen von Schriftdenkmälern nicht als Einwand gegen Germanenastronomie überhaupt an.

Was nun die von mir aus der Landschaft entnommenen Beweise germanischer Astronomie anlangt, so habe ich Nedel gebeten, mit seiner Kritik bei den durch die Externsteine gegebenen Ausgangspunkten meiner astronomischen These anzusetzen. Es ist nicht zutreffend, den Sternhof als grundlegend für meine astronomische These zu behaupten, während die Externsteine nur referierend erwähnt werden. Ohne die Externsteintatsachen würde ich weder zu der Beobachtung weiterer astronomischer Anzeichen in der Landschaft gelangt sein, noch würde ich es gewagt haben, meine These aufzustellen. Ehe an den Schlußfolgerungen gerüttelt werden kann, muß die Irrigkeit oder Unzulänglichkeit dieser Tatsachen nachgewiesen werden.

Auch mit dem Ortungsfrage muß man sich befassen und abgefunden haben, ehe man an ein Endurteil über den Sternhof, der ja vielleicht eine einzelne, keine typische Leistung bedeutet, herantreten darf. Der Ortungsfrage aber hat nunmehr durch Herman Wirths Veröffentlichung der altisländischen Ortungstechnik (Urschrift der Menschheit, Lieferung I, S. 22) eine durchschlagende Bestätigung gefunden, so daß selbst der schärfste Gegner mit seiner Ablehnung der Ortung zurückgehalten haben würde, wenn Wirths Heft schon in seinen Händen gewesen wäre. Zudem will ich demnächst Mitteilung von Ortungserscheinungen machen, deren Beweiskraft nach Lage der Dinge kaum noch einer Steigerung fähig ist.



Aufnahme F. Dürstner, Detmold (Dez. 1932)

Abb. 1. Nordostwand vom Sazellum der Externsteine

Ich möchte nicht versäumen, hier die Externstein-Tatsachen in Erinnerung zu bringen. Sie umfassen die Externsteine im allgemeinen als eine germanische Kultstätte, der die Bedeutung einer Hauptkultstätte im alten Sachsenlande beizumessen ist. Hier liegt eine nunmehr auch von meinen schärfsten Gegnern angenommene unwidersprochene geschichtliche Gewißheit vor, insbesondere die untere Grotte betreffend. Ihr vorchristliches Vorhandensein ist durch das unter dem alten Verputz neu aufgefunden große Runenzeichen (s. Heft 1, 1933, S. 10) unwiderleglich bewiesen. Ihre Verwendung für den winter Sonnenwendlichen Kultus ist nach Wirth im hohen Grade wahrscheinlich. Die Tatsachen umfassen — von anderen wichtigen Denkmälern abgesehen — ferner das Sazellum (Abb. 1) oben im Felsen 2 als einen später zur Kapelle umgewandelten germanischen Tempel, der auf Grund seiner positiven und negativen Eigenschaften nur als Gestirnsheiligtum eine vernünftige, unseren sonstigen Kenntnissen entsprechende und ausgiebige Erklärung findet. Beachtenswerte Einwände hiergegen sind nicht vorhanden.

Gründe, die für das Gestirnsheiligtum und gegen einen ursprünglichen Kapellenplan sprechen, sind:

a) die Auswahl eines Ortes im Kopfe einer Felsensäule von 30 m Höhe, unerreikbaar für die älteren und nicht schwindelfreien Andächtigen. Der Raum kann wohl zum Betätigungsort für einzelne Beauftragte bestimmt gewesen sein, nicht aber für durchschnittliche Kirchenbesucher. Trotz festen Eisengeländers wird die Besteigung auch jetzt noch von vielen vermieden. In den Jahrhunderten der überstürzten Befehrung des Sachsenlandes hatte die christliche Kirche ohnedem die schier nicht zu bewältigende Aufgabe, Kirchen und Kapellen dahin zu setzen, 1. wo die Bewohner der Ortschaften und Siedlungen zu versorgen waren und 2. wo in Wäldern und auf Bergen usw. „heidnische“ Kultstätten waren, die kaum anders unschädlich gemacht werden konnten, als wenn man eine Kapelle darauf setzte.

Aber unbegreiflich töricht ist der Gedanke, daß man damals an den Externsteinen, wo man den letztgenannten Zweck bereits durch Weihe der unteren Grotte zu einer Kapelle erfüllt hatte, noch an die gänzlich ungeeignete Stelle im Felsenkopfe, wo ja nach Meinung der Gegner vorher keine heidnische Kultstätte gewesen sein soll, für eine nicht vorhandene Bevölkerung eine zweite Kapelle gesetzt hätte, und zwar mit großem Aufwande, in vorschriftswidrigen Formen und in einer unsinnigen Weise, indem man einen zum Zerfall sich ansehenden Felsen auswählte!

b) die im Gegensatz zu der kirchlichen Vorschrift der Ostorientierung gewählte ausgesprochene Nordost-Richtung (Abb. 2). Sie ist mit ihrer tatsächlichen Einstellung auf 137° — 139° über Ost als eine unter schwierigsten Umständen durchgeführte gute Leistung des Baumeisters anzusehen, der die Aufgabe hatte, den Raum auf Nordosten, 135° , einzustellen. Es ist die Linie der sechsteiligen kosmischen Hagalrune, zugleich Mittel-Linie für Sonnen- und Mondaufgang zu Zeiten des nördlichsten Extrems. Unzulässig

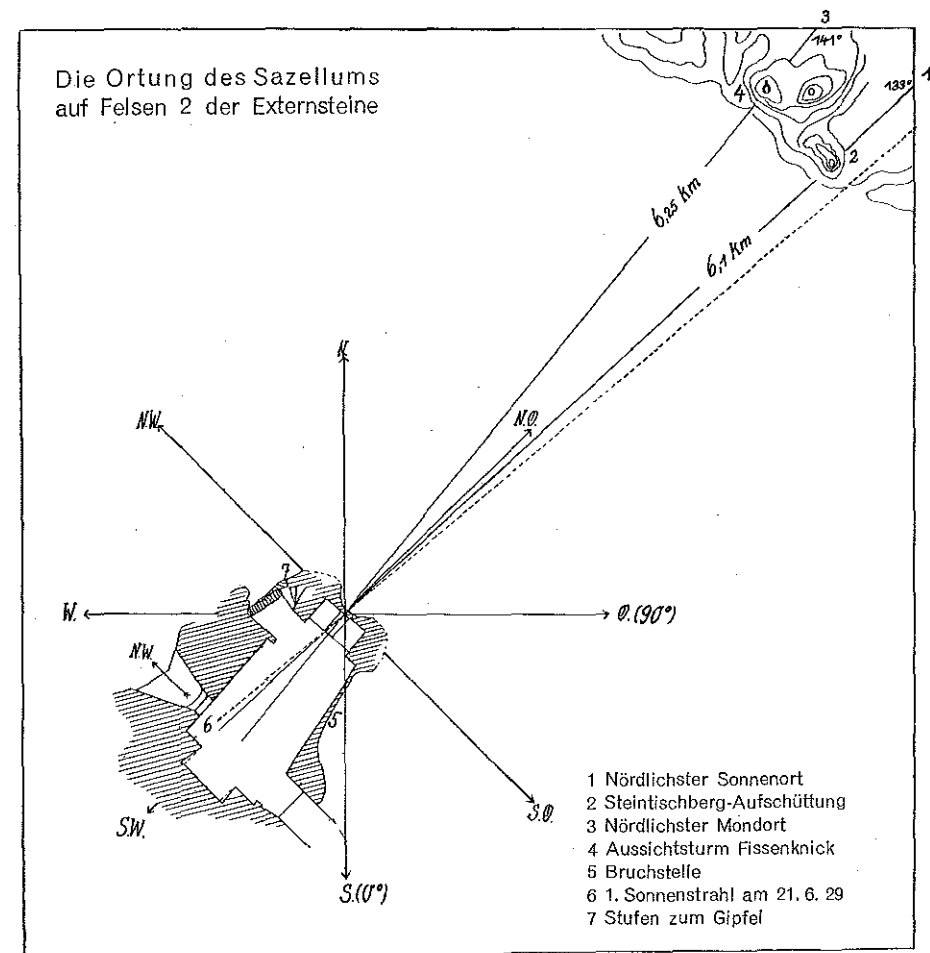


Abb. 2

ist die vergleichsweise Heranziehung des Vorkommens vereinzelter Ausnahmeortung christlicher Kirchen und der den alten Baumeistern bei der Ostertung häufig unterlaufenen Meßfehler (bis zu 140°); denn damit ist man (statt auf 90°) immerhin nur bis zu 104°, nicht aber bis 137° gelangt. Dazu kommt, daß die Nordost-Richtung als eine bewußt gewollte hervortritt, weil die natürliche Gestaltung des Felsens dazu einlud, die Achse des Raumes mehr nach Osten zu richten und so den Winkel zur Nordwest-Seite zu vermeiden.

c) die Gestaltung des aus dem reichen Felsenmaterial herausgehauenen schmalen Ständers unter dem kreisrunden Loch (Durchmesser 37 cm). Seine schmale Form und deren senkrechte Stellung zur Außenwand, die dem Priester nur rechts oder links einen Platz gönnte, schließt seine ursprüngliche Bestimmung als Altar einer Kapelle vollkommen aus. Daß der Ständer bei der späteren Umwandlung des Raumes zu einer Kapelle als Notbehelf an Stelle eines Altars dienen mußte und vielleicht behauen wurde, darf auf unser Urteil, daß der Ständer ursprünglich zu einem anderen Zweck gedient haben muß, keinerlei Einfluß ausüben. Auch der Einwand, daß der Ständer bei der Zerstörung des Sazellums vorweg hätte zerfallen werden müssen, beruht auf der reichlich abwegiger Voraussetzung, daß gerade dieser Ständer dem Zerstörer nicht nur bekannt, sondern auch ganz besonders verhaßt gewesen sein müßte. Ein solcher Einwand charakterisiert sich als eine Ausflucht, mit der man sich dem auf das Gestirnsheiligtum hinführenden logischen Gedankengänge entziehen möchte. Denn dieser gegen den Begriff eines Altars sich sträubende Ständer unter dem kreisrunden Loch gewinnt ja sofort seine einleuchtende Bedeutung, wenn an das Einfallen der Strahlen von Sonne und Mond in den Raum sowie an das Bedürfnis der Anbringung eines Schattenwerfers vor der Einfallsöffnung gedacht wird.

d) der Weinberger Aussichtsturm (Fissentnider Mühle) und der Weinberger Steintischberg — beide gelegen auf dem Hügelrücken, 6 1/2 km nordöstlich von der kreisrunden Öffnung des Sazellums — die einerseits die astronomisch richtigen Merkmale der durch das Sonnenloch des Sazellums laufenden Linien des nördlichsten Sonnen- und Mondextrems sind, zugleich aber auch archäologisch ausgezeichnete Orte! Mit der Anerkennung, daß es sich bei einem derartigen Zusammentreffen für das unvoreingenommene Denken nicht um einen Zufall handeln kann, erhebt sich die im Sazellum vorliegende Erscheinung über die Beurteilung als bloße kultische Ortung des Raumes — die ja auch als eine oberflächliche, laienmäßige gedacht werden könnte — und erfordert ihre Zurückführung auf eine sorgfältig-wissenschaftliche astronomische Betätigung der Alten. —

Übrigens sei dazu bemerkt, daß sich eine Berechnung der Entstehungszeit des Sazellums auch noch aus solchen astronomisch gut hergestellten Linien verbietet, weil die beiden großen (nach verschiedener Methode meßbaren!) Himmelskörper so langsam präzedieren, daß die in Rechnung zu ziehende Fehlergrenze größer ist als die Präzession in Jahrtausenden.

Jeder Beurteiler steht, wie ich glaube, angesichts der dargelegten Erscheinungen vor dem Scheidewege: Soll er sich verhalten, wie wenn eine ähnliche Nachricht aus Memphis oder aus Ur in Chaldäa käme? Darf sein Denken sich gegenüber diesen Erscheinungen genau ebenso vorurteilsfrei verhalten wie z. B. gegenüber der Nachricht, daß Prof. Unger in Ur in Chaldäa zwei zusammenhängende Tempelkomplexe aufgefunden habe, deren einer durch eine von ihm ausgehende Straße seine Beziehung zum nördlichen Sonnenextrem, deren anderer ebenfalls durch eine Straße seine Beziehung zum nördlichen Mondextrem aufweise, so daß dieser Tempel sich als ein Sonnen- und Mondheiligtum darstelle? — Oder darf das Vorurteil gegen Germanenastronomie bewirken, daß die Nachricht aus Chaldäa angenommen, die Nachricht von den Externsteinen aber abgelehnt wird, ob-

gleich sie nicht nur eine Entsprechung bringt, sondern bereits in manchen Punkten eine noch eindringlichere Begründung aufweisen kann?

Durch a bis d in Zusammenschau mit unserem sonstigen Wissen von germanischem Gestirnsdienst sind die Voraussetzungen für den Satz gegeben, daß es sich an den Externsteinen um ein baulich-landschaftliches Zeugnis für wissenschaftlich-astronomische Betätigung in Germanien zur Zeit der Entstehung des Sazellums handelt. Auch ganz allgemein angesehen, wird von einem gerechten Urteil für diesen Satz dasselbe Recht gefordert, mit dem in altertumsgeschichtlichen Werken unzählige Behauptungen aufgestellt und anstandslos geglaubt werden. Es wird bestritten, daß z. B. manche chronologisch-ethnologische Bestimmung eines in den Museen ausgestellten Fundstückes auf größere Glaubwürdigkeit Anspruch hat als obiger Satz. Die Evidenz der Tatsachen und die Vernünftigkeit der Kombination darf ihr Gewicht nicht verlieren, wenn es sich um die Aufweisung bisher unbekannter Zeugnisse germanischen Geisteslebens handelt. Mit diesen Ausführungen befinde ich mich in grundsätzlicher Übereinstimmung mit Neefel und bin gewiß, daß seine wohlwollend referierende Behandlung der Externsteintatsache durch die in Aussicht gestellte Ortsbesichtigung zur freudigen Zustimmung fortschreiten wird.

(Schluß folgt.)

Zum „Felsensarg“ unter dem Externstein

Don Dr. J. D. Plafmann

In Heft 3, 1932, dieser Zeitschrift wird auf S. 82 kurz über die Freilegung des sog. Felsensarges unterhalb des Felsens 1 der Externsteine berichtet. Die beigegebene Abbildung zeigt, daß der eigentliche „Sarg“ ursprünglich merkbar über dem Boden erhöht und durch zwei Stufen zugänglich gewesen ist. Dadurch verstärkt sich der Eindruck von einer altarartigen oder vielleicht besser noch bühnenartigen Vorrichtung ganz bedeutend: es ist längst die Ansicht geäußert worden, daß dieser mit dem Hauptfelsen verbundene, offenbar sorgfältig zugerichtete Stein ursprünglich einer kultischen Begehung, einer Art von Mysterium gedient hat.

Wenn Professor Dr. H. Hofmeister feststellen konnte, daß die Bearbeitung zum Teil dieselbe ist, wie bei einem vorrömischen Stein aus Mattium, so dürfte sich damit die von Giefers hartnäckig verfolgte Meinung erledigen, daß es sich hier um eine durch die Mönche von Abdinghof hergestellte christliche Nachbildung des Felsengrabes Christi handle. Ebenso natürlich die abenteuerliche, schon von Giefers bekämpfte Theorie, daß von den Römern hier die Mithrasmysterien begangen seien. (Es ist bezeichnend, daß zwei zu ihrer Zeit angesehene Gelehrte nur die Alternative „christlich“ oder „heidnisch-orientalisch“ kannten; der Deutsche hat sich von jeher am grimmigsten für den einen Fremden gegen den anderen geschlagen.) Das Bild (vgl. „Germanien“, Heft 1, 1933, S. 13) zeigt nun auf der rechten Seite des Blockes einen treppenartigen Ausgang, der anscheinend in die Richtung der Öffnung des Hauptfelsens führt, hinter welcher das große Runenzeichen in die Wand eingehauen ist. Dadurch verstärkt sich der Eindruck, daß es sich hier vielleicht um einen „Stationenweg“ gehandelt hat, einen Abstieg von der unteren Grotte zu dem noch tiefer gelegenen Felsensarg, der den Tiefpunkt des Amganges darstellte, während dieser seinen Höhepunkt vielleicht gar im Sazellum des Felsens 2 hatte. Dem sei wie ihm wolle: das Ritual einer Grablegung im Felsensarg kann man heute noch aus der ganzen Einrichtung ablesen. Ob in die Vertiefung des „Sarges“ sich ein lebendiger Mensch legte, wie Teudt es anzunehmen scheint (Ger-

manische Heiligtümer, 2. Aufl., S. 38 f.), oder ob nur eine kultische Nachbildung hineingelegt wurde, wie bei der symbolischen Grablegung Christi, sei dahingestellt. Im 39. Kapitel von Tacitus' *Germania*, auf die Teudt verweist, kann man schwerlich eine Parallele zu dieser kultischen Grablegung finden.

Nun kennen wir den Zauberschlaf als kultmythische Umdeutung des Todesschlafes aus der germanischen Sage; am deutlichsten in der Sage von der Schilbmaia oder Walfüre Brünhild, die von Odin (dem Totengott) mit dem Schlafdorn gestochen wird: „Auf dem Steine schläft die Streiterfahne; lodernd umleckt sie der Linde Feind.“ Die Spuren dieser Sage finden wir in einer ganzen Reihe von mittelalterlichen Geländenamen bezeugt. So wird im 11. Jhd. in einer Mainzer Urkunde ein großer Stein erwähnt, der „lectulus Brunichildae“, „Brunhildens Bett“ heißt, also vermutlich einen alten Kultstein bezeichnet, der als das „Bett“ der Walfüre galt. Im fränkischen Gebiete kommt eine ganze Reihe solcher „Brunhildensteine“ und „Brünhildenstühle“ vor (zusammengestellt durch Hans Raumann in dem Artikel „Brunhild“ im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens). Der „Stuhl“ ist übrigens als „Stafflum regis“ (Staffelstein mit mehreren Stufen) in aller Zeit immer ein Stein (Königstuhl, Kaiserstuhl). An die gleiche Vorstellung gemahnt auch das altdutsche Wort „wih-bed“, angelsächsisch „véo-bed“ (Weihbett) für Altar.

Dürfen wir den „Stein, der Brünhildens Bett genannt wird“, neben den Felsenjarg am Externstein stellen? Ist ein uralter Mythos von der Fahrt in die Unterwelt auf den „Helritt“ der Walfüre übertragen worden, und ist dieser Ritt zur Totengöttin einmal durch die Grablegung unter dem Bogen des Steines, des „Weihbettes“ dargestellt worden? Das ist vorerst Vermutung; aber einige greifbare Zusammenhänge dämmern auf, wenn wir in der Edda das Lied von „Brünhildens Helfahrt“ (Helreid Brynhildar) lesen und uns dabei die Situation vergegenwärtigen (vgl. Thule I, S. 104). Brünhild hat sich nach Sigurds Tode selbst auf dem Scheiterhaufen verbrannt und fährt nun, dem Geliebten folgend, zur Hel hinab. Am Rande der Unterwelt kommt sie an einer Felsenhöhle vorbei, in der eine Riesin wohnt. Diese redet sie an: „Nimmer darfst du dreist betreten die steingefüllten Stätten mein, solltest lieber Leinwand weben, statt frech zu folgen fremdem Gatten!“ Es entspinnt sich eine Wechselrede, in der Brünhild eine kurze Schilderung ihrer Schicksale gibt; zuletzt spricht sie: „Doch wir wollen die Welt verlassen, Sigurd und ich — Versink, Riesin!“

Es ist schon äußerst merkwürdig, daß die Todesfahrt, die Fahrt in die Unterwelt an einer Felsenhöhle vorbeiführt; darf man daran denken, daß der Felsenjarg sich unterhalb der Höhle befindet und daß der Weg abwärts an dieser vorbeiführt? Es wäre ja nicht ganz ausgeschlossen, daß eine alte kultische Vorstellung durch Zufall nur in diesem jüngeren Erzeugnis des Eddadichters erhalten wäre. Im übrigen ist ja diese Helfahrt (sie erfolgt bezeichnenderweise in dem Wagen, in dem hochgeborene Frauen verbrannt zu werden pflegten) nur eine motivische Verdoppelung des ursprünglichen Brünhildensmotives: die Vertraute des Totengottes, die auf dem Steine in den mythischen Schlaf versenkt wird (durch den Totengott selbst), befindet sich ja schon in der Umklammerung der Hel; und die Waberlohe dürfte ursprünglich mit dem Scheiterhaufen, auf dem sie sich verbrennen läßt, gleichbedeutend sein. Und der Held ohne Furcht, der sie erlöst und zu den Menschen zurückbringt, um dann wieder mit ihr zu sterben, sieht sehr dem „Sonnenhelden“ ähnlich, als den man wenigstens von der mythischen Seite her Sigurd wohl immer noch ansehen darf. Die Bemerkung gerade dieses Liedes, daß der Held erst den Drachen erschlagen muß, um der Jungfrau würdig zu sein, stellt ja den mythischen Tatbestand vollständig her. Mehr werden wir kaum sagen dürfen, ohne der Phantasie allzu viel zuzugestehen.

Wir finden jedoch in einer ganz anderen Quelle, nämlich bei dem Langobarden Pau-

lus (Diaconus), eine ganz eigentümliche Nachricht, die ebenfalls in die Richtung des mythischen Schlafes als Kultgebrauch weist (I, 4): „Ich halte es nicht für unnützlich — da die Feder sich noch mit Germanien beschäftigt —, ein Wunder, das daselbst in aller Munde ist, nebst einigem andern kurz zu berichten. An den fernsten Grenzen Germaniens nach Westen zu erblickt man am Strande des Meeres unter einem hohen Felsen eine Höhle, wo sieben Männer, man weiß nicht seit wann, in langem Schlafe liegen, nicht bloß am Leib, sondern auch an den Kleidern ganz unverfehrt, so daß sie gerade darum, weil sie so viele Jahre hindurch ohne jede Verwesung geblieben sind, bei jenen rohen und ungelehrigen Völkern in großer Verehrung stehen. Der Kleidung nach zu schließen muß man sie für Römer (?) halten. Als einmal jemand aus Vorwitz einen derselben entkleiden wollte, so dorrt' ihm bald darauf, wie erzählt wird, die Arme ab, und diese seine Strafe verbreitete solchen Schrecken, daß seitdem keiner mehr dieselben anzurühren wagte.“

Was hier im Stile einer christlichen Legende erzählt wird, dürfte bei aller Zweifelhaftheit von Paulus' Gewährsmännern doch die Spur eines kultischen Tatbestandes wiedergeben, denn die Nachricht kann schwerlich ganz erfunden sein. Die Höhle unter dem hohen Felsen erinnert wieder merkwürdig an die Grotte in den Externsteinen. Die Unverfehrtheit läßt wohl darauf schließen, daß es sich hier in Wirklichkeit um Bilder handelte, deren Unantastbarkeit auf christliche Weise durch eine typische Schauergeschichte nach Legendenmanier erhärtet wird. Vielleicht darf man diese sieben Männer, die nach Paulus den Nordmännern einmal das Christentum bringen sollen, neben die „sieben Brüder“ stellen, die in mancher Bekehrungsgeschichte eine Rolle spielen (so in der Sage von den Karlsteinen bei Osnabrück, wo sie um den zum christlichen Altar gemachten alten Kultstein sieben Buchen pflanzen). Denkt man an die franko-lantabrischen Kulthöhlen am Atlantik, deren winter Sonnenwendlicher Charakter kaum zweifelhaft ist, so können wir in jener vielleicht ein nordatlantisches Gegenstück erblicken, dessen winter Sonnenwendlicher Charakter vielleicht auch in einer Anordnung von Felsenjargen zum Ausdruck kam.

Die vorstehenden Ausführungen waren schon niedergeschrieben, als die Erklärung der Bunderune auf der Felssoberfläche des Felsenjarges durch Herman Wirth in dieser Zeitschrift (Heft 1. 1933) veröffentlicht wurde. Wirths Auffassungen von diesen Zusammenhängen sind fast die gleichen wie die (unabhängig davon) von mir vorgetragenen. Insbesondere sei noch auf die uralte Bedeutung der Bunderune „linar-laukar“ hingewiesen, die auf ein Grablegungsritual deutet; die auf dem Felsen schlafende, nur von der brennenden Hede umgebene Walfüre mag als Kompromiß zwischen dem steinzeitlichen Brauch der unverbrannten Leichenbeisetzung und der späteren Verbrennung aufgefaßt werden. Jedenfalls zeigt die ganze Anlage des Felsenjarges, daß er bewußt als eine Darstellung der „Unterwelt“ unterhalb der Höhle angelegt worden ist. Die Höhle mit der Todesrune liegt also am Rande der Unterwelt, wie in dem Gedicht von Brünhildens Helfahrt; auch in diesem Gedicht muß die zur Unterwelt Fahrende die Höhle durchschreiten, denn die Steinriesin will sie am Betreten hindern. Brünhild muß sich den Weg freimachen, indem sie die Riesin — die wohl als der personifizierte Fels am Rande der Unterwelt aufzufassen ist — bannt mit der Formel: „Versinke, Riesin!“ Hierin scheint der Mythos von der Spaltung des Steines hineinzuspielen; auch Olaf bahnt sich in der Saga von Olaf dem Heiligen den Weg durch eine Klippe gegen eine Felsriesin.

Die trümmerhaft und spät überlieferten eddischen Zeugnisse können uns natürlich nur ein schwaches Bild geben von dem ursprünglichen Sinn dieser vermenslichten Mythen. Doch vergleiche man das, was Paulus über die sieben, in der westwärts (!) gerichteten

Höhle unter dem Felsen liegenden Männer in fremdartiger Kleidung sagt, mit dem, was Wirth über die in Leinen und Lauch gehüllten Insassen der Megalithgräber ausführte. Wenn nach Paulus diese unverwesten Toten den Grabhändler mit Verborren der Arme strafen, so erinnert das an andere Grabhändlergeschichten. Vor allem aber jener merkwürdige Bericht, daß durch diese Männer einmal die dort wohnenden Völker zur reinen, wahren Religion berufen werden sollen; man denkt dabei unwillkürlich an die „fir-side“, die Insassen der altirischen Grabhügel, die einst mit der wahren, reinen Religion der Ahnen aus ihren Hügeln wiedertekhren sollen. So soll ja auch noch der mythische Kaiser aus seiner Bergwohnung zurückkehren, „um die verderbte Kirche zu läutern und zu bessern“.

Don germanischer Musik

Don Oskar Kroll, Wuppertal.

Musikalische Vorbedingungen ¹⁾

Der Wunsch nach geschichtlicher Vollständigkeit veranlaßt zur Frage nach den ersten Anfängen der Musik. Leider können wir hier aber an Stelle einer exakten Antwort nur die verschiedensten spekulativen Hypothesen anführen. Der Kunstwissenschaftler hat es bei ähnlichen Arbeiten ungleich leichter, denn ihm bietet sich verhältnismäßig viel Material in den Funden von vorgeschichtlichen Steinzeichnungen, Schmuckstücken, verzierten Gefäßen und ähnlichen Dingen. Musik jener Zeit hat sich jedoch nicht zu erhalten vermocht, da eine Notenschrift noch unbekannt war. Man hat zwar unternommen, einige nicht zu deutende Runenzeichen als Musikennoten zu erklären, doch erscheint diese Lösung nicht völlig glaubhaft; auch stammen diese Runen aus jüngerer Zeit. Ferner hat die mündliche Überlieferung die Melodien vielfach verändert, so daß man ihre ursprüngliche Gestalt — soweit sie sich überhaupt noch in Kinder- und einzelnen Volksliedern verbergen sollte — nicht mehr erkennen kann.

Auch die vergleichende Völkerkunde muß hier versagen, denn die Musik der niedrigsten uns bekannten Volksstämme hat bereits eine lange Entwicklung erlebt; und „wenn die Darstellung etwa eines Baumes von der Hand eines Papuas mit derjenigen eines Indianers durch die Gemeinsamkeit des realen Vorbildes noch Vergleiche ermöglicht, so spricht sich z. B. in beider tonkünstlerischem Ausdruck der Freude rein subjektiv das Seelenleben völlig verschieden gearteter Völker durch zwei gegenseitig unabhängige Musiksysteme incommensurabel aus.“ (H. J. Moser, Geschichte der deutschen Musik, 1920 ff., B. I, S. 5.)

Den Ursprung der Musik sucht jeder Forscher in einem anderen Phänomen: „So leiten Demokrit und Lukrez die Musik aus der Nachahmung von Vogelgesang, Wasserischwall, Bäumerausgehen und Windessausen her. Rousseau, Herder und Spencer lassen die Tonkunst aus feierlich gesteigerter Sprachmelodik entstehen, Darwin sieht den stärksten Antrieb zur Singfreudigkeit und damit zur Musik im Liebeswerben bei der Zuchtwahl, dem Volkswirt Bücher ergibt sich als Ausgangspunkt die arbeitsbeflügelnde Kraft des Rhythmus, während Pastor „Musik als Zauber“ im Dienst des Fetischismus und der Hypnose als erstes annimmt. Will Dommer allzu idealisierend von vornherein in dem Streben nach religiöser Erhebung den Antrieb zur großen späteren Entwicklung erblicken, sucht Wallaschek in der Entdeckung der Overtöne auf überblasenen Hörnern den sprin-

¹⁾ Wir knüpfen hier an Arbeiten des Verfassers an, die in „Germanien“, 3. Folge, 1932, Heft 5/6 veröffentlicht worden sind: I. Kult- und Volksmusik. II. Musik in Sage und Märchen, Kunstmusik und Musiker. — In der 2. Folge, 1930, Heft 2, 3 und 4 hatten wir vom gleichen Verfasser eine Arbeit über „Die Musikinstrumente germanischer Vorzeit“ gebracht. Schriftleitung.

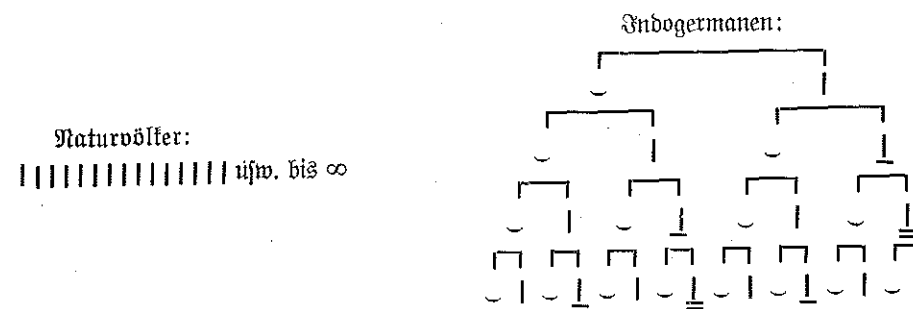
genden Punkt, so leitet Stumpf aus dem gleichzeitigen Erllingen allerer Signalarufe von verschiedener Tonhöhe das Zustandekommen des Konsonanzbegriffes her und liefert damit die einzige Hypothese, die wenigstens als „glaubwürdiger Anlaß“ zwingend zur Musik im europäischen Sinn hinführt.“ (Mofer, S. 5—6.)

In ihrer Einseitigkeit ist wohl keine der Theorien¹⁾ unbedingt richtig, vielmehr werden all diese Erscheinungen — bei einem Volk diese, beim anderen jene in stärkerem Maße — an der „Erfindung“ der Musik zusammengewirkt haben. Für die germanische Musik scheint gerade die Theorie Stumpfs besondere Geltung zu haben. Danach verständigten sich Jäger, Boten und Hirten durch weitklingende Rufzeichen, deren Hörkreis man zuerst durch die hohle Hand, späterhin durch sprachrohrähnliche Instrumente erweiterte, bis eines Tages deren Eigenton entdeckt wurde. Gelegentlich ertönten diese Zeichen wohl auch von mehreren Seiten zugleich mit hohen und tiefen Stimmen, so daß der Hörer auf die entstehenden Zusammenklänge aufmerksam wurde und — durch die besondere Veranlagung der Indogermanen — die Intervalle von möglichst einfachen Schwingungsverhältnissen²⁾ als Konsonanz empfand.

Als Rhythmiker nehmen die Indogermanen einen besonderen Platz ein. Fast alle Naturvölker verwenden den monotonen Rhythmus einer unendlichen Folge von untereinander gleichwertigen Schlägen, der von einer hypnotisierenden und auf die Dauer ungemein erregenden Wirkung ist.³⁾ Im Gegensatz dazu besitzt der Rhythmus der Indogermanen eine sinnreich zusammengeschachtelte Folge von untereinander ungleichwertigen Schlägen (Rhythmus).

„Alle organischen Bewegungen manifestieren sich durch Diastolen und Systolen“⁴, sagt Goethe in seinem Entwurf einer Tonlehre (1810), was etwa besagen soll, daß unsere Rhythmis ein Abbild der Herzstätigkeit des menschlichen Organismus gibt. Dadurch mag unserm Rhythmus vielleicht die so „wundersam belebende Energie“ zu eigen sein, die der sinnlosen Systolen-Folge der niederen Völker mangelt.

Graphisch stellt Moser (S. 8) die Rhythmen der verschiedenen Völker folgendermaßen dar:



Modifikationen innerhalb dieser Rhythmik liegen dem Germanen nicht so recht. Die verzweigten, scharf punktierten und synkopierten Rhythmen der Slawen und Romanen sind

¹⁾ Literatur: C. Stumpf, „Musikpsychologie in England (Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft, 1884). — R. Bücher, „Arbeit und Rhythmus“, 1919. — W. Pastor, „Die Geburt der Musik“, 1910. — Dommer-Schering, „Handbuch der Musikgeschichte“, 1914. — R. Wallaschek, „Die Entstehung der Musik“, 1904. — C. Stumpf, „Die Anfänge der Musik“, 1911.

2) Oktave = 1:2, Quinte = 2:3, Terz = 4:5 usw.
 3) Man kann ähnliches zuweilen bei einzelnen stark negroiden Stücken der Jazzmusik beobachten, wo die eigenartig trockenen Schläge der Holztrommel einen gleich monotonen Rhythmus angeben.
 4) Diastole = Erweiterung, Systole = Zusammenziehung des Herzens.

ihm fremd, auch verwendet er fast ausschließlich zwei- und dreiteilige Takte in Vierer-Gruppierung, wahren jene auch fünf- und siebenteilige Takte und drei- und fünftaktige Bindung lieben. Vergleiche des deutschen Ländlers und Rheinländlers mit dem spanischen Bolero, der französischen Bourrée, der italienischen Tarantella, dem ungarischen Csardas und der polnischen Polonaise zeigen schlagend die rhythmische Einfachheit der deutschen Tänze. „Vielleicht liegt der Grund dieser Einseitigkeit in der Einfachheit, Geradheit, ruhigen Kraft unseres nationalen Temperaments, das von Esprit und Raffinement gleichweit entfernt bleibt; eine Naivität, die nach Skandinavien hin sogar noch zunimmt.“ (Roser, S. 9.)

Nach W. Pastor besitzen die Indogermanen eine schreitende, die anderen Rassen vorzugsweise eine gleitende Melodik; also erstere bedienen sich größerer Intervalle, deren kleinstes ein Halbton ist¹⁾, während letztere mit möglichst kleinen Intervallen, auch vielfach mit Drittel- und Viertelklönen musizieren. Außerdem wird die germanische Melodiebildung stark durch ein gewisses harmonisches Denken beeinflusst, d. h. die Melodielinie setzt sich aus den einzelnen Bestandteilen bestimmter Akkorde zusammen, die durch einzelne Zwischenglieder miteinander verbunden sind.

Überhaupt besitzen die Germanen — wie die Kelten und Slawen — eine besondere Begabung auf dem Gebiete der Harmonik. Die ältesten Zeugnisse mehrstimmiger Musikübung stammen etwa aus dem Jahre 850, indessen darf man wohl annehmen, daß in Germanien schon viel früher mehrstimmig musiziert wurde. Werden doch gerade die Völker des Nordens als „Entdecker“ der Mehrstimmigkeit angesprochen. Besonders der belgische Musikschriftsteller Fétis²⁾ stellte eine entsprechende Hypothese auf, die sich vor allem auf ein Zeugnis des englischen Chronisten Giraldus Cambrensis (1185) aufbaut, der im 13. Kapitel seines Buches „Cambriae Descriptio“ von der Musik aus dem Norden Englands („jenseits des Humber“) folgendes zu berichten weiß: „Der eine brummt die untere, der andere singt dazu die obere Stimme, und das tun sie weniger in kunstgemäßer Weise als aus der ihnen eigenen alten Gewohnheit, die ihnen durch lange Übung zur zweiten Natur geworden ist. Denn die Art und Weise hat im Volk so tief Wurzel gefaßt, daß kaum irgendeine Melodie, so einfach wie sie ist, sondern stets in einer gewissen Mehrstimmigkeit gesungen wird. Und was noch erstaunlicher ist: selbst ihre Kinder machen es so, wenn sie singen. Aber nicht alle Engländer singen in dieser Art, sondern nur die des Nordens. Und ich glaube: sie bekamen diese Kunst zuerst ebenso wie ihre Sprache von den Dänen und Norwegern, die so oft ihr Land besetzten und es solange im Besitz hatten.“ (S. Unger, Musikgeschichte in Selbstzeugnissen, 1928.)

Es muß indessen zugegeben werden, daß diese Stelle nicht unbedingt eine zweistimmige Musik belegt. Irgendwelche harmonische Beziehungen der Stimmen zueinander sind von Giraldus Cambrensis nirgends angedeutet. — Übrigens braucht man aus den Worten „weniger in kunstgemäßer Weise“ nicht herauszulesen, daß es sich bei dem Gesang um ein rohes, unfertigiertes Geschrei handelte. Sie besagen lediglich, daß diese Art der Musik nicht mit den — aus dem Süden stammenden — Regeln der kirchlichen Kunstmusik in Einklang stand.

Aus dem mehrstimmigen Bezug der Saiteninstrumente schließt Fétis auf harmonische Begleitung des Gesanges, auch glaubt er, aus dem paarweisen Vorkommen der bronzzeitlichen Luren — die Paare haben stets die genau gleiche Stimmung — mehrstim-

mige Musik für Germanien erweisen zu können. Indessen kann man auch diesen Gründen widersprechen, denn auf den verschiedenen Saiten der Zupfinstrumente braucht man ja nicht unbedingt Akkorde oder eine zweite Stimme zum Gesang gespielt zu haben, sondern es wäre auch möglich, daß man nur den Klang der Gesangsmelodie verstärkte. Ebenso bei den Luren: Man kann sich sehr gut vorstellen, daß sie einstimmig nach verschiedenen Himmelsrichtungen oder einander antiphonisch antwortend geblasen wurden; nichts aber zwingt zur Annahme einer zweistimmigen Musik. Übrigens findet man die paarweise Verwendung eines Musikinstruments zur Klangverstärkung auch in Asien und Amerika, sowohl im Altertum als in unserer Zeit. (Vergleiche: „Germanien“, 1930, 2. Folge, 3. Heft, S. 62—64.) Sehr wichtig ist aber die Tatsache, daß sich die Mehrstimmigkeit plötzlich überall da ausbreitete, wo die Normannen Eroberungen machten, während sie dort vorher unbekannt gewesen war. Das ergibt sich nicht nur aus dem Zeugnis des Giraldus Cambrensis für das nördliche England, sondern läßt sich auch für Griechenland und Rom nachweisen.

Alles in allem muß zugegeben werden, daß Fétis' Beweisführung einer kritischen Sondierung nicht immer völlig Stand hält. Indessen darf aber nicht vergessen werden, daß man seine Theorie zwar anzweifeln kann, daß es jedoch bis jetzt noch nicht möglich war, sie als falsch zu erweisen. Es existiert kein Zeugnis, daß gegen eine mehrstimmige germanische Musik spricht. — Denken wir aber nochmals an die oben erwähnte besondere Begabung der Germanen für die Harmonik und an Stumpfs Theorie von der Entstehung der Musik zurück, so müssen wir doch zu dem Schluß kommen, daß man die Mehrstimmigkeit der germanischen Musik zwar nicht erweisen kann, daß man sie aber trotzdem höchstwahrscheinlich schon für die ältesten als bekannt voraussetzen darf.

Wissenschaftlich und unvoreingenommen?

Ohne der Entscheidung im Kampf für oder gegen Herman Wirth im geringsten vorzugreifen zu wollen, ist es doch wissenschaftliche Pflicht, über den sachlichen Verlauf dieses Kampfes zu wachen und still oder laut gegen jede Spiegelfechterei Stellung zu nehmen.

Als vor einiger Zeit auf die Streitschrift von Wiegers gegen Wirth, die von fünf Fachgelehrten herausgegeben war, unter dem Namen Bäumlers¹⁾ eine Entgegnung erschien, die acht Wissenschaftler vereinigte, wurde dies der Anfang zu einem nicht ohne persönliche Voreingenommenheiten und nicht ohne deutlich merkbare Absicht geführten Kleinkrieg innerhalb der Gelehrtenschaft.

Zwei Beispiele hierfür sind die beiden Besprechungen, die Jacob-Friesen in den „Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte“ Nr. 6 (1932), S. 96—98 und Kuhle in der Zeitschrift „Die Neue Literatur“, Nov. 1932 (unter dem Titel „Unsere Meinung“) S. 533/34 veröffentlicht haben. Beide Artikel entwerfen von der in Wahrheit für Herman Wirth eintretenden Sammelschrift Bäumlers ein Bild, das den Glauben erwecken könnte, die behandelten Abhandlungen aus Bäumlers Buch seien von einer Verwerfung Wirths nicht eben weit entfernt.

Um dieses Bild so zeichnen zu können, werden Sätze oder Teile von Sätzen, ja Bemerkungen oder gar Fußnoten aus dem Zusammenhang gerissen und in leicht durchschaubarer

¹⁾ Die deutsche und tschechische Vierteltonmusik ist ja nicht organisch gewachsen, sondern in neuerer Zeit nach orientalischen Vorbildern konstruiert!

²⁾ F. J. Fétis, Histoire générale de la musique. B. 1 (1869), S. 161/162, und B. 4 (1874), S. 366 ff., 419 ff., 465 ff. Ferner: Biographie universelle des musiciens, B. 1 (1837), S. XXXI, CXXVI ff.

¹⁾ Was bedeutet Herman Wirth für die Wissenschaft? Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Fehrl-Heidelberg, Priv.-Doz. Dr. Heberer-Tübingen, Prof. Dr. Jung-Marburg, Prof. Dr. Friedberg-Berlin, Prof. Dr. Redel-Berlin, Prof. Dr. Strzgowski-Wien hg. v. Prof. Dr. A. Bäuml-Dresden. 1932. 8°. 94 S. u. 85 Abb. Berl. Koehler & Amelang, Leipzig. Geh. 3.80 M.

Abicht nebeneinander gestellt. Die Verwendung von Anführungsstrichen soll dabei den Eindruck großer Sachlichkeit und Genauigkeit erwecken. Einige Proben mögen in folgender Gegenüberstellung die kaum glaubliche wissenschaftliche Haltung Jacob-Friesens und Ruklebs, die dazu nicht ganz voneinander unabhängig zu sein scheinen, der Sammelschrift Bäumlers gegenüber veranschaulichen.

Wir stellen das, was die beiden Rezensenten über die Mitarbeiter an der Bäumlerschen Schrift bringen, nebeneinander, wobei die dem Sinn oder dem Wortlaut nach gemeinsamen Sätze beider gesperrt gedruckt erscheinen. Darauf folgt jedesmal der wahre Zusammenhang bei Bäumler, der den wahren Sinn der entstellten Stelle wiederherstellen soll.

Beitrag Prof. Nedel, Herman Wirth und die Wissenschaft.

Jacob-Friesen:

(Nedel.) „Nedel muß zugeben, daß bei Wirth Befunde und Deutungen — die Sachen und der ihnen beigelegte Sinn — leider sehr häufig ein Ganzes bilden, das den Anspruch zu erheben scheint, als Ganzes angenommen und geglaubt zu werden. R. spricht also nicht etwa von Beweisen, die doch jede Wissenschaft verlangt, sondern von einem Glauben, und er selbst glaubt nicht alles das, was Wirth vorbringt, gibt aber zu, daß die Stellungnahme zu dem eigentlichen Kernstück der Wirthschen Urreligion eine Gesinnungs- und Gefühlsangelegenheit und keine Sache der Wissenschaft ist. Etwas anderes wollte ja Wiegers auch nicht beweisen.“

Ruklebs:

(Nedel.) „Die Wissenschaft ... kann nur feststellen, daß die Vereinigung des Wirthschen Urglaubens mit dem, was auf Grund der Schriftquellen ... feststeht, die ernstesten Schwierigkeiten macht. Sie ... muß bedauern, daß sein Urheber der Edda, den Stalden, den Sagas die ihnen gebührende Aufmerksamkeit eben so vorenthalten hat, wie den empirisch gewonnenen Gesetzen der Sprachgeschichte und Etymologie.“

Bäumlerschrift:

(Beitrag Nedel, S. 18.) „Die wissenschaftliche Stellungnahme zu ihnen (nämlich den Wirthschen Sammlungen und Gedanken) ist gewiß nicht leicht — und ist wohl aus diesem Grunde in der mehrfach genannten Streitchrift völlig unterblieben —, denn wie schon oben zitiert hervorgehoben, bilden Befunde und Deutungen — die Sachen und der ihnen beigelegte Sinn — leider sehr häufig ein Ganzes, das den Anspruch zu erheben scheint, als Ganzes angenommen und geglaubt zu werden. Immerhin dürfte mit Hilfe des Abbildungsmaterials ein sachliches Urteil möglich sein. Auch ungedeutet sind die Zeichen und Symbole, die gleich oder ähnlich an den verschiedensten Stellen des Erdballes sich wiederholen, in ihrer Fülle eindrucksvoll genug, und die kalendrische Bedeutung vieler von ihnen darf wohl schon jetzt als plausibel bezeichnet werden ...“

(Nedel, S. 20.) „Wirths große Schau vom Geistgott, vom Gottessohn, der als Jahrgott mit gefallenen Armen niedersteigt zum Dunkel und mit erhobenen Armen wieder aufersteht, wenn das Jahr sich erneuert, vom Jahr als Bild der Ewigkeit und des Menschenlebens und vom „Stirb und Werde!“, steht und fällt, soweit ich sehe, mit ihrem eigenen inneren Wert, und so ist die Stellungnahme zu ihr eine Gesinnungs- und Gefühlsangelegenheit, keine Sache der Wissenschaft. Diese kann nur feststellen, daß die Vereinigung des Wirthschen Urglaubens mit dem, was auf Grund der Schriftquellen feststeht, die ernstesten Schwierigkeiten macht. Sie kann den bestehenden Sinnzusammenhang nicht widerlegen, den Wirth aus den Felsbildern und aus indianischem und anderem Folllore herausgelesen hat, muß aber bedauern, daß sein Urheber der Edda, den Stalden, den Sagas die ihnen gebührende Aufmerksamkeit ebenso vorenthalten hat, wie den empirisch gewonnenen Gesetzen der Sprachgeschichte und Etymologie.“

Aus dieser Gegenüberstellung geht wohl klar genug hervor, daß Jacob-Friesen sowohl wie auch Ruklebs ein ebenso klares Unterscheidungsvermögen in bezug auf vergleichende wissenschaftliche Methodik und persönliche religiöse Überzeugung zu wünschen wäre, wie Nedel es in seinen Worten an den Tag legt. Denn in der Trennung beider, nicht aber in der Beurteilung Herman Wirths liegt der Sinn von Nedels Ausführungen.

Beitrag Priv.-Doz. G. Heberer, Die Stellung der Anthropologie zu dem Werke Herman Wirths.

Jacob-Friesen:

(Heberer.) „Der Anthropologe H. betont, Wirth sei sich wohl bewußt, daß zahlreiche

Ruklebs:

(Heberer.) „Es scheint durchaus verständlich, daß bei dem umfassenden Komplex der

seiner Annahmen auf schwachen Füßen stehen! — Wichtig ist das Zugeständnis von H., daß es natürlich völlig zweifelhaft sei, ob sich Wirths Hypothese von der Entstehung seiner konstruierten nordischen Ur rasse im pliozänen Arktisgebiet halten lassen wird. Damit bricht eine der Hauptstützen des Wirthschen Gebäudes in sich zusammen, und dieser Sturz wird ausgerechnet durch einen seiner Verteidiger veranlaßt.“

von Wirth benötigten Wissenschaftszweige auf denjenigen Gebieten, auf denen er nicht Fachmann sein konnte, Irrtümer unterlaufen konnten, bzw. Hypothesen aufgestellt wurden, die ... als durch das vorliegende Material nicht gerechtfertigt erscheinen mußten.“ (Der Satz heißt bei Heberer ohne Auslassungen „die den betreffenden Fachleuten als durch das bisher vorliegende Material [d. i. „Der Ausgang der Menschheit“] nicht gerechtfertigt erscheinen mußten.“)

Bäumlerschrift:

(Beitrag Heberer, S. 21.) „Die kritisierenden Autoren — und das ist ein wesentlicher Punkt, in dem sie Wirth nicht gerecht werden — haben es nicht für erwähnenswert gehalten, daß Wirth sich wohl bewußt ist, daß zahlreiche seiner Annahmen auf schwachen Füßen stehen, nur Provisionaria sein können, daß sie gegenüber den landläufigen Meinungen der Anthropologen und Prähistoriker als zumindest äußerst kühn und nur ungenügend begründet erscheinen müssen.“

Was man also Wirth nach dem Willen H.s zugute halten sollte, daraus macht man ihm einen Vorwurf! Die „Hauptstütze“ Wirths bricht nach H. durchaus nicht zusammen, sondern H. kommt nach sechs Zeilen zu dem Schluß, daß

„eine Abgabelung desjenigen Zweiges (vom Urmenschen), der als Sapienstyp zu bezeichnen wäre, nach Norden abwanderte oder abgedrängt wurde und hier sich zu demjenigen Rassenkomplex differenzierte, den Wirth als Träger des arktischen Kultzentrums aufgestellt hat.“

Und etwas weiter heißt es über diese Hypothesen:

„Die Berechtigung der sub I. formulierten Wirthschen Grundhypothesen [= zu Beginn der Eiszeit schon Siedlungs- und Kultzentrum in der Arktis] kann nicht bestritten werden.“ (Von Heberer gesperrt!)

(Heberer, S. 21.) „Von vornherein muß zu diesen Kritiken gesagt werden (gemeint ist Wiegers), daß sie sich fast durchweg auf der Oberfläche der Probleme bewegen, Einzelheiten betreffen, die die Wirthschen Grundannahmen kaum oder doch nur unwesentlich berühren. Die eigentlichen Kardinalfragen, zu denen die Anthropologie vornehmlich „Stellung zu nehmen“ hätte, werden überhaupt nicht diskutiert. Es ist deshalb auch unnötig, die Diskussion der von den Autoren aufgegriffenen Einzelfragen hier weiterzuführen. Den folgenden Erörterungen möchte ich nun zunächst eine grundsätzliche Bemerkung vorausschicken: Das Werk Herman Wirths ist eine kulturgeschichtliche Synthese von einem Umfang, der nicht nur dem Außenstehenden, sondern erst recht demjenigen, der persönlich oder auch nur sachlich einen tieferen Einblick genommen hat, nur Bewunderung abnötigen kann. Das braucht natürlich durchaus nicht dazu verleiten, weniger kritisch zu sein! Es erscheint aber durchaus verständlich, daß bei dem umfassenden Komplex der von Wirth bei seiner Synthese benötigten Wissenschaftszweige auf denjenigen Gebieten, auf denen er nicht Fachmann sein kann, Irrtümer unterlaufen konnten bzw. Hypothesen aufgestellt wurden, die den betreffenden Fachleuten als durch das bisher vorliegende Material nicht gerechtfertigt erscheinen mußten.“

Beitrag Prof. Dr. Walter Kriedberg, Wirth und die amerikanische Kulturgeschichte.

Jacob-Friesen:

(Kriedberg) „Der Ethnologe Kriedberg nimmt zu Wirths Anschauungen über die altamerikanische Kulturgeschichte Stellung. Zunächst begreift er nicht, wie ein Leser, dem die Voraussetzungen des Fachwissens fehlen, oder der die Fachwissenschaft sogar ablehnt, ihm (d. h. Wirth) mit vollem Verständnis durch das Labyrinth seiner Ausführungen folgen kann.“

Sodann betont K., daß die Arbeitsweise Wirths keineswegs voraussetzungslos, wie er meint sei, und daß sie „Gefühlsmomente in die Erörterungen hinein trage“. — Weiter spricht K. von ganz verfehlten, auf der mangelnden Kenntnis des Materials beruhenden Deutungen Wirths und weist darauf hin, daß Wirths Darstellungen der altamerikanischen Hochkulturen „als düsteres Bild durchaus einseitig und schief“ sind. Über die sprachlichen Feststellungen Wirths urteilt K.: „Die von ihm aufgestellten Gesetze der Umkehrung, der vokalischen Lautverschiebung und des jahreszeitlichen Ablautes der Vokale heben in der Tat jede Sprach-

Ruklebs:

(Kriedberg) „Die Arbeitsweise Wirths ... ist keineswegs voraussetzungslos, wie er meint, ... sie trägt Gefühlsmomente in die Erörterung hinein ... hier handelt es sich um den Glauben (!) an die absolute physische, ethische, religiöse, intellektuelle und kulturelle Überlegenheit der postulierten (!) arktisch-atlantischen Ur rasse über alle anderen ... Wirth gibt nirgends eine klare und umfassende

wissenschaft auf und machen es schließlich möglich, nicht nur jede beliebige Sprache aus einer anderen, sondern sogar alle Worte aus- einander abzuleiten.“ Charakteristik seiner arktisch-nordischen Kultur (!).“

Bäumlerschrift:

(Krideberg, S. 36.) „Obwohl Wirth nirgends eine klare und umfassende Charakteristik seiner ‚arktisch-nordischen‘ Kultur gibt, geht doch aus zahlreichen Bemerkungen hervor, daß er sie sich als einen großen, in der Hauptsache einheitlichen Kulturkreis denkt, der den polaren Gegensatz zu den subtropischen und tropischen Kulturen der dunklen ‚gondwanischen‘ Urvölker bildet.“

(Beitrag Krideberg, S. 31.) „Wie ein solcher Leser, dem die Voraussetzungen des Fachwissens fehlen, oder der die Fachwissenschaft sogar ablehnt, ihm mit vollem Verständnis durch das Labyrinth seiner Ausführungen folgen kann, begreife ich nicht; da die Wirkung aber trotzdem zweifellos eingetreten ist, kann sie nur von den ethischen und religiösen Ideen, die überall den Hintergrund und die Voraussetzung der rein wissenschaftlichen Erörterungen bilden, ausgegangen sein. Der ethisch-religiöse Hintergrund darf bei der Betrachtung seiner einzigen der von Wirth behandelten Spezialfrage aus den Augen verloren werden. Auch in dieser Beziehung läßt sich die Arbeitsweise Wirths nicht mit derjenigen anderer Wissenschaftler vergleichen. Sie ist keineswegs voraussetzungslos, wie er meint, nur weil er sich von allen Arbeitshypothesen und Kulturwanderungstheorien unter der Devise „ex oriente“ losgelöst hat (denn Wirth verfährt mit genau derselben Energie den Standpunkt des „ex septentrione“), und sie bringt Gefühlsmomente mit in die Erörterung hinein. Hier handelt es sich freilich nicht mehr um eine Arbeitshypothese, wie sie jede Wissenschaft braucht, sondern um eine Weltanschauung; um den Glauben an die absolute, physische, ethische, religiöse, intellektuelle und kulturelle Überlegenheit der postulierten arktisch-arktischen Urrasse über alle anderen, insbesondere die in den mittleren Gebieten des Erdballes beheimateten dunkleren Rassen, mit denen sie sich später vermischt.“

(S. 36.) „Mir scheint, daß dieser Teil der Wirth'schen Forschungen, den er ja auch in seinem neuesten Werk mit Recht in den Vordergrund gerückt hat (Untersuchung der Kultsymbolik), der Kulturgeschichte nicht nur den Weg zu einer Fülle wertvollen, bisher unbeachteten Materials gewiesen, sondern auch die Augen für viele, für die Frage der Kulturverbreitung wichtige Probleme geöffnet hat. Die amerikanische Religionsgeschichte wird sich sicher noch oft mit den von Wirth gegebenen Erklärungen kultischer Symbole zu beschäftigen haben.“

(S. 40.) „Die mittelamerikanische Hochkultur ist wahrscheinlich aus der Mischung von Hoch- und Tieflandsstämmen erwachsen und hat immer wieder frisches Blut von Norden und Süden her empfangen. Das düstere Bild, das Wirth von ihr entwirft, ist durchaus einseitig und schief, weil er die Mythen in den Vordergrund rückt und ihren blutigen Kult und ihre dämonisch-fragenhafte verzerrte Maskensymbolik für das Wesen der mittelamerikanischen Hochkultur hält.“

(S. 43.) „Die von ihm aufgestellten Gesetze der Umkehrung der konsonantischen Lautverschiebung und des jahreszeitlichen Ablauts der Vokale heben in der Tat jede Sprachwissenschaft auf und machen es schließlich möglich, nicht nur jede beliebige Sprache aus einer anderen, sondern sogar alle Worte auseinander abzuleiten.“ Kr. setzt die Kritik fort, dehnt sie aber, was den Nachweis amerikanisch-altweltlicher Sprachbeziehungen angeht, auf die „meisten Forscher“ aus, die sich darum mühten. Eingehend bespricht Kr. ein Beispiel der Wortvergleiche und schließt dann einen Beitrag: „Diese Kritik soll natürlich nicht eine Ablehnung der Versuche, zwischen amerikanischen und altweltlichen Sprachen Ursprünge aufzudecken, sein. Sie sind fraglos ebenso vorhanden, wie die Kulturzusammenhänge, deren Diskussion durch Herman Wirths Forschungen trotz allem, was man im allgemeinen und einzelnen dagegen vorbringen muß, wieder in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt ist — ein Verdienst, das wahrlich nicht gering anzuschlagen ist.“

Beitrag Prof. Dr. R. Th. Preuß, Die ethnologische Seite der Forschungen Herman Wirths

Jacob-Friesen:

(Preuß.) „P. ist der Überzeugung, daß es nicht mehr möglich ist, eine eigene Sprachwissenschaft zu begründen, wie Wirth es tut.“ P. geht nun weiter auf Wirths aus den Felszeichnungen erschlossene Religion ein und weist nach, daß die Teilung des Gesichtskreises, der ja eigentlich die Erdteile bedeutet, in eine östliche und eine westliche Hälfte, schwerlich, wie Wirth will, die Jahrespaltung¹⁾ bedeuten kann, obwohl Nedel vorher nicht ansteht, die Deutung Wirths für wahrscheinlich zu halten, daß alle diese freihaltigen oder freis-tragenden Figuren Darstellungen des Jahresgottes sind, der,

Rugleb:

(Preuß.) „... so sind doch allgemein anerkannte Grundzüge für Vergleichung der Sprachen aufgestellt, und die Kenntnis der Sprachen ist so weit gediehen, daß es nicht mehr möglich ist, eine eigene Sprachwissenschaft zu begründen, wie Wirth es tut.“ — Die Identifizierung des Menschen-schicksals mit dem Sonnenlauf er-

wenn er die Art hebt, das Jahr spaltet“. Auch die unrichtigen Anschauungen Wirths über das sterbende Jahr und den in die Unterwelt entrückten Sonnengott weist P. für Mittelamerika zurück. Was bleibt denn dann noch übrig von dem mühsam konstruierten Gebäude?“

Bäumlerschrift:

(Beitrag Preuß, S. 46.) „In der Sprachwissenschaft sind zwar noch außerordentlich viele Untersuchungen über die einzelnen Sprachen und ihre Zugehörigkeit zu Sprachgruppen und über das Verhältnis der letzten zueinander zu machen, aber da die Sprachwissenschaft überall die Grundlage in den geschichtlich-philologischen Wissenschaften und in der kulturgeschichtlich zu bewertenden Völkerkunde bildet, so sind doch allgemein anerkannte Grundzüge für die Vergleichung der Sprachen aufgestellt, und die Kenntnis der einzelnen Sprachen ist soweit gediehen, daß es nicht mehr möglich ist, eine eigene Sprachwissenschaft zu begründen, wie es Wirth tut.“

(S. 48.) „Es ist aber auch noch eine andere Erklärung dieser nord-südlichen Linie möglich, die sehr wohl neben der ersten bestanden haben kann und von Wirth nicht berücksichtigt worden ist. Diese ergibt sich aus der auch in Nordamerika vorkommenden völligen Trennung des Gesichtskreises in zwei Hälften, die auch etwas nach oben bzw. nach unten verschoben vorkommen können, wie es z. B. bei den Juni der Fall ist. Die Teilung des Gesichtskreises, der ja eigentlich die Erde in zwei Hälften bedeutet, in eine östliche und eine westliche Hälfte kann schwerlich, wie Wirth will, die Jahrespaltung bedeuten, sondern ist wohl die Richtung „oben — unten“ (Zenith — Nadir), weil die Sonne auf der nördlichen Halbkugel zur Winter Sonnenwende in die Erde eingehend gedacht wird, wie später noch aus dem mexikanischen Kulturkreis zu ersehen sein wird.“

Über das Jahreszeichen urteilt P. abschließend:

(S. 50.) „Wenn also auch die allgemeinen Auffassungen Wirths sehr zur Klärung des mexikanischen Jahreszeichens beigetragen haben, so hat doch die genaue Untersuchung eine erhebliche Erweiterung der Auffassung ergeben.“

Daß auch P. den Kampf des Adlers mit der Schlange zu den symbolischen Anschauungen über das „sterbende“ Jahr rechnet, geht aus folgenden Worten hervor:

(S. 54.) „Man wird nicht fehl gehen, wenn man diesen Kampf nicht als einen jeden Morgen stattfindenden auffaßt, sondern als den endgültigen Sieg der wieder heraufkommenden Sonne betrachtet. Auch bei den verwandten Hopi in Arizona wird die gehörnte Feuerschlange am Winter-sonnenwendfest und besonders am Fest der Frühlingstag- und Nachtgleiche dargestellt und ver-personlicht. — Daß die Sonne bzw. der Gesichtskreis-sonnenlauf — was dasselbe ist — verpersonlicht wird, daß man z. B. den Kreis mit Händen versteht oder ihn als ganze Person darstellt, wobei die Sonnenwendpunkte in der Stellung der Gliedmaßen besonders hervortreten, oder daß gewisse einfache Linien zwischen den markanten, hauptsächlich Sonnenpunkten den auf- und absteigenden Sonnengott bezeichnen, ist ethnologisch sehr wohl zu verstehen. Außerordentlich schwierig ist aber bereits eine Figur mit erhobenen Armen als den aufsteigenden eine mit gesenkten überall als den niedergehenden zu erweisen. Die Identifizierung des Menschen-schicksals mit dem Sonnenlauf erscheint mehr modernen Ideen entsprossen, und jedenfalls dürfte es schwer zu belegen sein.“

Sachlich wird hier also die Teilung des Gesichtskreisjahres in der Absicht einer genaueren Fixierung der Jahreszeiten von P. nicht bestritten.

Auch eine „unrichtige Anschauung Wirths über den in die Unterwelt entrückten Sonnengott“ wird im wesentlichen nicht festgestellt, sondern nur eine Verwechselung des Schlangengottes Quezalcoatl mit dem Sonnengott Tlalcatlipoca:

(S. 55.) „Obwohl die Feuerschlange also nicht identisch mit dem Lichtgott ist, so hat sie doch gewissermaßen ein umgekehrtes und deshalb etwas verwandtes Schicksal... Beide sind also unzertrennlich, derart, daß die Schlange in gewissem Sinne geradezu als Geleiter der Sonne aufgefassen werden kann, und sie daher das Jahr ebenso bestimmt wie jener. Daher ist sowohl Tlalcatlipoca wie Quezalcoatl der Kalendergott, und beide sind in ganz eigenartiger Weise zugleich Gegner und Genossen.“

Es tritt also sachlich höchstens eine Komplizierung durch Aufteilung der von Wirth gesuchten Funktionen zwischen zwei Gottheiten ein, während Wirth nur einen Sonnengott annahm. Von einem Zusammenstürzen des „mühsam konstruierten Gebäudes“ kann also keine Rede sein, höchstens von dessen Ausbau. —

Die Beiträge von Fehrle und Jung werden in beiden Besprechungen nicht benutzt. Der Beitrag von Strzygowski braucht in diesem Zusammenhange nicht herangezogen werden, da nicht versucht worden ist, daraus etwas gegen Wirth auszuwerten. Hier liegt die Sache vielmehr so, daß Jacob-Friesen und Rugleb sich gegen Strzygowski wenden.

¹⁾ Von ganz versehentlich, auf der mangelnden Kenntnis des Materials beruhenden Deutungen wie der Erklärung der Maya-Hieroglyphe „kan“ als „Drachenschiff“, das den Lebensbaum (drei Äste oben, drei unten) oder die Sonne trägt“, sehe ich hier natürlich ab.

Jacob-Friesen:

(Bäumler) „Auf Seite 88 schreibt er: Es ist einfach, frag, wenn Schwantes das Problem (Herman Wirth und die Wissenschaft) auf den Gegensatz zweier seelischer Strukturen zurückzuführen sucht. Wirth und seine Freunde sind demnach einfach nicht imstande, den Beweisführungen der Fachwissenschaft zu folgen.“ Und auf S. 91 schreibt B. selbst: „Herman Wirth und die Vertreter der Einzelwissenschaften müssen unter diesen Umständen aneinander vorbeireden.“ Ist das nicht dasselbe, was Schwantes behauptet und als Gegensatz zweier seelischer Strukturen gekennzeichnet hat? Wichtig ist B.s Eingeständnis, daß Wirth „die Geschichte mythifiziert“, da ihm die historisch-kritische Methode fremd ist. Sätze B. statt „mythifiziert“ den Ausdruck „orientalisiert“, gebraucht, so hätte er Wirth noch richtiger kritisiert.“

Der erste Satz (im Abschnitt Jacob-Friesen), der mit „es ist einfach frag“ beginnt (Bäumler S. 88), bezieht sich auf die Methode bei Herman Wirth überhaupt. Daß Bäumler diese nicht leugnen will, geht aus einem der seine Abhandlung einleitenden Sätze hervor, der lautet: „Es ist mir nicht gelungen, in der Schrift „Herman Wirth und die deutsche Wissenschaft“ etwas von Einsicht in die Tatsache zu finden, daß Herman Wirth mit Konsequenz eine bestimmte Methode verfolgt.“ (Bäumler S. 82.) — Dagegen bezieht sich der zweite Satz (im Abschnitt Jacob-Friesen), dessen Anfangsworte „Herman Wirth und die Vertreter . . .“ lauten (Bäumler S. 91), auf einen ganz besonderen Fall, nämlich die Unterscheidung der Symbolhaftigkeit und des handwerklichen Wertes in dem Charakter der Buchstaben. Da also beide Sätze in dem Beitrage Bäumlers ganz verschieden bezogen sind, lassen sie sich nicht vergleichen.

Mit seinem Wort von der Mythifizierung der Geschichte will Bäumler alles andere als Wirths Forschung ablehnen; er will sie vielmehr beschränken auf die Zeiten und Gebiete, die den nach allgemeinem Sprachgebrauch „historischen“ vorgelagert sind, auf die, deren Erforschung sich Wirth als seine vornehmste Aufgabe gesetzt hat. Daher die Sätze (Bäumler S. 93):

„Herman Wirth hebt die Grenze zwischen Vorgeschichte und Geschichte, wischen symbolforschender und historisch-kritischer Methode auf. Er verlängert die Geschichte nach rückwärts und „historisiert“ insofern die Vorgeschichte. In Wahrheit aber mythifiziert er damit die Geschichte, da ihm die historisch-kritische Methode fremd ist.“

Herman Wirth kann also seine eigene Methode durchaus nicht abgesprochen werden. Ebenjowenig wird ihm eine neue „Bäumlersche“ Methode gezeigt. Denn Bäumler geht überall von den Worten Wirths selber aus. Der oben angezogene Satz Bäumlers wies bereits darauf hin, daß Wirth „mit Konsequenz eine bestimmte Methode verfolgt“. Solche Sätze Bäumlers finden sich noch mehr, z. B.: „Nichts ist zufällig, nichts ist formal, nichts ist nach modernen Analogien zu erklären. Diese Methode wird von Herman Wirth verfolgt, auf ihr beruht seine Überlegenheit gegenüber den Fachvertretern der Prähistorie.“ Oder: „Ist dies einmal vorausgesetzt (nämlich der Bestand der Symbole in allem Wechsel), dann wird das Kontinuitätskriterium Wirths als methodisch einwandfrei angesehen werden können.“ Auch dort, wo B. von methodischen Irrtümern Wirths spricht, orientiert

Rugleb:

„Was die Gegner behaupten, ist das, was Bäumler zugibt: die Schwäche Wirths, daß er die historisch-kritische Methode verachtet und doch zugleich mit dem Anspruch auftritt, diese Methode zu beherrschen.“ Aber nun tut Bäumler Wirth einen Gefallen, von dem ich vermute, daß niemand darüber erstaunt gewesen sein dürfte als Wirth selber: er entdeckt die Methode Wirths; richtiger, er ertastet mit einem wundervollen Tiefenspürsinn das, was Wirth möglicherweise als Methode vorgezeichnet haben kann, was ihn aber unaufrichtig mit den Methoden der Sprachvergleichung, der Vorgeschichtsforschung, der Völkerkunde usw. durcheinandergeht. Zu dem Wort „möglichlicherweise“ erdreiste ich mich, denn wenn Wirth wirklich und bewußt eine eigene Methode gefunden hätte, so blieben seine Rückfälle in die ihm nicht zustehenden und nicht tauglichen Methoden der Fachwissenschaft unverstänlich. Wenn also Bäumler Wirth eine Methode neuer Art zeigt, so tut er ihm allerdings einen großen Dienst, und man könnte vielleicht hoffen, daß Wirth bei sorgfältiger Anwendung dieser Methode einiges Beachtliche an den Tag förderte.“

er sich immer an Wirth und nicht an sich selbst, wie das in diesem Zusammenhang ja auch ganz natürlich ist.

Zusammenfassend läßt sich also wohl sagen, daß der Streit um Herman Wirth in formaler Beziehung — und nur um diese Seite der Angelegenheit kann es sich hier handeln — bei gutem Willen erheblich erleichtert werden könnte. Dr. R.



Die Fundgrube

Das Ostermysterium auf Taormina. Unter dieser Überschrift veröffentlicht das „Sonabrüder Tageblatt“ vom 27. März 1932 einen Bericht, dem wir folgendes entnehmen: „Und am Ostersonntag, am Morgen der Auferstehung des Herrn, tragen dieselben Jünglinge einen anderen, weißgekleideten, jugendlichen Christus aus der Kirche bei der Porta Catania. Von der Porta Messina naht eine zweite Prozession mit der trauernden Mutter Gottes. Jahr um Jahr ist es die gleiche Zeremonie, und immer packt sie und erschüttert sie von neuem. Auf der Piazzetta treffen sich beide Züge im Angesicht der harrenden Menge. Nun tritt ein mystisches Spiel in Szene, das bei aller Theatralik, die nun einmal den Italienern eigen ist, etwas ungeheuer Mitreißendes hat: Inmitten weißgekleideter Mädchen und Knaben schreitet Christus, der Auferstandene, die Fahne mit dem Lamm im Triumphschwingend, ein leuchtendes Fanal, der mit einem schwarzen Nonnengewand völlig verhüllten Gottesmutter entgegen.“

Da geschieht das große Wunder, das Ostermysterium von Taormina!

Wie die beiden Züge zusammentreffen, taumelt plötzlich die heilige Maria zurück, das schwarze Nonnengewand fällt herab. Im himmelblauen Kleide steht sie da, blonde Lockenfülle umgibt ihr Haupt. Ein orgiastischer Schrei zerreißt die Luft. Und alles Volk brüllt jauchzend auf und wogt lärmend und tobend um die beiden Wiedervereinigten, die jetzt zusammen nach San Pancrazio gebracht werden, wohin ihnen im gemessenen Abstand sämtliche Heiligen des Ortes folgen.“

Die Richtigkeit der Beobachtung vorausgesetzt, möchten wir daran die Frage knüpfen: Wie erklärt es sich, daß in Sizilien in einem Osterpiel eine blonde Muttergottes auftritt?

Niedrige Sachkultur und hohe Gesittung. „Über den Magdalenier (den Menschen auf der Stufe von La Madeleine. et-

wa 12000—8000 v. Chr.) sind wir heute ganz gut unterrichtet, kennen seine Wohnungen, Geräte und Waffen, seine Gemälde und Schnitzereien, seine Jagd und seine Gesellung, ein wenig sogar seine Zauberei und sein Brauchtum. Dieses Gesamtbild muß man haben, ehe die Frage, ob dieser Mensch bereits eine Buchstabenschrift und eine Sprache mit Abstrakten, ob er den Glauben an den Eingott und seinen Sohn gehabt, ob er politische und kultische Organisationen, wie bei Wirth, gekannt habe oder nicht. In unserem gesicherten Bilde des Magdaleniers liegt nichts, worauf hin wir ihm Monothetismus, Schrift usw. zutrauen müßten.“ So schreibt H. Rugleb in seiner Besprechung des Wirthschen Buches „Der Ausgang der Menschheit“, die er unter der Überschrift „Scholastik von heute II: Herman Wirth“ in der Zeitschrift „Die Neue Literatur“ (März 1932) veröffentlicht hat (Vorlage ohne Sperrungen).

Ich möchte daran zweifeln, ob wir wirklich ein gesichertes Bild des Madeleine-menschen haben. Aber eine neuerliche Veröffentlichung aus dem Gebiete der Völkerkunde gibt einen überraschenden Aufschluß darüber, ob man jenen Stämmen, oder wie man sonst eine völkische Einheit nennen will, überhaupt den Glauben an ein höchstes Wesen, die Fähigkeit, nicht sinnfällige Gegebenheiten denkmäßig zu unterscheiden und sprachlich auszudrücken, zutrauen darf.

Leider ist es mir unmöglich gewesen, den Bericht¹ über die Sell'nam in Feuerland, den Prof. Dr. M. Gusinde erstat-

¹ Die Sell'nam. Vom Leben und Denken eines Jägervolkes auf der großen Feuerlandinsel. Ergebnisse meiner vier Forschungsreisen in den Jahren 1918—1924. Von Prof. Dr. phil. Martin Gusinde. 1176 S. m. 91 Bildern u. 4 Karten; außerdem 1 bunte Tafel u. 50 Lichtdrucktafeln mit 129 Bildern in eigener Mappe. Preis 160 RM. Berl. d. Internat. Zeitschr. „Anthropos“. St. Gabriel, Mödling b. Wien, Österreich.

tet hat, selber einzusehen; ich stütze mich auf die Mitteilungen, die Dr. B. Lebzelter gegeben hat (Natur u. Kultur 1932, S. 242 bis 245).

Die Sachkultur dieses kleinen Volkes ist durchaus niedrig. Die Self'nam sind Jäger-nomaden, die in der Hauptsache nur ein Jagdwild kennen: das Guanaco. Im Süden ihres Gebietes können sie sich aus Baumstämmchen kegelförmige Hütten bauen, im holzarmen Norden errichten sie lediglich Windschirme aus Guanacofell. Als Schlafstelle dient eine dünne Schicht Reisig oder Gras. Als Kleidung haben sie einen kurzen Ledenschurz und einen kurzen Fellmantel, ferner Sandalen und eine kegelförmige Mütze. Körperbemalung ist üblich. Zur Jagd werden Pfeil und Bogen und die Schleuder benützt. Früher wurden die Pfeilspitzen aus Feuerstein hergestellt, jetzt aus Glas. Das Feuer wird nur durch Schlagen erzeugt (Feuerstein, Pyrit und Bovistsporen). Die Self'nam ernähren sich fast nur von Fleisch, das gebraten und ohne Salz genossen wird.

Gewisse Eigentümlichkeiten des Schädelbaus sollen auf die Australier hinweisen, in manchen Merkmalen sollen die Self'nam dem Neandertalmenschen nahe stehen, und wieder andere Züge sollen zu den Eskimos des Nordens weisen.

„Primitiv“ genug ist dies Bild der Außerlichkeiten! Und nach früherer Übung wären wir durchaus berechtigt, eine entsprechend „primitive“, rohe geistig-seelische Haltung bei den Self'nam anzunehmen. Demgegenüber stellt Lebzelter aus dem Bericht Gufindes zusammen:

„Die Self'nam glauben an ein höchstes Wesen (Temaufel), das die ungestaltete Welt und den sternenlosen Himmel gemacht hat. Die Ausgestaltung der sichtbaren Welt ist das Werk der Ahnen. Speziell der Ur-ahne Konos, der ein Diener des Temaufel war, hat die Welt ausgestaltet, und im Auftrage seines Herrn gab er den Self'nam das Sittengesetz. An Temaufel wendet man sich bei Krankheiten mit Gebeten.“

„Jeder erwachsene Indianer unterscheidet das, was gut und statthaft ist, von dem, was als böse und ungeziemend vermieden werden muß.“

„Das sittlich Gute, der untadelige Mensch, wird mit „tushalitshen“, d. i. „Herz-Innere-Gutsein“ bezeichnet.“ „Jeder soll ein guter Mensch sein! — Handle recht! — Wer Schlechtes tut, verspürt Schmerzen im eigenen Herzen!“

„Der Begriff dessen, was Gut und Böse

ist, deckt sich mit dem, was wir darunter verstehen. Eine Belohnung für das Gute gibt es nicht. Das Böse strafft Temaufel mit Krankheit und Tod in diesem Leben.“ „Beim Sterben geht die Seele zu Temaufel. Hier selbst bleibt sie jetzt. Hinter den Sternen halten sich die Seelen auf. Nur die Seelen der Medizinmänner, die zum Teil böse Zauberer sind, verbleiben auf der Erde.“

„Die Familie ist grundsätzlich monogam, doch ist Polygamie geduldet. Das Mädchen ist in der Gattenwahl vollkommen frei.“ In den Sitten der Brautwerbung liegt ein feiner, natürlicher Takt. Dieser Takt „offenbart sich auch im täglichen Leben. Diese Indianer sind ausgesprochen feinfühlig.“

Aus der Tatsache, daß diese Indianer jetzt ihre Pfeilspitzen aus Glas herstellen, geht hervor, daß sie Berührung mit Weißen haben müssen. Man könnte also einwenden, daß die sittlichen Vorstellungen sozusagen durch Weiße „veredelt“ worden sein könnten. Nach der ganzen Haltung der Lebzelter'schen Mitteilungen erscheint das aber ausgeschlossen.

Wir können also die Tatsache feststellen, daß ein Volk mit „steinzeitlicher“ Sachkultur und entsprechenden Lebensbedingungen hohe religiöse und sittliche Vorstellungen hat. Es lassen sich diese Verhältnisse natürlich nicht ohne weiteres Stück für Stück auf den Madeleinenschen übertragen, aber es ist erlaubt, ihm eben mehr an seelischem Gut zuzutrauen, als man landläufig jenen Jägerhorden zuzugestehen für gut befand. Während früher die Erkenntnisse der Völkerkunde meistens dazu dienten, die Vorstellungen von der Kultur des Alteuropäers „abzuwerten“, scheint man jetzt daranzugehen, die alten Irrtümer zu beseitigen und umgekehrt an ein „Sinaufwerten“ zu denken. S.

Zum Alter der Schriftkenntnis bei den indogermanischen Völkern. Durch die Veröffentlichungen Herman Wirths werden alle jene Entlehnungshypothesen der Schrift hinfällig, die bis vor kurzem noch heiliges, unantastbares Dogma unserer Wissenschaft waren: nämlich sämtliche Runenherkunftshypothesen (die lateinische ebenso wie die griechische und die neueste keltische) und ebenso die Herleitungstheorien der „antiken“ Alphabete (griechische Schrift aus Phönizien, römische aus Griechenland).

Vor Jahren schon machte Ludwig Wilser auf eine Tatsache aufmerksam, die diesen Herkunftstheorien widerspricht, das Wirth'sche Forschungsergebnis aber bestätigt. Die germanischen, lateinischen wie grie-

chischen Worte für Schreiben und Schrift gehören zum ältesten Sprachgut und sind also keineswegs entlehnt. Das griechische γράφειν gehört zu deutsch „schreiben“ und ist durchaus nicht etwa semitischer Abstammung; lat. scribere ist mit althochdt. skriban, altsächsl. skribhan usw. urverwandt (wie Prellwitz u. a. sich richtig gegen Kluge, Walde usw. kehren) und beide müssen bereits seit alters „schreiben“, und zwar „mit dem Griffel einritzen“ bedeutet haben. Es gehört weiter zu gr. οὐράγραφο „Griffel, Umriß“ und zu einer im Deutschen weit verbreiteten Sippe, deren Grundbedeutung „ritzen“ ist (scharben, schürfen, schrapen, schröpfen u. a.). Zu erwägen wäre, ob gr. γράφειν (trotz der Regelwidrigkeit) weiterhin zu dt. graben usw. zu stellen und ob gr. γράφειν mit lat. usw. scribere letzten Endes auf dieselbe Wurzel k(g)-r „schneiden“ zurückzuführen wäre. Das lateinische Wort „schreiben“ wäre also dem griechischen vielleicht verwandt; es ist jedoch keinesfalls von dort entlehnt.

Die germanischen Sprachen kennen nun noch weitere Worte für „schreiben“: altsächsl. und altengl. writan, altschles. writa, altnord. rita (es ist das neuhochdt. Wort „ritzen, ritzen“) und got. meljan (neuhochdt. malen). Während das letztere Wort in der Bedeutung „schreiben“ nur aus dem Gotischen bekannt ist, ist writan bei den germanischen Stämmen weit verbreitet gewesen: Die germanischen Sprachen — Sprachen schriftloser Völker nach gelehrter Meinung! — haben also mindestens zwei uralte Worte für „schreiben“ gehabt (skriban und writan). Dr. D. S.

Der Stamm der Thoringe. (Nachtrag zu Folge 4, 1932, Seite 6 ff.) Auf der Karte, die meinem Aufsatz über die Thoringe beigegeben war, habe ich die Ostgrenze des Stammesgebietes dem Saalelauf folgen lassen, nicht weil ich es heute so abgegrenzt wählte, sondern weil den Ortsnamen nach zu schließen, östlich der Saale Kolonialland ist. Auf diese Art ist auch die Stadt Halle, die östlich der Saale liegt, nicht mehr in das Stammesgebiet aufgenommen. In Wirklichkeit gehört sie aber hinein, ich habe dies bei einem neuerlichen Aufenthalt da selbst mit Sicherheit festgestellt.

Halle hat eine so reinstämmische Bevölkerung, wie man sie in einer Großstadt nur erwarten kann. Die Stadt ist vielleicht ebenso vorwiegend von Thoringen bewohnt, wie Münster von Westfalen. Die zugewanderten

Beamtenfamilien usw. aus anderen Stammesgebieten beeinflussen das Bild der Bevölkerung kaum. In Hannover z. B. ist dies ganz anders. Einem Fremden wird es hier kaum möglich sein, einen besonderen hannoverschen Typ herauszufinden. Das hat seine sehr natürliche Begründung darin, daß Hannover genau auf der Grenze mehrerer Stammesgebiete erbaut worden ist. Cheruster, Engern, Altsachsen, Heidjer und Angehörige der kleineren Stammesgebiete zwischen Hannover, Hildesheim und Braunschweig sind in der Großstadt Hannover zusammengewürfelt worden. So reinrassisch auch die Bevölkerung dem oberflächlichen Beobachter erscheinen mag, reinstämmisch ist sie nicht. Anders in Halle, wo man in den Straßen unter 10 Menschen, die einem begegnen, mindestens 9 Thoringe zählt. Diese Feststellung läßt nun umgekehrt wie bei Hannover den Schluß zu, daß Halle noch mitten im Gebiet der Thoringe liegt, nicht an der Grenze anderer Stämme. Folglich muß die Grenze des Thoringischen Stammesgebietes bei Halle noch weiter nach Osten gerückt werden. H. A. Priebe.

Zur kurzen Runenreihe. Es ist heute noch eine Streitfrage, welche Runenreihe die ältere ist, die längere mit 24 oder die kürzere mit 16 Zeichen. Wilhelm Grimm (Über deutsche Runen, Göttingen 1821, S. 124) war, wie heute Herman Wirth, der Ansicht, die letztere sei die ältere. Grimm hielt die phönizischen, griechischen, römischen, etruskischen und germanischen Alphabete für urverwandt und meinte, sie seien von diesen Völkern aus einer gemeinsamen Urheimat in Mittelasien mitgebracht worden (S. II, 125 f.). Damit kam er jedenfalls der Wahrheit näher als alle Entlehnungskünstler des 19. und 20. Jahrhunderts! Er wies auch darauf hin, daß das altgriechische „kadmäische“ Alphabet ebenso wie das altnordische 16 Zeichen besaß und meinte, daß diese Übereinstimmung „nicht bloß zufällig“ sein könne (S. 127). Dies war 1821! 1925 aber schreibt H. Jensen in seiner „Geschichte der Schrift“ (S. 155), nachdem er die griechische Sage von Kadmōs angeführt hat, ohne der altnordischen Runenreihe von 16 Buchstaben zu gedenken: „Der Name (Kadmōs) bedeutet ‚Mann vom Osten‘ und personifiziert gewissermaßen den Einfluß des Orients auf Griechenland.“ — Über die nordische Herkunft des kadmäischen Alphabets siehe jetzt Herman Wirth, Heilige Ur-schrift, S. 244 f. Dr. D. S.

Aus der Landschaft

Runenforschung und Steinkreuzforschung.
Der germanischen Vorgeschichte fehlt jede umfänglichere schriftliche Überlieferung, weil die hauptsächlichsten Werkstoffe aller nordischen Kultur, wie Holz, Leder, präparierte Baumrinde und ähnliche runenhafte Aufzeichnungen längst vergangen sind. Infolgedessen gewinnt auch der kleinste Anhalt aus anderen historischen Resten vermehrte Bedeutung, und so möchte ich wiederholt auf die alten Steinkreuze als eine Gruppe Denkmäler hinweisen, die zum Teil sicherlich aus germanischer Urzeit stammen und um die sich die Fachwissenschaft bisher recht wenig gekümmert hat. Dies mangelnde Interesse mag darin begründet sein, daß der wirkliche Bestand jener eigenartigen Mäler und damit ihre weitreichende Bedeutung bis heute noch nicht einmal vollständig erforscht ist sowie, daß Duzende von kleineren örtlichen Zusammenstellungen teils nur als Manuscript bestehen, teils in volkstündlichen Hei-

matblättchen weit zerstreut liegen und dem gelehrten Forscher unbekannt bleiben.

Immerhin ist es aber mit Unterstützung vieler ortsgeschichtlicher Helfer doch möglich gewesen, während der letzten Jahrzehnte in allen Ländern Mitteleuropas für den Schutz und für die Entdeckung dieser uralten Mäler Stimmung zu machen; und so vermag ich heute einen ziemlich genauen Überblick über mehr als 3000 Steinkreuze in Gestalt einer Kartothek zu geben, die neben dem Standort auch Größe, Gesteinsart, Volksagen, Einzelzeichnungen und dergleichen von jedem einzelnen Stück erkennen läßt. Dagegen war an eine vollständige Veröffentlichung all dieser Funde bisher nicht zu denken; nur für die 300 Steinkreuze im Freistaat Sachsen hat der Landesverein Sächsischer Heimatschutz zu Dresden vor ein paar Jahren eine abgeschlossene Arbeit von mir in Buchform mit 100 großen Abbildungen erscheinen lassen, so daß der Fachwelt wenigstens eine Stichprobe dieser eigenartigen kulturgeschichtlichen Denkmäler zur Verfügung steht.

Der Ursprung der Steinkreuzsitte, die ihre letzten Ausklänge erst im 18. Jahrhundert gefunden hat und in veränderten Formen sogar noch heute weiterlebt, ist in tiefes Schweigen gehüllt; um so lebhafter aber äußert sich bei Kennern und Laien der Streit der Meinungen. Nun kann sich ein solcher Volksbrauch, dessen sichtbare steinerne Zeugnisse noch heute westwärts an den Küsten des Atlantischen Ozeans und ostwärts bis zu den Pforten Asiens am Südfuß des Kaukasus anzutreffen sind, ganz zweifellos nicht auf Grund eines einzigen Machtwortes überall gleichzeitig ohne ältere Vorgänge aus dem Nichts entwickelt haben, und infolgedessen wird man bei allen Forschungsversuchen auch auf andere und namentlich ältere Zusammenhänge achten müssen. Beispielsweise sind gewisse Beziehungen zwischen germanischen Ahnen- oder Götterkult behauptet, sowie einzelne Steinkreuze als astronomische Marken angesprochen worden. Weitreichender erscheint mir noch der Vergleich mit den Schriftforschungen

von Herman Wirth, denn manche Steinkreuzzeichnung stimmt mit den nordatlantischen Funden in dessen Runentafeln genau überein. So kehren die Kreiszeichnungen mit oder ohne Mittelpunkt, diejenigen mit vier, sechs oder acht Teilungsstrichen in allen Gegenden des großen Verbreitungsgebietes häufig wieder; auch wird man — unter Beachtung der Wirth'schen Ausführungen — von den übrigen Steinkreuzzeichnungen namentlich die Zimmermannsäxte, Fleischerbeile, die vermeintlichen Armbrüste, die Wagen- oder Folterräder sowie die Knüppel, Messer und Kurzschwerter etwas genauer unter die Lupe nehmen müssen um mögliche Zusammenhänge mit alten Runenzeichen festzustellen. Da hierzu naturgemäß nicht an hundertfältige Ortsbesichtigung zu denken ist und Handzeichnungen dem Zweide kaum genügen, so bilden photographische Aufnahmen möglichst großen Formats und ihre Vervielfältigung im Buchdruckwege für solche Altertumsforschungen auch in Zukunft ein unentbehrliches Erfordernis.

Dr. Kuhfahl
Abteilung für Steinkreuzforschung
beim Sächsischen Denkmalsarchiv

Eine neue Ansicht über Stonehenge. In sorgfältiger Arbeit bemüht sich seit 1919 die Society of Antiquaries of London darum, durch umfangreiche Grabungen Umfang und Bedeutung der großartigen Anlage in der Nähe der Kathedralstadt Salisbury klarzustellen. Entsprechend ihren Ergebnissen, die von Zeit zu Zeit in besonderen Berichten mitgeteilt werden, sind solche sakral-astronomische Deutungen, die an die Zahl der bis 1919 bekannten Steine anknüpfen, kaum haltbar, da durch die Grabungen schon drei weitere Kreise zwischen Rundgraben und Hauptanlage aufgedeckt worden sind.

Indessen braucht die seit alters herrschende Auffassung, die in Stonehenge ein Heiligtum erblickt, das mit dem Kult

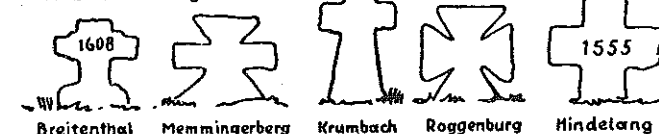
von Himmelskörpern zusammenhängt, nicht als überholt zu gelten, denn die Tatsache einer Gesamtorientierung gegen Sonnenaufgang bleibt unbefreitbar. Eine weitere Frage ist, welchem Volke die Erbauer zuzurechnen sind. Weit verbreitet ist die Meinung, daß es die Druiden, die keltischen Priester, gewesen seien. Das könnte zutreffen, wenn es solche Steinkreise nicht auch anderswo als nur in Südengland, in Cornwall und in der Bretagne gäbe, also in keltischem Siedlungsgebiet; wir haben sie aber auch z. B. im Norden, in Westpreußen, und auch sonst finden sich Spuren solchen Baugebans, d. h. also in Gebieten, die mit den Kelten nichts zu tun haben.

Die „Hamburger Nachrichten“ berichten nun über eine seltsame neue Ansicht, die der englische Archäologe Dr. Rendell Harris in dem Heft „The Builders of Stonehenge“ (Die Erbauer von Stonehenge) vertritt. Harris versucht zu beweisen, daß Stonehenge von den Ägyptern in der Zeit zwischen 2000 und 1800 v. Chr. erbaut worden sei, und zwar als ein dem Osiris geweihter Sonnentempel. Als Beweismittel ziehe Harris Ortsnamen und gewisse Sagenzüge heran. Der König Artus sei abzuleiten aus Osiris, der Zauberer Merlin bewahre den Namen des Baumeisters, nämlich Meri-An (=Liebling des Osiris), der mittelalterliche Robin Hood verberge das altägyptische Wort Ra-Bennu (=Sonnengott in Gestalt eines Vogels). Nun lag zwar das Gebiet Robin Hoods weit im Norden, im Sherwood Forst, aber eine alte Überlieferung bringt die beiden Grabhügel bei Stonehenge mit ihm in Verbindung, und da sei eben, wie die Volks-etymologie zu tun pflegt, das unbekannt Gewordene durch das Bekannte und Volksläufige ersetzt. Ex oriente lux! Die neue Meinung erinnert sehr an die Zeiten, als die Altertumskunde den Phönikern einen entscheidenden Anteil an der Entwicklung der nordischen Erzukunft zuschreiben wollte. S.



Steinkreuz bei Stolpen

Aus dem Allgäu



Die Bücherwaage

Wirth, Herman, *Die Heilige Ur-schrift der Menschheit*. Lieferung 9. Text S. 401—464, Tafel 335—364. Gr. 4^o. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig 1932.

Unter dem dritten Hauptstoffgebiet, „Sonnenlaufbogenjahr und Gesichtskreis-jahresjahr“, faßt Wirth die epigraphischen Kultsymbole zusammen, die sich als eine Vereinigung der durch die Beobachtung der Sonnenlaufbogen und der Auf- und Untergänge am Horizont bestimmten Ver-sinnbildlichungen erweisen.

Das 15. Hauptstück behandelt den Jahres-, Welten- oder Lebensbaum — ein ebenso uraltes wie weitverbreitetes Motiv, das lebendig, wenn auch fast unbewußt noch in unsere eigenen religiösen Gebräuche hineinragt. Die „graphische“ Entstehung dieses Motives wird einleuchtend gezeigt; wobei die verschiedenen Breiten der Entstehungsgebiete gewisse Verschiedenheiten bedingen: das Schema ist der nord-südlich geteilte Jahreskreis (die Rune \mathfrak{O} = Jahr), dessen Markpunkte an der Peripherie durch waagerechte Linien verbunden sind und so das Schema des acht-, sechs- oder zehnköpfigen Lebensbaumes ergeben. Sehr früh stehen neben diesen „Schreibungen“ in der recht-winkligen oder der Kursivform die Spaltungen, die noch in der germanischen Runen-schrift eine große Rolle spielen: die ältesten Zeugnisse sind die bemalten Kiesel von Mas d'Azil und, wohl noch älter die Renntier-hornstücke aus der Höhle von Vorthet, noch dem Magdalenien angehörig. Jungstein-zeitliche Denkmäler führen die Überlieferung auch in Nordeuropa weiter, so der Spinn-wirtel von Hohen-Wukow, der zwischen den sechs Horizontpunkten den „Baum“ zeigt, dessen Wurzeln aufwärts und dessen Zweige abwärts gerichtet sind, wie Kāthā-fa Upaniṣad VI, 1, und Bhagavadgītā (XV) den „ewigen Feigenbaum“ schildern. Die uralte Verbindung des Jahresrades mit dem Spinnrade, wohl des ersten auf der Drehung beruhenden Werkzeugs, zeigt sich noch heute im Volksbrauch; wenn etwa in den zwölf Nächten der Winterwende kein Spinnrad sich drehen darf.

Einen breiten Raum nehmen schon hier die Darstellungen des „Lebensbaumes“ ein, der das Vordringen der Idee auf jung-

steinzeitlichen Gefäßen bis zu hethitischen Siegelzylindern erkennen läßt. Die Ver-bindung des Motives mit dem der „zwei Berge“ (\mathfrak{NN}) ist uralte: häufig wächst der Lebensbaum zwischen den beiden Bergen empor, d. h. ursprünglich zwischen den bei-den Stelen, die im alten Steinkreis die Wintersonnenwende bezeichnen. So entsteht in einer ganz allgemein verbreiteten Schöp-fungs-sage das erste Menschenpaar aus den Bäumen am Meeresstrande; in einer ame-rikanischen Sage wachsen sie zwischen zwei Bergen, die wie durch einen Hieb vonein-ander getrennt waren — ein amerikanischer Beleg für das Felsen-spaltungsmotiv. Wir müssen hier auf die vorletzte Besprechung verweisen; doch möchten wir hinzufügen, daß auch das bekannte Motiv der „Tafeln Moses“ auf die bei Wirth (S. 408) ge-brachten Darstellungen zurückgehen scheint; die Zehnzahl (2 mal 5) würde sich motivisch aus dem zehnköpfigen Baum zwischen den „Bergen“ erklären, zumal wenn man be-denkt, daß auch im Indischen die Äste oder Zweige des Baumes die „Beden“ oder das „Brahma“ bedeuten (S. 406 f.). Die Lebensbaumdarstellungen auf den he-titischen Siegelzylindern mit dem Jahres-rad darauf stimmen schon „wörtlich“ über-ein mit den bei uns noch vollkürzigen Kult-stangen, die noch eingehender behandelt werden. Im alten Palsatalande, in Palästina, geht die alte Symbolik unmittelbar wieder in frühchristliche Kunst über.

Ein volkstümliches Kabinettstück ist die farbige Zeichnung von dem Frühlingsfest an der Merichs-Linde bei Nordhausen, die von Wirth zum ersten Male eingehend ge-würdigt wird (S. 410, Tafel 143). Die un-geheure Fruchtbarkeit des Jahres- oder Le-bensbaum-Motives geht bis in die neu-zeitlichen Hausmarken auf der einen und die jungsteinzeitlichen Felszeichnungen auf der anderen Seite — wo sind nun die ur-sprünglichen „Hausmarken“? Es sei vor allem auch auf die wundervollen Wieder-gaben volkstümlichen Materials hingewie-sen, das bisher noch nirgendwo in die-ser Fülle und Güte bildlich veröffentlicht worden ist: etwa die schöne Flachs-schwinge von Rügen und der Spinnrodenaufsatz vom Balkan (Z. 144), ebendort die bronzezeit-

lichen Grabbeigaben von Schnega; seltene Stüde, die man sonst höchstens in zerstreuten Museumskatalogen zusammensuchen mußte. Die keltischen Steinaltäre zeigen Rad und Baummotiv in Sonderent-wicklung; das Rad als Wappen hat sich sogar in christliche Bistümer hinübergerettet (Mainz und Osnabrück); in Mainz kommt es als Heerzeichen der 20. (germanischen) Legion vor. Auch hier lassen sich die Motive in der alten und neueren amerikanischen Überlieferung mit großer Deutlichkeit ver-folgen; ganz merkwürdig stimmt damit wie-der die eurassische Überlieferung überein; et-wa der samojebische Adler auf dem Lebens-baum (S. 418), der wiederum von dem Adler auf der Esche Yggdrasil abstammen dürfte; das Eichhorn Ratatoskr bringt des Adlers Worte zum Drachen an der Wur-zel; vermutlich liegt hier der Ursprung des aus dem 6. Jhd. bezugten sächsischen Fels-zeichens: oben der Adler, und darunter Drache und Löwe.

Den Winter Sonnenwendemuthus von Odin, der als Schlange sich in die Sni-tbjörg (zwei Berge = \mathfrak{NN}) einbohrt und in Adlergestalt den Lebenstrank Ödrerir entführt, ist dem vedischen verwandt, wo der Adler oder Falke die Lebenspflanze „Soma“ aus den „ehernen Burgen“ (Rigv. IV. 27, 1) oder vom Felsen (Rigv. I. 93, 6) holt. Es verdient ausdrücklich darauf hin-gewiesen zu werden, daß diese Motive auch in unserem Grimmschen Märchen vom „Wasser des Lebens“ wiederkehren: drei Söhne ziehen aus, für ihren todkranken Vater das „Wasser des Lebens“ (Soma-trank, Ödrerir!) zu holen. Die beiden ersten geraten in eine Bergschlucht „und konn-ten nicht vorwärts und rückwärts“; das ist ganz deutlich das \mathfrak{NN} -Motiv, denn der Zwerg, der daran schuld ist, sagt nachher: „Zwischen zwei Bergen stehen sie ein-geschlossen“; das Motiv tritt also mit über-raschender Deutlichkeit hervor. Der Jüngste, Würdige gelangt bis an das Schloß, in des-sen Hofe das Wasser aus den Brunnen quillt. Mit einer eisernen Rute muß er das eiserne Tor (vgl. die ehernen Burgen!) sprengen; inwendig liegen zwei Löwen (Ur-Ur-Motiv! vgl. letzte Besprechung), die er mit zwei Broten (Zul-Brot?) be-sänftigt. Er muß das Werk beendet haben, „ehe es zwölf schlägt“; da der Schlaf ihn überfällt, so hat er gerade Zeit, das Was-ser zu schöpfen und sich mit der dort ein-geschlossenen Jungfrau für „über ein Jahr“ (Jahreslaufmotiv) zu verabreden. Eben ist er hinaus, da schlägt das eiserne Tor zu, „so daß es ihm noch ein Stück von der Ferse wegnahm“ — also ganz wie bei dem

Schäfer in der „Babylonie“ das Motiv der Symplegaden, der zusammenschlagenden Berge.

Die Sonne als Adler ist ein weitverbrei-tetes, bis in unsere germanische Dichtung hinein nachweisbares Motiv; nicht nur der indische Agni ist der „Adler des Himmels“, auch Christus ist im iranisch-christlichen Syn-tretismus der „Adler des Morgens“. Bei Wolfram schlägt die Sonne als Adler ihre Klauen durch die Wolken („Sine klāwen durh diu wolken sint geslagen“); ist diese Klaue = λ , die im Runengedicht als „maðr, moldar auki“ (der Erde Mehrer) und als „graeip á hauki“ (Sicht-schlaue) auftritt? So dürfte der Adler auf der Königsrute, das germanische Heerzei-chen, unverwandt sein mit dem Adler auf dem Weltbaum, der den hohen Sommer kennzeichnet. Das Motiv scheint auch im Beowulf (3031) vorzuliegen, wo die Dra-chenhöhle unter dem „Adlerap“ (under Earn-naes) liegt; also eine Höhle am Strande, unten Drache, oben Adler: „Hell auf seine Welt schaut er hinab, ganz weit nach Westen schaut er. Hell blickt er auf das Lebenswasser (= Weltentkreismeer)“, wie es der Cora-Hymnus berichtet (Wirth, S. 420). Die Soma-Wurzel, die Bergwur-zel, die das Leben wiedergibt, kehrt auch im Grimmschen Märchen (Die zwei Brüder) wieder, wo der Hase die Wurzel holt, die, in den Mund gesteckt, dem einen Bruder das Leben wiedergibt.

Der Jahrbaum ist auf den schwedischen Bauernstabilitätsender am langlebigsten gewe-sen; in dem Baume von Questenberg lebt er noch heute fort; daß er auch als „Frei-heitsbaum“ der Französischen Revolution erhalten mußte (Taf. 163), ist ein kultur-geschichtliches Phänomen, das nicht ganz ohne Humor ist. Bei der Feier zu Questen-berg (S. 430) bleibt der Kranz 12 Stun-den liegen bis zur hohen Sonnenzeit des Mittags; man vergleiche damit das Rabenbanner Ragnar Lodbroks, das seine Töchter „uno meridiano tempore“ web-ten: der Charakter als Sonnenhymnol ist dem Banner und der Kultstange, die ur-sprünglich gleichbedeutend sind, gemeinsam. In dieser Kultstange haben wir auch, wie Wirth richtig schließt, das Geheimnis der alt-sächsischen „Zrminful“ zu sehen.

Der „Mutterbaum und das Mutter-oder Mitternachtshorn“ sind Gegenstand des 16. Hauptstückes. Von dem winter-sonnenwendlichen Horn Heimdalls (Gjal-larhorn), das an der Wurzel der Welt-esche liegt, über die Horn- und Lurendar-stellungen der Bronzezeit bis zu den Zul-hörnern oder „Christhörnern“ noch unserer

Tage zieht Wirth die großartige Linie: Urbild dieses „Hornes“ ist der „Urbogen“, das N, der kleinste Sonnenlaufbogen des Jahres. Bemerkenswert ist, daß die Wortgruppe Horn-cornu-karnos usw. in der gleichen Bedeutung über den Bereich des Indogermanischen hinaus bis in die orientalischen Sprachen hinein zu belegen ist. Motivisch vertritt das Horn sowohl den „Urbogen“ N wie auch die beiden Jahreshälften oder Jahreschlangen (), von denen in nächsten Hauptstück die Rede ist. In beiden Formen erscheinen sie in den nordischen Bauernkalendern und in den Hausmarken, die sich immer deutlicher als Fortsetzung alter Kalender-symbolik enthüllen, nachdem sie so lange eine letzte Zuflucht für negative Deutungen gewesen sind. Daß auch der siebenarmige Leuchter ein stilisierter Jahresbaum ist, geht aus dem lüdenlosen palästinischen Zusammenhang deutlich hervor.

Zu dem Treppennmotiv (S. 435 und 438), das die Hand zeigt, sei auf unsere früheren Ausführungen über die Hand als Grab-symbol verwiesen; aber auch darauf, daß dieser, im Mittelateinischen „pyramis“ genannte Stufenbau als „staklum“ oder „Staffelstein“ im germanischen Rechte den Gerichtspfad, der Königsruete oder -gerie geformt ist — auch das offenbar ein uraltes Lebensbaummotiv. Die „Göttin im Baum“, d. i. die Erdmutter als Trägerin der Lebenskraft im Lebensbaum, ist ein schon ägyptisch belegtes, aber ebenfalls nordisches Motiv; diese „Göttin“ lebt nicht nur in dem Märchen „van den Wachandelboom“ weiter, wo die Mutter unter dem Lebensbaum begraben wird, und die ebendort niedergelegten Knochen des Kindes zu neuem Leben auferstehen; auch manches heute noch verehrte Gnadenbild der Maria oder Mutter Anna ist nach der Legende fertig aus dem Baume (in Felgte einer uralten Linde) gefallen. Weiter wird (S. 437, Taf. 166) der verbreitete Volksbrauch gestreift, nach dem kranke oder schwächliche Kinder durch einen Wurzelbogen oder eine im Boden festgewachsene Brombeerranke gezogen werden, was eine Wiedergeburt oder Verjüngung bedeutet. Als „Schuppen“ oder „Schoppen“ ist das in ganz Deutschland noch heute üblich; auch Steinbogen (so das „Isfelber. Nadelöhr“) sind hierbei in Gebrauch. Daß dies eine Erinnerung an den Urbogen an der Wurzel des Lebensbaumes ist, leuchtet ohne weiteres ein; ist doch auch der Zuhod mancherorts ein Wurzelende.

Das „Mittwinterhorn“ wurde vor weni-

gen Jahrzehnten noch im Münsterlande allgemein geblasen; heute wohl nur noch in entlegeneren Gegenden. Es ist das mikrokosmische Gegenstück zu dem Gjallarhorn, das Heimboll bei der großen Weltenwende bläst, und der „Tuba mirum spargens sonum“ bei dem jüngsten Gericht der christlichen Überlieferung. Außerst wertvolles vollständiges Material stellen die Taf. 169—71 abgebildeten Hörner dar.

Daselbe Grundmotiv (Urbogen und Jahreshälften), als Schlangen versinnbildlicht, behandelt das 17. Hauptstück (einige Seiten in die 10. Lieferung übergreifend). Die Schlange am Baume ist als „Paradies“-Motiv weitbekannt; der Drache am Fuße des Lebensbaumes als germanisches Yggdrasilmotiv ebenso alt wie die vorderasiatischen Vorstellungen. Wiederum ist das um Segen bittende Menschenpaar am Fuße des drachenumschlungenen Baumes weit über den biblischen Einzelfall hinaus als altes kosmisches Motiv belegt. Die Sigurdszeichnung von Ramundsberget (Taf. 174) und die isländische Truhe mit kosmisch-symbolischen Motiven (ebd.) sind als Bildmaterial außerst wertvoll. Auch weiter stehen neben Bildzeugnissen aus allen Kulturen so viele wertvolle germanische Dinge, daß der Bilderatlas schon allein für germanische Volkskunde und Altertumskunde unerlässlich ist. — Das Motiv der beiden (gehörnten) Schlangen, die das Kind bringen, wie wir es auf nordischen Runengrabssteinen finden (S. 452), ist das (natürlich völlig selbständige) Grundmotiv für die bekannte Darstellung des jungen Herkules mit den beiden Schlangen, die er nach der verdunkelten griechischen Überlieferung angeblich erwürgt, da sie sein Leben bedrohen: in Wirklichkeit sind es die beiden Jahreschlangen, die ihn, den alten Lichteros, „gebracht“ haben.

An den biblischen Paradiesbericht knüpft Wirth eine eingehende Kritik, die die eigentliche Urform dieser Erzählung offenlegt; so weit man übersehen kann, sind neueste Forschungsergebnisse dabei verwandt. Erstmalig ist, mit wie sicherem Blicke Wirth etwa die bisher ganz unerklärte Doppelbedeutung der Rune „hagal“ *, nämlich als „Hagel“ und Gott (hag-al, der Allumgebende) motivisch erklärt: „Hagal“ bezeichnet ursprünglich nicht das massive Eistorn, sondern die Schneeflocke, das Schneefrill, das die Form des Sechsfarnes * zeigt. Deshalb steht das Runengebicht die beiden Begriffe nebeneinander: „(Hagal) er kaldast korna, Kristr sköp haimenn forna — Hagel ist das kälteste der Körner, Krist schuf die uralte Welt.“ Das Zeichen *, oft mit dem A und O (heilige Reihel) versehen, ist auch

in ältester christlicher Überlieferung das Zeichen für Christus. Wenn es auf den Randerlasterstäben zu Beginn der 2. „att“, der Sommerreihe steht, so sei daran erinnert,

daß in Westfalen noch heute die Flurumgänge zu Beginn des Sommers „Hagelfier“ genannt werden. — Wir werden weiter berichten. Eremita.

Zeitschriftenchau

Zur Siedlungsforschung

Martin Jahn, *Die Vorgeschichte des schlesischen Sudetengebietes*. Altschlesien. Mitteilungen des Schlesischen Altertumsvereins und der Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Ur- und Frühgeschichte. Bd. 4, Heft 1/3, Breslau 1932. Im Gegensatz zu der verbreiteten Ansicht, daß Waldgebirge notwendig Völker- oder Stammesscheiden wären, haben sich die Sudeten während der gesamten Vorgeschichte niemals als trennendes Moment erwiesen, vielmehr hat das Gebiet beiderseits der Sudeten kulturell und sprachlich stets eine Einheit gebildet. Bereits für die Altsteinzeit ist neuerdings nachgewiesen, daß die Siedlungsgrenze nicht auf dem Sudetenkamm, sondern erst an der Eisengrenze verlief. Sowohl in der Jungsteinzeit wie in der Bronzezeit herrscht haben wie drüber eine durchaus einheitliche Kultur, und eine ganze Reihe von Fundstellen im Gebirge beweisen, daß fast alle Pässe damals schon begangen gewesen sind. Der Einbruch der Kelten zerstört das seit der Bronzezeit hier herrschende Illyrierreich, aber auch diese machen vor den Sudeten nicht halt, sondern greifen nach Schlesien hinüber. Erst in germanischer Zeit wird der Sudetenkamm zur Stammesscheide zwischen Ost- und Westgermanen, ohne daß man das freilich als Völkerscheide im eigentlichen Sinne ansehen darf. Auch in geschichtlicher Zeit sehen wir die Einheitlichkeit dieses Gebietes bestätigt, denn die Grenze gegen Polen verläuft nicht auf dem Gebirge, sondern erst an der Oder.

Fritz Geschwendt, *Siedlungsgeschichtliche Beobachtungen im Ober-Weidetal bei Groß-Breslau*. Altschlesien. Bd. 4, Heft 1/3, Breslau 1932. Bisher ist die Forschung der Ansicht gewesen, daß die überschwemmungsbedrohten Flußniederungen vom vorgeschichtlichen Menschen gemieden worden seien. Infolge der regen Bautätigkeit um Breslau sind nun in den letzten Jahren eine große Zahl von Funden zutage getreten, aus denen hervorgeht, daß diese Flußniederung

von der Jungsteinzeit bis zum Ausgang der Bronzezeit reich besiedelt gewesen sein muß, während sie von da ab bis ins Mittelalter hinein gemieden wurde. Es bestätigt das die seit langem bestehende Überzeugung, daß Jungsteinzeit und Bronzezeit von einem wärmeren Klima als heute beherrscht gewesen sind und daß zu Beginn der Eisenzeit ein Klimasturz eingetreten ist, der nach Sachlage der Funde jedoch kaum plötzlich gekommen sein kann. Ähnliche Erkenntnisse werden zweifellos auch in anderen Niederungsgebieten zu erwarten sein.

R. Schirwik, *Die Bodshornschanze bei Quedlinburg*. Mannus, Bd. 24, Heft 4. 1932. Dieses Gelände zeigt nur eine Ausdehnung von etwa 100 m in Länge und Breite und hat trotzdem, seiner ausnehmend günstigen Lage wegen, Siedlungs- und Grabfunde aus fast allen Kulturen seit der Jüngeren Steinzeit geliefert, so unter anderen bedeutenden Funden einen für Mitteldeutschland einzigartigen Ringgrab, den Verfasser als steinzeitliche Grabanlage deutet. Die Bodshornschanze ist ein besonders anschaulicher Beweis für die ununterbrochene Besiedlung Mitteldeutschlands von der Jungsteinzeit bis in die geschichtliche Zeit.

Carl Schuchardt, *Zur Vinetafrage*. Prähistorische Zeitschrift, Bd. 23, 1932. Heft 1/2. Verfasser greift im Zusammenhang mit einem Vortrage des Greifswalder Historikers Hofmeister die vielerörterte Vinetafrage von neuem auf und kommt zu dem Schluß, daß Jomsburg-Vineta nirgends anders als in Wollin zu suchen sei, dessen Stadtbild und Lage noch heute Anklänge an die überlieferte Schilderung der alten Seefeste zeige. Die Namensfrage findet eine einleuchtende Erklärung durch Hofmeisters Feststellung, daß Wollin, Stettin, Cammin dieselben Stätten sind, die nordisch Jomsburg, Wurtaborg, Steinborg genannt wurden. Umfassende Grabungen werden in Kürze dem jagennuwbeneiten Rätsel unserer Ostseeküste nachgehen.

Gerda Boëthius und John Nihlén, **Die Halle zu Vostja**. Versuch einer Rekonstruktion der Halle eines gotländischen Hofes aus der Mitte des ersten Jahrtausends. Fornvännen, Stockholm 1932. 1929 wurde bei Schloß Vostja auf Gotland ein Hausgrund ausgegraben, der sich als eine Halle von dem stattlichen Ausmaß von 26 zu 10 m erwies. In der Mitte befand sich der offene Herd. Neun Paar Pfosten stützten das steile Satteldach, das, wie die Rekonstruktionsversuche ergaben, der niedrigen Feldsteinmauer direkt aufgelegt haben muß, während die Giebelseiten im Schwellenbau aufgeführt waren. Beifunde ergaben, daß das Haus im 3. Jahrhundert n. Chr. erbaut und bis ins 5. Jahrhundert benutzt worden ist.

Gertrud Sage, **Gewebereife auf vorgeschichtlichen Eisengeräten in Schlesien**. Alt-schlesien, Bd. 4, Heft 1/3. Breslau 1932. Sind wir für die Bronzezeit durch die Trachtenfunde in den Baumsärgen und später durch die Moorfunde recht gut unterrichtet über die germanische Webekunst, so sind wir für die Eisenzeit auf besondere Fundzufälle angewiesen. Die eingehende Untersuchung ergab jedoch zahlreiche Funde, wo Gewebereife an Eisenteile festgerostet sind. Es handelt sich hier vorwiegend um Reinen, und es zeigt sich, daß die germanische Weinweberei nicht minder vielseitig war in ihrer Technik, als wir es bereits für die Wollweberei in der Bronzezeit feststellen konnten. Eine allgemeine Betrachtung über die Weberei in vorgeschichtlicher Zeit beschließt die Abhandlung.

Kurt Tackenberg, **Die Lanzenspien vom Lüneburger Topf 2**. Mannus, Bd. 24, Heft 1/3, 1932. Die Untersuchung der älteren Bronzefunde im Regierungsbezirk Lüneburg zeigt immer deutlicher, daß hier in der älteren Bronzezeit ein Siedlungszentrum mit einer gewissen Eigenprägung innerhalb der germanischen Bronzekultur bestanden haben muß. Führende Zeitform, vorwiegend in der 3. Periode, ist eine besonders schlanke Lanzenspien mit ausgefeiltem Mittelgrad. Verfasser weist diese Lanzenspien der älteren Bronzezeit zu, da sie noch in der für diese Zeit charakteristischen Gußform mit senkrecht zur Schneide gegossenen Hälften gegossen sind.

Ernst Petersen, **Campignien in Niederschlesien**. Alt-schlesien, Bd. 4, Heft 1/3. Breslau 1932. In reichem Maße sind jetzt auch in Schlesien Zeugen einer Kultur gefunden worden, die unzweifelhaft als Campignien angesehen werden muß. Zwar zeigen die Stücke eine eigenartig rohe Technik, doch scheint dies durch das seltene Vorkommen des Feuersteins bedingt zu sein, das die Verfertiger zwang, Hornstein, Quarzit und andere, wenig fügsame Gesteinsarten zu verwenden, lassen sich doch auch unzweideutige Übereinstimmungen mit Stücken der nordischen Muschelhaufenkultur nachweisen. Der Gedanke einer Einwanderung aus dem westlichen Ostseegebiet drängt sich hier von selbst auf.

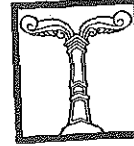
Lothar F. Zoh, **Das Gesteinsmaterial der Campignienindustrie von Ober-Elguth**, untersucht ebenda die verwendeten Gesteinsarten und kommt zu dem Schluß, daß die schlesischen Campignienleute in Ermangelung ausreichenden Feuersteinvorkommens diejenigen Gesteine für ihre Geräte gewählt haben, die ihnen bereits aus ihrer nordischen Heimat her bekannt waren.

Walter Mathes, **Die Entdeckung der Campignienkultur in Oberschlesien**, meldet am selben Ort die gleiche Kultur aus Oberschlesien, möchte aber angesichts ihrer urtümlichen Formen die schlesischen Funde für älter halten als die nordische Muschelhaufenkultur. Hertha Schemmel.

Volk und Glaube, Monatsblatt für deutschen Heimatglauben. Rig-Verlag, Schweinfurt, Mozartstr. 10.

Eine neue Zeitschrift? — Ja, und eine notwendige. Hier soll versucht werden, dem heraufsteigenden Problem des „deutschen Glaubens“ gerecht zu werden, den Zwiespalt von Deutschtum und Christentum durch Lösung einer nordischen Heimatreligion zu beseitigen. Der Herausgeber (Dr. Bierguß) bekennet: „Wer sich auf ‚Christentum‘ versteht, eint das deutsche Volk nicht, sondern treibt es auseinander. Einigend kann nur dieses Bekenntnis sein: Wir glauben an das deutsche Volk und die Göttlichkeit seiner Seele.“ Damit wird eine Erkenntnis allgemein formuliert, für deren Wahrheit in unserem Zeitalter der Kulturwende die Entscheidung zu finden, sich jeder einzelne selbst bemühen muß.

Vereinsnachrichten



Bremen (Anschrift E. Ritter, Krestlingstr. 10). — In der Ortsgruppen-Geschäftsstelle d. Fr. g. B. findet seit Anfang November an jedem Montag, 8–10 Uhr, ein sogenannter Sprechabend für Mitglieder und Freunde der Vereinigung statt. Es wird in zwangloser Form Auskunft gegeben. Fragen von allgemeiner oder persönlicher Art werden besprochen, Bücher und sonstige Druckfachen wie Hefte von „Germanien“ verliehen, Werbesachen verschickt. Manche Anregung, die sich zur öffentlichen Aussprache aus zeitlichen oder anderen Gründen nicht eignet, fällt auch so für die Leitung auf fruchtbaren Boden. Wenn auch allerhand Arbeit damit verknüpft ist, so soll die Einrichtung zunächst in vollem Umfange weiter geführt werden.

Essen. Die Ortsgruppen-Versammlung d. Fr. g. B. am 19. Hartungs 1933 war von 36 Mitgliedern besucht. Herr Studienrat Dr. Schuhmacher-Essen hielt einen Vortrag über: „Stätten germanischer Vorgeschichte“ Eintrude von einer Besichtigung unter Führung Direktor Teudts und seiner Mitarbeiter; der Vortrag bildete gleichsam eine Einführung zu dem Vortrag Teudts am 11. 2. 33.

Die Darbietungen des Vortragenden führten uns von der Weserscharte bis zu den Externsteinen. Ringwälle, die als Fliehburgen und Verteidigungsstellen dienten, Dingstätten, geheimnisvolle heilige Haine, große Hügelgräber und Orte germanischer Gottesverehrung erstanden bildhaft vor unserm geistigen Auge. Besonders eingehend waren die Ausführungen über das Sazellum der Externsteine, über das Gehöft Desterholz und den Sandmannshof.

Der Vortrag ließ die Forscherarbeit Teudts erkennen; er gab einen tiefen Einblick in das Seelenleben der vorchristlichen Germanen, in Glaube, Sitte, Brauch und Rechtspflege; er ließ auch erkennen, daß noch große Arbeit geleistet werden muß, vor allem auf dem Gebiet vergleichender Religionsgeschichte und Volksüberlieferung.

Lebhafter Beifall dankte Herrn Dr. Schuhmacher für seine tiefgehenden und fesselnden Ausführungen. — Auskunft durch Studienrat Niden, Essen, Kortumstr. 35.

Am 11. Hornungs hatten wir die große Freude, im überfüllten Saal des Hotels Vereinshaus in Essen Wilhelm Teudt zu hören.

Aus der übergroßen Fülle seiner Beobachtungen, Studien und Erfahrungen, unterstützt durch eine reichhaltige Lichtbildreihe, entwarf Teudt in mitreißender Darstellung „Bilder aus der germanischen Vorgeschichte“, wie sie sich nach Entfernung von Vorurteilen, Täuschungen und Fälschungen ergeben. Die fesselnden und überzeugenden Ausführungen des Redners brachten nicht allein viel Bereicherungen sachlicher Art, sondern sie gestalteten sich zu einem hohen Liebes geistiger Werte, die aus der Vertiefung in unsere Vorgeschichte entspringen. So trugen auch diesmal Teudts Worte an ihrem Teil bei zu der Hoffnung auf wiederkehrende Wertschätzung unseres Volkes und Vaterlandes.

Eine Wagenfahrt am Vormittag des 11. 2. führte Teudt in einer kleinen Gesellschaft von Freunden zu verschiedenen geschichtlichen Stätten in der südlichen Umgebung Essens. Es sei erwähnt, daß bei dieser Gelegenheit die „Clemenskirche“ in Essen-Werden mit dem „Clemenspüttchen“, einer Quelle mitten in der (jetzt bis auf die Grundmauern zerstörten) Kirche, Teudts höchstes Interesse erregte.

D. Kleinmann.

Sagen. Die erste Zusammenkunft der Ortsgruppe d. Fr. g. B. in diesem Jahre fand am 4. Februar 17.30 Uhr im Hagener Hof (Hugo Preußstr. 14) statt. Sie erfreute sich wieder regen Besuches, auch aus der weiteren Umgebung. Leider konnte im Märzheft noch nicht darüber berichtet werden. Welche weiten Ausblicke sich der Heimatforschung eröffnen, die noch ganz im Anfang steht, zeigten die hochinteressanten Ausführungen des Herrn Hfr. Brein in seinem Vortrage: „Geschichtliche Flurnamen im Lichte der westfälischen Sage“. Eine noch viel zu wenig benutzte Handhabe bieten die alten Flurnamen, die bäuerlichen Überlieferungen und die Besitzgrenzen in geschichtlich denkwürdigen Gegenden; umfangreiches, ungemein wertvolles Material ist hier in einer reichen, zielbewußten Lebensarbeit zusammengetra-

gen, das noch der Auswertung und Veröffentlichung harret. Die vom Vorsitzenden (Ing. Fr. Kottmann, Hagen i. W., Eppenhäuserstr. 31) gegebene Anregung, eigene Beobachtungen in der Aussprache mitzuteilen, führte zu einem lebhaften Gedankenaustausch, der die Teilnehmer fast fünf Stunden fesselte, so daß die Ausführungen des Herrn Lehrer Vielhau: „Beobachtungen über Flurnamen und alte Eisenschmelzen bei Linderhausen“ für die nächste Versammlung zurückgestellt werden mußten, die einen ebenso genussreichen Abend versprechen. —

Osnabrück. Die „Arbeitsgemeinschaft der Freunde germanischer Vorgeschichte“ ist außerordentlich rührig. Wir berichteten im Februarheft von der erfolgreichen Sommerarbeit, die Winterveranstaltungen erfahnten einen noch erheblich größeren Kreis, der allerdings bei der Eigenart der Osnabrücker Verhältnisse nur durch sorgfältige und aufopfernde Werbearbeit zu gewinnen war. Den Vortrag König am 15. Nov. 1932 besuchten 380, den Vortrag Rademacher am 4. Februar 33 trotz der Grippe 320 Personen. Dieser Erfolg hat die Arbeitsgemeinschaft ermutigt, an einen dritten Vortragsabend zu denken.

Dr. F. König-Soesst sprach mit großer Klarheit und Überfälligkeit, unterstützt durch ausgezeichnete Lichtbilder, über „Altgermanische Kultur und Weltanschauung“. Einleitend wandte sich der Redner gegen eine oberflächliche Auslegung des Begriffes „Kultur“. Nach dieser Grundlegung behandelte er die reichen Zeugnisse aus der Bronzezeit, die vor zwei Menschenaltern noch durchaus nicht dem germanischen Bereich zuerkannt werden sollten. Der Wandel in der Anschauung wird besonders den nordischen Sachkennern und dem kürzlich verstorbenen Prof. Rosinna verdankt. Nach kurzer Erörterung der Externsteine führte König in die Grundgedanken Herm. Wirths ein. Wie wir die religiösen Anschauungen der Zeiten des Eigenglaubens jetzt dank Wirth ganz anders sehen können, so wird auch die Stellung der germanischen Frau heute ganz anders bewertet als früher. Der Vortragende betonte zum Schluß, daß die Beschäftigung mit Deutschlands Altzeit nicht Selbstzweck sei, sondern daß wir aus ihr zu lernen haben für die Aufgaben der Gegenwart.

Museumsdirektor Dr. Karl Rademacher-Köln sprach, ebenfalls an Hand sehr eindrucksvoller Lichtbilder, über „Grabfunde einer germanischen Königin (Osebergfund) und die Kunst der Frühgermanen“. Also Denkmäler aus einer Zeit, die zwar geschriebene Urkunden hat, die Hauptzeugnisse der Geschichte, aber doch der Bodenfunde,

der Zeugnisse der Urgeschichte, nicht entzogen kann: die Zeit von dem Ausgangsjahr unserer Zeitrechnung bis in die Herrschaft der Karlinger.

Unter den Bodensunden sind die wichtigsten die Verwahr- (Schatz-)funde und die Grabfunde. Den Baugedanken der Grabfunde zeigte der Redner zunächst an dem bronzezeitlichen Königsgrab von Seddin und dem Königshügel von Upsala aus der gleichen Zeit. Von grundsätzlicher Wichtigkeit waren die Ausführungen über die germanische Kunst: sie ist nicht ein barbarisch unvollkommener Abklatsch römischer Übung, sie gehorcht ganz anderen Gesetzen und kann nur aus ihnen begriffen werden. Diesen besonderen Stilwillen verdeutlichte der Redner an einer Reihe von Beispielen, Vorbereitung für die Schau auf das wahrhaft königliche Gerät, das neben schlichten Alltagsdingen das Grab der Königin Nana erhalten hat. Mit diesem Osebergfund ist der Geschichte germanischer Kunst ein einzigartiger Reichtum gegeben. Den heißt es innerlich gewinnen, daß wir nicht — mit dieser Mahnung schloß Dir. Rademacher — als wurzellose Menschen vor jeder fremden Kunst die Knie beugen. —

Auskunft über die Osnabrücker Arbeitsgemeinschaft gibt Frau Dr. E. Kringel, Herrenteichstr. 1.

Berlin. Am 10. 2. 33 beschäftigte sich der Vorstand der Ortsgruppe d. Fr. g. B. mit der neuen Lage. Es wurde beschlossen, nach innen eine stärkere Fühlungnahme mit allen Freunden zu suchen und nach außen eine möglichst vielseitige Werbung zu entfalten. Herr Prof. Dr. J. Riem legte wegen seiner Umsiedlung nach Potsdam den Vorsitz nieder. Der Vorstand dankte ihm für seine mehrjährige Leitung der Ortsgruppe. Zum Vorsitzenden wurde Studienrat Edmund Weber, Blm.-Spandau, Roonstr. 16, gewählt. Da der Schriftführer, Herr Dr. Ulrich, im zweiten Vierteljahr 33 beruflich verhindert ist, den Schriftwechsel zu führen, werden alle Zuschriften an den Vorsitzenden erbeten.

Aus dem Jahresbericht der 2. Kommission des Minden-Ravensbergischen Hauptvereins für Heimatschutz und Denkmalspflege (erstattet von dem amtlichen Vertrauensmann Prof. Langewiesche-Bünde): „Auch die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte tagte in unserm Gebiet. Mögen die Ergebnisse noch sehr umstritten sein, so zeigte doch die große Teilnehmerzahl, daß die Vereinigung es verstanden hat, weite Kreise unseres Volkes für die Erforschung der heimischen Vorzeit zu begeistern.“

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933

Mai / Monnemond

Heft 5

Die Feuerräder von Lügde

Von Rektor R. Wehrhan, Frankfurt a. M.

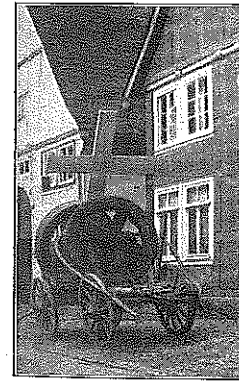


Abb. 1. Feuer- oder Osterräder stehen unter dem Kreuz zur Ausfahrt bereit.

Gelegentlich der Pfingsttagung der Freunde germanischer Vorgeschichte machen die Teilnehmer einen Ausflug nach Pyrmont und besuchen dabei die nahe gelegene Stadt Lügde, die „villa Liuhidi“ im alten Betigau. Diese Stadt, bereits zur Zeit Karls des Großen genannt, macht noch jetzt einen altertümlichen Eindruck mit ihren Wällen, Stadtmauern, Türmen u. a. Aber auch Sitten und Bräuche zeigen in die Vergangenheit zurück, ganz besonders die Osterfeste der Feuerräder. Am ersten Ostertage läßt man nämlich, sobald die Dämmerung eingebrochen ist, an einer bestimmten Stelle der umliegenden Höhe, nämlich am Osterberge, brennende Räder ins Tal hinabrollen. Die Vorbereitung und Ausübung dieser Sitte wird von dem Osterdeckenverein, der zunftmäßigen Einrichtung der Osterbrüder, übernommen und überwacht. Im folgenden möge der Verlauf des altertümlichen Brauches geschildert werden.

Am „Stillen Freitag“ sammeln die Osterdecken im Laufe des Nachmittags im Orte Stroh. Die Einwohner spenden reichlich, soweit ihnen das möglich ist; wer kein Stroh mehr abzugeben vermag, opfert Geld. Dann wird das Stroh nebst den Osterrädern auf den Osterberg gefahren. Die Räder sind von Holz, verhältnismäßig recht breit. Die kräftigen Felgen werden durch vier, ein Kreuz bildende Speichen zusammengehalten. Durch die Nabe ist eine fünf bis sechs Meter lange Stange gesteckt. Es ist reichlich Stroh nötig, denn jedes der sechs Räder erfordert wohl 15 bis 16 Bund. Die Decken umwinden nun die Räder mit Stroh, d. h. eigentlich ist der Ausdruck umwunden nicht ganz passend, denn das Stroh wird durch die Speichen der Räder gesteckt und dann mit den sogen. „Kranzwien“, d. h. dünnen Weidenruten, an der Stange befestigt.

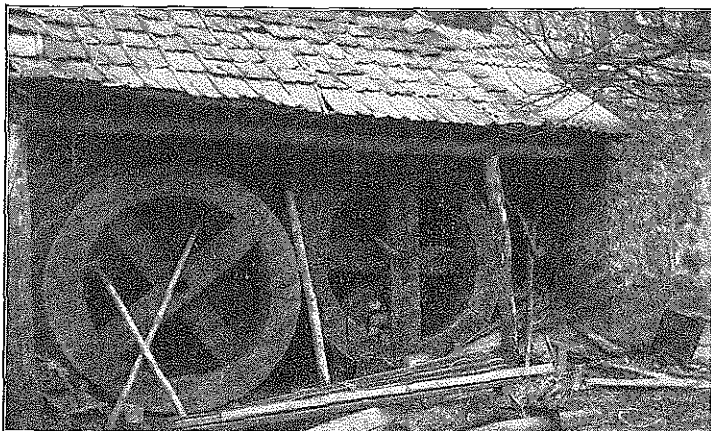


Abb. 2. Ein langes Jahr hindurch verharrten die Österräder in Ruhe. Es besteht wohl kein Zweifel, daß sich in den Rädern ein uraltes Erbe kultischen Brauches bis heute bewahrt hat, das im Zusammenhang mit dem von Herman Wirth gedeuteten nordatlantischen Jahresideogramm steht.

Nach diesen Vorbereitungen auf dem Osterberge gehen die Dechen ins Tal hinunter, wo ein gemeinsames Mahl eingenommen wird. Allerdings bleiben zwei oder vielleicht auch mehr zur Bewachung der Räder zurück, damit das Stroh nicht etwa von böswilliger Hand vorzeitig angezündet wird. Im Tale ist ein mächtiger Haufen Reisig aufgeschichtet, der abends aufflammt, sobald sich der eigentliche Vorgang abspielen soll.

Natürlich hat sich am Fuße des Berges, an den Ufern der das Tal durchfließenden Emmer, eine gewaltige Menschenmenge angesammelt, um Zeuge des eigenartigen Schauspiel zu sein. Es fehlt auch die lustige Musik nicht, die die Leute mit ihren Weisen unterhält. Soll das Abbrennen beginnen, so spielt sie einen alten Choral:

Dies ist der hohe Osterberg,
Auf dem die Dechen haufen,
Des Abends, wenn es dunkel ist,
Die Räder 'runterfaufen —
Triumph der alten Sitte.

Das älteste Vorstandsmitglied der Dechen zündet nun den Reisighaufen an, worauf auch oben auf dem Berge ein Feuer aufleuchtet. Es wird ein Böller gelöst, und dieser Schuß ist ein Zeichen, daß das erste Rad seine Feuerreise ins Tal antreten soll. Einer der Dechen, die oben auf dem Berge geblieben sind, nimmt ein kleines Bund Stroh, entzündet es an dem Feuer, läuft schnell zu dem ersten Rade und setzt dessen Stroh in Brand. Augenblicklich flammt das Rad lichterloh auf. Ein Stoß mit einer langen Gabel setzt

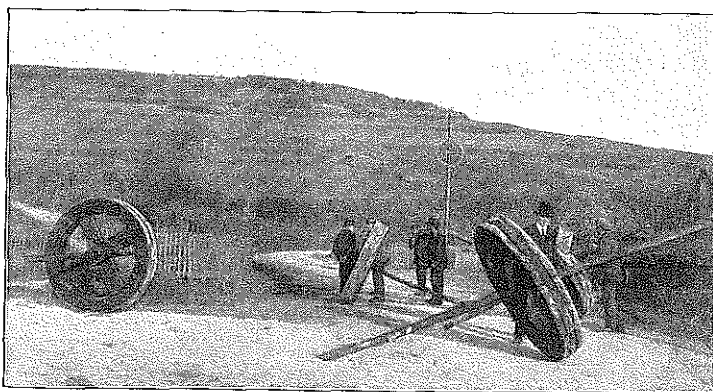


Abb. 3. Die durch die Räder gesteckte lange Stange ermöglicht ein bequemes Rollen derselben und trägt dazu bei, daß die „Feuerreise“ durch sonst mögliches Umfallen des Rades nicht ein vorzeitiges Ende findet.

Abb. 4. Man sieht, daß zwischen Radspeichen und Füllungsstange reichlich viel Stroh angebracht wird, so daß eine genügend lange Brenndauer während des Hinabrollens gewährleistet ist. Daß die Jugend hier besonders auf ihre Kosten kommt, ist ebenfalls ersichtlich.

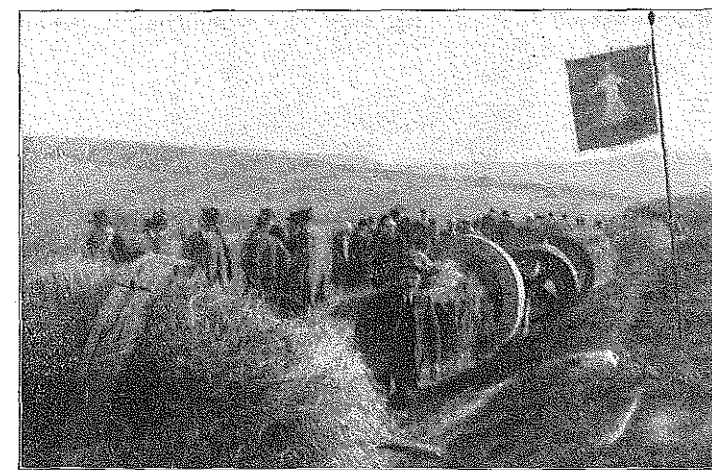


es in Bewegung, und wie eine feurige Walze rollt es erst langsam, dann immer schneller den Abhang herunter, flammende Lichter hinter sich lassend — Stroh, das sich von der Walze gelöst hat. Die Unebenheiten des Berghanges werden von dem Rade spielend überwunden; es geht in Sprüngen über Gräben und Abhänge, über Heden und andere Hindernisse. Daß das Rad nicht umschlägt, verhindert die an jeder Seite etwa drei Meter weit herausragende Stange. Unter dem lauten Jubel des Volkes kommt das Rad unten im Tale an. Hier wird es von den Dechen erwartet, die mit Mistgabeln bewaffnet sind, mit denen sie das noch nicht verbrannte, noch lichterloh flammende Stroh von den Rädern reihen, um zu verhindern, daß letztere nicht zu sehr beschädigt werden; denn wenn ein Rad zu großen Brandschaden erleidet, muß es ausgebessert oder erneuert werden, und das kostet nicht wenig.

Sobald das erste Rad seinen Weg gemacht und seinen Dienst erfüllt hat, kommt das zweite an die Reihe, bis alle sechs Räder unten im Tale angekommen sind. Dann begeben sich auch die Dechen oben von dem Berge nach unten ins Tal, und in gemeinsamem Zuge, die Musik voran, zieht man in die Stadt zurück, wo dann der gesellige und vergnügliche Teil der Sitte beginnt.

Wie alt die sinnige Sitte hier in Lügde ist, läßt sich nicht mehr feststellen; doch ist anzunehmen, daß sie bis weit in die Vorzeit hineinreicht. Wir sind zu dieser Vermutung berechtigt, weil sich der Brauch der Feuerräder auch in vielen anderen Gegenden Deutsch-

Abb. 5. Die Feuerräder stehen auf der Höhe des Abhanges, wo auch in der Regel ihre „Füllung“ mit Stroh geschieht. Das Rad im Vordergrund ist bereits fertig zur Talfahrt. Man beachte die aufgesteckte Marienfahne, die erkennen läßt, wie uraltem Volksbrauch der „neue Glaube“ aufgepfropft erscheint.



lands erhalten hat¹⁾. Die Brüder Grimm z. B. berichten von einer ähnlichen Sitte in dem Moseldörfchen Konz, wo die Feuerräder allerdings nicht an Ostern, sondern Johanni gebrannt werden. Am Johannistage ziehen die Männer von Konz auf den nahe gelegenen Berg und umwideln ein mächtiges Rad mit Stroh, das von der Gemeinde geliefert wird. Durch die Radnabe wird eine Stange gesteckt, die an beiden Seiten drei Fuß vorsteht. Die Stange wird von zwei Männern gefaßt, während andere mit Strohfadeln bereitstehen. Der Bürgermeister gibt ein Zeichen zum Anzünden der Fadeln sowie des Rades, das dann schnell in Bewegung gesetzt wird. Während einige Männer oben bleiben, folgen die anderen fadelschwingend dem Rade, das zur Mosel herunterrollt. Jedermann wünscht, daß es brennend das Wasser der Mosel erreiche, denn dann gibt es ein gutes Weinjahr.

Andere Orte, an denen Feuerräder zu Tal rollen, sind der Lünsberg bei Ramsdorf, dann Mittenwald (Oberbayern), ferner in Kärnten. Daß dieser Brauch auch auf lippeschem Boden, auf dem Benzenberg bei Brakelsiek zwischen Schieder und Schwalenberg geübt wurde, soll nicht unerwähnt bleiben.

Vielfach wird heutzutage auch eine Teertonne benutzt, die man den Abhang eines Berges herunterrollen läßt. Das leere Teerfaß, das an der inneren Wand und am Boden noch immerhin reichlich verhärteten Teer enthält, wird mit Stroh gefüllt, das man in Brand setzt. Dann läßt man es in ähnlicher Weise den Abhang hinunterfahren wie die Räder. So berichtet es Mannhardt von Hildesheim. Aber auch sonst kennt man diesen Brauch.

Vielleicht darf noch daran erinnert werden, daß wir Jungen beim Osterfeuer gerne etwas Ähnliches machten. Wenn wir eine Teertonne kriegen konnten, so wurde sie ebenfalls mit Stroh und Reissig gefüllt und angezündet den Abhang hinuntergesandt. Wir umwidelten aber auch wohl Holzreifen, Fagbänder oder selbstgemachte Ringe mit Stroh, womöglich mit Teer getränkt, zündeten sie an und ließen sie dann ebenfalls den Berg hinabrollen, was uns allerdings häufig genug verboten wurde, weil dadurch leicht ein Heidebrand entstand. Immerhin aber war es unbewußt eine Fortführung alter Sitte.

Die Feuerräder, wie überhaupt die verschiedenartigen Feuer, die im Laufe des Frühlings an einzelnen Tagen entflammen, sollen dazu dienen, das Gedeihen der Äder zu fördern und die Arbeit des Landmannes zu segnen. Sie werden aber auch mit der Liebe der Menschen in Beziehung gebracht, denn sie sollen alle Lebensarbeit freudiger gestalten und Glück in jeder Weise, auch in der Ehe, bringen. Darum finden wir z. B., daß die feurigen Räder, die in Fleringen, Kreis Prüm in der Eifel, zum Hinabrollen gebracht werden, von dem Vektverheirateten, also dem jüngsten Ehemanne der Gemeinde, in Bewegung gesetzt werden müssen, was natürlich nur mit dem zu erwartenden Kindersegens in Verbindung zu bringen ist²⁾.

Wie schon angedeutet, handelt es sich bei den Feuerrädern wie bei allen vorsommerlichen Feuern darum, die feindlichen Mächte, die dämonisch in der Natur wirken, abzuwehren und unschädlich zu machen. Diese feindlichen, winterlichen Mächte werden vielfach durch ein Strohgebilde verkörpert, das dann vernichtet wird. So banden die Burschen und Mädchen in Eisenach früher einen Strohmann an das Rad, bevor sie es brennend den Mittelstein herunterrollen ließen³⁾.

Brennende Räder werden in verschiedenen Gegenden nicht nur an Ostern angezündet und ins Tal gelassen, sondern auch an Fastnacht oder am Johannistage⁴⁾.

¹⁾ „Die Forscher Klosterchronik, nach der das Scheibenwerfen am 21. März 1090 den Brand der Klosterkirche veranlaßt hatte, berichtet von ihm wie von einem alten Brauch.“ (E. Moyl, „Sonnenkult“ in Reallexikon d. germ. Altertumsbde. IV, S. 201 [1918/19]).

²⁾ (Vgl. Sartori, Sitte und Brauch III, S. 108 f., = Handbücher zur Volkskunde VII/VIII.)

³⁾ (Vgl. Sartori a. a. O. III, S. 130; ferner Wißschel, Thüringen II, S. 192 f.)

⁴⁾ (Vgl. Sartori a. a. O. III, S. 107, 150, 228, wo weitere Nachweise.)

Die Räder, Scheiben, Reifen u. a. Gegenstände, auch die etwa an ihre Stelle getretenen Teerfässer, sind offenbar Sinnbilder der Sonne, die im Frühling wieder zu ihrem segensbringenden Sommerbogen aufsteigt¹⁾.



Abb. 6. Die Jugend freut sich über Radkuchen („Krengel“) in Gestalt des Osterrades, ohne natürlich zu ahnen, welche altvererbte kultsymbolische Bedeutung (Sonnenjahr) diesen Radkuchen innewohnt.

Sinnbildliches auf dem Bilde von Elstertrebnitz

Von Dr. J. O. Plafmann

Ein Zufall wollte es, daß im Februarhefte dieser Zeitschrift (neben meinem Aufsatz „Sinnfälliges und Sinnbildliches“) zu Wilhelm Leudts Aufsatz „Der Heidenstein von Arnau“ noch einmal das Bild von Elstertrebnitz als ein Beispiel germanisch-christlicher Religionsannäherung gebracht wurde. Dieser Zufall war mir ein Anlaß, den Formenbestand des genannten Bildes eingehend mit der von mir im Bilde vorgestellten Formenreihe zu vergleichen. Im höchsten Maße überraschend ist es nun, daß wir auf dem Bilde von Elstertrebnitz fast den gesamten Formenbestand jener Reihe wiederfinden, deren vollständigster Ausdruck die Bilder am Laufftein von Selde sind. (Vgl. „Germanien“ 1933. 2. S. 39.)

Man wird hier schwerlich noch von einem Zufall reden dürfen: aber das eigentlich Erstaunliche daran ist die Erkenntnis, daß wir unsere eigenen frühen Denkmäler in ihrem Sinnbestande sozusagen erst wieder sehen lernen müssen. Es ist ferner die Tatsache, daß gerade die bildarme germanische Kunst, die von jeher eine Abneigung gegen die Verbildlichung religiösen Denkens hatte, uns allmählich eine Bildersprache offenbart, die besser als vererbte und versinnlichte Mythen in die Ursprünge höheren religiösen Denkens hineinschauen lassen. Das ist ein religionsgeschichtlich neuer Gesichtspunkt, den Leudt zweifellos richtig geahnt hat. Denn in der Tat müssen wir unsere Vorstellungen von jenem

¹⁾ (Vgl. dazu: Gaidoz, Le dieu Gaulois du soleil et le symbolisme de la roue in Revue archéologique 1884/85, und Helm, altgermanische Religionsgeschichte I, 176, 1867; ferner Sartori a. a. O. III, S. 149, 228, 271.)

geistigen Vorgänge, den man „Befehrung“ nennt, grundlegend ändern, wenn wir erkennen, daß die neue Religion sich nicht nur — was längst bekannt war — an die äußeren und äußerlichen Ortlichkeiten alter Glaubensübung angeschlossen hat; daß sie vielmehr selbst die sinnbildlichen Formen des vorhergegangenen Glaubens benutzte, um sich den ehemaligen Trägern dieses Glaubens verständlich zu machen. Das ist weit mehr, als eine äußerliche Übernahme verschwindender Formen; es ist ein inneres Erfassen des schöpferischen Gedankens, der in der überwundenen oder zu überwindenden Religion lebte. Es ist also das genaue Gegenteil des „Ausrodens“, das eine blindere Zeit als Voraussetzung der „Befehrung“ ansehen zu müssen glaubte; es bedeutet eine grundsätzliche Anerkennung der „anima naturaliter christiana“, von der ein erleuchteterer Kirchenvater sprach, auch bei den germanischen „Heiden“.

Diese Folgerungen ergeben sich wenigstens dann, wenn ein wesentlicher Teil im Formenbestande dieses zweifellos christlichen Bildes als nördlich, und damit als germanisch nachgewiesen werden kann. Dieser Formenbestand aber ist hier so zahlreich und so sinnvoll, daß mir kein Zweifel daran möglich scheint. Betrachten wir zunächst etwas näher den „Thron“, über dem Gott-Vater oder Christus erscheint: ein Aufbau von fünf Stufen, auf dem ein rechteckiger Stein steht, an dessen Vorderseite ein halbkreisförmiger Raum ausgespart ist. Bis auf die Zahl der Stufen entspricht dieser „Thron“ genau dem im vorigen Jahre freigelegten Felsenfarg am Fuße der Externsteine (Abb. in Heft 3 dieser Zeitschrift, Jahrgang 1932). Zeigt das Elstertreibniz Bild eine richtige, anscheinend von allen Seiten zugängliche Stufenpyramide, so hat der „Felsenfarg“ vorne zwar nur zwei Stufen, doch ist auch er durch die seitlichen Stufen als ersteigbar gekennzeichnet.

Diese Stufenpyramide spielt nun im germanischen Recht, dessen religiöser Ursprung immer deutlicher wird, eine wichtige Rolle. Sie ist als „stafllum regis“ im fränkischen Rechte der Standplatz des richtenden Königs. Heute noch erinnern die „Staffelsteine“ an die alte Form dieser Gerichtssteine, die meist mit einem Pfahl („Stod und Stein“) gekrönt waren — ursprünglich waren sie damit anscheinend als Sitz der Gottheit gekennzeichnet. Der französische „perron“, der „breite Stein“, hat ja ebenso wie das „stafllum“ später die Bedeutung einer Treppe gewonnen; der abgestufte Steinsockel ist jedenfalls, auch wenn er später als Sinnbild des von Westen her eingeführten Gottesfriedens auftritt, als germanisch, oder vielmehr als altnordisch nachgewiesen¹⁾.

¹⁾ Als letzte, grundlegende Untersuchung vgl. vor allem Herbert Meyer, *Freiheitsroland und Gottesfrieden*. *Sanftische Geschichtsblätter* 56 (1931), S. 15 ff., Anm. 40; S. 60 f. Anm. 181; S. 63 f. Anm. 195. — Derj., *Die Eheschließung im Ruodlieb und das Eheschwert*. *Jf. d. Savigny* für Rechtsgeschichte 52 (Germ. Abt. 1932), S. 284. Anm. 2. Zu der dort gegebenen Deutung der „piramis“ als Stafllum, sozusagen als privater Hausaltar, sei bemerkt, daß in ahd. Glossen „piramis“ als „irmansul“ glossiert wird (irmansul pyramides, mons. 360; avarin, irmansul Pyramides, Doc. 203/b. Vgl. Grimm, *Deutsche Mythologie* 4, S. 95 f.). Wir verstehen jetzt vielleicht, was der Verfasser der Kaiserchronik meint, wenn er vom Zauberer Simon schreibt (Majmanns Ausg. V. 4432): „ûf eine yrmensul er steit, daz lantvolc im allesant neit“. Er betritt nach unserer Auffassung einfach das „Stafllum Regis“, dem das Volk seine Huldigung darbringt! Und wenn es ebendort (V. 624) von Caesar heißt: „Nömere in ungetruwessige sluogen, ûf einer irmansul sie in begruoben“, so möchte man zunächst daran denken, daß der Steinhaufen mit dem Pfahl tatsächlich ursprünglich das Grabmal des Ahnherrn und das Hausheiligtum darstellte (Herb. Meyer a. a. O. S. 235). Aber es heißt ausdrücklich „auf einer Irminsul“ — sollte man da wirklich einen Bild auf unseren Felsenfarg werfen dürfen? Ist er als ausgebildetes „Stafllum“ etwa überhaupt ein Sinnbild des Ahnengraves? Ein sehr wichtiger Beleg ist in dem Rechtsbuch der Stadt Herford (15. Jh.) zu sehen: eine Miniatur, die Bürgermeister und Schöffen bei einer Gerichtssitzung zeigt; auf dem halbrunden Tische steht vor dem Bürgermeister eine dreistufige Pyramide von etwas mehr als Handhöhe. Sie trägt oben ein Rechteckkreuz, auf der dem Beschauer zugewandten Seite ein Ordenskreuz (eisernes Kreuz). Vor der Pyramide, dem Beschauer zugewandt, liegt das Schwert, mit einem Bande schlangenartig umwunden (Abb. bei Paul Jaunert, *Westfälische Sagen*, S. 105). Man hat hier offenbar die Pyramis, das Stafllum, für so unumgänglich gehalten, daß man es wenigstens in Miniatur in den geschlossenen Raum mitgenommen hat; das Schwert liegt hier sinngemäß bei dem Staffelstein. Vielleicht wurde vor der Sitzung wenigstens symbolisch noch das Schwert an dem Steine geschärft.

Die auffallendste Übereinstimmung besteht jedoch in der Vorderseite mit dem halbkreisförmigen Bogen, der dem ebenfalls leeren Bogen am Taufstein zu Selde entspricht. Religionsgeschichtlich scheint das gesamte Motiv in das Gebiet der „Leerthron“ zu fallen, die sinnbildlich als Sitz der unsichtbaren Gottheit aufgefaßt wurden. So faßt Schuchhardt m. E. mit Recht die Menhire durchweg als „Seelenthron“ auf (die phallische Deutung erscheint mir als viel spätere, entartete Schicht des Denkens). Gerade der Pfahl auf dem germanischen Staffelstein erscheint mir ursprünglich viel mehr als ein Sinnbild des unsichtbaren Gottes, denn als „Pfahlgöze“ oder „Fetisch“ — Begriffe, die man nach meiner Überzeugung ganz willkürlich aus der Vorstellungswelt niederer Völker unserer wissenschaftlichen Begriffswelt aufgedrängt hat. Wäre die Auffassung dieses Kultpfahles so primitiv-göhenhaft gewesen, so wäre der Pfahl, der auch als Kreuz (galgo) erscheint, nicht ohne weiteres zum christlichen Kreuze umgedeutet worden; man hätte ihn vielmehr mit allen Mitteln beseitigt. Es handelt sich auch hier um eine ganz echte Übernahme eines Sinnbildes aus verwandter Urvorstellung heraus — niemals aber ist das Sinnbild von etwas geistig oder sittlich Minderwertigem zum Sinnbild von etwas geistig und sittlich unendlich Höherwertigem geworden; man kennt geistesgeschichtlich wohl Herabstimmungen, nirgendwo aber Heraufstimmungen einer sittlichen und geistigen Vorstellung.

Der Thron mit fünf Stufen ist nun freilich auch iranisch in dieser Bedeutung als Leerthron nachzuweisen; im Kulte des Mani hat er sich lange erhalten. „Alljährlich wurde das Erinnerungsfest des Stifters gefeiert, das nach dem Leeren, geschmückten Stuhl, der die unsichtbare Gegenwart Manis bezeichnete, „Bema“ genannt wurde. Die fünf Stufen des Stuhles bezeichneten die fünf Grade des Lichtäthers“¹⁾. Der Weltberg mit den fünf Stufen erscheint als „Olympos eschatos“ bereits bei Parmenides und Anaximenes²⁾. Ich glaube nun freilich nicht, daß in unserem Falle, beim Bilde von Elstertreibniz, der fünfstufige Gottesthron iranischen Ursprungs ist, etwa durch Byzanz vermittelt; der leere Thron ist allerdings schon auf einer alten christlichen Gemme in der Bedeutung als Sitz für die unsichtbare Gottheit abgebildet. „Der Stein zeigt in sehr guter Arbeit einen Thron in Vorderansicht. Auf dem Sitze des Thrones liegt ein Kranz, in welchem das aus I und X gebildete sternförmige Monogramm Christi eingeschrieben ist“³⁾. Das Monogramm ist die bekannte Rune „hagal“ = ✖, die auch im Nordischen die Bedeutung „Gott“ hat. An Stelle dieses Kranzes als Zeichen der unsichtbaren Gottheit tritt auf der germanischen Stufenpyramide der Pfahl. Jedenfalls vermag ich nicht einzusehen, wenn wir schon unsern eigenen religiösen Altertümern Vergleiche aus der Fremde geben müssen, weshalb wir diese dann ausgerechnet bei den Völkern Afrikas und der Südsee suchen, und nicht bei den uns nahestehenden, religiös hochentwickelten Indogermanen. Etwa weil ein simpler Pfahl nun einmal etwas „Primitiveres“ ist als ein Kranz oder eine Krone?

Bleiben wir also zunächst bei dieser Arbeitsunterstellung: die Stufenpyramide ist ursprünglich der Leerthron der Gottheit. Einen Schritt weiter auf dem Wege zur Verbildlichung, und es erscheint die Gottheit selbst auf diesem Throne — freilich nicht sitzend oder stehend oder sonstwie naturhaft aufgefaßt, sondern in einer durchaus sinnbildlichen, dem reinen Gedanken nahestehenden Fassung. Und diese sinnbildliche Auffassung führt uns wieder zu der in meinem vorigen Aufsatz behandelten Formenreihe zurück: es ist eine bildliche Erweiterung des rechtwinklig emporgerichteten Armpaares, wie es uns in der rein abstrakten Form auf dem Taufstein von Selde, in einer naturalistisch verdeutlichten

¹⁾ Jeremias, *Allgemeine Religionsgeschichte*, S. 133.

²⁾ Diels, *Fragmente der Vorsokratiker*, S. 19.

³⁾ F. J. Dölger, *ICHTHYS I*, S. 343.

Fassung in dem Tübinger Sonnenstein entgegentritt. Hier ist noch ein Schritt weiter getan: der gleichmittige Sonnenkreis ist zum Nimbus geworden, in dessen Mitte das Antlitz erscheint; die linke Hand trägt das Buch mit dem A und O (der Arm ist deshalb verkürzt: die Sachen stoßen sich, weil die Gedanken zusammengefügt werden müssen); aber das Verhältnis der Bildteile zueinander ist unbedingt das gleiche, und kaum ist es ein Zufall, daß diese Motivzusammenstellung, die auf den beiden anderen Steinen den hohen Sommer bedeutet, auch hier auf der Spitze des „Weltberges“ erscheint.

Ich darf hier eine Stelle aus der mystischen Literatur anführen, um zu zeigen, wie diese bildhaft-abstrakten Vorstellungen wirklich in der Vorstellungswelt des Mittelalters weitergelebt haben und fruchtbar gewesen sind. In einer Vision¹⁾ heißt es: „Ich sah einen großen Berg, der war hoch und breit und von unsäglich schöner Gestalt. Auf den Berg gingen fünf Wege hoch hinauf, die alle auf den edlen Berg zu dem höchsten Sitze führten, der da droben war. Sie gingen hoch und höher und noch höher und zu allerhöchst, so daß jener selbst der allerhöchste war und das höchste Wesen selbst. Und ich ward aufgenommen und auf den Berg geführt. Da sah ich ein Antlitz in ewiger Wonne, in dem alle die Wege enden und in dem alle diejenigen, die die Wege vollendeten, eins wurden.“ Es ist „das wahrhaftige Antlitz, das alles durchschaut und durchleuchtet . . . das war anzusehen wie eine große feurige Flut“. All dies deutet auf eine sonnenhafte Bedeutung, denn Helios, die Sonne ist es, die nach dem großen orphischen Hymnus „alles durchschaut und alles überschaut“. Aus dem übrigen Inhalt ergibt sich, das die fünf „Wege“, die „hoch und höher und noch höher“ hinaufgehen, nur fünf Stufen sein können; das „feurige Antlitz“ oben auf dem Stufenberg aber dürfte nichts anderes sein, als der Sonnenkreis, der uns in Selde und Tübingen noch erkennbar erhalten ist, während er in Elstertreibniz wirklich als „Antlitz“ im strahlenden Nimbus erscheint. —

Die motivische Übereinstimmung geht noch weiter: auf dem zweiten Felde des Steins von Selde erscheint der sich entwickelnde „Lebensbaum“, der als „Irminul“ am Externstein wiederer scheint — eine Bezeichnung, gegen die ich einige Bedenken allerdings nicht ganz unterdrücken kann. Dies Gebilde erscheint hier in einer der abstrakten Urform wesentlich näher stehenden Gestalt, als sog. „Elle“, die ja in der ornamentalen Gestaltung der fränkischen Drifflamme am bekanntesten geworden ist²⁾. Sie zeigt auch hier die Form des erblühenden Baumes, doch sind die drei „Wurzeln“ besser zu erkennen, als auf den anderen Bildern. Wir haben also auch hier die Formelreihe: aufblühender Lebensbaum — erhobenes Armpaar; dürfen wir vermuten, daß in dem Crucifixus rechts von dem Throne die Formelreihe fortgesetzt wird, daß der sterbende Christus also das sterbende, sich senkende Jahr bedeutet; daß er vom Kreuzesholze in die „Unterwelt“ hinabsteigt?

Wo so viel sinnvolle Übereinstimmung ist, werden wir nicht alles dem Zufall zuschreiben können. Noch auf eins sei hingewiesen: die merkwürdige Verschnürung, die der Gott-

Christus auf der Brust trägt. Denkt man sich die mittlere Linie auch nach oben verlängert, so ergibt sich das Christogramm oder die Hagal-Rune, die ja schon auf der oben erwähnten altchristlichen Gemme das Zeichen des unsichtbaren Gottes ist. In diesem Falle bestände die Verbildlichung darin, daß aus dem Gotteszeichen das Gottesbild selbst herauswächst; ursprünglich mag, wie auf der altchristlichen Darstellung, das Zeichen allein auf dem Leerthrone sich befunden haben. Dem sei wie ihm wolle: wenn wir hier wirklich das Kreuz Christi in eine vorchristliche religiöse Vorstellungsreihe eingereiht finden, so würde das unsere Annahme bestätigen, daß die Verkünder des christlichen Glaubens, die dieses Denkmal schufen, in der Tat sich einen von ihnen vorgefundenen religiösen Gedanken in hohem Maße zu eigen gemacht haben, um ihre eigenen Gedanken darin sichtbar werden zu lassen. Evolution statt Revolution! Es ist schwer auszudenken, welches Bild sich ergeben hätte, wenn dieses Verfahren allgemein angewandt wäre. — Aus welcher Zeit der Elstertreibnizer Stein stammt, muß ich dem Urteil der Kunstgeschichtler überlassen; immerhin stammt auch der Stein von Selde aus dem beginnenden 13. Jhd. und zeigt doch fast rein ein Gedankengut, das aus christlichem Ursprunge gar nicht erklärt werden kann. Daß dies Gedankengut nicht auf einmal mit der Wurzel ausgerissen ist, zeigt ja die Geschichte unserer Mystik, die alte Denkformen im religiösen Geistesleben weiterentwickelte, wie es etwa die Kunst der Steinmetzen und Zimmerleute im religiösen Bauen tat.

Übrigens erscheint die Stufenpyramide auch auf frühen nordischen Denkmälern, so auf einer irischen Harfe aus dem 13. Jhd. in Trinity College zu Dublin; sie hat drei Stufen und trägt oben eine emporgeredete Hand und darüber das Zeichen Y, das wir für die abstrakte Urform der Hand halten (Abb. bei S. Wirth, Der Ausgang der Menschheit Bildbeilage VI, 3 bei S. 162); auch hier wohl mit dem hohen Sommer zusammenhängend. Das sechsgeteilte Rad ist geradezu ein Wahrzeichen des Gottesfriedens geworden, wie der „Perron“, mit dem es häufig zusammen auftritt; ein solcher „Perron“ als Stufenpyramide erscheint auch auf einem schwedischen Grabstein³⁾. Auf keinen Fall wird man eine religiöse Haltung, deren Grundsatz die Bildlosigkeit oder vielmehr die Sinnbildhaftigkeit ist, aus der geistigen Haltung der bildhaften Religionen heraus verstehen — und noch weniger aus der solcher Naturvölker, die in religiöser Dumpfheit verblieben sind. Es gehört ein grundsätzliches Umdenken dazu; und das wird immer zum guten Teil auch eine Sache des guten Willens sein.

Dies Eolhsegg werden wir für eine Wasser-Schwertlilienart oder ein Riedgras halten dürfen; die genauere Bestimmung ist nicht ohne Schwierigkeit. Zum „Schwert“ würde der Name stimmen, denn seeg, neuengl. sedge, ahd. sahar, bedeutet dasselbe, es ist von dem Stamme sec (secare schneiden, sägen) abgeleitet. — Man wird also folgendes feststellen können: das abstrakte Grundmotiv, Y, kehrt als konkretes Bild, sowohl in der Elchsegg wieder, wie auch in dem Dreiflamm, wie auch endlich in der „Rute“ mit den drei Astansätzen (vgl. S. Meyer a. a. O. Anm. 4); es ist sowohl Zeichen des Sieges, wie Abzeichen des siegtragenden Herrschers. Ich werde diesem Motiv bei nächster Gelegenheit eine besondere Abhandlung widmen. Als Frühlingsstimm-Bild ist der „Dreisplint“ teilweise noch vollklingend.

¹⁾ Herbert Meyer, Freiheitsroland, S. 63, Anm. 195. Auch Pilger tragen es als Abzeichen des Gottesfriedens am Güte; es wird auch auf Gloden angebracht, ein dänischer Grabstein zeigt das Radkreuz am Kreuzbaum, was wieder an den Baum von Quistenberg erinnert (ebd.). Gerade dies gibt zu denken: wenn der Sechsstern auf dem christlichen Leerthrone die unsichtbare Gegenwart Gottes andeutet, warum soll er das nicht tun, wenn er am heiligen Pfahl der Germanen erscheint? Der Sechsstern im Kranze ist ja ein richtiges Radkreuz. Andererseits ist auch der Glodenturm (engl. steeple, ags. stȝpel, zu stēap, steil) die eindeutige Fortsetzung des Gerichtspfahles (Freiheitsroland, S. 69 ff.); das Radkreuz hat also durchaus seine alte Stelle gewahrt, wenn es auf der Glode angebracht ist. Auch der Pilger galt ja allgemein als ein Träger der göttlichen Kraft, ein „Christophoros“ oder „Theophoros“. Auch der heilige Pfahl ist „theophoros“ und als Feldzeichen „nifephoros“. Es ist im Grunde nur ein Streit um Worte, ob wir diese Kraft als „Zaubertrakt“ und ihren Träger als einen „Zetisch“ bezeichnen; oder ob wir statt dessen von einer „göttlichen Kraft“ reden. Der Fehler liegt darin, daß man aus diesen Benennungen gleichzeitig Werturteile macht.

¹⁾ J. D. Blafmann, Die Werke der Hadewych (Hannover 1923), S. 87; vgl. auch die Anmerkungen dazu, S. 135 f.

²⁾ Ich vermag hier Herbert Meyer (Heerfahne und Rolandsbild: Nachr. v. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-Hist. Kl. 1930) nicht ganz zu folgen, wenn er (S. 497) die Elle als drei „Flammungen“, einen früheren Feuerbrand erklärt. Gerade die abstrakte Form Y oder X erscheint nämlich als „eolhsegg“ im ags. Runenlied (Alte, Angelsächs. Lesebuch 4/1915, S. 139):

Eolhsegg eard haefð oftust on fenne
wered on wature, wundad grimme,
blöde brenned (?) beorna gehwylcne,
de him aenigne onfeng gedēd.

Elchsegg hat Erde sehr oft im Sumpfe (Wen, Moor),
Wächst am Wasser, verwundet grimmig,
Brennt (?) mit Blute, jeden der Menschen,
Der ihm einigen Empfang tut (es anfaßt).

Wer die vorgeschichtlichen Trümmerstätten in Bolivien und Peru besucht, wird gewöhnlich den Wunsch haben, indianische Vorgeschichte in ihren Bauten und in ihrem Kunsthandwerk kennenzulernen. Die Gelegenheit hierfür ist häufig genug vorhanden, und man bewundert die fremdartig anmutende Architektur, fremdartig für den überkommenen Kunstgeschmack in Aufbau und Schmuck. Und wer als Architekt mit Zollstock, Kamera und Skizzenbuch die Trümmerstädte durchstreift, wundert sich häufig über die riesigen Architekturteile aus geschliffenem Andesit, deren künstlerische Bearbeitung im Schmuckwert und in der Steinbehandlung so gar nicht mit der ausgesprochenen Eigenart indianischer Kunstauffassung übereinstimmt; denn diese kann man gleich in der Nachbarschaft ebenfalls vergleichend untersuchen¹⁾. Und während Skizzen und Maßaufnahmen Seite um Seite des Feldbuches füllen, taucht ein sonderbarer Verdacht auf, eine Frage, die fast töricht klingt:

Ist das indianische Baukunst?

Auch der Verfasser dieses Artikels suchte in der vorgeschichtlichen Hauptstadt Tihuanaku in Bolivien anfangs nur indianische Baukunst, aber er fand dort oben in fast 4000 m Meereshöhe eine meisterhaft durchgebildete, ausgereifte Architektur, die nie und nimmer indianisch ist.

Was nun auf der Meseta Boliviens, dem Hochlande zwischen beiden südamerikanischen Anden auf der Südhalbkugel der Erde in mächtigen Trümmerfeldern als Rest der vorgeschichtlichen Stadt Tihuanaku auf den Forscher wartet, ist eine Architektur, die den

Namen „klassisch“ ebensogut verdient, wie die sogenannten Baustile geschichtlicher Zeit. Daß es sich dabei um keine indianische Baukunst handeln kann, sondern um eine ganz andere, kann mit Worten nicht bewiesen werden; hier muß die Abbildung, die Architektur selbst sprechen.

Inmitten des Trümmerfeldes von Tihuanaku liegt ein flacher, künstlich aufgeschütteter Stufenbau, von den Resten eines alten Bauwerkes gekrönt, das von den

¹⁾ Der Gedanke, den der Verfasser zu belegen sucht: daß im westlichen Südamerika eine Baukunst nordischer Prägung geblüht hat, scheint im ersten Augenblick völlig abwegig zu sein. Wir möchten deshalb ins Gedächtnis rufen, daß Prof. Dr. W. Kriedte-Berlin ausdrücklich feststellt, daß Zusammenhänge zwischen altweltlichen und amerikanischen Sprachen fraglos ebenso vorhanden sind wie Kulturzusammenhänge. (In seinem Aufsatz: Germanen und die altamerikanische Kulturschichte; Bäumlerschrift S. 43.) Das mag immerhin als Stütze unseres Aufsatzes angesehen werden. — Außerdem möchten wir noch darauf hinweisen, daß die Bauwerke im Andenhochlande schon zur Zeit der spanischen Eroberer Trümmer waren, daß der Inkazeit eine höherstehende Vorinkazeit vorausging, was natürlich nichts an der Tatsache ändert, daß das Erbtum jener Gesittung schonungslos von den Spaniern zerstört worden ist. Schriftleitg.

eingeborenen Indianern Puma Punku, zu Deutsch etwa „Wassertor“, genannt wird. Die Bezeichnung scheint richtig zu sein, denn der Stufenbau grenzt unmittelbar an zwei verschüttete Häfen, die in unbekannter Vorzeit in Benutzung waren, als der Titikakasee noch eine größere Ausdehnung besaß, als heute. Das Bauwerk auf der Krone des Hügels ist stark verfallen, aber der Grundriß ist wegen der Verwendung riesiger Einblöcke so gut erhalten, daß es möglich ist, sich ein anschauliches Bild des ursprünglichen Baues zu machen. Nicht der Aufbau fesselt hier in erster Linie, sondern die Bildhauerarbeiten, die in reicher Fülle in schweren, gut erhaltenen Baublöcken allenthalben umherliegen oder aus der Erde ragen. Dabei fallen die zahlreichen Nischensteine auf, die wohl manchen Forscher auf den Gedanken gebracht haben, es handle sich bei dem Bauwerk um ein Totenhaus, wobei die Nischen zur Aufnahme von Urnen oder kleinen Götterfiguren gedient haben können.

Es ist nun verhältnismäßig einfach,

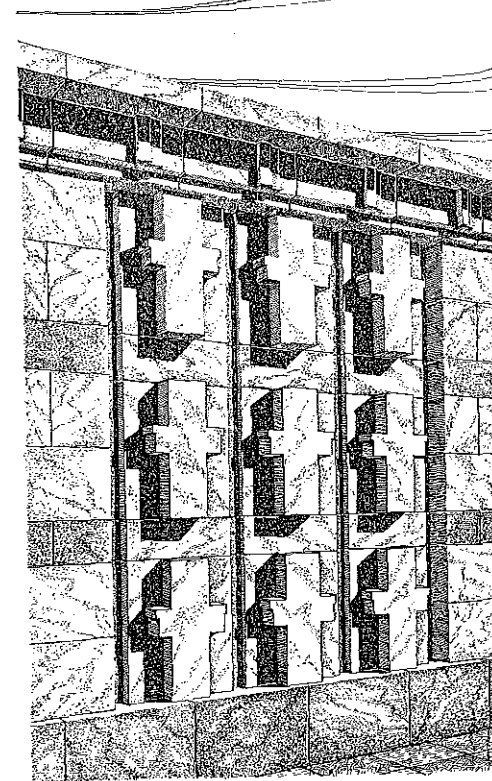


Abb. 2. Teil der Außenseite von Puma Punku

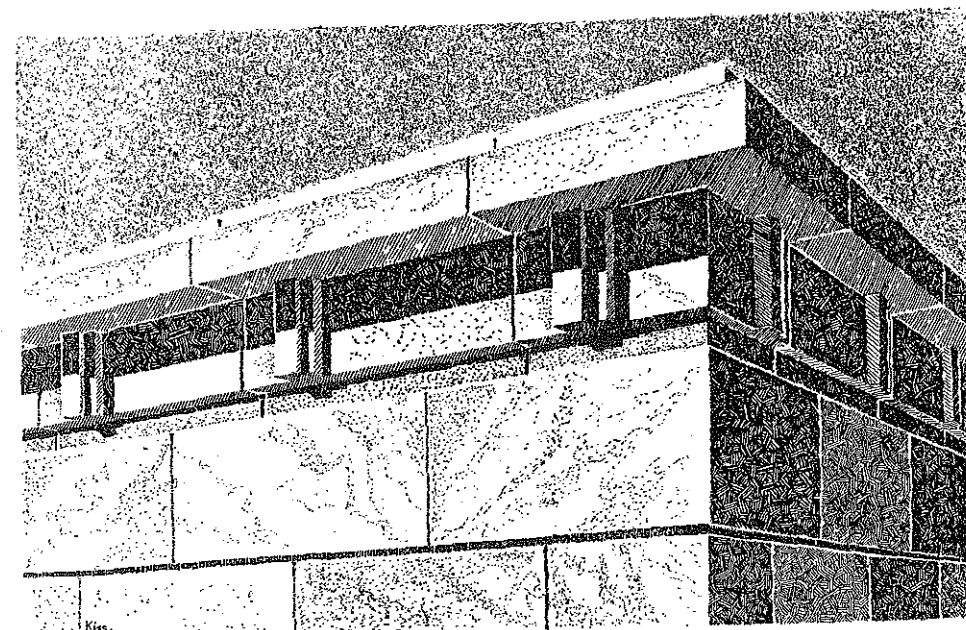


Abb. 3. Hauptgesims von Puma Punku

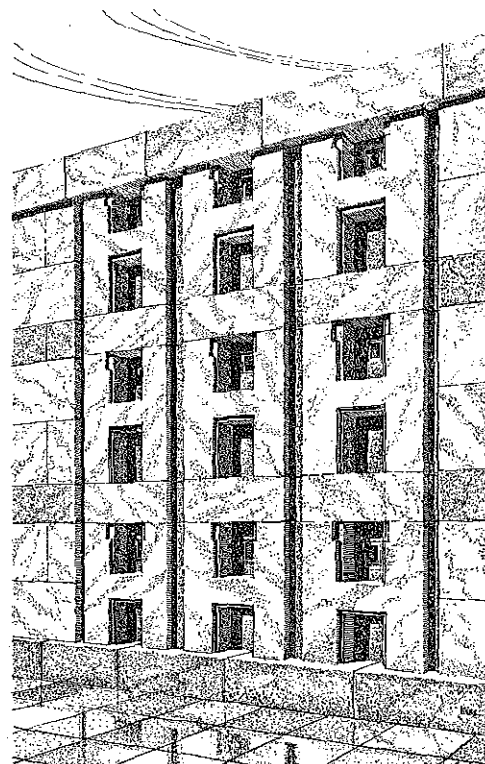


Abb. 1. Teil des Innenraumes von Puma Punku

die vorhandenen Bauteile so zusammenzustellen, daß unter Berücksichtigung des Grundrisses der Anlage ein nahezu getreues Bild der Schaufseiten entsteht. Es ist um so einfacher, als manche Steine doppelseitig ausgebildet sind, daß also zugleich die Rückwand wiederhergestellt werden kann. Der Verfasser hat diesen Versuch gemacht und nur unter Verwendung vorhandener Werksteine die Architektur von Puma Punku wiederhergestellt.

Abb. 1 zeigt einen Teil des Innenraumes mit Nischenreihen, Abb. 2 die zugehörige

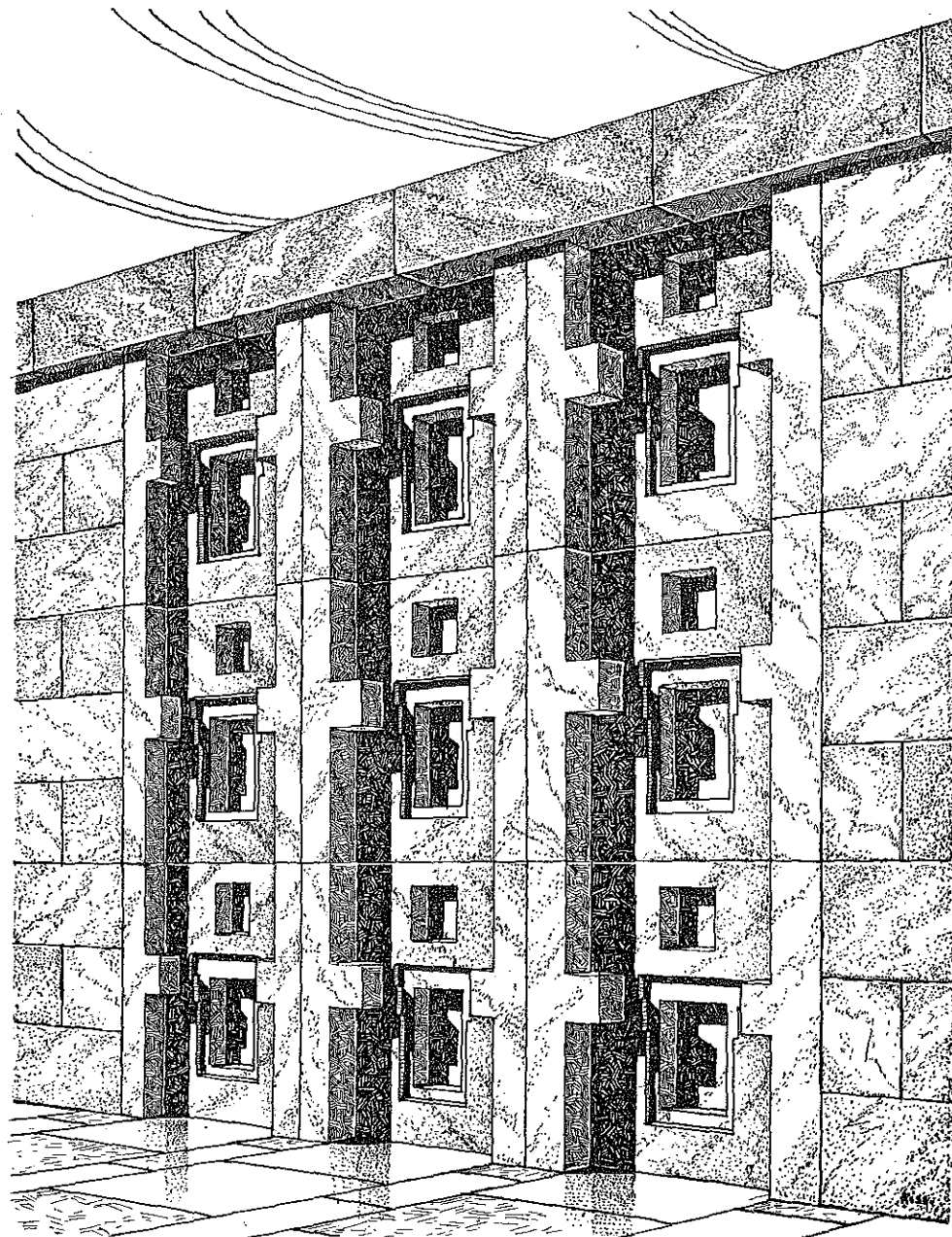


Abb. 4. Innenraum des Totenhauses

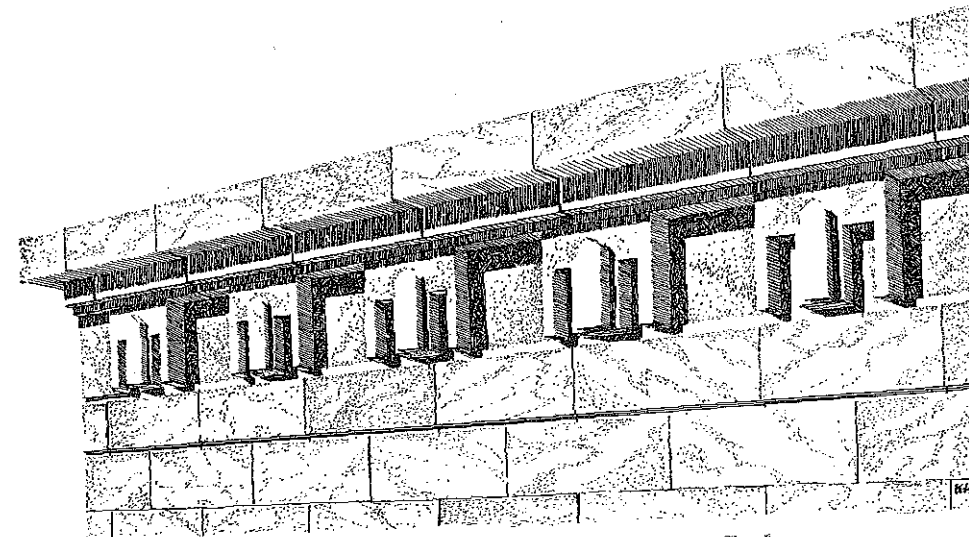


Abb. 5. Wiederhergestelltes Hauptgesims von Puma Punku

Außenste. Die Abb. 1 zeigt eine Nischenwand, in Aufbau und Verhältnissen so sicher und künstlerisch gestaltet, daß mir mancher Leser recht geben wird, wenn ich für diese Bauweise die Bezeichnung „klassisch“ wähle. Ein Gleiches gilt für die Außenste, die reihenförmig angeordnete Kreuze in erhabener Arbeit von hervorragender Schattenwirkung zeigt. Darüber aber liegt ein Hauptgesims, fein abgewogen in den Verhältnissen. Es wirkt unwillkürlich wie ein alter Bekannter aus der klassischen Baukunst des geschichtlichen griechischen Altertums, und man fragt sich unwillkürlich, wie derartige Formen nach Südamerika ins Indianerland geraten sind. Die Griechen scheinen also ihre schönen Gesimsordnungen nicht selbst erfunden zu haben, denn darüber besteht wohl kein Zweifel, daß der Baumeister

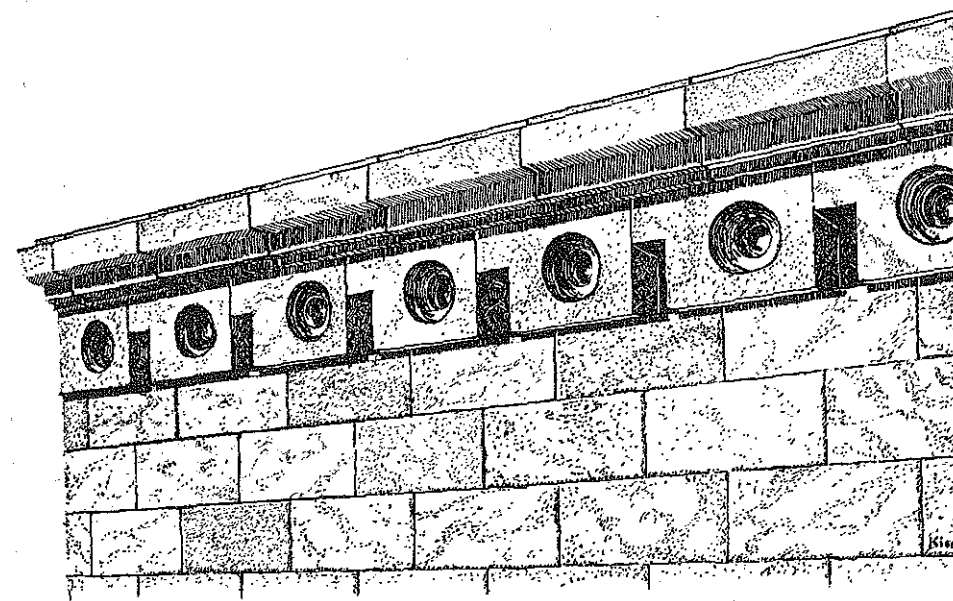


Abb. 6. Gesims mit wirkungsvollem Fries

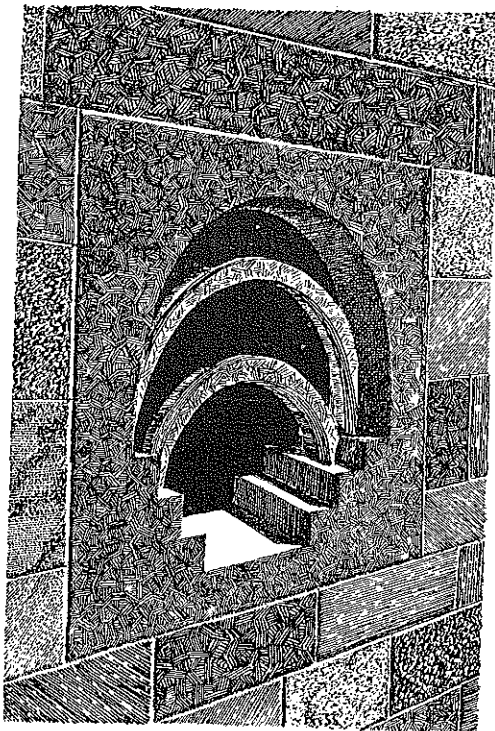


Abb. 7. Stufenförmiges Fenster aus Andesitlava

de Steinband ist willkürlich verwendet worden, aber es ist wahrscheinlich, daß der obere Abschluß in dieser einfachen Weise ausgebildet war. Die Halle, die von Wänden dieser Art eingeschlossen war, hatte keine Dede. Es gab in Puma Punku im Totenhaus auch Räume, die mit großen Andesitplatten abgedeckt waren. Diese überdeckten Räume scheinen im Inneren aber keine Schmuckwände besessen zu haben, schon deshalb nicht, weil das Mausoleum keine Fenster hatte.

In Puma Punku fand ich noch zwei Hauptgesimse, die wahrscheinlich — wenigstens das eine von ihnen —, zu benachbarten Mausoleen gehörten, deren es auf dem Trümmerfelde mehrere gibt. Die Gesimse sind auf den Abb. 5 und 6 gezeichnet. Bei Abb. 5 lag die Versuchung nahe, die Wiederherstellung durch Vorziehen eines Architravbalkens¹⁾ so zu ge-

¹⁾ In der griechischen Baukunst „balken“-förmiger Teil des Säulengebälkes, der auf der Deckplatte des Säulenhauptes ruht.

von Tihuanaku schon etliche Jahrtausende im Grabe lag, ehe der Hammer Schlag griechischer Steinmetzen auf der Akropolis erlang.

Das Hauptgesims von Puma Punku ist als Schaubild einer Eäverkröpfung in Abb. 3 noch einmal allein herausgezeichnet worden.

Die Abb. 4 zeigt einen weiteren Innenraum des Totenhauses mit Nischen, verbunden mit dem Kreuzmotiv, das die Abb. 2 auf der Außenwand in etwas abgeänderter Form trägt. Es ist wohl nicht nötig, zu versichern, daß diese Kreuze mit irgendwelchen christlichen Gedankengängen nichts zu tun haben können. Auch die Nischenwand der Abb. 4 bringt den Beweis, den Worte nicht geben können: Es handelt sich um eine klassische Architektur, von der auch wir Menschen unserer Zeit noch lernen können. Die Wiederherstellung dieser Wand erfolgte im wesentlichen unter Benutzung eines einzigen Werksteines, wie man durch Prüfung des Fugenschnittes leicht feststellen kann. Nur das noch oben abschließen-

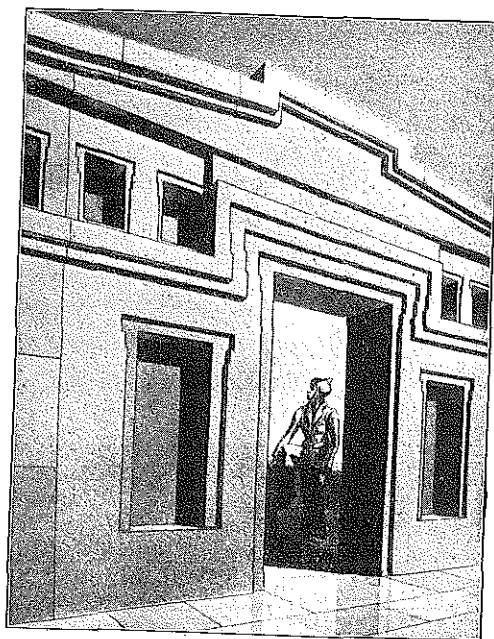


Abb. 8. Wiederhergestelltes Tor aus dem Trümmerfeld von Puma Punku

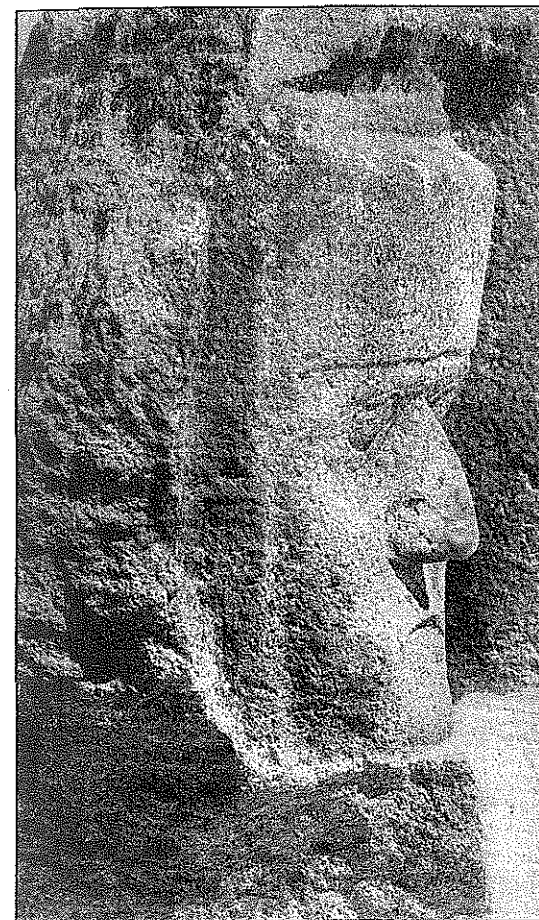


Abb. 9. Uraltres Steinbildwerk aus der verschütteten Sonnenwarte Kalasajaya

basterplatten sind offenbar zur Zeit der spanischen Eroberung noch auf dem Trümmerfelde von Tihuanaku gefunden worden, denn eine derartige Platte befindet sich heute als Fensterverschluß im Kuppelunterbau der aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammenden christlichen Kirche des neuen Städtchens Tihuanaku.

Die Form des Fensters der Abb. 7 weist die bezeichnende Stufenform, die auch bei den Nischen auftritt, in seinem Unterteile auf. Der Sturz ist durch einen Parabelbogen geschlossen. Die freie Fensterfläche wurde durch ein einfaches, aber sehr wirkungsvolles Maßwerk aufgeteilt, das aus zwei ineinanderliegenden Parabeln gebildet ist. Das ganze Fenster, einschließlich des Maßwerkes, ist aus einer einzigen Platte von Andesitlava ausgemeißelt. Ganz offenbar tritt uns auch aus diesem Kunstwerk des Bildhauerhandwerkes vorgeschichtlicher Zeit eine Baugesinnung von hoher innerer Reife entgegen, die mit dem Geist indianischer Kunst nicht das Mindeste gemein hat, denn dieser entbehrt der inneren Zucht.

Als ein Beispiel der künstlerischen Behandlung von Türöffnungen diene die Abb. 8. Sie stellt die Wiederherstellung der Westwand des sogenannten Sonnentores in Tihuanaku

¹⁾ Kragstein (oder Tragstein), der, aus der Wand vorspringend, einem bestimmten Bauteil ähnlich ist, der eine Eigentümlichkeit des dorischen Säulenbaus bildet, der Triglyphe = Dreischliß. Der dorische Fries hat zwischen den Dreischlüssen rechteckige Bildfelder, die Metopen (Zwischenfeld).

stalten, daß die triglyphenartigen Konsolen¹⁾ ähnlich wirkten, wie etwa bei den dorischen Triglyphen-Metopen-Hauptgesimsen. Es ist nicht geschehen, da keine Anzeichen vorlagen, daß der Baumeister von Tihuanaku sein Gesims in der uns bekannten Weise zusammengefügt hatte. Mit hoher Wahrscheinlichkeit kann angenommen werden, daß das Hauptgesims der Abb. 5 so ausgefallen hat, wie es gezeichnet wurde. Bei Abb. 6 war die Wiederherstellung sicherer. Hier wurde nur das vorhandene eigentliche Gesims mit Platte und der einfache, aber sehr wirkungsvolle Fries zusammengefügt.

Ein einziges Fenster aus Tihuanaku ist erhalten; es steht im Nationalmuseum in La Paz in Bolivien. An welchen Stellen in den Wänden der zahlreichen Bauten der alten Stadt Tihuanaku derartige Fenster verwendet wurden, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich wurden sie mit dünnen, durchscheinenden Platten aus Marmor geschlossen, sofern sie nicht wegen der früher wahrscheinlich besseren klimatischen Bedingungen offen blieben. Derartige etwa ein Quadratmeter große Ma-

aus dem Innenraum der Sonnenwarte Kalasafaya dar; Wiederherstellung nur insofern, als die Seitenteile, auf der Abb. 8 grade noch angedeutet, ergänzt sind. Das Mittelstück mit dem Tor, den großen Seitennischen und den kleineren Nischen der oberen Reihe ist aus einem ungeteilten Lavablock herausgemeißelt und — wenn auch mit starker Verwitterung — vollständig erhalten. Als Abschluß der Torwand nach oben wurde von mir nur die etwas geneigte Platte aufgesetzt, deren Bruchstücke ebenfalls vorhanden sind. Es ist allerdings nicht bekannt, ob sie in dieser Form das Tor gekrönt haben.

Auf dem Trümmerfelde von Puma Punku liegen noch drei weitere derartige Tore mit Seitennischen, ebenfalls aus einem Stück geschnitten, und mehrere ähnliche Tore liegen zerstreut an anderen Trümmerstätten der alten Stadt.

Auch der Anblick der durchdachten und sorgfältig ausgeführten Architektur des Tores der Abb. 8 wird den Verdacht bestärken, daß ein derartiges Kunstwerk unmöglich von den Vorfahren der Indios angefertigt worden sein kann. Ja, wer die Abbildungen prüfend und nachdenklich betrachtet, kommt ohne besonderen gedanklichen Zwang auf die Vermutung, hier müsse ein nordisches Volk, das vielleicht mit den Griechen des Altertums wesenverwandt gewesen ist, seine hohe Kunst hinterlassen haben. Gewiß ist es unbegreiflich, wie dies auf der Südchale der Erde, in nächster Nähe der Gleichers und in fast viertausend Meter Meereshöhe geschehen ist. Und dennoch scheint es so gewesen zu sein, zumal die alte Kalasafaya, die Sonnenwarte der vorgeschichtlichen Stadt, ein verschüttetes Steinbildwerk frei gab, das im inneren Umgang dieses Gebäudes tief im grauen Ton des ehemaligen Titikafasees vergraben lag. Ein Lichtbild dieses Bildwerkes ist in Abb. 9 beigelegt. Es erübrigt sich wohl zu sagen, daß dieser halbvollendete Kopf nicht das Abbild eines Indianers ist.

Ohne darauf einzugehen, wie es möglich ist, daß solche vollendete Architektur auf das Hochland Boliviens kommt: In der Stadt Tihuanaku müssen Menschen nordischer Prägung mit hoher Gesittung gewohnt haben, und es handelt sich bei den Kunstwerken der vorgeschichtlichen Stadt sicher um keine indianische Eigenart und Baukunst, sondern sehr wahrscheinlich um eine solche nordischer Männer, die einst als Träger besonderer Gesittung auch auf das Hochland zwischen den Anden kamen.

Germanische Astronomie

Gustav Neckel und die Germanischen Heiligtümer

(Schluß aus Heft 4, S. 99)

Don Wilhelm Teudt

Die Anerkennung des Befundes an den Externsteinen weckt notwendig die Frage nach weiteren Anzeichen astronomischer Betätigung in der Landschaft um das Osninggebirge, vor allem nach einer Stelle, die Anzeichen aufweist, daß von ihr aus die für die Externsteinatsachen unbedingt erforderlichen Voraussetzungen geschaffen sein können.

Die Dinge haben sich so gestaltet, daß jemand, der zu den Externsteinen ja gesagt hat, nicht mehr an den Tatsachen vorübergehen darf, die den Gutshof Osterholz nicht nur als vorgeschichtlichen Wohnplatz erkennen lassen, sondern auch des weiteren als altgeheilte Stätte erweisen — wenn auch zunächst einmal unabhängig davon, ob man sich mit der astronomischen Frage befassen will oder nicht. Bei mir persönlich ist der unmittelbare Eindruck des Ortes und dann das Astronomische den geschichtlichen und sonstigen Gründen vorausgegangen; aber meine Erlebnisse haben jetzt gegen die denkgerechte Reihenfolge zurückzutreten.

a) Fundarchäologisch ist der Gutshof Osterholz mit seiner Umgebung als eine Stätte gekennzeichnet, die von der Steinzeit und ältesten Bronzezeit her durch Römerzeit und alle Perioden der Eisenzeit bis heute benutzt war.

b) Topographisch und siedlungstechnisch hat der Platz die Eigenschaften, die nachweislich von den Siedlern der Bronzezeit und schon früher benutzt wurden (Wasserverhältnisse und Bodenbeschaffenheit und Lage am Rande der Heide und eines großen waldigen Jagdgebietes).

c) Geschichtlich und archivalisch reiche Nachrichten, die sich mit zwingender Notwendigkeit auf eben diesen Gutshof beziehen, bis in die Zeit Ludwigs des Frommen zurück. Sie zeigen ihn von Anfang an als einen aus öffentlicher Hand kommenden Besitz, da der als erster genannte Besitzer Bevo, ein Sohn des Sachsenherzogs Elbert, eines Angelfachsen, war und dieses Stück eines Markengebietes nur (unmittelbar oder mittelbar durch seinen Vater) vom König erhalten haben konnte. Vom Jahre 1002 blieb das Besitztum ein Lehen der Paderborner Kirche bis zum Jahre 1591. Nur der Schwarzmeiershof, jetzt Sternhof, kommt für die Schenkung der Nonne Oda vom Jahre 1002 in Frage; denn in Osterholz war nur er Paderborner Lehen, und zwar gemäß dem ältesten Lehnbrief (1492) „schon immer“. Der mehrfach verbreitete Einwand, der Hof sei erst wenige hundert Jahre alt, ist eine glatte Umkehrung der geschichtlichen Wahrheit.

Mit hoher Wahrscheinlichkeit war der Hof in den Jahren 815–822 der Schauplatz einer Klostergründung (Sethi), die durch ihre Einzelheiten den Verdacht, daß hier ein germanisches Heiligtum gewesen sein müsse, noch aufs äußerste steigert.

d) Von größter Bedeutung für den kultischen Charakter des Gutshofes ist seine Lage inmitten eines auffälligen Markengebietes, das seine kultische Sonderstellung durch eine Häufung von anderen Heiligtümern erweist (heilige Haine, ungezählte Hünengräber, Gerichtsstätte, „Hünenkirche“). Im Gutshof selbst befindet sich eine merkwürdige Quellenüberbauung unter einem aufgeschütteten Hügel, deren Entstehung in den christlichen Jahrhunderten nicht anzunehmen ist.

Als geschichtliche Urkunde ist die von Wasserbach (um 1690) gebrachte Nachricht von einem „fanum Ostarae Deae prope Oesterholz“ hoch zu werten. Dazu kommt allerlei zu Spätgeschichte gewordene mündliche Volksüberlieferung.

e) Sprachlich und namentkundlich dürfen die in engem Raum zu Osterholz hinzukommenden Namen Hünner- und Heidenkirche, Debingerheide, Gudenslau und die Namen der umwallten Haine Königsau, Langelau und Edelsau u. a. von niemand übersehen werden, der die eigenartigen Verhältnisse dieser Osterholzer Mark auf sein Urteil auch in den sich an den Gutshof anknüpfenden Fragen einwirken lassen will.

f) Der Gutshof hat eine merkwürdige festungsartige, teils aus Wällen mit Stützmauern, teils nur aus Mauern bestehende Umhegung, die sowohl den landwirtschaftlichen als auch den militärischen Sachverständigen als ein Rätsel erscheint, weil weder militärische Rücksichten zu irgendeiner Zeit, noch landwirtschaftliche Bedürfnisse, noch sonstige Gesichtspunkte die Anlage des Gutshofes in dieser Größe, Ausgestaltung und Lage rechtfertigen.

Es ist also nicht ein beliebiger gleichgültiger Gutshof, sondern ein hochwertiges archäologisches Objekt in auffälligster Umgebung, zu dessen Eigenschaften sich der merkwürdige astronomische Befund als ein Plus hinzugesellt. Wenn ein solches Objekt der Altertumsforschung bisher entgangen ist, so liegen die Gründe auf der Hand: die Verhältnisse eines Jahrtausends können nicht in wenigen Jahrzehnten wieder eingeholt werden, und die Einstellung unserer Archäologen auf Bodensfunde hat eine Beachtung der in der Landschaft sich bietenden Zeugen der Vergangenheit noch nicht genügend aufgenommen lassen.

g) Der in dem Gutachten niedergelegte astronomische Befund steht uner-

schüttelt da; weder von einem Astronomen noch sonst von irgend jemand ist an der Tatsache gerüttelt worden, daß die in der Natur noch vorliegenden, im Katasterauszug dargestellten Umhegungslinien die behaupteten astronomischen Eigenschaften zeigen. Die Bemängelung seitens der Gegner bezieht sich lediglich darauf, inwieweit den aufgewiesenen Tatsachen eine Beweisraft zugemessen ist. Selbst wenn z. B. nicht dem kurzen (ungestörten) Teil der Linie I, sondern dem längeren (gestörten) Teil Beachtung zu schenken wäre, selbst wenn auch andere Sterndeutungen in Frage kämen, selbst wenn an vielen Vielecken in vergleichbarer Weise rein astronomische Bedeutungen herauszufinden wären — was alles noch zu bestreiten ist —, so wäre damit in keiner Weise an der Tatsache gerüttelt, daß die astronomische Untersuchung der Umhegung dieses Gutshofes eben diesen Befund aufweist, nämlich einen Befund, dessen rein astronomische Qualität durch Zufall nur selten entstehen kann (die Zahl ist durch bescheidenste Additionsrechnung als mindestens 30 bis 60 betragend festzustellen) — dessen innerer mythologisch-kultischer Wert aber nicht nur sämtliche Gegenversuche an anderen Objekten weitaus überragt, sondern auch theoretisch kaum als übertreffbar aufgewiesen werden kann!

Wenn Planeten hier nicht in Betracht kommen können, wenn die Mittagslinie der Sonne und die nördliche Extremlinie des Mondes mindestens als kultische Linien ersten Ranges anerkannt werden müssen, und wenn, wie wir noch sehen werden, die Auswahl der Osterholzer Fixsterne uns ein in Erstaunen versetzendes Bild bietet, so liegt eben eine Leistung mit außerordentlicher Stimmigkeit der uns möglichen Auffassung der Aufgabe vor.

Daß wir es dabei — wie bei den von den astronomischen Gutachtern gezogenen Schlussfolgerungen — mit Dingen zu tun haben, die auch dem subjektiven Werturteil unterworfen sind, ist genau dieselbe Lage, in der sich jeder befindet, der sich mit Geschichte, insbesondere mit Vorgeschichte, befaßt. Die Sternazimute sind meßbar und zählbar, die von den Gutachtern daraus gezogenen Schlussfolgerungen sind dem subjektiven Urteil unterworfen. Wer Zeit und Mühe zur Einarbeitung in den astronomischen Gedankenkreis nicht aufwenden kann oder will, dem bleibt nichts anderes übrig, als entweder zu verzichten oder sich der Autorität des einen oder anderen Astronomen zu unterwerfen. Neugebauer, erster Spezialist auf dem Gebiete der astronomischen Chronologie, hat den Einwand, daß die Zeitberechnung der Osterholzer Erscheinung nicht eindeutig genug sei, durch eine umfassende Berechnung aller in Betracht kommenden hellen Sterne als irrig erwiesen (Mannus XX, 1–3, S. 222). Seine Feststellung, daß in der Zwischenzeit zwischen –4000 und +1800 (Goethes Zeit) eine auf Osterholz passende Konstellation in Betracht kommender heller Sterne nur in der Periode um –1850 stattgefunden hat, ist m. E. von durchschlagender Bedeutung. Es ist als eine besondere Gunst der Umstände anzusehen, daß so verblüffende Konstellationen wie in Osterholz tatsächlich nicht öfter eingetreten sind, obgleich sie theoretisch natürlich möglich gewesen wären. Wenn sie häufiger eingetreten wären, so würde die Beweisraft der Osterholzer Erscheinung in gleichem Maße vermindert sein; aber sie sind eben überhaupt nicht eingetreten.

Neckels zurückhaltende Stellung gegenüber den astronomischen Sätzen meines Buches, insbesondere gegen Osterholz, beruht wesentlich darauf, daß er die von mir herangezogenen Entsprechungen aus der orientalischen Astralmythologie als unerweisbar oder unannehmbar ansieht. Er setzt voraus, daß eine völkermythologische Bedeutung der Osterholzer Sterne eine unentbehrliche Grundlage des Osterholzer Sazes sei, deren Wegfall auch den Fall der These zum Gefolge hätte. Dies ist jedoch unzutreffend. Das ergibt sich schon daraus, daß bei der Aufstellung der These, wie sie noch in der 1. Auflage meines Buches zu lesen ist, von dem Berliner Astronomen und mir lediglich auf die beachtenswerte Tatsache hingewiesen ist, daß es sich in Osterholz um dieselben Gestirne handele, die in der orientalischen Astralmythologie die erste Rolle spielen. Das

ist doch wohl erlaubt? Erst in der 2. Auflage habe ich dann weiter als eine wertvolle Bestätigung hinzugefügt, daß alle vier inmitten eines „*sanum Ostarae Deae prope Oesterholz*“ zur Geltung gebrachten Gestirne im Orient zu den Beigaben der weiblichen Gottheit gehört haben, also einer Gottheit, deren Namen Istar und Astarte den verdächtigen Anklang an den Namen Ostara aufweist. Es darf nicht gefordert werden, daß um der Meinungsverschiedenheiten willen, die über diese Frage noch obwalten, von mir der Hinweis auf ein solches Zusammentreffen, dem gegebenenfalls höchste Beweisraft zugemessen werden muß, unterlassen wird.

Aber in ihrer Grundlage steht unsere Osterholzer These unabhängig von solchen orientalischen Entsprechungen da, ja auch unabhängig von jeder mythologischen Einschätzung, wohlbegründet schon durch den schlichten, hier in Germanien sich vorfindenden Tatsachenbestand.

Dieser besteht darin, daß die Osterholzer Gestirne, auch rein astronomisch betrachtet, eine feine Auslese darstellen: Sirius, Kapella, Orion, Zwillinge. Nach Neugebauer (Mannus XX, 1, S. 222) gibt es nur 16 nicht interpolare, helle Sterne; vier bis sechs von ihnen fallen fort, weil sie mit bereits gezählten in einem Sternbilde stehen. Die Weglassung der in der sonst wortreichen orientalischen Astronomie kaum einmal erwähnten Sterne Praesepe und Fornalhaut dürfte auch kaum einem Widerspruch begegnen. Es kommen also neben Sonne und Mond nur noch acht bis zehn Sterne in Betracht. Daß es in den 58 Zeitperioden (je 100 Jahre) seit –4000 nur eine Zeitperiode gegeben hat, und zwar die um –1850 (und dann erst wieder um +1800) in der der Horizontort von vier dieser acht bis zehn Sterne durch Osterholzer Azimute getroffen wurde, daß obendrein das 5. Azimut eine qualifizierte Mondlinie und das 6. Azimut den Meridian aufweist — dieser unleugbare Tatbestand läßt auch ohne den Nachweis mythologischer Bedeutung die Erklärung durch Zufall als eine gewagte Ausflucht erscheinen.

Wenn weder sprachlich noch begrifflich an den Zusammenhang von Ostara und Istar (vielleicht als Rückstand aus einst gemeinsamen Urvorstellungen der Völker) geglaubt werden muß, wenn die Ziege Heidrun mit dem Kapellastern nichts zu tun hätte, und wenn die Spindel der Frena von den Gürtelsternen des Orion getrennt werden soll — auch dann blieben die astronomischen Grundlagen des Osterholzer Sazes unangetastet. Es fielen aber einige annehmbare und einleuchtende Erklärungsversuche dahin.

Wenn ich demnach glaube, daß derartige, eine Nebenrolle spielende Momente nicht so stark betont werden dürfen, geschweige denn zu einer Verweigerung des Glaubens führen dürfen, so lassen doch Neckels abschließende Sätze zur astronomischen Frage erkennen, daß auch für ihn die sich aus meinen Beobachtungen ergebende germanische Astronomie keineswegs abgetan ist. Er schreibt: „Diese Ablehnung bedeutet nicht, daß die Entrüstung und der Spott, womit man Teudt überschüttet hat, berechtigt seien. Die Beobachtungen am Sazellum des Externsteines und ebenso die von Teudt an mehreren Stellen vorgetragenen über ‚heilige Linien‘ und ähnliches fordern Gedanken wie die seinigen bei jedem heraus, der die Frage denkend und vorurteilslos betrachtet.“

Wir sehen, daß ich den Zweifeln an der Berechtigung, Germanisches durch Orientalisches zu erklären, keine irgendwie maßgebende Rolle bei der Beurteilung meiner astronomischen Sätze zugestehen brauche. Damit will ich aber weder die große Bedeutung dieser Frage an sich antasten, noch — für den Fall, daß die Zweifel durch den Fortschritt der Wissenschaft behoben werden — ihren sehr hohen Wert, speziell für die Osterholzer These, herabmindern.

Nach meiner Ansicht haben sich die Forschungsergebnisse der Archäologie und der ver-

gleichenden Religions-, Mythen- oder Symbolkunde sowie der Sprachkunde bisher mehr in der Richtung einer positiven als einer negativen Beantwortung dieser Frage bewegt.

Wenn die durch die neuere Archäologie (Schuchhardt und Kossinna) behaupteten real-kulturellen Zusammenhänge zwischen Germanien und dem Orient für das 3. Jahrtausend v. Chr. Geb. zutreffen, so liegt auf keinen Fall ein Anlaß zur Leugnung geisteskultureller Zusammenhänge in der Bronzezeit vor; wenn aber gar die doch recht glaubhaft gemachte Einheitlichkeit gewisser religiöser, mythologischer und kultischer Vorstellungen der Völker von ihrer Urzeit her (Herman Wirth!) in Betracht gezogen werden muß, dann steigert sich der Wert auch zunächst ganz unsicher erscheinender orientalischer Entsprechungen bis in die Höhenlage von „Beweisen“ (cum grano salis) für germanische Astronomie.

Nedels Kritik und Fingerzeige beachtend, werde ich in der künftigen Behandlung der astronomischen Sätze die orientalischen Entsprechungen und sprachlichen Anklänge nur in einer Form heranziehen, die einer Überschätzung vorbeugt, und die Externsteintafeln sollen kräftiger als Träger auch der übrigen astronomischen Sätze hervorgehoben werden. Dabei wird es sich dann von selbst ergeben, daß die verschiedenen Stufen des hypothetischen Charakters eines Satzes einerseits und die mir als erwiesen erscheinenden Tatsachen andererseits noch deutlicher unterschieden werden.

*

Wenn Nedels Kritik des sich auf germanische Astronomie beziehenden Teils meines Buches ebensoviel Raum einnimmt, als das, was er zu dem übrigen Inhalt sagt, so hat das natürlich seinen guten Grund. Denn in dem Erweis einer bereits fortgeschrittenen astronomischen Wissenschaft auf germanischem Boden zur Bronzezeit liegt ohne Zweifel ein sehr einleuchtender Beweis für die Höhe alter volkseigener Geisteskultur beschlossen. Es ist nötig, daß er nach allen Richtungen hin durchgeprüft wird. Es lohnt sich, um dieses Bollwerk zu kämpfen, und so mußte auch meine Abwehr der Einwendungen den breitesten Raum einnehmen. Nichtsdestoweniger darf ich darauf hinweisen, daß das Astronomische nur einen Bruchteil des Inhalts meines Buches ausmacht und daß es sich bei dem übrigen Inhalt um germanische Heiligtümer und Kulturfragen handelt, die, wie ich glaube, ebenfalls für die Beurteilung der germanischen Vergangenheit unseres Volkes von erheblicher Bedeutung sind. Ich erwähne vor allem die Erkenntnisse, die uns durch die heiligen Haine des Leistruper Waldes und der Osterholzer Mark vermittelt werden.

Auf einiges kommt Nedel zustimmend, auf anderes bezweifelnd oder ablehnend zu sprechen. Daß, wie Nedel sich ausdrückt, die Zugeständnisse dem einen oder anderen belanglos erscheinen „können“, mag sein; jedenfalls würde es mir nicht schwerfallen, nachzuweisen, daß sie geeignet sind, die üblichen Anschauungen über wichtige Kulturfragen gründlich umzugestalten. Das Bauen mit Stein und Kalkmörtel wird von Nedel selbst erwähnt und durch einen wertvollen Beitrag — das uralte Wort „Leim“ mit seiner Bedeutung „Kalk“ — ergänzt.

An meinen sprachlichen Deutungsvorschlägen hat Nedel als Linguist keine Freude gehabt. Sie haben mir auch sonst manchen Widerspruch, jedoch auch Zustimmung und viel Anregung eingetragen. Auf diesem Gebiete kann ich um so eher mich belehren lassen, als meine ohnehin spärlichen Namensdeutungen meist ohne weiteren Schaden gestrichen werden können.

Nedels Zustimmung zu Schuchhardts Identifizierung der Grotenburg und Teutoburg, die ich kräftig in das Licht gestellt zu haben glaube, ist überaus wertvoll.

Zugeben kann ich nicht, daß ich alle „Volksüberlieferungen als uralte und einheimisch“ ansähe. Wenn ich es vielleicht nicht überall genügend betont habe, daß es dahingestellt bleiben müsse, inwieweit die Überlieferungen als uralte und einheimisch angesehen werden dürfen, so habe ich eine solche Einschränkung als selbstverständlich angesehen. Auf diesem Gebiete, wie auch sonst oft, muß es dem geschichtlichen Empfinden des einzelnen Lesers überlassen bleiben, welchen Wert er der Überlieferung, der Sage, dem Gerüchte beimessen will. Dabei werden die vielfach in der Sage enthaltenen sachlichen Angaben (z. B. in der Teufelsage der Externsteine), oder die nur aus einer bestimmten Umwelt erklärlichen Momente (z. B. die Kinderopfer in der Kahlstädter Hünenkirche), oder die Häufung der Überlieferungen auf einen Ort (z. B. beim Gutshof Osterholz) ganz von selbst eine Rolle spielen.

Zur Eddafrage beschränke ich mich darauf, hier wiederzugeben, was mir Nedel darüber schreibt: „Wenn man den Eddastoff a priori für verunstaltet erklärt, verzichtet man auf jede tiefere Einsicht in die germanische Mythologie. Daß es „die Hand von Priestern“ war, die aus Island die heidnischen Überlieferungen aufzeichnete, steht keineswegs fest. Geistliches und Profanes läßt sich aber in den isländischen Pergamenten fast durchgehend deutlich unterscheiden, auch die Göttergeschichten zerfallen in Priesterfabeln und echte Mythen. Der Inhalt der Snorra Edda (Thule, Bd. 20) besteht größtenteils aus Mythen, ebenso der der Eddalieder (Thule, Bd. 1 u. 2). Priesterfabeln, in denen die Götter als Teufel oder unsaubere Geister erscheinen, gibt es in den Königsgeschichten (Thule, Bd. 14–16), besonders in dem großen Sammelwerke Flateyjarbok. Das ist eben der Vorzug Alt-Islands gegenüber dem gesamten übrigen Alt-Germanien, daß es das Verunstaltete und das Echte nebeneinander zeigt, und letzteres in überlegener, reicher Fülle.“

Zu Axel Olufs in dänischer Sprache geschriebenem Buche und den von ihm beigebrachten Materialien zur Irminsulfrage kann ich mich noch nicht äußern. Was aber meine geschichtlichen Ausführungen über die Zerstörung einer Irminsul an den Externsteinen durch Karl im Jahre 772 anlangt, so stehen sie völlig unabhängig von nordgermanischen und lappischen Nachrichten da.

Rückblickend wiederhole ich den Ausdruck meiner Freude über die grundsätzlich zustimmenden Bemerkungen Nedels zu dem von mir unternommenen Vorstoß in das Dunkel der germanischen Vergangenheit und hoffe, daß nach durchgeführten weiteren Forschungen und Auseinandersetzungen von den belangreicheren Meinungsverschiedenheiten nur ein geringer, nicht aufgehender Rest übrigbleiben wird. Dann wird als Ergebnis der Stellungnahme Nedels nicht nur freie Bahn zu verzeichnen sein, sondern auch in wichtigen Einzelsätzen ein nicht zu unterschätzender Fortschritt der Erforschung des germanischen Kulturlebens aus seinen Überresten in unserer Landschaft.

„Wir müssen es nur frei bekennen: die geistlichen Schriftsteller des Mittelalters haben mit ihrem Mönchsgeist uns irregeführt und unsere Geschichte verfälscht, wir müssen einen andern Glauben annehmen, um für unsere Vorfahren den Platz wieder zu erobern, der ihnen in den Annalen der Welt gebührt.“

Bohn Clement von Amrum. 1836.

„Unsere Vergangenheit bestimmt unser Geschick von innen, und je vertrauter wir uns mit ihr machen, desto vertrauter werden wir auch mit uns selber werden.“

Moeller van den Bruck.

Schätze der Scholle

Uren im Volksglauben der Lausitz.
Über einen merkwürdigen Volksglauben wird berichtet in dem sehr selten gewordenen Buche: Pison. Das erste Theil. Von kalten, warmen, mineralischen und metallischen Wassern, sampt der vergleichung der plantarum [= Pflanzen] und Erdgewächsen, zehn Bücher durch Leonhart Thurneiser zum Thurn. Frankfurt a. d. Oder, durch Joh. Eichorn. 1572. Folio. — Auf den Seiten 357—359 wird von dem „Stedtlein Lüben in der vnderen Lausniz“ erzählt; es heißt da:

„Es ist aber in dieser gegent, nicht sonderlich weit von der Stadt Lüben, eine wunderbarliche art Haefen [= Topf, nur in oberdeutschen und einem Teile der mitteldeutschen Mundarten], die (wie man sagt) selber also geformiert wachsen sollen, mit denen hat es diese gestalt: Vmb die zeit, wann die Pfingsten verhanden, sonderlich aber in den Pfingstfeiertagen, gehen die Landtkeut mit Stos oder Stapffschentern [= Spaten] an dieselbige gegent, vnd so sie in das Erdbreich fast eines Ellenbogens tieff stoßen, empfinden sie wo die Haefen stehen, vnd das also dieser vrsach: dann gemeinlich grosse Stein darauff liegen, so umbgraben sie mit Padelen vnd Schauffeln die Pott (dann sie sind weich, also ob sie erst vom Hafner gemacht worden, sind aber nicht feucht) so er nun den Pott umbgraben hat, legt er ihnen [= läßt er sie] eine kleine zeit stehen, so wird er hart, so er ihn aber anrühret, ehe er erhartet, zerfällt er wie ein Asch oder Staub.“

Sie sagen mir, das im Winter, Herbst vnd Fröling, diese Haefen bey 20 Schuh tieff im Erdbreich liegen, sollen aber vmb Pfingsten nicht einer Ellen tieff erfunden werden. Ein wunderbarer handel ist dieses, das auch nicht allein einigerley formen Haefen, sondern Handtbeden, Kacheln, Krausen [= Krug], gros vnd klein, in summa mancherley art vnd gattung, als ob man bis zu markt tragen solt, der enden gefunden werden. Vnd das noch wunderbarer ist, so findet man etwan messingering, Bley, Rolen vnd andere materi [= Materie] darben, vnd etwan auch wol darin liegen. Es ist von diesen mancherley meinung, etliche wollen das sie also wach-

sen, was nicht sein kann, aus der vrsachen, das die Natur nichts so eigentlich contrafect [= nachmacht], wie diese Haefen aber gemacht sind, dann sie sind so fleissig, rund vnd eben, das man auch strichlein daran sieht, deren dann viel zu rings vmbher daran sind, als ob sie gedrehet weren. Item so haben sie ihre handhaben, vnd etliche sind hin vnd wieder gerissen, wie dann die Haefner oder Pöttiger, ihr arbeit zuzerren, im brauch haben, derhalben sie nicht wachsen koennen, denn so sie wüchsen, so weren ihr nur einerley art. Zu dem, weren sie nicht so fleissig gemacht, auch verschwinden sie nicht, dan im Winter findet man die gar tieff, im Sommer aber gar hoch vnd nahe an dem tage liegen, welches wol ein natürliche vrsach haben mag, wegen der Sonnen, diweil die vmb Pfingsten, wann sie nahe bey vns, vnd in dem Zeichen des Zwillinges ist, gar trefftig. Im Winter aber, wann sie weiter von vns, vnd in dem Zeichen des Steinbocks stehet, schwach ist. Item, sie weren auch nur an einem ort, dann wie ich bericht bin, ist es ein weite gegent, da man sie findet, Zu dem würde man etwan ein misgwächs darin finden, dann die Natur irret zu Zeiten wie am Obs vnd Früchten auch zu zeiten am Menschen deßgleichen inn andern dingen...“

„Derhalben so kan dis kein gewächs sein, diweil es so proprie [= eigentümlich] vnd eigentlich formiert vnd (als ob es zu Markt getragen werden solt) außbereit ist. So werden sie auch nicht von menschen henden gemacht sein, dann so sie gebrennt wern, moechten sie nicht wieder weichen [= weich werden], Ob sie aber von langheit der zeit weich würden, mochten sie so baldt nicht wider erhaerten, das aber diese thunt, dann eine kleine zeit, nach dem sie gefunden, mag man sie zu aller handt sachen (dazu man sonst irrdisch geschirr brauchet) nützen, demnach so bleiben sie alle zeit an dem ort, da sie von den Menschen hingeseht weren, vnd führen nicht mit der zeit auff vnd nider, welches aber da geschicht. Derhalben dieses etwas ober der Naturen gemeinen lauff sein mus. Vnd ist derhalben von den Merckischen vnd Lausnizischen Bawren ein sagmaer auff kommen, das der enden die Zwerglein, so in den heimlichen Spelunden

[= im eigentlichen Wortsinne: die Höhle, die Grotte] wohnen, solche bereiten vnd also dahin setzen sollen, vnd wiewol man keinen Menschen findet, der etwas warhafftiges darvon anzeigen oder das solche Pygmaei [= Zwerge] von jnen lebendig gesehen, für warhafft sagen koennen, so sind doch nicht weit, do dannen etliche anzeigungen, das solcher Leutlin gebein da sind gefunden worden, vnder welchen das glaubwürdigst, ein ganz Körperlein, welches nur zwei Werdshuch drei zoll lang gewest ist, doch allein die gebeinlein, sampt dem Hauptschiblein, welches dann viel warhafftiger Leut gesehen haben, Vnd wiewol ich viel vrsach weiter darin zu sagen hette, gehört es doch nicht an das ort. Derhalben so kommen diese Haefen her wo sie wollen, so ist gewiß, das man im Land zu Poln bey Roschaw vnd Paludy, deßgleichen zwischen der Bober vnd der Neus, den zweyen Wassern nicht weit von Guben vnd Lobersperg, solche Haefen auch findet, doch sollen sie einer andern art sein. Damit ich aber wiederumb auff mein fürnemen komme [= Um aber wieder auf mein Thema zu kommen] so ist gewis, das die ersten Haefen scherben, so die gestossen vnd zu Pulver gemacht werden, vnder allen andern remediis [= Heilmittel] eben die sind, die alle flüssige sachen am aller besten trucknen thun, besonders aber das Gliedwasser, so es in der wunden beginnt zu fließen. Es werden auch am Güdelsberg, der eine halbe Meil von Sagan inn der Mark gelegen, deßgleichen zwischen Bergtorff vnd Grens, item bey Trybel am Buchholzer berg, solche Haefen oder Pot: auch gefunden.“

Daß die Graburnen als etwas Unheimliches angesehen werden, wird auch aus anderen Gegenden Deutschlands berichtet; es sei nur an die „Mullerpötte“ im Westfälischen erinnert (vgl. P. Zaunert, Westfälische Sagen. Jena 1927).

Altsteinzeitliche Funde aus Ostthüringen.
Bisher hat man Werkstücke der älteren Steinzeit immer aus Höhlen, überhängenden Felsenschuttdächern (franz. abri sous roche) oder aus Fundstellen ausgewertet, wo sie mit Knochen eiszeitlicher Tiere sich zusammenfanden. In Ostthüringen kennt man altsteinzeitliche Höhlensiedelungen in der bekannten Lindenthaler Hyänenhöhle in Gera, der „Wästen Schauer“ im Orlagau zwischen Neustadt vnd Pöbneß, in der erst kürzlich ausgegrabenen „Kniehöhle“ bei Pöbneß, der Herthahöhle bei Ranis, den Fuchslöchern auf dem Roten Berg bei Saalfeld, Rapsenberg bei Bahren und

Isenhöhle bei Ranis. Die an verschiedenen Fundstellen entdeckten steinzeitlichen Kulturen erstrecken sich von der einfachen Mousterstufe bis zur Magdaleniensstufe.

Neben diesen Siedelungen aus der älteren Steinzeit, dem Paläolithikum, konnten in den letzten Jahren auch Freilandsiedelungen nachgewiesen werden, denen man erst in der letzten Zeit Beachtung schenkte.

Im Zechsteinriffsgebiet oder im küstereichen teilweise verkarsteten Orlagau und dem kaltig ausgebildeten benachbarten Ostthüringer Schiefergebirge fand der altsteinzeitliche Mensch genug Unterschlupfe in Höhlen, Klüften, unter Felsdächern, während im nördlichen Vorland die Freilandsiedelungen überwiegen.

Die nördlichste Freilandsiedelung Ostthüringens liegt an der Schneidemühle bei Breitenbach, nahe an Zeitz. Sie gehört der Aurignacstufe an und lieferte Knochen, die zum Teil gebrannt waren, vom Mammut, Pferd, Hirsch, Wolf. Als Werkzeuge zeigten sich Klingenschaber, Klingen, Sichel. Weitere Freilandsiedelungen wurden kürzlich bei Ollniz, nicht weit von Kahla und bei Saalea im mittleren Saaleetal ausgegraben, welche der Magdalenienszeit angehören. Im mittleren Elstertal bei Taubenpreßeln, südlich von Gera, fand man auf dem die ganze Landschaft beherrschenden Zoitzberg auf zwei verschiedenen Stellen geschlossene Siedelungen und Arbeitsplätze des Magdaleniensmenschen, der hier die ihm eigentümlichen Steingeräte in allen Bearbeitungszuständen hinterlassen hat.

Wenig beachtet hatte man die aus der Zeit der Hauptvereisung und der sich anschließenden Zwischeneiszeit (II. Interglacial) stammenden Kies- und Sandablagerungen, die in Ostthüringen besonders im nördlichen Teil vom sandigen Lehm und auflagernden Bösch überlagert wurden. Sie sind Ablagerungen der zweiten nordischen Eiszeit, der einzigen, welche Ostthüringen bis zum Schiefergebirgsrand erreichte. Die südlichsten Spuren sind bei Bünschendorf, Beitzberg, Weida anzutreffen. Der Geraer Vorgeschichtsforscher Bruno Brause hat sich während der letzten zehn Jahre der Arbeit gewidmet, diese eiszeitlichen Kies- und Sandlager nach altsteinzeitlichen Steinwerkzeugen zu untersuchen. Es gelang ihm an zwei Stellen der Geraer Gegend, bei Roschütz und bei Schmirschau altsteinzeitliche Funde zu machen die augenblicklich die ältesten Werkzeuge des östlichen Thüringens darstellen. Die meist aus Feuerstein geschlagenen Geräte, bis auf einen Faustkeil aus Quarzit

von Schmirchau bei Ronneburg, stellen verschiedene Schaber, klingenähnliche Geräte, Stichel dar. Bei Schmirchau fanden sich mit den Artefakten zusammen Holzlohlenstücke und ein Bruchstück einer aus Mammutelisenbein gearbeiteten Nadel, dazu Knochen. Die durch Grubenbetrieb aufgeschlossenen Sande und Kiese stellen Höhen-diluvium dar. Die Wechsellagerung der Sande und Kiese ist durch den zurückweichenden und wiedervorstößenden Eisrand entstanden der Kiese aufschüttete oder dessen Schmelzwasser die eben abgelagerten Schichten auswusch und verlagerte. Der Mensch der älteren Eiszeit, des einfachen Moustierien muß am Eisrand in Freilandstationen als Jäger gelebt haben, denn anders lassen sich die Werkzeugeinlagerungen zwischen diese ältesten glazialen Schichten nicht erklären.

Auf einer durch Erdfallbildungen gestörten zwischeneiszeitlichen Elsterterrasse bei Caaßwitz nördlich von Gera fand Verfasser in gemengtem Diluvium unter sehr mächtigem Sande und Löss eine Fundstelle von Steinwerkzeugen (Merkel, Zeitz, Nr. 144, 1932), die eine neue Freiland-siedlung aus der primitiven Moustierstufe verrät. Der Mensch muß im schon eingetieften Elstertal dem nach Norden zurückweichenden Eisrand der zweiten nordischen Inlandvereisung als Jäger nachgezogen sein und hat hier sich längere Zeit in seiner Freilandsiedlung wohlgefühlt.

Diese neuen Funde von altsteinzeitlichen Werkzeugen ergänzen die Kenntnisse vom Eiszeitmenschen Mitteldeutschlands.

Rudolf Hundt.

Zu Frage 2 (Heft 1) wird von Herrn Gymnasiallehrer Meyer-Deimold mitgeteilt: „Der Name (den Tellinghaus bei Lügde erwähnt) findet sich auf der Overbedschen Karte von Lippe. G.A.B. Schie-renberg hatte ihn gelesen und legte an die Stelle einen Ostarakult, ohne dem Ursprung des Namens nachzugehen. Prof. Dr. Weerth (?) stellte fest, daß zwischen Elbrinxen und Lügde ein Mitglied der Familie v. Exterde umgekommen sei.“ Er bat Herrn M., nachzuprüfen, ob dort in der Gegend vielleicht ein Denkstein stehe. Herr M. fand einen solchen Stein an dem alten Wege nach Lügde. „Ob er jetzt noch da steht, weiß ich nicht. Die jetzige Landstraße führt am Fuße des Berges hin, wo sie mit der Straße von Harzberg zusammentrifft; die alte Straße führt von dem letzten Hause an der Straße von Elbrinxen an schräg über den Berg.“

Zur gleichen Frage ist noch folgende Zuschrift eingegangen: Es scheint doch, als ob die alte Behauptung, der Name Externsteine bedeutet „Elster-Steine, an Gewicht gewinnt. Ob der niederdeutsche Name für Elster: Exter oder Hörter, nun mit dem Wort agister zu tun hat oder nicht: sicher ist, daß es „Elster-Steine“ gibt. Solche Steine sind z. B. die „Heister-Steine“ im „Seebänken“-Walde nördlich meines Wohnortes Waren in Mecklenburg. Es sind Findlinge, die auf welligem Gelände nur wenige Zehntelmeter über den Waldboden hinausragen und als Hünengrabsteine gelten. Heister oder Heester ist ebenso wie Exter oder Hörter gleich Elster. Und die schwarzweiße Elster wird in Webers „Dreizehnlinden“ als „Totenvogel der Hel“ genannt. Noch ehe ich das wußte, war mir als Laien der Gedanke gekommen, der so auffallend klar abgesetzt weiß-schwarze schöne Vogel müsse Kultvogel der Sonnenwenden und der Sonnenwend-Heiligtümer gewesen sein. Herr Prof. Dr. Herman Wirth, dem ich neulich eine diesbezügliche Frage vorlegen konnte, schien mir zuzustimmen und konnte mir sofort einige belangreiche Angaben zur „Elsterfrage“ machen.

Es ist klar, daß die Eigenschaften als „Totenvogel der Hel“ und als „Sonnenwend-Symboltier“ sich nicht ausschließen, sondern gut zusammenpassen: sowohl der „Gottessohn“ wie der Mensch „gehen zur Winter Sonnenwende seines Lebens in das Ar“ ein und wird daraus wiedergeboren“ (H. Wirth in Heft 1, 1933, S. 11).

Grabstätten waren Kultstätten, und umgekehrt! Solche Kultstätten, Sonnenwend-heiligtümer, wie das bei Horn, waren also — ebenso wie jedes Megalithgrab — „Elstersteine“, wenngleich sie gewiß vor und über diesem Namen andere, noch heiligere gehabt haben können. Vielleicht war es Absicht der Unterdrücker der Heiligtümer unserer Vorfahren, vielleicht aber war es auch Absicht unserer verfolgten Ahnen selbst, daß der „harmlosere“ Name der „Elster-, Exter-, Heester- oder Heistersteine“ andere, gefürchtete oder geheiligte Namen jener Stätten verdrängte. —

Um — für Lateiner — die ablenkende Assoziation mit „externus“ = „außerlich“ auszuschalten, wäre es dankenswert, wenn alle Freunde germanischer Vorgeschichte inner- wie außerhalb unseres Bundes zunächst der Schreibweise „Exter-Steine“ zum Durchbruch verhelfen wollten, wie sie auch auf der Rückseite des in Frage 2 erwähnten Bildes der noch zu lokalisierenden „Exter-Steine“ des Herrn Wehmann geübt ist.

Dr. med. Brenke.

Die Bücherwaage

Ernst Labeling, *Mater Larum*, Zum Wesen der Larenreligion. Klostermann Verlag, Frankfurt a. M., 1932, 104 S., 8°, 6.— RM.

Die Arbeit Labelings erschien als erster Band der von W. F. Otto herausgegebenen „Frankfurter Studien zur Religion und Kultur der Antike“, die sich zur Aufgabe machen — wie der Herausgeber in einer Ankündigung sagt —, „den Grund für eine neue Gesamtbetrachtung der griechischen und römischen Antike vorzubereiten“. „Zunächst ist es die altrömische Religion, die den Hauptgegenstand der Untersuchungen bildet. Die Kunde, die in neuerer Zeit auf italischem Boden gemacht worden sind, und die Bedenken, die sich gegen gewisse Grundanschauungen der Mommsenschen Schule (von mir gesperrt, D. S.) immer entschiedener geltend machen, fordern dringend eine neue Bearbeitung der römischen Überlieferung, deren Resultate den Dank, den wir jener Schule schuldig sind, auch in der Gegenfälligkeit bezeugen werden.“

Man vermißt in dieser Ankündigung die Nennung des Namens Bachofen: Grundanschauungen Bachofens nämlich, des großen Mommsengegners, mit dessen Werken die Althphilologie heute endlich sich zu beschäftigen beginnt, nachdem Ludwig Klages zuerst auf ihre Bedeutung hinwies, sind es, die hier vertreten werden. So z. B., um nur eins zu nennen, werden hier die römischen Sagen zur Erschließung der römischen Religion zu verwerten versucht, wie das auch Bachofen tat, während die Mommsensche Schule keine echt römische Sage anerkennen wollte. Diese Studien des Frankfurter Seminars werden, so steht zu hoffen, auch die längst fällige Auseinandersetzung der Althphilologie mit Bachofens Einzelaussstellungen vorbereiten. Wir glauben aber, daß diese Auseinandersetzung mit Bachofen ebenso wie die Begründung einer neuen Gesamtbetrachtung der „Antike“ nur dann ausgeführt werden kann, wenn die Althphilologie erkennt, daß zur Erschließung des römischen wie griechischen Altertums die Zusammenchau mit Altgermanien notwendig ist. „Diese europäischen Süandinavengermanen (Italiker und Griechen) (sind) nichts anderes ... als die

mit der Urbbevölkerung vermischten Nachkommen von Vorläufern der Brennuschaaren, der Insubrer, Kimbern, Goten, Langobarden“ (Nedel). Lediglich die Vorurteile, die der Humanismus von der Theologie geerbt hat, halten die Althphilologie noch immer ab, diesen neuen Gesichtspunkt zur Anwendung zu bringen, der allein eine organische Auffassung verbürgt. Insbesondere die überaus nahe Verwandtschaft der Italiker mit den Germanen wird immer deutlicher. Sie macht es aber andererseits auch der Germanenfunde zur Pflicht, die neuen Forschungen über die altrömische Religion aufs sorgfältigste zu beachten.

Damit lenken wir zur vorliegenden Studie zurück. Labeling will durch die Aufklärung des Wesens der Larenmutter eine Vorarbeit leisten für die Aufhellung der umstrittenen Bedeutung der Laren selbst. In der neueren Forschung stehen mehrere Auffassungen nebeneinander. Nach den Ergebnissen Labelings kann soviel bereits als entschieden gelten: die Auffassung Wissowas, der in den Laren lediglich „göttliche Feldhüter“ sehen wollte, ist endgültig aufzugeben. Es bleiben noch übrig die Ansicht Samters, der die Laren für Ahnenseelen hält, und diejenige Ottos, der sie zu den Gottheiten der Erde rechnet und ihre zeugerische Natur betont. Auf eine Verbindung dieser beiden letzten Auffassungen als der endgültigen Lösung des Larenproblems scheint die Untersuchung Labelings hinzuweisen.

In umfänglicher und durchaus überzeugender Weise zeigt L., daß die Larenmutter Mania, die auch Lara, Larunda, dea Tacita und dea Muta hieß, in älterer Zeit aber Acca Larenti(n)a, d. h. „die zu den Laren gehörige Mutter“ genannt wurde, ursprünglich zugleich segenspendende und todbringende Gottheit war und identisch ist mit Cernita Mana, d. i. die Mutter Erde, die alles Leben gebiert und zurüdnimmt in ihren Schoß. Damit ist eine Erkenntnis zurückgewonnen und nun auch allseitig sichergestellt, die bereits bei Bachofen zu finden ist, der 1870 in seiner Untersuchung über „die Sage von Lanaquil“ Seite 83 Larentia als „Lebens- und Todesmutter“ bezeichnete.

Das Hauptfest der Laren sind die La-

rentalia, ein altes Totenfest, das mit einem Opfer am Grabe der Larentia am 23. Dezember, also zur Zeit der Winter Sonnenwende begangen wurde. In dieser Zeit gehen in Deutschland (und in ganz Nordeuropa) die Totenseelen um! Die Laren nun sind, wie L. in seinem 3. Kapitel, auf das besonders hingewiesen sei, beweist, ursprünglich identisch mit den laruae, d. s. Totengeister. Sie hießen auch maniae, ein Wort, das von manes, das die Geister der Unterwelt bezeichnet, nicht getrennt werden kann. Ebenfalls in die Zeit der Winter Sonnenwende fällt ein weiteres Larenfest, die Compitalia, an denen ihnen und der Mania Masken aus Wolle an den Türen aufgehängt wurden. Diese Masken hießen maniae, wozu L. erinnert, daß auch larva Maske bedeuten kann. Hier ergeben sich Zusammenhänge, die weit über das hinausführen, was L. erwähnt. L. zieht den „Harkelin“ zum Vergleiche heran, den immer mit Maske versehenen Teufel mittelalterlicher Schauspiele, der aber ursprünglich der Anführer des Wilden Heeres (Totenheeres) in Frankreich ist. Ferner weist L. darauf hin, daß das deutsche Wort „scheme“ (Schemen) Totengespenst bedeutet und Maske. Vor allem aber fühlt sich der Alphilologe erinnert an den Schwarm der Sekate. Immer wieder kommt L. im Laufe seiner Untersuchung auf die Übereinstimmung zwischen der Larenmutter und Sekate zu sprechen. Die Laren, die später das Hundesell tragen oder vom Hund begleitet werden, waren ursprünglich selbst nichts anderes als hundegestaltige Totenseelen, wie auch Sekate als Hündin erscheint. Hier nun hätte auch das deutsche Wilde Heer herangezogen werden müssen, in dem immer Hunde mitziehen, die allgemein als Totenseelen gedeutet werden. Auch hat dies Totenheer häufig eine Anführerin (Berchta, Frau Gode u. a.)!

Ferner zieht es vor allem zur Mittwinterzeit, in der auch die Hauptfeste der Laren und ihrer Mutter stattfanden, und schließlich fanden zu dieser Zeit auch ekstatische Kultfeiern statt, die in Deutschland, wie eine angekündigte volkskundliche Arbeit demnächst zeigen wird, bis in die letzte Zeit heimlich fortbestanden. Man vergleiche die Berchtenläufe, bei denen die Masken eine so große Rolle spielen. Das alles ist folgendermaßen zu verstehen: Auch der Lebende vermag sich zu der rasenden Schar der Totenseelen zu gesellen, wenn ihm die Verwandlung gelingt. Diese wird durch Aufsetzen der Maske angezeigt: nicht Mensch mehr, Dämon geworden, mischt sich der Maskenträger unter die wilde Schar. Wo sie herzieht,

dort spricht in üppiger Fülle das Korn. An einem Streifen hochgewachsenen, saftigen Grases erkennt man die Spur des Wilden Heeres ...

Aus all dem ergibt sich noch ein sehr wichtiger Schluß für die Herleitung des lateinischen Wortes manus (manius, manius, mana, mania, manes u. w.), das mir untrennbar scheint von germanisch manu (in mannus, „Armenisch, Ahnherr“ cf. „mensch“, d. i. manisko, „Nachkomme des Mannus“) und altindisch manu-manus (Armenisch, Totenrichter), siehe meine Abhandlung über Janus, Ann. 163 —: lat. manus bezeichnet ursprünglich den segensbringenden Totengeist, dann „gut“ schlecht hin (also nicht etwa umgekehrt!), und der Stamm des Wortes (man-) liegt ebenso vor z. B. in griechisch *μαίνωμαι* (*maínomai*), rasen, wüten, außer sich sein, schwärmen; *μανία* (*mania*), Raserei, Wahnsinn, Verzückung, Begeisterung; *μάντις* (*mantis*) Wahrsager (= Gottbegeisterter) u. a. Also ist manus „einer aus dem wütenden Heer, einer aus der rasenden Schar“.

Wir hoffen, daß Labeling seiner wertvollen Studie eine größere, vielleicht endgültig abschließende Arbeit über die Laren folgen läßt und in ihr auch die germanisch-deutsche Überlieferung, deren Schätze den wenigsten nur bekannt sind, in reichem Maße heranzieht.

Dr. Otto Huth (Bonn).

Seeger, E., **Vorgeschichtliche Steinbauten der Balearen**. (Mit Berücks. d. Aufzeichnungen von Dr. B. Seeger f. Mit Bildern (12 Tafeln) und Verz. von Dr. B. Seeger u. E. Seeger, Leipzig, Koehler & Amelang (1932). 123 S. gr. 8°. Lw. 4.80 RM.

Der 1. Teil behandelt in zwölf Abschnitten die kleinere Insel Menorca (S. 1—104), der 2. Teil (S. 105—124) in vier Abschnitten die größere Insel Mallorca. Der scheinbare Widerspruch erklärt sich daraus, daß Menorca infolge seiner viel geringeren wirtschaftlichen Nutzungsmöglichkeit die Denkmäler ungleich besser bewahrt hat; ungefährdet sind sie aber dort auch nicht. — Die zahlreichen Bilder vermitteln eine recht gute Anschauung der verschiedenen Arten megalithischer Steinbauten auf den Inseln. Anschauung zu geben, eigene Arbeit anzuregen, ist überhaupt die Absicht des Buches, nicht planmäßige Untersuchung der einzelnen Denkmäler und ihrer Einordnung in größere Zusammenhänge.

Gleichzeitig bringt das Buch (im ersten Abschnitt, und auch sonst noch verstreut)

höchst nützliche praktische Bemerkungen für einen Besuch der Inseln, von einem, der Land und Leute gründlich kennt; Hinweise, die einem Besucher sicher manchen Irrtum ersparen werden. Allerdings wäre zu wünschen, daß die archäologische Karte der Insel Menorca in einer solchen Form beigegeben wäre, die eine wirkliche Benützung ermöglicht, und ebenso daß die im Text erwähnten Arbeiten irgendwo in einer Übersicht zusammengestellt wären. Sehr brauchbar sind die Listen der verschiedenen Denkmäler (mit Ortsangabe).

Auf einzelne Fragen kann diese Besprechung nicht eingehen; sie muß sich auf eine kurze Aufzählung beschränken: Höhlen und Nischen, Schachtgräber, megalithische Wohnungen, Salas hipóstilas (halb-unterirdische Pfeilerräume), Talayots (riesige Turmbauten mit rundem Grundriß), Potarrás (gewaltige Brunnenanlagen), Taulas (ungeheure einspitzige Steintische, die nirgend in der Welt ihresgleichen haben), Zyklopische Mauern, Naquetas (eine Art Gewölbebauten, deren Grundriß der Form eines zusammengebrückten Hufeisens ähnelt; nach den Skelettfunden zu urteilen, Gräber; nach Wille sind es Sonnenheiligtümer) und schließlich die Frares (eine Art Steinsäulen aus einem oder mehreren Steinen). Vielleicht wird „Germanien“ später einige Abbildungen bringen.

Die Balearenischen Inseln, dazu Korsika, Sardinien, heute mit ihren vorgeschichtlichen Anlagen nur dem Altertumskundigen vom Fach bekannt, sind vielleicht einmal berufen, entscheidende Auskunft über den Weg der Menschheitskultur zu geben, und bei näherer Betrachtung erkennt man, daß sie räumlich weiter als inhaltlich vom Norden entfernt sind.

J. Friedrich.

Bernhard Kummer, **Herb und Aitar**, Wandlungen altnordischer Sittlichkeit im Glaubenswechsel. 1. Lieferung: Einleitung, Leipzig 1933 (M. Klein Verlag), 24 S., 8°. Preis —.60 M.

Das seit langem angekündigte, hochbedeutsame neue Buch Kummers beginnt soeben in Lieferungen zu erscheinen. Die Einleitung liegt vor; im Laufe dieses Jahres folgen 5 Bände, die einzeln 2.50 M. kosten, in der Subskription des Gesamtwerkes 2.— M. Ausgangspunkt der Untersuchung ist Altisland, d. h. der lebendige germanische Mensch, wie wir ihn aus der Sagakennenlernen können, der Gegenstand der Sittenwandel der „Bekehrungszeit“. Wie der schön gewählte Titel anzeigt, sucht K. diesen Sittenwandel „als Folge religiösen Wandels und religiöser

Verluste“ zu verstehen. Damit scheint mir in der Tat das Entscheidende getroffen. Man darf auf die Durchführung gespannt sein. K. setzt sein Ziel sehr hoch: er beabsichtigt hier letzten Endes eine historische Begründung unserer „nationalen Ethik“; die Herausstellung des germanischen Ethos soll richtungweisend wirken in der heutigen Verwirrung. Soviel wird durch die Einleitung bereits deutlich, hier wird mit unerbittlicher Rücksichtslosigkeit mit eingefleischtesten Irrtümern Schluß gemacht, denen die bisherige Geschichtsauffassung verfallen war. Es bewährt sich der Satz, daß die deutsche Geschichte nur richtig verstanden werden kann vom germanischen Grunde her, der bisher verleugnet wurde. Wir hatten den Weg Kummers von Island als letztem Germanien aus auch die deutsche Geschichte neu zu sehen für durchaus berechtigt; wir glauben aber nicht, daß es der einzige Weg ist. K. ist in Gefahr, einer allzu großen Einseitigkeit zu verfallen. So unterschätzt er die Bedeutung sowohl der deutschen Volkskunde wie der indogermanischen Synopse und der Ethnologie, die längst die Kinderkrankheit, nach einzelnen Parallelen zu fahnden, hinter sich hat und Komplexen zu vergleichen sucht, um so zur Erfassung von Kulturkreisen zu gelangen. Aber damit werden die Ergebnisse K.s in keiner Weise beeinträchtigt. Der Weg über Altisland ist allzuwenig erst bekannt und hier bleibt immer noch Wichtigstes zu tun.

Dr. Otto Huth.

Bürger, Willy, **Johann Carl Fuhlrott. Der Entdecker des Neandertalmenschen**. Wuppertal-Elberfeld, A. Martini & Grüttesien, 1930, 40 S. (m. 3 Abb.), gr. 8° (S. 36—39 Verzeichn. d. Veröffentlichungen Fuhlrotts, zeitlich geordnet), 1.— RM.

Kaum eine Darstellung der Urgeschichte, in der Fuhlrotts Name nicht erwähnt wird, aber, so bekannt der Name auch ist, es mangelte doch bisher an einer zusammenfassenden Darstellung seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, die in der Entdeckung des Neandertalmenschen und in der richtigen Bestimmung der Knochenreste ihren Höhepunkt erreichte. Diese Darstellung legt Bürger in erfreulicher Schlichtheit und Sachlichkeit vor — dem Leben Fuhlrotts entsprechend. Der Studienrat F., wie man ihn nach heutiger Übung bezeichnen könnte, durfte noch in einer Zeit wirken, in der enge Sonderbetätigung noch nicht die Allseitigkeit verdrängt hatte. So werden die zoologischen, botanischen und geologischen Arbeiten besprochen; am ausführlichsten natürlich die Arbeiten zur Höhlenforschung. Sehr aufschlußreich ist der Bericht über den lebhaften

Zeitschriftenschau

Germanische Wanderwege und Stammeskulturen

Gustaf Kossinna, *Die Karte der germanischen Funde in der frühen Kaiserzeit (etwa 1–150 n. Chr.)*. Vorbemerkung von Ernst Petersen in Breslau. Mannus Bd. 25, Heft 1, 1933. In dem neuesten Mannus-Hefte ist eine wichtige Arbeit aus dem Nachlasse Gustaf Kossinnas, die Fundkarte der freien Germanen in der sogenannten frühen Kaiserzeit, der Öffentlichkeit übergeben worden. Nahezu zehn Jahre hat der verstorbene Altmeister der deutschen Vorgeschichtsforschung an dieser Karte gearbeitet, ohne sich angelichts gewisser bei dem heutigen Stande der Forschung noch unvermeidbarer Mängel zur Veröffentlichung entschließen zu können. Um so dankenswerter ist es, daß diese Karte, die die Stammesgliederung der Germanen in den ersten anderthalb Jahrhunderten unserer Zeitrechnung aufs klarste veranschaulicht, sowohl der Forschung als auch der Gesamtheit des deutschen Volkes zugänglich gemacht worden ist. Die Karte zeigt im Ergebnis eine überraschende Übereinstimmung mit den Nachrichten der zeitgenössischen griechisch-römischen Schriftsteller, nur daß die Archäologie einerseits natürlich viel genauer arbeitet, während sie andererseits nur die großen Stammeseinheiten zum Ausdruck bringt. Klar lassen sich hier die drei großen Stammesverbände der Westgermanen, die Jngwäonen, Irminonen und Isthäonen, auch räumlich erkennen. Die Jngwäonen mit Jüten, Warnen, Angeln, Sachsen, Chauken und Angriuariern in Jütland mit Fünen und dem Nordseegebiet von Schleswig-Holstein bis nach Holland hinein. Südwärts davon, vorwiegend im Rheingebiet bis zur Moselmündung die Isthäonen, während im Rhein-Maingebiet zu dieser Zeit bereits irminonische Völkerschaften, also Angehörige des irminonenbundes, siedelten. Dessen volkreiche Stämme siedelten im gesamten Elbegebiet bis zur Oder, und zwar die Quaden in Mähren, die Markomannen in Böhmen, die Hermunduren in der Provinz Sachsen und angrenzenden Gebieten, die Semnonen

in der Altmark und Nordwestbrandenburg, sowie die Langobarden in Nordostthannover, Ostholstein und in Mecklenburg. Östlich der Oder beginnt das Gebiet der Ostgermanen mit seinen sechs großen Stammesgebieten: Die silingischen Wandalen westlich der Oder, die übrigen Wandalen östlich der Oder, in Südpojen, und in Süd- und Ostpolen bis nach Galizien, die Burgunden im übrigen Pojen und in Nordwestpolen, die Gepiden in Westpreußen und im östlichsten Hinterpommern, die Goten am Frischen Haff und im Samland, in Hinterpommern die Rugier und in Vorpommern mit Rügen die Lemnier. Auf schwedischem Gebiet endlich erkennen wir die Nordgermanen. Die Karte ist von einem umfassenden Fundverzeichnis begleitet. / Karl Waller, *Chaulische Gräberfelder an der Nordseeküste*. Mannus Bd. 25, Heft 1, 1933. War es bisher weder mit Hilfe der reichlich unklar gehaltenen schriftlichen Überlieferungen noch durch die Spatenforschung möglich, die chaulischen Stämme hinreichend zu erkennen, so ist es Verfasser jetzt durch Untersuchung des Gräberfeldes am Silberberg bei Sahlenburg und zahlreicher anderer Fundstätten gelungen, die chaulische Stammeskultur mit ihrer eigenartigen Bestattungsform und Keramik herauszuarbeiten und ihre Verbreitung bis nach Holland festzulegen. Die Entwicklung zeigt, daß die Chauken vor den vordrängenden Sachsen offenbar in die Marsch zurückgewichen sind und sich dort niedergelassen haben, während jene auf der Geest siedelten. Es entsteht die Frage, ob nicht die friesischen und die chaulische Kultur ursprünglich eins gewesen sind, eine Frage, die nur in Zusammenarbeit mit der holländischen Forschung gelöst werden kann. / W. Gaerte, *Die Ostgrenze der gotischen Weichselmündungskultur in der römischen Kaiserzeit*. Mannus Band 24, Heft 4, 1932. Neuere Funde ermöglichen es, die Ostgrenze des geschlossenen gotischen Siedlungsgebietes in Ostpreußen in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten näher zu bestimmen. Sie verläuft von Braunsberg die Passarge entlang bis zur Einmündung der Drewenz, von dort südöstlich über Heilsberg bis nahe an Bischofsburg und durchschneidet, über Passenheim laufend, den Kreis

wissenschaftlichen Streit, der um die Reste des Neandertalmenschen geführt wurde — meist gegen Fuhrrodt, der ihre zeitliche und entwicklungsgeschichtliche Stellung richtig erkannt hatte. Einen Satz wollen wir doch festhalten: „Bemerkenswert ist, daß der bekannte englische Geologe Lyell (in England wird übrigens die Bedeutung des Fundes schon früh anerkannt), der einzige Forscher war, der es für nötig hielt, die Fundgrube persönlich in Augenschein zu nehmen.“ Nach einem halben Menschenalter spricht Virchow 1872 sein vernichtendes Urteil, für ein volles Menschenalter herrscht Ruhe, durch Autorität erzwingen, bis zu Beginn unseres Jahrhunderts Schwabe und Klatzsch das wissenschaftliche Wagnis einer neuen Untersuchung unternehmen und dadurch endlich der Ansicht Fuhrrodt auch in Deutschland zur Anerkennung verhelfen. Suffer.

Heyd, Hans, *Armin der Cheruster*. Roman. 1.–10. Tfd. Leipzig: Staadmann Berl. 1932. 337 S. 8°. 4.— M.; Lw. 5.50 M.

Hans Heyd, der Sohn des Historikers Eduard Heyd, schrieb ein Buch, das uns als Freunde der germanischen Vorgeschichte besonders angeht. Waren doch nach eigener Angabe des Verfassers maßgebend bei Abfassung seines Buches u. a. die Schriften von Kossinna und „Midgards Untergang“ von Kummer, in erster Linie aber die „Germanischen Heiligtümer“ von Teudt. Dadurch schon, daß Heyd die Erkenntnisse dieser unserer Vorgeschichtsforscher bei Darstellung des Kulturzustandes Germaniens zur Zeit Armins-Erminos sich zu eigen gemacht hat, hebt es sich — auch und eben als Roman — vorteilhaft ab von der Zahl von Büchern (vor allem Jugendschriften), die zuvor dichterisch die Zeit der Auseinandersetzung zwischen Römern und Germanen verwerteten. Dazu kommt, daß Hans Heyd sich wahrhaft als deutscher Dichter zeigt und uns ein Gemälde der Zeit Armins vor Augen stellt, das, gestaltet aus seiner dichterischen Kraft, eine eindringliche Sprache gerade in unseren Tagen zu uns redet. Wie wächst heldenhaft der Führer Armin hervor, der ringt um die Einheit und Freiheit der germanischen Stämme! Der stirbt aber mit dem Rufe: „Tiusland! Tiusland! — Wann kommt das Reich?“ —

Wir können diese deutsche Dichtung eines lebenden deutschen Dichters nur wärmstens allen unseren Freunden empfehlen. el.

Edmund Riß, *Das gläserne Meer*. Roman aus Urtagen. Leipzig 1930. Roehler & Amelang, Verlag. Ganzl. 5.40 M.

Eine Erd- und Menschheitstragödie der Vorzeit wird hier lebendig, die naturforschlich befehen auf der Rückkehr zur Katastrophenlehre mit damit verbundener Sintflut (Welteislehre) fußt — die kulturhistorisch gewertet, Neuland jener Forschung berührt, die Altkulturen der Menschheit bis weit über unser gewohntes historisches Blickfeld hinausragt. Sp.

Edmund Riß, *Die letzte Königin von Atlantis*. Ein Roman aus der Zeit um 12 000 v. Chr. Leipzig 1931. Roehler & Amelang, Verlag. Geh. 3.30 M.; Gzl. 4.80 M.

Als Wissenschaftler, Forscher, Künstler und Architekt hat der Verfasser das Auserwählte bereist und ist den Spuren fernster Vergangenheit nachgegangen. Mit dem sicheren Instinkt, einen Teil der weltweit verbreiteten atlantischen Kultur damit entdeckt zu haben. Aus welchen erdgeschichtlichen Ereignissen heraus diese Kultur empfindlich gestört wurde und wie sie sich dennoch in der nordischen Seele bewahrt hat, wird erlebnisstark und feinsinnig vorgetragen. Man spürt, wie im Verfasser selbst ein Teil jener Seele lebendig ist, die es heute wieder zu entdecken gilt. Sowohl zum „Gläsernen Meer“ wie zu vorliegendem Roman hat Hans Wolfgang Behm ein jeweils ausführliches Nachwort beigezeichnet, das die dem Stoff zugrundeliegenden wissenschaftlichen Belange klärt. Sp.

Groh, Georg, *Gottferne Gottesgelehrte*. Rig-Verlag Schweinfurt, 8 Seiten.

Eine köstliche Philippika, eine Abrechnung mit gottfernen Gottesgelehrten, die einen deutschen Glauben meinen begeistern und diffamieren zu müssen. Es ist eigentlich ein trauriges Kapitel und stimmt schlecht mit christlicher „Friedfertigkeit“ überein, wenn man gegenüber der Schrift Herman Births „Was heißt Deutsch?“ bisweilen die Antwort hören kann: Auf solches Deutschsein verzichte ich. Ein Beitrag zu dem Problem Deutschum—Christentum und wahrlich kein schlechter. Eine für Zweifelnde aufschlußreiche Schrift. Pr.

„Daß die germanischen Völkerwanderungen der gesamten antiken Kultur ein Massengrab bereitet hätten, ist eines jener Greuelmärchen, mit denen unser Volk seit Jahrhunderten belastet wird.“

Prof. Dr. F. Behn, Mainz, Hessischer Denkmalspfleger.

Neidenburg. Östlich davon saßen Galinder und Sudauer, Teilstämme der Westier.

Walther Schulz, **Germanen zwischen Elbe und Weichsel vom 5. bis 7. Jahrhundert**. Volk und Rasse. 8. Jahrg., Heft 2, 1933. Verlag J. F. Lehmann, München. Die bisher landläufige Meinung, die besonders nachdrücklich von der polnischen Forschung immer wieder unterstrichen wurde, ging dahin, daß die Slaven in ein völlig entvölkertes, leeres Ostdeutschland eingerückt seien. Es stand jedoch schon immer zu vermuten, daß nicht unerhebliche germanische Volksteile in der alten Heimat sitzen geblieben sind, die dann, verhältnismäßig verstreut siedelnd, des stammlichen Zusammenhaltes beraubt und so aus der politischen germanischen Entwicklung ausgeschaltet, allmählich der Vermischung mit den inzwischen eingesiedelten Slaven verfallen sind. Walther Schulz führt hierfür den Beweis an Hand der noch immer stattlichen Zahl von germanischen Funden aus dem ostelbischen Gebiet, deren Vorkommen an Hand einer Karte erläutert wird. Es zeigt sich, daß rein germanische Funde bis zum Ausgang des 7. Jahrhunderts nachweisbar sind, ja im nördlichen Teil, im gesamten Ostseegebiet, dauert der wikingische Einfluß unvermindert auch in den folgenden Jahrhunderten an. Hier insbesondere, angesichts der außerordentlichen Seetüchtigkeit dieser Bevölkerung, wird man eine starke germanische Grundlage nicht von der Hand weisen können. Auch das Fortleben altgermanischer Namen in slawischer Form in Ostelbien deutet in dieser Richtung. / Erik Wiedemann, **Sind die oberschlesischen Holzkirchen Reste germanischen Kulturgutes?** Volk und Rasse. 8. Jahrg., Heft 2, 1933. Die oberschlesischen Holzkirchen haben von je das Interesse erregt. Wurden sie von der einen

Seite als slawisches Volksgut in Anspruch genommen, so zeigt sich immer mehr, daß sie mit slawischem Geiste und der aus ihm folgenden Bauweise nicht zu vereinbaren sind. Vielmehr zeigt sich immer stärkere Verwandtschaft mit den skandinavischen Mastenkirchen. Denken wir ferner an das schlesische Borlaubenhäuser, so gehen wir wohl nicht fehl mit dem Gedanken, daß sich in diesem abgeschlossenen Gebiet urgermanische Holzbauformen erhalten haben.

Vom Ursprung und Werden der Indogermanen und Germanen

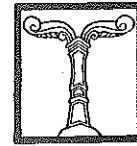
Konrad Jazdzewski, **Zusammenfassender Überblick über die Trichterbecherkultur**. Praehistorische Zeitschrift, Bd. 23, Heft 1/2 1932. Verfasser möchte die bisher „Nordische Megalithkultur“ genannte Kultur (Indogermanen) „Trichterbecherkultur“ genannt wissen, da der Großsteingraberdenke auch anderen Kulturen eigen ist. Er unterscheidet vier Kreise, von denen, wie schon Kossinna erkannt hat, der nördliche als ältester und ursprünglicher anzusehen ist. Von hier erfolgt die Ausbreitung über ganz Ostdeutschland und über Polen bis über den Bug hinaus. Dieser Ostgruppe vorgelagert ist die Südgruppe, die ihre Entstehung zweifellos der Beeinflussung durch die südlichen Nachbarkulturen verdankt. Die Westgruppe, vom südwestlichen Schleswig-Holstein bis nach Holland, entwickelt den „Edigen Stil“, den Megalithgräberstil, das schönste und vollendetste, was wir aus der nordischen Jungsteinzeit besitzen. Verfasser möchte die Entstehung dieser Keramik aus der Vermischung der Trichterbecherleute mit dort eingewanderten Bevölkerung herleiten.

Herttha Schammel.

Seit Humboldts Tagen schwankt die deutsche Kultur sich steigend zwischen Aufstieg und Tragödie. Sie sah ein Volk einen glänzenderen Siegeslauf seiner Technik als das deutsche, aber nie stand wohl gleichzeitig eines Volkes Seele so wiederholt schmerzvoll am Rande ihres Grabes. Dem Zeitalter gigantisch sich aufrollernder Entwicklungslehren entsprang vielfach ein oberflächlich wertender Wettlauf der Weltanschauungen, aus denen in buntesten Schattierungen heillofes Chaos erwuchs. Armes Volk, Kino- und Krämerseelen hast du dir geschaffen, seit du in verblendeter Eitelkeit als Kamera-Operateur das Erdenrund durchzogst und mit dem Tand des Auslandes die Tiefen deines Gemütes versilmtest! Deine Scham, deinen Gott, dein Blut, dein Herz, alles hast du zerlegt, verkauft oder zu zwiespältigen Begriffen gewandelt. Nun kehre endlich um. Schaffe dir starke Reden und gerade Trugpersönlichkeiten mit dem offenen Auge des Lindwurmötters, die deine geistige und volkstümliche Bühne adeln, vernehme die Heroldsrufe derer, die da ründen, daß du deinen Gott wiederfindest, der seit Urtagen in den grünen Gefilden deiner Heimat thront!

Hans Wolfgang Behm in „Heilige Erde“.

Vereinsnachrichten



Sagen. Am Sonnabend, dem 6. 5. 33, abends 17,30, findet in der Ortsgruppe des V. d. Fr. g. B. ein Vortrag über „Vermutlicher Zusammenhang von Flurnamen in der Nähe von Schwelm und Gevelsberg“ von Lehrer Pielhau, Linderhausen, statt.

Der Redner wird ein Gebiet behandeln, in dem Wälle, Hügel und eigenartige Gemeindegrenzen auffallen.

Funde von Eisenschladen an windreichen Abhängen weisen auf frühere Schmelzereien hin. Da in unserer Gegend das Alter der Eisengewinnung noch nicht festliegt, sind die Feststellungen an dieser Stelle besonders wichtig.

Der Vortrag wird somit eine Reihe interessanter Beobachtungen zusammenfassen.

Vortrag des Vorsitzenden der V. d. Fr. g. B. Daß das Anhaltische Staatsministerium, Abteilung Volksbildung, in Verbindung mit dem Anhaltischen Geschichtsverein und dem Verein für Naturwissenschaften den Vorsitzenden der V. d. Fr. g. B., Oberstleutnant a. D. Plag aus Deimold, zu einem Vortrage nach Dessau gebeten hatte, ist sehr zu billigen. Es war bedeutsam, daß der Vortragende zwei wichtige Sätze an den Anfang stellte: 1. Wer Wiederaufstieg erstrebt und ersehnt, dem ist es klar, was uns fehlt: Wissen über Ursprung und Zusammenhang mit unseren Ahnvordern. Wer nicht weiß, von wo er kam, der weiß auch nicht, wohin er geht. 2. Unsere Schulen haben viel versäumt. Während die Japaner ihrem Nachwuchs lehren, daß das ihrige das zur Beherrschung der Welt ausersehene Volk sei, und die Türken neuerdings, daß alle höhere Kultur im türkischen Wesen ihre Wurzel habe, wird unseren Kindern vom 6. Jahre ab gelehrt, daß ein anderes Volk von Gott bestimmt sei, die Welt zu beherrschen. Unsere Vorfahren dagegen hätten keine Kultur gehabt, seien Barbaren gewesen. Die antiken Kulturen würden immer noch zum Schaden der nordisch-germanischen weit überschätzt. Die unsrigen seien ganz anders geartet, geistig aber mindestens gleichwertig.

Sachlich zog sich der Inhalt des Vortrages auf einen engen Raum zusammen, der aber als der Brennpunkt kulturellen und kulturellen Lebens der alten Germanen anzusehen ist: den Osning, den heiligen Wald der Sachsen, die Externsteine bei Horn in Lippe und das eine Meile davon entfernte große Ostaraheiligtum bei Osterholz, das mit der berühmten und längst bekannten Anlage bei Alt-Upjala fast vollkommen übereinstimmt. In dem einen der Externsteine lagen die zum Teil noch erhaltenen Kalthallen der Sommer- und der Winter-Sonnenwende. Hier stand die Trümmersul, die Karl der Große, den der Redner mit Nachdruck den Westfranken nannte, stürzte und damit dem Kult und der Kultur der urgermanischen Sachsen den Todesstoß versetzte. Sonne, Mond und Sterne, die sinnfälligsten Naturgewalten außerhalb der Erde, wurden ihres Gottescharakters entkleidet. Die altgermanische Mystik wurde aus den Kalthallen vertrieben und durch die neue Mystik des Christenglaubens ersetzt. Die Geistes- und Glaubenswelt von Jahrtausenden wurde durch den Vortragenden in lebendigen Bildern vor Augen gestellt. Viele sehr gute Lichtbilder vertieften den Eindruck der mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen.

Zur religionsgeschichtlichen Ausstellung, welche Professor Dr. Herman Wirth als Leiter der Forschungsanstalt für Geistesurgeschichte (Bad Doberan, Mecklenburg) veranstaltet (siehe S. 160), hat das Kultusministerium viele Leihgaben aus den staatlichen Museen zur Verfügung gestellt und Prof. Dr. Wirth auf eigene Kosten eine große Anzahl wertvoller Nachbildungen herstellen lassen. Der bekannte Bildhauer Richter-Elser aus Berlin fertigte ein naturgetreues Modell des von Wilh. Teudt nachgewiesenen germanischen Heiligtums der Externsteine (Trümmersul) und auch die „Freunde germ. Vorgeschichte“ durften einen Abguß des symbolischen Zeichens aus dem Kultraum der Winter Sonnenwende und mehrere große Aufnahmen von Einzelheiten des Heiligtums beibringen.

Zum ersten Male werden hiermit zahlreiche Beweisstücke der Forschungen Wirths in sinnvoller Zusammenstellung der Sicht geboten, worauf wir unsere Freunde ebenso hinweisen, wie auf die erläuternden Vorträge, die Prof. Dr. Wirth dazu auf der Deutschen Welle halten wird. Die Ausstellung wird viele großen Städte des In- und Auslandes besuchen. Plag.

Frühere Jahrgänge „Germanien“. Häufig wird nach älteren Hefen unserer Zeit-

schrift gefragt. Einstweilen können noch abgegeben werden:

Germanien 3. Folge 1931/32	3.60
Germanien 4. Folge 1932	2.40

Man wende sich an Herrn W. Dürstner, Detmold, Friedrichstr. 17, oder bestelle auf dem Abschnitt der Zahlkarte (Postcheckkonto Oberstl. a. D. Plag, Detmold. Amt Hannover 65278).

Arreligionsgeschichtliche Ausstellung

Vom 1. bis 14. Mai 1933 im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin W 35, Potsdamer Str. 120.

Diese unter Leitung von Prof. Dr. Herman Wirth von der Forschungsanstalt für Geistesurgeschichte in Bad Doberan i. M. unter dem Titel „Der Heilbringer“ (von Thule bis Galiläa) veranstaltete Ausstellung umfaßt wertvolle Original-Nachbildungen, Abgüsse und Aufnahmen, sowie kostbare Originale als Leihgabe der staatlichen Museen, welche zum erstenmal das Geistesgut des Nordens als spendende Quelle des Südens und Ostens sichtbar werden lassen. Dieser „Zug von Norden“, aus Thule, in beiden Kontinenten dies- und jenseits des Nordatlantik, wird an Hand der Denkmäler zur Darstellung gebracht, wobei gleichwohl zu erkennen ist, wie weit das Volksbrauchtum der Gegenwart mit der Vorgeschichte verbunden ist.

Den Schwerpunkt der Ausstellung bildet die Religion der Megalithgräberzeit des weiteren Nordseefreises und ihr Zug vom Norden durch das Mittelmeergebiet bis Kanaan, mit besonderer Berücksichtigung der offenstehenden Fragen zur Entstehung der israelitischen und christlichen Religion und zu dem christlich-germanischen Synkretismus des ersten Jahrtausends. Ferner versucht die als Wanderausstellung gedachte Ausstellung die Verwirklichung einer „deutschen Sammlung und Freiluftschau für Geistesurgeschichte und Volkstumskunde“ anzubahnen.

Während der Zeitdauer der Ausstellung finden täglich Führungen (11 u. 16 Uhr), auch durch Prof. Wirth persönlich, statt. Verbunden mit der Ausstellung sind Abendvorträge (jeweils 20 Uhr) mit Lichtbildern im Saal des Reichswirtschaftsrates, und zwar:

1. 5. Prof. Wirth / Der Weltengeist und sein Jahr,
3. 5. Prof. Wirth / Der urnordische Mythos vom Heilbringer,
5. 5. Dr. Arumm-Seller / Quezalcoatl und Christus,
8. 5. Prof. Wirth / Die Religion der nord. Steingraberzeit: Von Thule bis Galiläa,
10. 5. Prof. Wirth / Der Ursprung des Hakenkreuzzeichens und der Sinn des Lebens in der urnordischen Weltanschauung,
12. 5. Prof. Wirth / Die nordische Volksmutter und das Ahnenerbe; Heimat adelt.

Für den Ausschluß der Ausstellung zeichnen eine Reihe führender Persönlichkeiten des wissenschaftlichen und kulturellen Lebens.

Durch die Presse geht in Bild und Worten die Nachricht, daß die Externsteine zum völkischen Heiligtum erklärt werden sollten. Diese Erörterungen führen wahrscheinlich darauf zurück, daß seitens der Freunde germanischer Vorgeschichte Schritte unternommen sind, die Osningmark mit ihren Denkmälern (Hermannsdenkmal, Externsteine usw.) in besonderer Weise unter Schutz zu stellen. Es hat den Anschein, als ob die Verbreitung dieser Nachricht in vielen Fällen bewußt in einer Weise erfolgt ist, die einer Umdeutung des ursprünglichen Gedankens gleichkommt. Um wenigstens ein ungefähres Bild der Lage zu bekommen, bitten wir unsere Freunde darum, alle einschlägigen Nachrichten mit genauer Angabe der Zeitung und der Nummer der Schriftleitung (Detmold, Hermannstr. 11) zu übersenden.

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933

Juni / Lindung

Heft 6

Vom Ursprung und Sinn des Hakenkreuzes

Von Prof. Dr. Herman Wirth

Es gibt im Leben der Blutgemeinschaft des Volkes Zeiten, wo sich tiefstes, ureigenstes Wesen wieder erschlekt und wie ein verschollener unterirdischer Strom plötzlich mit Macht hervorbricht.

Das sind die großen Wendezzeiten im Volksleben, wie im Leben des einzelnen Menschen. Das Schicksal muß die Seelen bis auf den Grund erschüttern und die Herzen ganz aufschließen, sollen die Kräfte der Tiefe wieder lebendig werden und auferstehen.

In dieser Schicksals- und Wendestunde des deutschen Volkes geht ein Ahnen durch die Geister, ein Hinabhörchen nach dem Rauschen jenes Stromes unseres Blutes durch die Jahrhunderte und Jahrtausende zurück. Es erwachen die Stimmen der Vergangenheit; sie reden lauter und lauter in den Menschen. Der Blick weitet sich; er macht sich frei von der Augenblicksbehaftung und wird klar und hellsehend, in die Ferne des Vergangenen und Kommenden.

Die Dinge drängen zu einer Gestaltung, die schicksals- und bestimmungsmäßig die ihrige ist: der Mensch handelt in ungekanntem und unbewußtem und doch gebieterischem Zusammenhang mit denen, die vor ihm waren und dem, was vor ihm war. Das Organische, Wesenhafte seiner Blut- und Geisteskultur bricht sich zwangsläufig Bahn und nimmt Gestalt und Form an. Es ist in diesem Zusammenhange etwas Eigenes um die Wahrzeichen dieses Ausbruches der Quellen in der Volksseele.

Das, was gemeinhin als „nordische Bewegung“ benannt wird, das Zurücktauchen nach reiner ureigenster, höherer Form unseres Volkslebens und Einzeldaseins, das zum Bewußtsein drängende Erbahnen und Erberinnern, es zieht sich durch das nordische Abendland hin, schon vor mehr als einem halben Jahrhundert: von Gobineau — de Lagarde — Houston Chamberlain und so vielen anderen, in stetiger Steigerung des inneren Dranges der schicksalsmäßigen Blutstimme. Es wirkte in so vielen kaum oder wenig Bekanntem, auf alle Weisen zur Gestaltung und Betätigung der Lebensform strebend.

Und immer wieder leuchtet plötzlich aus diesem Nebel des Unbewußten, wie ein Wahrzeichen, das Haken- oder Wendekreuz auf. Wie eine innere Heilsgewißheit zieht es unwiderstehlich die Geister und Herzen an sich. Immer wieder ist es da. „In hoc signo vinces.“

Welche Bewandnis hat es dann mit diesem Zeichen, das so häufig in dem kultischen, sinnbildlichen Schmud der germanischen Völkerwanderungszeit erscheint, jenem Schmud, von dem wir aus Runeninschriften wissen, daß er dem Weltengott Odin, Wodin der Spätzeit, „heilig“, geweiht war? Zeitlich und räumlich ungreifbar und unerschließbar schien dieses Zeichen, das bei allen Völkern und Kulturen der Menschheitsgeschichte sich zeigte. Viel wurde von unberufener Seite um dasselbe herum und hinein geheimniet. Aber bei allem Törichten jener Irrgänge des Erberinnerns, der Germanistik mit ihrer ariosophischen und „verfälschten“ Geheimwissenschaft — eine Ahnung war da, die nicht betrog — der inbrünstige Zug zu diesem geheimnisvollen Zeichen des Haken- oder Wendekreuzes. Es war vor dem Weltkrieg das Heils- und Wahrzeichen so manchen ehrlichen Ansehers der Erneuerung unseres Volkstumes in angemessener Geistigkeit, eines Suchens und Wollens, in Schrift und Tat.

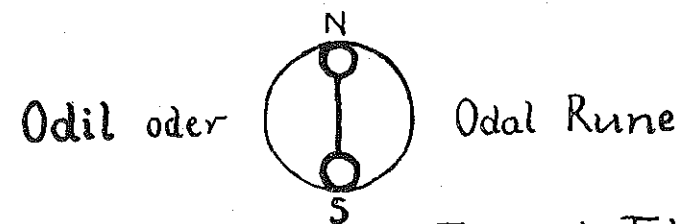
Wir haben es erlebt, wie deutsche Frontkämpfer, das „Hakenkreuz am Stahlhelm“, in die Reichshauptstadt einzogen, um die Sklaventrübsal des Landverrates und der Volkstäuschung zu brechen. Es war aber damals noch nicht an der Zeit.

Als ich in Niederland nach dem Zusammenbruch Deutschlands und Flanderns eine völkische Jugendbewegung, in Anlehnung an die deutsche Wandervogelbewegung, versuchte ins Leben zu rufen, um die deutsche Jugend wieder in ihrem verschollenen Volkstum Wurzeln fassen zu lassen, da wählten meine Lebensgefährtin und ich das Wende- oder Hakenkreuz in der aufsteigenden Sonne mit dem darüber aufsteigenden Sonnenaar. Nicht konnten wir wissen, daß wenig später in Deutschland das gleiche Sinnbild zum Wahrzeichen jener deutschen Einigungs- und Befreiungsbewegung gewählt werden sollte, welche unter Führung Adolf Hitlers, allen volks- und artfeindlichen Gewalten zum Trotz, in todesopfermutigem, unwiderstehlichem Siegeslauf zum Durchbruch gelangen würde.

Was ist nun Ursprung und Sinn dieses Zeichens, das an den verschiedensten Stellen zur gleichen Zeit in ahnendem Wissen zum Wahrzeichen des Aufstieges und der Erneuerung gewählt wurde?

Die erstmalige urgeistesgeschichtliche Untersuchung des sinnbildlichen Zeichens urnordischer Weltanschauung und Ewigkeitserkenntnis hat das Rätsel gelöst. Wir wissen, daß es aus der Schau und dem Erlebnis unserer fernen Nordlandbahnen von der Offenbarung des Weltgeistes in Zeit und Raum, im Jahre Gottes, stammt. Der Gesichtskreis des Sonnenjahres rechtwinklig S-N, O-W, geteilt, war der begriffsbildliche Ursprung des Symboles als lineares Zeichen. An den Enden dieses Rechteckes im Kreise, dieses Radkreuzes, war die Sonne als kleiner Kreis oder Kugel angedeutet. Im Laufe der Zeit fiel der Umkreis fort; in der Kursive wurden die Sonnenkugeln an den Kreuzenden zu offenen Schleifen oder Haken und die vier Kreuzbalken geschwungen geschrieben, so daß eine Figur wie zwei rechtwinklig übereinandergelegte S-Spiralen entstand. Durch das Schreiben auf Holz, dem nordischen Schreibstoff, das Riken (engl. to write) wurden die runden Hakenenden edig, recht- oder schräggedig.

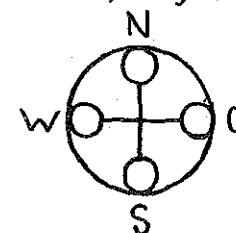
Das Zeichen war also ursprünglich ein Sinnbild der Drehung, des Umlaufes des Sonnenjahres durch die vier Hauptpunkte, die Weltgegenden, S-N als Winter- und Sommer Sonnenwendestellen, und O-W die Mitzeitenstätten (unsere Frühlings- und Herbstgleichen) der arktisch-nordischen Jahresteilung: das ist das aufrechtstehende Hakenkreuz als Rechteck. Oder — es war gedacht als Verbindung der Punkte SW-SO und NO-NW als Sonnenlauf- und -untergangspunkte zur Winter Sonnenwende und Sommer-



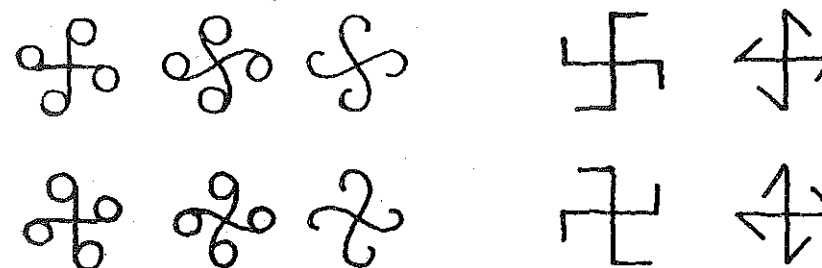
Kursivform eckige Formen der Holzritztechnik



hochnordliches Jahrzeichen



runde Kursiv-urform eckige Formen (der Holzritztechnik)



südlich-nordliches Jahrzeichen

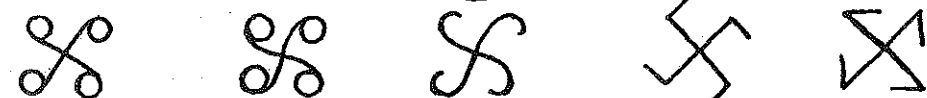
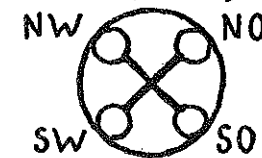


Abb. 1. Die germanische Rune \mathfrak{H} (od-il bzw. od-al) bedeutet „Leben Gottes“ oder „Heimat“, d. i. die als Gotteszeichen zu betrachtende unveräußerliche Scholle. Die Rune verkörpert gleichwohl die Jahresachse, somit das Zeichen des höchsten und tiefsten Lichtes des Jahres Gottes (Sonnenjahr) als Sinnbild der ewigen Erneuerung, des „Stirb und werde“. Das Wende- oder Hakenkreuz ist das Zeichen des Umlaufes, der Drehung des Jahres als gleiches Sinnbild der ewigen Erneuerung und Wiedergeburt, das Heilszeichen des Lebens im Jahre Gottes.



Abb. 2. Giebel eines Bauernhauses (Großer Bernberg im Bergischen) mit dem \oplus -Zeichen in der Giebelmitte.

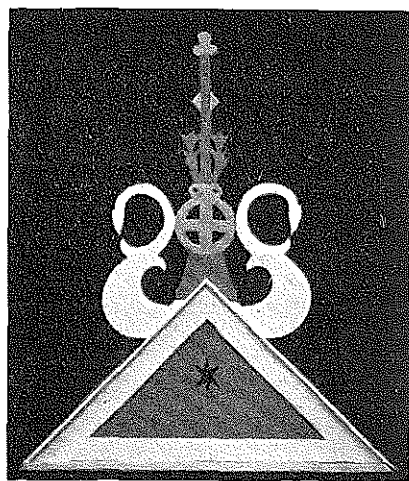


Abb. 3. Friesisches Hausgiebelzeichen. Zwischen zwei, die beiden Jahreshälften kennzeichnenden, Schwänen (vgl. auch die Ausführungen auf Seite 181/2 dieses Heftes) der vierteilte arktische Jahreskreis (in ediger Schreibung zum Hakenkreuz werdend). Darüber der Jahresbaum mit den sechs Blättern und der edig geschriebenen Rune „Jahr“; an der Spitze die als Kleeblatt stilisierte Rune „Mensch“.

sonnenwende, die Jahreseinteilung des südlich-nordischen Jahres unserer Nordseebreite: das ist das Hakenkreuz in Malkreuzform, das schrägliegende.

Man stellte es rechts- und linkswendend dar, je nachdem man in Erweiterung die auf- oder absteigende Hälfte des Jahres, des Sonnenlaufes zum Ausdruck bringen wollte. So erscheint es auch in den alten Bauern-Holzkalendern der germanischen Länder, welche ihre uralten sinnbildlichen Zeichen des Jahres Gottes weiter wahrten: „Runenstäbe“ in Skandinavien genannt. In den beiden Teilungen des Jahres, im Jul (Winter Sonnenwende) als Neujahr und im Mittsommer (Sommer Sonnenwende) als Halbjahr, ist uns das Zeichen im Sinne der Auf- und Abwärtsdrehung überliefert.

Es ist die große Heilsgewißheit von der göttlichen Weltordnung, der Ewigkeit des Seins, der Erneuerung des Lebens, das vom Lichte Gottes ist. Es drückt das aus, was die arischen Indier das rta (lateinisch ritus, unser Wort Art usw.) nannten, die Drehung, den Umlauf, die kosmische Weltordnung, das Weltgesetz, die Gerechtigkeit, das göttliche Recht.

Wer in diesen göttlichen Gesetzen alles Daseins steht, der hat die Erneuerung des Lebens Gottes in der Kette des Daseins, seiner Sippe, welche von Gott kommt.

Darum erscheint das Zeichen als Grab Sinnbild im Sinne der Erneuerung des Lebens, soweit arischer Lichtgottesglaube von „ultima Thule“, dem „Weißland“ des Nordens, in der Steinzeit einst schon nach dem Süden und Norden gelangte. Darum war es das Sinnbild des Heilbringers, jener Verkörperung der Offenbarung Gottes in Zeit und Raum, des erdgeborenen Gottesohnes, wie das Ordenskreuz, welches ebenfalls aus dem Jahreszeichen, und zwar dem Malkreuz im Kreise, dem Malradkreuz, hervorging.

Es sind dies die beiden höchsten Sinnbilder, die höchsten Auszeichnungen des deutschen Volkes, Ordenskreuz und Hakenkreuz, die Heilszeichen des Jahres Gottes und des Gottesohnes, des Heilbringers des uralten Götterkennens und Götterlebens, der nordischen Gotteschau im Weltall, in Gottes Welt.

Mit der großen Steingräberkultur der „Leute des Westens“ gelangte dieser Glaube

und diese Zeichen einst nach dem Morgenland und wurden in Amuru — Kanaan auch von den einwandernden orientalischen Mischvölkern, den Israeliten, Hebräern übernommen. Aus dem Steingräbergebiet Galiläas ging die Lehre des Galiläers hervor, dessen Gestaltung zur Christlichen Weltlehre wieder die gleichen Heilszeichen zeigt. Auch die frühchristliche Totenkultsymbolik der Katakomben Roms weist das Hakenkreuz noch als Wiedergeburtssinnbild, wenn auch vielleicht nur im jenseitigen Sinne.

Als nun aber die orientalisches-mediterrane Kirche nach dem Norden kam und der Christus mit dem nordischen Kreuzgott und Heilbringer der Urlehre, des älteren und ältesten Testaments Gottes sinnvoll gleichgesetzt wurde, da wurden auf den weißen Christus des Südens Hakenkreuz und Ordenskreuz als seine Heilszeichen übertragen. Denn er war der Überwinder von Nacht und Tod. Und nach dem alten Steingräberzeitglauben der Pro-Schottischen Christen erlöste er alle vom Tode, Getaufte und Ungetaufte, Heiden und Christen, er, des „Sieges Waktender“, der „Freyr“ (Herr) der Menschheit.

So sehen wir an den Kreuzen dieser urgermanisch-christlichen Verschmelzungszeit dreischenkellige Hakenkreuze (Sinnbild der Drehung durch die 3 acttir, Himmelsrichtungen oder Jahreszeiten, Frühling, Sommer, Winter); vierschenkellige, aber auch sechs-, acht-

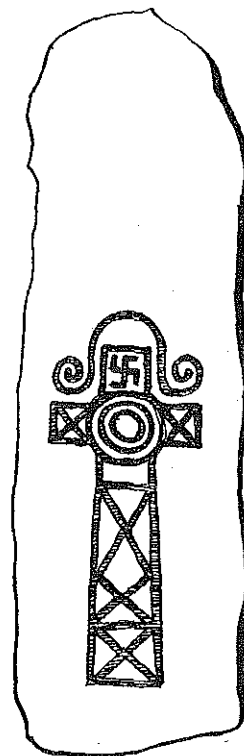


Abb. 4. Stein bei St. Brigid's-Quelle (Tober Brigid, Clifony, Country Sligo, in Irland). Pilger ziehen an entsprechenden Festtagen um Stein und Quelle „mit der Sonne herum“, von Osten nach Westen. Am Kreuze als Nabe das Jahresideogramm des Sonnenlaufes (die drei gleichmütigen Kreise) und darüber das Wende- oder Hakenkreuz. Näheres darüber bei G. Wirth / Die Heilige Urschrift der Menschheit (Verlag Koehler & Amelang, Leipzig).

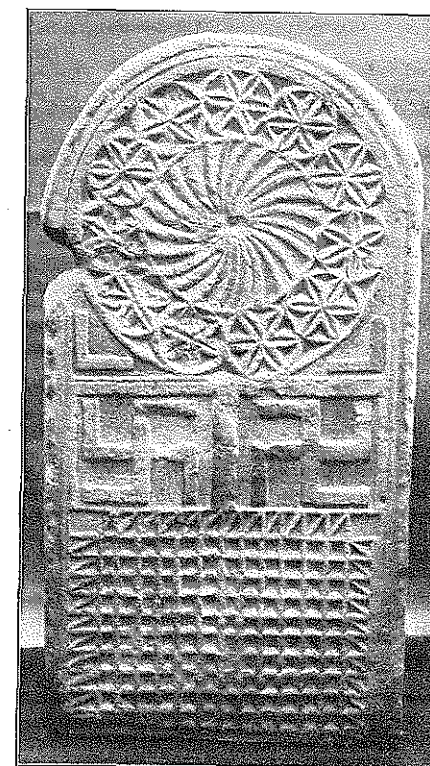


Abb. 5. Germanischer Grabstein (wahrsch. westgotisch) aus der Völkerwanderungszeit. Oben der Jahreskreis, von sechs geteilten Kreisen unterteilt und mit dem Zeichen der Wende versehen. Darunter („Süden“) die beiden rechts- und linksläufigen Hakenkreuze als Zeichen des abwärts und des aufwärts gerichteten Jahres- und Lebenslaufes. Ganz unten die „Schraffierung“ als Zeichen der Mutter Erde, umgeben von der Zickzacklinie, dem Zeichen des Weltmeeres (Völkerkundemuseum Berlin).

oder zwölfschentelige Hakenkreuze, als volles Sinnbild der Jahresdrehung durch die Hauptpunkte der Jahreszeit.

So steht der Heilbringer, siegeshehr aufgerichtet mit dem Haken- oder Wendekreuz über dem Haupte, am Merseburger Dom, er, der Erwecker alles Lebens vom Tode, jenes Lebens, das vom Lichte Gottes ist in aller Ewigkeit. „Entkommer“ lautet sein Name noch in mittelalterlich-niederländischer Volksüberlieferung, „Entkummer“, der von Kummer (Not, Todeshaft, altnordisch kuml — „Grab“) befreit, der deutschen Kummernis, der spätere verdunkelte italienische Volto Santo von Lucca: nicht „heiliges Antlitz“, sondern „heilige Wendung“ zu übersetzen.

Und wenn in der deutschen Reformation zum ersten Male das Erberinnern nordischer Gläubigkeit nach einem „reinen Evangelium“ tastet, erhebt sich der in die Zinsklaverei orientalischen Herrenrechtes versunkene alte nordische Gottesfreiestand der Bauern, um die Freiheit der Scholle, des Gotteslebens, wiederzugewinnen. Sie schwören bei dem Bilde des „Entkummerer“ und fordern, wie Ulrich Schmid, das Gottesrecht, wie der Bauer von Niklashausen unter dem Radkreuz dieses Recht predigt.

Ohne Führer und verführt, wurde diese erste deutsche Freiheitsbewegung in Blut und Staub zertreten, unerkannt von Luther und den Seinen. Aber noch heute zeugt ein süddeutscher Bauernspruch von der Heilsgewißheit dieser Odalsbauern:

Das Rad all umb und umbe geht,
Uff Gott vertrauw ich früh und späht.

Wer durch die erste Denkmälerschau nordischen Urglaubens gegangen ist, die wir in unserer urreligionsgeschichtlichen Ausstellung „Der Heilbringer“, am Tage nach der Feier „deutscher Arbeit“ am 2. Mai im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in der Potsdamer Straße, eröffneten (und die gegenwärtig in Bremen zu sehen ist), der wird zum ersten Male vielleicht mit tiefem Erstaunen und auch wohl mit freudigem Entfassen als altvertraut und längst verschwunden erlebt haben, was der Norden dem Osten gab: daß es eine unbekannte dritte Konfession in Deutschland gab und gibt, aus der vor zweitausend Jahren das evangelische Christentum viel tiefer einst Wurzel und Ursprung nahm, als aus irgendeiner späteren orientalischen Lehrform.

Diese unbekannte und unbewußt geahnte „dritte Konfession“, sie steht heute als deutsche Bewußtwerdung auf, wie in keinem anderen Lande nordischer, arischer Rasse. Dafür mußte das deutsche Volk durch die Tiefe der Nacht gehen, um sehend zu werden. Nun ist heilige Wendezeit. Das Wenderad will sich aufwärts drehen, ein aus sich rollendes Rad, ein heiliges „Ja“ sagen, wie ein armer Seher sehnsuchtsvoll es einst geschaut hat.

Wir werden wieder zurückkehren in das „Jahr Gottes“, daß der Tod von unseren Sippen weichen möge, und das Leben wieder das Sterben in unserem Volke siegreich überwinden möge. Ein Sinnbild der innersten Erneuerung, der Heiligung unseres Lebens und Leibes, als von Licht geboren und zu Licht erkoren — das sei uns wieder das Wendekreuz Gottes. Möge sein siegreiches Heil uns einigen, ein freies Volk in einem freien Lande.

Am Hakenkreuz sehen wir die Mission des Kampfes für den Sieg des arischen Menschen und zugleich mit ihm auch den Sieg des Gedankens der schaffenden Arbeit.

Adolf Hitler in „Mein Kampf“

Das Brauchtum der Sonnenwendfeier

Von Dr. Max Wieser

Von germanisch-nordischer Urzeit bis zur Gegenwart

Sonnenwendfeuer sind heute in der Jugendbewegung so beliebt wie seit alters bei den Bauern auf dem Lande. In der Regel finden sie am 24. Juni statt, der nach kirchlichem Brauch Johannisstag genannt wird: sie heißen daher auch Johannisfeuer. Rechtzeitig zieht die Jugend von Haus zu Haus und sammelt Holz und Reisig, singt dazu Lieder und Reime, die sich auf das Fest beziehen. In einzelnen Gegenden schmücken Maien und Blumenkränze die Häuser innen und außen; und wenn rings auf den Höhen, vom Stroh entfacht, die „Sundwendfeuer“, die „Himmels-“ oder „Sonnwettfeuer“, wie sie auch heißen, in lichten Flammen aufleuchten, dann wird der Kreis um das Feuer geschlossen: Jung und alt spielt, singt und tanzt, wirft auch wohl Kränze in das Feuer, und junge Paare springen zum Schluß über die Glut hinweg: der sogenannte „Feuersprung“. Hier und da werden noch gemeinsame Mahlzeiten beim Feuer abgehalten. Feuerscheite werden ins Haus mitgenommen, um das Herdfeuer für das ganze Jahr in Gang zu bringen. Die Asche wird auf die Felder verstreut, um sie in der Hoffnung auf Fruchtbarkeit zu segnen. Von allem Unheil bleibt bewahrt, was im Umkreis des Feuerscheines lag. Viel „Aberglauben“ knüpft sich an den Brauch, der anderorts (so in Skandinavien wie in einzelnen Gegenden Deutschlands) dadurch gefeiert wird, daß man aus Stroh geflochtene, brennende Räder oder angezündete Leertonnen die Berge hinabrollen läßt (vgl. Heft 5, 1933), auch (wie in Ostpreußen) ein Rad so lange auf einem in die Erde gesteckten Pfahl herumdreht, bis Feuer entsteht (ähnlich wie in der katholischen Kirche zu Ostern das Feuer für die Festlichter entfacht wird). Die Johannisfeuer haben sich in ganz Europa erhalten, besonders in Deutschland und Skandinavien, aber auch in Spanien, Frankreich und Irland.

Die heutige Jugendbewegung sucht den Brauch in Form der „Sonnenwendfeuer“ wiederzubeleben, ohne sich freilich wohl immer bewußt zu sein, wie uralt der Brauch ist und worauf er zurückzuführen ist. Bräuche erfordern zwar niemals wissenschaftliches Nachdenken, denn sie wollen im Tun bewahrt und bewährt sein. Aber was für blutsatt gebundene Menschen gilt, trifft nicht vollkommen auf uns heutige zu. Schon bei den Bauern stoßen wir jetzt auf viel unverständene Gebräuche, die wohl fortgeführt werden, aber sinnlos geworden sind, weil selbst ihnen die geistige Grundlage, das Weltbild, auf dem sie beruhen, verloren ging. Um so nötiger tut Klarheit auch in diesen Fragen der nordischen Bewegung unter jung und alt, wenn sie ihr Ziel: die Wiedererstattung dieser Grundlagen

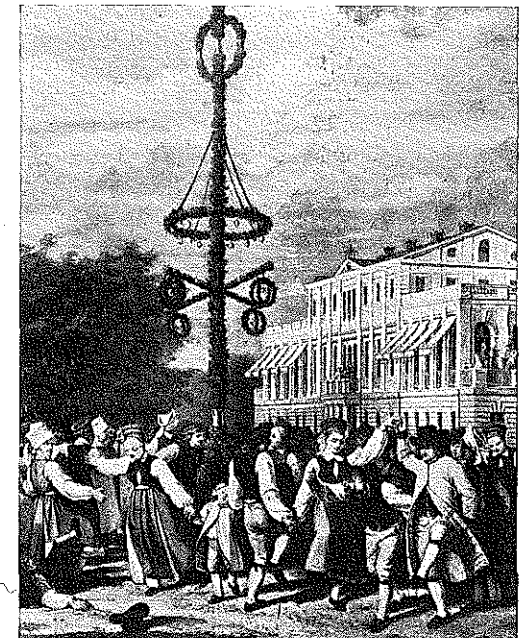


Abb. 1. „Midsommarsstange“ mit Jahreskranz und im schwedischen Volksbrauch. (Nach d. Gemälde von J. B. Sandberg.)



Abb. 2. Questenberg im Südharz. Auf der Höhe Eichenstamm mit Jahreskranz.

schläge der Bevölkerung müssen die Gründe gewesen sein, weshalb sich hier der Brauch durch Jahrtausende erhielt.

Auf steiler Felsenhöhe ragt gen Osten ein geschälter Eichenstamm von etwa 10 Meter in die Luft; daran hängt an einem Querbalken ein riesiger Kranz aus Buchen- und Birkengeflecht, in dem gut ein Mensch mit ausgebreiteten Armen stehen könnte; die Enden der Balken und das obere Ende des Eichenstammes bilden große Laubbüschel. Alle drei oder vier Jahre wird der Eichenstamm erneuert, mit vieler Mühe von 16 Burschen auf den Berg geschleppt. Alljährlich aber, am dritten Pfingsttage bei Sonnenaufgang, werden unter Führung eines alten Mannes der trockene Kranz und die Laubbüschel abgenommen, der alte Führer setzt sich mit seinem jungen Gefolge in den hingelegten Kranz und bricht das Brot und teilt es aus. Der alte Kranz wird dann verbrannt und am Mittag der neue von den Jungen wieder aufgehängt.



Abb. 3. Am Jahreskranz hängen zwei mächtige Laubbüschel als „Quasten“ herab. Ein weiteres trägt der Stamm am hohen Wipfel.

zum Heile des ganzen Volkes erreichen will!

Auf wie wenig einheitlicher Grundlage heute dieses Brauchtum steht, beweist allein die Tatsache, daß das Feuerabbrennen oder wenigstens die dazu gehörigen Bräuche in den einzelnen Gegenden Deutschlands zu sehr verschiedenen Jahreszeiten abgehalten werden: zu Johannistag, zu Pfingsten, am 1. Mai, zu Ostern. Die gleichen Gebräuche zu scheinbar verschiedenem Anlaß! Das deutet auf Übersichtungen, die offenbar durch den Einbruch des Christentums in die heidnische Glaubens- und Sittenwelt entstanden.

Erfreulicherweise gibt es in Deutschland noch ein einzigartiges Zeugnis für die noch ungebrochene, wenig überschattete, heidnische Überlieferung, von der sich zugleich der wahre Ursprung der Sonnenwendfeier herleiten läßt. Es ist dies die Queste bei dem Dorfe Questenberg im Südharz: die Abgeschlossenheit des Dörfchens von aller Welt, die besonders günstige Lage des oberhalb des Dörfchens befindlichen Berges, die rassistischen Ein-

Was bedeutet nun das Symbol: Baum und Radkreuz? Mit dem christlichen Pfingstfest, dem Fest der Ausgießung des Heiligen Geistes, kann es doch nichts zu tun haben. Die Kirche hat sich im Gegenteil innerlich gegen diese Symbolik gesträubt, wie noch folgender Vers bezeugt, der am Pfarrhause in Questenberg angebracht ist: „Questenkranz welket / die Burg sank in Trümmer / Gottes Erbarmen währet / heute und immer.“ Die

Erklärung der Volksüberlieferung: das Riesenkreuz am Eichenstamm sei zur Erinnerung an die Rettung eines Kindes aufgestellt, ist ebenso unsinnig wie leer.

Wir müssen zur Erklärung der Queste die bahnbrechenden Forschungen Hermann Wirths auf dem Gebiete der vorgeschichtlichen Schriftzeichen und Kultsymbolik heranziehen. Sie zeigen uns mit erdrückendem Stoff unwiderleglich, daß die ältesten Schriftzeichen kalendariischen Ursprung haben, also sinnbildliche Wiedergaben der wichtigsten Horizontbeobachtungspunkte sind, und zwar für die Bewohner im kalten und gemäßigten Klima. Sie müssen also aus Norden stammen. In arktischen Gegenden liegt der Winter Sonnenwendepunkt im Süden, der Sommer Sonnenwendepunkt im Norden (in unseren Breiten entsprechend im Südosten bzw. Nordosten). Die Sonnengleichpunkte im Frühjahr und Herbst liegen stets im Westen und Osten. Die Zeichen, die der sogenannte „vorgeschichtliche“ Mensch bei dieser Beobachtung des Sonnenlaufes mit Hilfe von senkrechtstehenden Holzstäben oder Steinen sich festsetzte oder sinnbildlich in die Felswände einritzte, entsprechen nun genau auch der Queste. Sie stellt den durchgeteilten Horizontkreis ϕ in Verbindung mit dem Radkreuz + dar: also die arktische Form des Gesichtskreisjahres. So findet sich das Zeichen für Mittsommer und Sommer Sonnenwende bereits in der jüngeren Steinzeit auf einer kalendariischen Felszeichnung Südschwedens, ferner in der angelsächsischen Rune für „Jahr“ ϕ mit dem Radkreuz + als 12. Rune der langen Runenreihe, also an der Mittsommerstelle genau wie Jahrhunderte später noch in schwedischen Bauernkalendern. Dasselbe Zeichen kommt aber auch in der Reihenfolge der ursprünglich Monate bezeichnenden Schriftzeichen an der Winter Sonnenwendestelle vor: es ist eines der wichtigsten Zeichen, weil es die Halbierung des altnordischen Jahres darstellt; den tiefsten und höchsten Stand der Sonne im Dezember und Juni bezeichnend; deshalb auch von kosmisch-sinnbildlicher und kultischer Bedeutung.

Der Lauf der Sonne am Himmelsgewölbe war jenen ältesten Nordlandbewohnern — wie aus der Erforschung ihrer Schriftzeichen, aber auch ihrer Kultgebräuche diesseits und jenseits des Atlantik hervorgeht — ein Gleichnis für ihr eigenes Leben. Alljährlich wiederholt sich das Wunder: aus der Nacht, aus der Tiefe, dem Meere, dem Mutter Schoß der Erde steigt die Sonne auf und fördert neues Leben. So gibt es auch im Menschenleben keinen Tod: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“: der Weg von Geschlecht zu Geschlecht, von innerer und äußerer Gebundenheit zu innerer und äußerer Freiheit. Das ist der Glaube an das „Stirb und Werde“, das — nach Goethes Wort — nur ein „dunkler Gast“ auf der Erde nicht be-

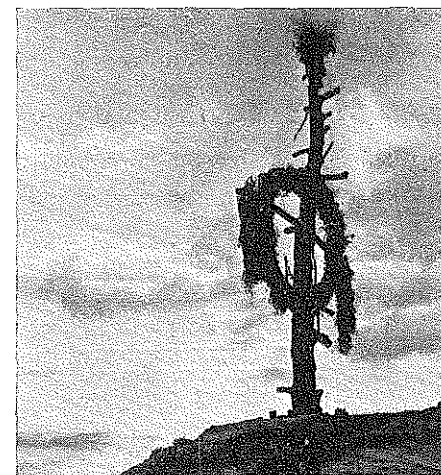


Abb. 4. Der bis zu 3 m im Durchmesser betragende Jahreskranz spricht deutlich für den Erhalt uralten Brauchtums.



Abb. 5. Etwa bei Sonnenaufgang des dritten Pfingsttages versammelt sich insbesondere die Jugend zur Kranzabnahme.

greift. Dieser Glaube war — wie die ältesten Schriftzeichen aufweisen — von Anfang da, er ging nur häufig genug verloren mit der Rassenvermischung und -entartung, er taucht aber immer wieder mit der Aufspaltung (Auf-Mendelung) des Erscheinungsbildes auf. Der Urglaube der Menschheit war also kein Sonnengottglaube, der in der Sonne Gott selbst verkörpert sah. Das „Jahr Gottes“, sich offenbarend im Sonnenlauf, versinnbildlicht auch in der Reihenfolge der Schriftzeichen (dem Alphabet, dem Futhark der Runen), ist das große Gleichnis unseres Daseins: ein Glaube, der keines Mittlers, keines vorderasiatischen Sündenfalls zur Erhebung bedarf und noch von Kant mit dem Hinweis auf den „Gestirnten Himmel über mir“ und dem „moralischen Gesetz in mir“ (dem Gewissen!) begriffen wird. Es gibt keinen leiblichen noch seelischen Tod für den, der den ewigen Kreislauf des Daseins im Weltall wie in der Menschenbrust sehend und empfindend faßt.

So ist das Gleichnis, das Sinnbild für den kosmischen Umlauf, die ewige Wiederkehr: das „Wendezeichen“ oder „Hakenkreuz“, das — wie schriftgeschichtlich genau nachzuweisen ist — aus dem Rechtskreuz oder Malkreuz durch flüchtige Schreibung der angedeuteten Sonnenpunkte entstand, also aus ☯ bzw. ☯ = ☿ oder ☿. Keinen anderen Sinn haben auch die Sonnenwendefeiern und -feuer zu Wittwinter oder Mittsommer.

Aus dem Malkreuz X, einfach oder verbunden mit der Nord-Südachse * entstand aber auch das Zeichen für „Lebensbaum“ und „Mensch“ (dem Oberen und Unteren, dem „Zwiesachen“, dem „Tuisto“, wie ihn Tacitus uns von den Germanen noch überliefert hat). Überall, wo diese linearen, abstrakten Kalenderzeichen eine Ähnlichkeit hatten mit Gestalten der Natur (sei es Pflanze, Tier oder Mensch), stellten sich später diese selbst als Sinnbilder dafür ein. So erscheinen schon in Denkmälern der jüngeren Steinzeit bildliche Darstellungen von „Baum“ und „Mensch“ neben den abstrakten, linearen Zeichen. So ist der „Lebensbaum“ gleichbedeutend mit „Jahresbaum“ oder „Weltenbaum“. Dies ist der Grund, weshalb im Mittelpunkt der altnordischen höchsten Feste zu den Sonnenwendzeiten der Baum gehörte, sei es in Form der „Queste“, des späteren „Johannisbaumes“ (der nach der Verschiebung des Sommer Sonnenwendefestes zum „Maibaum“ wurde) oder des „Weihnachtsbaumes“. Bedeutsam werden diese Zusammenhänge noch dadurch, daß diese Bäume (insbesondere Birke und Tanne als Frühlings- und Winterbäume) an hervorragenden alten Kult- und Gerichtsstätten, vielfach auf dem Dorfplatz bei den Festlichkeiten aufgestellt werden. Noch heute gilt in friesischen Landen der Maibaum als Symbol des Gottes- und Landesfriedens, als Sinnbild der friesischen Freiheit. Wie eng mußte daher die Rechtsprechung mit diesem natur- und gottverbundenen Glauben zusammenhängen!

Und was hat das Christentum aus diesen hohen Festen gemacht? Zwar beweist das Vorkommen dieser Zeichen in Galiläa (auf Dolmen, Siegelzylindern u. dgl.), daß auch hier zur Zeit Christi — dank der uralten Beziehungen dieses Landes zu den Atlantikervölkern der Philister und Amoriter — dieser hochentwickelte nordatlantische Urglaube eine Wiederauferstehung, eine Reformation erfuhr: das geschichtliche Christentum aber hat diese uralte Überlieferung nicht nur oft äußerlich fortgesetzt und dabei verdunkelt, sondern geradezu innerlich abgelehnt und vernichtet. Das zeigt für Deutschland insbesondere das verhängnisvolle Werk eines Bonifatius und Karls des Großen. Symbolisch dafür ist die schon von Goethe an den Externsteinen beobachtete Umwidmung der „Irminsul“, des für die uralte Weltordnung so sinnbildlichen „Lebensbaumes“, der in Form des Maibaumes oder Weihnachtsbaumes bei christlichen und volkstümlichen Festen nur kümmerlich fortlebt. So sind viele heidnische Sinnbilder und Bräuche ausgerottet worden, nicht zuletzt auch die Sonnenwendfeuer.

Man hat aus dem Vorkommen eines ausgebreiteten Winter Sonnenwendes- und Sommer Sonnenwendekults in der alten Mithrasreligion Vorderasiens, sowie aus der großen Be-

deutung des Sommer Sonnenwendefestes in heidnisch-römischer Zeit auf die Abhängigkeit des Nordens auch in diesen Kultgebräuchen schließen wollen. Wir wissen aber heute durch Wirth, daß grade sie umgekehrt nordischer Herkunft sind und sich nicht zufällig in Nord-, Mittel- und Westeuropa am längsten erhalten haben. Ihr Ursprung darf auch nicht allein in einem altarischen Lichtmythos gesehen werden, nach dem etwa Baldr durch Hödurs Pfeil, Siegfried durch den finsternen Hagen zur Sommer Sonnenwende getötet wird. Das sind nur jüngere Wechselformen für das viel ältere Gleichnis der Himmelsvorgänge bei dem tief traurigen Abstieg der Sonne nach ihrem höchsten Stand im Sommer.

Die uralten, blutsmäßig bedingten Gebräuche saßen im Norden so fest, daß die christliche Kirche sie oft nicht ausrotten, nur umdeuten und verderben konnte. So wurde der Sommer Sonnenwendetag (nach altrömischem Kalender der 24. Juni) zum Geburtstag von Johannes dem Täufer, dem ältesten christlichen Heiligen, wobei die Kirche sich auf das Wort des Täufers berief: „Er (Christus) muß wachsen, ich aber muß abnehmen“; der Winter Sonnenwendetag (nach altrömischem Kalender der 27. Dezember) wurde entsprechend der Geburtstag von Johannes dem Evangelisten. Die erste christliche Feier des Sommer Sonnenwendlichen „Johannistages“ hielt bezeichnenderweise Karl der Große 801 zu Jorea in Italien ab! Noch heute wird in Schwaben beim Johannistfeuer neben St. Johannes auch St. Veit angerufen, aber stets mit Beziehung auf die Feuerscheite. In Südbayern wurden die Sonnenwendfeuer sogar auf den Geburtstag dieses Schutzheiligen (den 15. Juni) verschoben. Wie dergestalt die Kirche das altnordische Gleichnis des Wende- feuers umdeutend in ihren Dienst stellte und von den priesterlich geschaffenen Mächten „über uns“ abhängig zu machen verstand, zeigt folgender Vers, den die Burken in Unterfranken beim Scheitesammeln singen: „Wer kein Holz zum Feuer gibt (gibt), erreicht das ewige Leben nicht.“ In diesem kirchlichen Gewande erfreuten sich die „Johannis-“ oder „Himmelsfeuer“, die „Sunwend“ oder „Fron-“, „Fron“-Feuer (wobei fron soviel wie „Herr“ bedeutet) auf Grund der literarischen Überlieferung im 12.—15. Jahrhundert besonderer Beliebtheit. Kaiser und Könige ersuchte man um die Ehre, das Johannistfeuer in ihrer Gegenwart anzuzünden. Seitdem wurden sie durch die „aufgeklärten“ Behörden unterdrückt, wobei die enge Verbindung der protestantischen Kirche mit den deutschen Kleinstaaten die Hauptschuld trägt.

Dies mag auch dazu beigetragen haben, daß nunmehr in verstärktem Maße der Brauch des Feuerabbrennens auf Anhöhen an anderen Tagen und Festen (zu Pfingsten, am 1. Mai und zu Ostern) vorgenommen wurde. Jedenfalls ist nicht zufällig der Brauch des Osterfeuers seit dem 16. Jahrhundert literarisch besonders bezeugt. Die sonstigen Bräuche des Sommer Sonnenwendefestes (und so auch die Queste) wurden an dem rein kirchlichen, zur Ausgiehung des Heiligen Geistes verhältnismäßig spät eingeführten Pfingstfest (z. B. in Form des Pfingstbaumes, Maibaumes, des Maienschmudes mit Spiel, Gesang und Tanz, gemeinsamen Mahles) übernommen. In vereinzelt Fällen (wie in Westfalen) wiederholen sie sich teilweise am Johannistag. Das Pfingstfest und die Bräuche am 1. Mai nahmen geradezu die Gestalt des Frühlings- und Sommerfestes an, der Gerichtstag wurde die „Maiversammlung“ und viel ostlicher (lapponisch-finnischer) Aberglaube (Walpurgistag!) fand damit Eingang.

Alle mit dem Feuerabbrennen zusammenhängenden Bräuche (wie das Einholen und Abbrennen der Scheite mit Sang, Spiel und Tanz oder der Feuerprung) gelangten auch zu Ostern zur Geltung: an dem eigentlichen Frühlingsfeste, das nun herhalten sollte für die Auferstehung des „Herrn“. Auch das Osterfest, besonders sein Zeitpunkt im Jahreslauf der Feste, hat wenig nordische Bestandteile und zeigt stark vorderasiatische Beeinflussung. Wir wissen allein aus der katholischen Kirchengeschichte, daß die zu Weihnachten und Ostern vollzogenen kultischen Handlungen früher noch enger als heute zusammengehörten und erst nach und nach, besonders seit dem Tridentiner Konzil getrennt

wurden. Noch heute bezeugt die katholische Messe (in Anknüpfung an die Halbierung der Jahreshälften — missari! — in Winter- und Sommer Sonnenwende), daß das am Leibe des „Herrn Jesu“ vollzogene „Stirb und Werde“, Wiedergeburt und Auferstehung, eins sind. Daß es sich hierbei um eine historisch und persönlich bedingte Umformung des ursprünglichen nordisch-kosmischen „Stirb und Werde“-Glaubens handelt, wird nun weiter bestätigt durch die Forschungen Herman Wirths über die ältesten Wanderungswege der kalendarischen Zeichenwelt von Nordwesten nach Südosten. Die urnordischen Kult- und Kalenderzeichen wurden im Süden (Nordafrika, Vorderasien) nicht mehr verstanden, weil — nächst den Einmischungen fremden Erbgutes — die astronomischen Verhältnisse hier anders lagen. Der Frühjahrsanfang wurde in die Winterhälfte des Jahres verschoben, dadurch wurde die Einführung neuer Zeichen für den Frühjahrsanfang nötig; dieser löste sich daher immer mehr und mehr von der Winter Sonnenwendestelle fort. Hinzukam: die Sonnengleichen im Frühjahr und Herbst (ausgedrückt durch die horizontale Richtung Ost-West des Gesichtskreis Sonnenjahres) sind in Äquatorialgegenden augenscheinlicher als die Sommer- und Winter Sonnenwendepunkte, welche den Gesichtskreis des Sonnenjahres senkrecht von Norden nach Süden teilen. Auf diese vorderasiatischen Bestandteile im katholischen Kultjahr ist das Osterfest vor allem auch zeitlich zurückzuführen. Die kirchlichen und volkstümlichen Osterbräuche sind dabei teilweise von den urnordischen winterlichen und sommerlichen Sonnenfesten übernommen und verdunkelt worden. Heidnisch-winter Sonnenwendlich ist an Ostern: der große kosmische Gedanke des „Stirb und Werde“, der hier in Geburt und Tod des Herrn zwischen Weihnachten und Ostern mit allen priesterlichen Zutaten freilich vermenslicht ist, der Dorn, der das Jahr spaltet und im Volksbrauch oft noch als Dornstrauch den Stoff zum Osterfeuer liefert, und so vieles andere aus dem Winter Sonnenwendemythos; heidnisch-sommer Sonnenwendlich ist das Osterfest als Naturfest, als Fest der aufsteigenden Sonne in all den Volksbräuchen des Osterfeuers, das erst eigentlich, wie erwähnt, in Geltung kam, als die Sommer Sonnenwendefeuer im Mittsommer durch Kirche und Behörde unterdrückt wurden (ähnlich wie es den Osterfeuern selbst später erging, fand sich die Geistlichkeit auch oft damit ab).

Gewiß hat das Osterfest auch als Frühlingsanfangsfest heidnische Anfänge und ist nicht etwa erst im 2. Jahrhundert entstanden. Aber es ist dabei nicht entscheidend, wenn man seinen Namen in Beziehung setzt zur Göttin Ostara oder etwa das Ei als Frühlingsgleichnis „schon“ 772 im „himmlischen“-Feste der Chinesen nachweist. Nach Herman Wirth ist das „Eimotiv“ auf das allgemein-nordatlantische „Welteneimotiv“ der „zwei Schalen“ ☐ bzw. ⊙ der beiden Jahres- oder Welthälften zurückzuführen, ebenso der Osterhase mit dem „Ei“ als das winterliche weiße Geleittier des „Heilsbringers“, das im Frühjahr grau wird und „Männchen“ Y macht, anzusehen („Die heilige Urschrift“ bes. S. 72 und 320). Die kultischen Umgänge, Reigen und Tänze zur Wendezeit (vgl. Karneval), so manches Brauchtum bei den „Schützen“-Festen (Wirth ebda. S. 206 ff.): alles verstärkt den Eindruck: Das Brauchtum des Osterfestes wie des Pfingstfestes ist abhängig von den uralten nordischen Sonnenwendefesten im Winter (Jul) und im Sommer.

Uns bleiben diese Feste die ursprünglichsten nordischen Feste als Zeugnisse des ureigensten Glaubens unserer Ahnen, der ein Glaube war an die ewige Wiederkehr des Daseins im „Stirb und Werde“ dort Draußen im Sonnenlauf und allem Sichtbaren wie hier Drinnen in der Menschenbrust und aller sittlichen Weltordnung (vgl. das altindische rta). So wie es als „Hafentkreuz“ oder besser „Wende“- „Dalskreuz“ das Zeichen der Drehung, der ewigen kosmischen Bindung versinnbildlicht.

Der Buntenberg bei Göstrup

Entdeckung einer urgeschichtlichen Wallburg im Lippischen Norden

Von A. Meter, Böke, Hohenhausen i. Lippe

Der Buntenberg oberhalb Göstrup hat schon öfter die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. In Göstrup geht das Gerücht, da oben habe eine Kapelle gestanden. Diese Auffassung muß sehr jung sein, denn offenbar knüpft sie an das Kreuzzeichen im trigonometrischen Vermessungsstein an. Es geht auch das Gerücht, daß ein unterirdischer Gang die Trogenburg bei Lüdenhausen mit der Bergtuppe verbunden habe. Die sichtbare Grundrißgestalt einsiliger Baulichkeiten kann Anlaß dieser Volksmeinung sein. Näher kommt der Sache schon die Göstruper Überlieferung, daß einst in Kriegszeiten das Vieh auf den Berg in Sicherheit gebracht wurde.

Schulrat Schwanold hielt die ründlichen bis länglichen Steinhäufungen auf und an der Wall-Linie der Südostseite für frühbronzezeitliche Hümengräber (wie auch ich zunächst) und gab in den Mitteilungen zur Lippischen Landesgeschichte die Zahl mit sechs an.

Meine Aufmerksamkeit wurde 1919 zum erstenmal durch den stufenförmigen Anstieg der nördlichen Wall-Linie erregt. Anregungen Wilhelm Teubts folgend habe ich dann seit 1925 meine 1922 begonnene Suche nach Vorzeitbestattungen planmäßig im Gebiet zwischen Weser und Bega einerseits und der Salze und Exter andererseits betrieben. Ich stellte über 300 Rundhügelbestattungen und eine Anzahl langhügelige fest. Auf Wunsch Dr. Stierens in Münster trug ich diese Gräber in die Meßtischblätter ein und es ließ sich die Tatsache unmittelbar ablesen, daß der nordlippische Raum bis an die Weser nicht nur eine geographische, sondern auch eine siedlungsmäßige Einheit für jene ferne Zeit des 2. Jahrtausends vor Christi war. Da germanische und auch keltische Gauen nun stets einen politischen und kultischen Mittelpunkt besaßen, so war die Aufgabe, denselben für den unschriebenen Gau zu finden, gegeben. Ich verfuhr im Sinne Albert Hermann Prieses (Das Geheimnis der deutschen Ortsnamen) rein landschaftlich, indem ich den Zirkel im Zentrum des Gebietes ansetzte und mit einem 10 Kilometer fassenden Radius das gesamte Gebiet zwischen Hameln und Deynhausen von diesem Mittelpunkt aus umgriff. Dieser zentrale Punkt nun war Buntenberg oberhalb Göstrup.

Was mich in der Meinung, hier die Fluchtburg der Bronzezeit gefunden zu haben, bestärkte, war die Tatsache, daß die Randhöhen des Gebietes nach der offenen Ebene zu gräberfrei waren. Das war für mich ein strategischer Hinweis. Die Bronzezeitbevölkerung war eine Rückzugsbevölkerung. Überlegener Feind konnte nur der nördlich siedelnde Germanenvetter sein. Ferner lag über die Hälfte aller Bestattungen dem Reuperrhöhenzuge Langenholzhausen—Sternberg entlang. Die Fluchtburg auf dem Buntberge war also jederzeit leicht auf dem sicher uralten Höhenwege (heute der sogen. Wanderweg 2) vor jedem nördlich und westlich andringenden Feind zu erreichen. Vielleicht siedelte man darum gerade so gehäuft an diesem „Kernort“ jener Tage.

Strategisch bedeutsam ist nun die wunderbare Eignung des Bergtodes selbst. Von seinem Gipfel ist das gesamte Gebiet mit dem unbewaffneten Auge leicht zu überblicken. Die Sicht ist geradezu hervorragend zu nennen.

Daß wir in dem Buntberge eine Wallburg ältester Art, die zur Zeit älteste in Lippe und im norddeutschen Raum, vor uns haben, das ist zweifelsfrei. Am 19. März 33 habe ich Professor Langewiesche aus Bünde, der neben Schuchardt der erfahrenste Burgenforscher sein dürfte, sowie Geheimrat Dr. Kiewning, Detmold, und den Sachberater für Vor- und Frühgeschichte in Lippe, Lehrer Nebelsief-Kemmighausen, an Ort und Stelle geführt. Professor Langewiesche hält die Buntenbergburg für die schönste

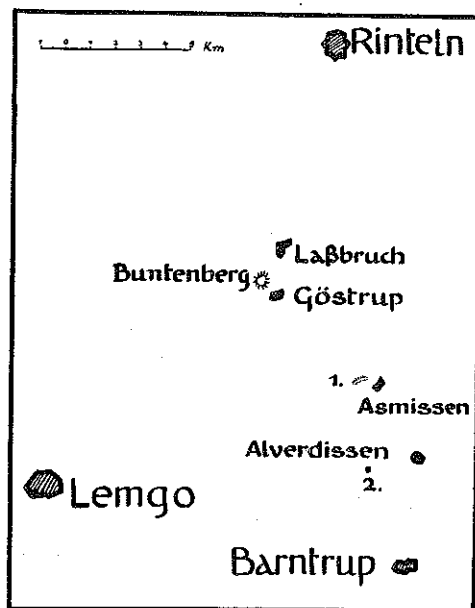


Abb. 1. Übersichtskarte vom Buntenberg.

- 1 = Bunte Berge nw. von Asmissen.
2 = „Bunte“ beim Teutberge westl. von Alverdisen.

förmige Vorstufung, die an einer Ecke einen erkennbaren Wall hat. Auch der Norden und Osten scheinen derartige Vorburgen gehabt zu haben, bzw. durch Doppelwälle gesichert gewesen zu sein. Am Osthang ist auch die unentbehrliche Quelle anscheinend durch einen schwächeren Wall mit einbezogen gewesen. Der Hauptwall umzieht die Kuppe mehr oder minder gut erhalten vollständig, was schon ein Gegengrund gegen die Annahme eines Bauerngranzwalles ist, wie mir von anderer Seite zuerst entgegengehalten worden ist. Die Kuppe ist eine rund 100 Morgen große, ganz leise nach Norden einfallende Ebne, die vorzüglich als Lagerraum verwertbar war.

Das erhaltene Bestück der ziemlich verwickelten Anlage liegt längs der ost-südlichen Kante. Während sonst der Wall ziemlich flach und abgetragen aussieht, hockerten hier noch breite Steinlager, die sich stellenweise zu Steinhügelungen groben Formats zusammenhäufen, Schwanolds „Steinhügelgräber der Bronzezeit“. Prof. Langewiesche will Grundrißstrukturen an diesen Stellen erkennen, die Türme, Wohngruben und ähnliches im Aufriß beherbergen konnten.

Vollständige Befunde schließen die Kette der deutungsbedürftigen Gegebenheiten. Der Buntenberg gehört bestimmt nach Laßbruch und Göstrup. Die Gemarkungsgrenze scheidet seinen Gipfel. Hauptteilhaber ist der Buntenhof in Göstrup, der namensgebend war¹⁾. Ein anderer Name ist mündüberliefert nicht nachzuweisen. Für nicht zufällig halte ich die Nachbarschaft der „tausendjährigen“ Eiche zu Göstrup (Abb. 2), die am Fuße des Berges steht. Wo derartige Urgestalten einer naturgewaltigen Zeit vorkommen, die so ganz und gar nicht in die Gegenwart hineinpassen wollen, da darf man irgendwelche kulturellen und politischen Mittelpunktbeziehungen der Vorzeit mutmaßen, und die Eiche zu Döhringsfeld am Leistruper Walde in kulturell bedeutsamer Nachbarschaft steht nicht vereinzelt da. Der Platz der Eiche zu Göstrup kann späterer oder auch schon gleichzeitiger Mit-

¹⁾ Vgl. die Anmerkung am Schluß des Aufsatzes auf S. 176.

in Lippe. Gleichläufige Erscheinungen sind der Forschung zur Zeit nur weiter südlich im Hessischen und im Siegerlande bekannt; bei Siegen wurden diese Wallanlagen von Dr. Stieren im verfloßenen Sommer ergraben.

Der gegenständliche Befund des Buntberges, wie er heute noch vorliegt, ist ein nicht unerheblicher, so daß man sich eigentlich wundert, wie selbst Männer der Wissenschaft daran vorbeigehen konnten, zumal diese Burganlage nach Art und Alter für die Lippesche Vorgeschichte von erheblicher Bedeutung ist und noch mehr werden kann, wenn zum Beispiel der von mir vermutete Zusammenhang zwischen Rundhügelbevölkerung und Wehranlage spatenmäßig bewiesen werden sollte. (Prof. Langewiesche hält eine Beziehung auf die Langhügelleute für wahrscheinlicher.)

Der Berg fällt nach Osten und Westen sehr steil ab. Es gibt kaum eine Höhe, die ihm darin ebenbürtig ist im genannten Raum. Die Südseite besitzt eine terrassen-

telpunkt für gemeinschaftliche Volksbegebenheiten gewesen sein. Selbstverständlich nicht der heutige Baumriese, sondern ein Vorfahr, aber in Fortsetzung uralter Gepflogenheiten.

Südöstlich ist der „Hexenberg“ bei Lützenhausen in drei Kilometer Entfernung vorgelagert. Seine kahle, bezeichnende Kuppe ist der überlieferte Platz der Lützenhauser Oster-



Abb. 2. Rieseneiche zu Göstrup.

feuer. Der „alte Postweg“ führt zwischen Buntenberg und Hexenberg in Richtung Rinteln vorbei. Weiter nordwestlich liegen der „Levenhauser Turm“ und die „Langewand“, letztere ein noch heute üblicher Versammlungsplatz der talgelegenen Gemeinden.

Sobald Geld und Arbeitskräfte bereitstehen, soll gegraben werden, unter Zuziehung von Dr. Stieren, Münster, und Geheimrat Versu, Frankfurt a. Main. Wir dürfen mit großer Spannung dem Ergebnis entgegensehen, da diese Burganlage, wie gesagt, die älteste in Lippe und Umgebiet ist und nach meiner Meinung vielleicht in der Grotenburg bei Detmold eine gleichläufige Erscheinung hat. Jedenfalls machen die dortigen Wallreste den nämlichen altertümlichen Eindruck, wie die des Buntberges. Und es wird unserm Hermann nicht schaden können, wenn der Grund und Boden, in dem er steht, geschichtlich „vordatiert“ werden sollte.

Anmerkung. Man könnte auch an das umgekehrte Verhältnis denken, daß nämlich der Hof seinen Namen nach dem Berge hat, was aber nicht durch entspr. Überlieferung gestützt erscheint. „Bunte“ dürfte zurückzuführen sein auf ein Wort, das althochdeutsch biunt heißt, die Weiterentwicklung einer vorausgehenden Form biwand oder biwund = „was sich herumwindet“. Der Sachbefund auf dem Buntenberg würde zu einer solchen sprachlichen Deutung stimmen, mögen nun die „Windungen“ wie hier Steinwälle oder wie anderswo Flechtzäune oder dgl. sein. Die Bauern auf dem Buntenhof könnten also als diejenigen aufgefaßt werden, denen seinerzeit die Instandhaltung der Anlagen auf dem Buntenberg oblag.

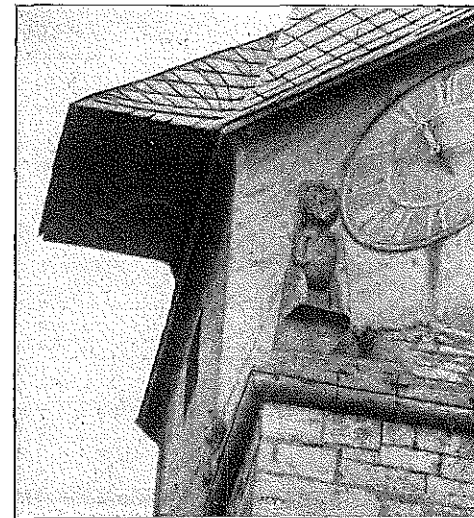
Aus biwund haben sich im ganzen deutschen Sprachgebiet die mannigfachen Formen entwickelt. In 6 km Entfernung ost-südöstlich vom B. bei Göstrup liegen die Buntberge bei Namissen, in etwa 9 km Entfernung südöstlich „Bunte“ beim Teutberge (westl. von Alverdisen). Diese Namen gehören vermutlich in die gleiche Gruppe. Nach Mitteilung von Archivar Dr. Kiewning erscheint der Name Buntenberg in den älteren Akten nicht, während der Buntenhof in Göstrup uralt ist. Die mir vorliegende Karte vom Landmesser Heimburg (etwa um 1770) enthält an der betreffenden Stelle die Bezeichnung „Pasche-Bruch“. Eine halbe Stunde weiter östlich am „Remsteg“ gibt es heute noch die mundüberlieferte Bezeichnung „Paschenbrint“. Sollte „Pasche“ hier mit „Ostern“ gleichzusetzen sein, so ergäben sich auch namenskundlich kultische Zusammenhänge. Die alte Karte zeigt außerdem eine Stange an der Stelle des Buntberges.

Das Moosholzmännchen von Königslutter

Von R. Th. Weigel, Bad Harzburg

Die Benediktiner Klosterkirche St. Peter und Paul in Königslutter ist ein weithin bekanntes Bauwerk, das durch seinen reichen ornamentalen Schmuck ganz besonders augenfällig ist. Nicht nur der blühende Dekorationsstil des berühmten „Meisters von Königslutter“, dessen Spuren man an den verschiedensten Stellen vor dem Harze findet (Braunschweig usw.), ist bekannt, sondern auch die beiden säulenträgenden Portallöwen und die Apsis, die wiederum auf einen anderen Meister weisen, der zweifellos aus italienischer oder richtiger aus lombardisch-germanischer Schule schöpft. Die Vorwürfe für diese beiden Teile finden sich zweifellos an der berühmten Kirche von St. Zeno bei Verona, wo dieselben Motive in etwas primitiverer Form auftreten. Die Portallöwen halten zwischen den Vorderpranken einen Bock, den alten Sündenbock, auf der anderen Seite einen langbärtigen Menschen in langem, gegürtetem Rode, der den Heiden darstellen soll, — beides Motive, die in verschiedensten Darstellungen jener Zeit enthalten sind. An der kunstvollen Apsis finden sich Jagdszenen usw. dargestellt, die an dem südlicheren Vorbilde als wilde Jagd oder Teile der Sage um Dietrich von Bern gedeutet worden sind.

Etwas anderes aber befindet sich noch an diesem Bau, was die Freunde der deutschen Vorgeschichte sehr interessieren dürfte. Das ist das Moosholzmännchen, das auf dem nördlichen Turme, direkt unter der Uhr, aufgesetzt ist und keineswegs mit den Bauformen der aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammenden Kirche in Einklang



Das als altgermanische Göttergestalt (?) zu deutende Moosholzmännchen

gebracht werden kann. Eine plumpe Steinfigur in klobigen Proportionen mit großem Kopfe und kurzen Armen schaut in das Land hinein — ein Zeuge einer weit älteren Zeit, wie sich ohne weiteres erkennen läßt. Der Volksmund nennt diese Steinfigur „Wächter“ oder „Moosholzmännchen“ und erklärt die Bezeichnung so, daß das Bild in der Richtung nach einem früheren Walde sieht und hier früher auf die Holzdiebe habe achten müssen. Es gibt nun in Deutschland eine ganze Reihe ähnlicher ungefügter Steinbilder, so bei Halle an der Saale den „Saalaffen“, an der Burg in Freyburg an der Unstrut ein ähnliches grobes Stück eingemauert, das von einer Eraburg stammen soll, und auch im Mansfelder Seekreise finden sich verschiedene derartige Darstellungen an alten Kirchen eingemauert, die sich in keiner Weise mit christlichen Dingen in Verbindung bringen lassen.

Es ist anzunehmen, daß diese Steinbilder von alten Kultstätten herkommen, an deren Stätte in christlicher Zeit dann die Kirchen aufgebaut worden sind. Daß die christlichen Baumeister diese Steine verwendeten, spricht dafür, daß sie den Umwohnern zeigen wollten, daß der Zorn der heidnischen Götter den christlichen Kirchen nichts anhaben könne, und auf diese Art und Weise ist der eine oder andere der Kultsteine bewahrt worden, um uns von der primitiven Götterdarstellung der Zeit Kunde zu geben, die vermutlich erst in der Zeit nach der Völkerwanderung entstanden sind. Auch der Königslutterer Wächter scheint eine derartige primitive Götterdarstellung zu sein, die vielleicht in einem heiligen Haine gestanden hat in der Richtung, nach der er heute sehen muß. Vielleicht ist auch hier der statliche Bau an die Stelle einer bedeutenden germanischen Kultstätte gesetzt worden, und das Heiligenbild des alten Glaubens, den Gott, der einst im Gehölz gestanden hat, den setzte man oben am Kirchturm hin, um seine Kraft zu bannen oder auch seinen Anhängern zu beweisen, daß seine Macht an der der Kirche gemessen lächerlich sei. Prof. Dr. Jung aus Marburg a. d. Lahn, ein großer Kenner derartiger Dinge, hält das Moosholzmännchen bestimmt für vorchristlich. Wir haben es in ihm mit der ältesten Plastik des Landes Braunschweig zu tun.

„Die altgermanische Religion ist unter allen Gebieten unserer vorchristlichen Kultur wohl dasjenige, das der Gegenwart das Meiste zu sagen hat.“

Gustav Neckel in „Die altgermanische Religion.“

Der Zobtenberg als Vandalenheiligtum

Dr. phil. Otto Huth

Sonnenwendfest und Zwillingskult

Leben wird mein Volk und bauern,
wenn die Dioskuren gerne
segnend ihm zu Haupte stehn.

E. S. Meyer

In mehreren Fällen ist überliefert, daß verschiedene germanische Stämme eine Kultgemeinschaft bildeten. So war der Hain der Semnonen die Zentralkultstätte aller suebischen Stämme. Der Nerthuskult vereinigte eine größere Anzahl germanischer Völker. Das templum Tanfanae im Gebiet der Merse, unter dem jedenfalls ein Kultbau zu verstehen ist, war weit hin berühmt; also möglicherweise auch eine Zentralkultstätte. Eine solche haben wir mit ziemlicher Sicherheit in dem Hain der Alti, der germanischen Zwillingsgötter, der im Gebiet der Nacharvalen lag (Tacitus Germania 43), die mit den Silingen (Schlesien) identisch sind (Muth, Wandalische Götter, Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 27, 1926, S. 20 ff.; ders. bei Hoops, Reallexikon unter „Nacharvali“ und „Silingen“), zu sehen. Die alte Annahme nämlich, daß der Hain der Nacharvalen die Kultstätte aller vandalisch-lugischen Stämme gewesen sei, die sich lediglich auf die erwähnten Analogien im germanischen Altertum stütze, hat Muth dadurch erhärtet, daß er den „Dioskuren“-kult als gemeinvandalisch erwies. Es erhält nun eine andere Vermutung erhöhte Wichtigkeit, der zufolge der Zobtenberg in Schlesien der Ort dieser Kultstätte war¹⁾. Als später Slaven diese Gegenden bewohnten, übernahmen sie, wie anzunehmen ist, den germanischen Kult; jedenfalls spielte der Zobtenberg im Kult der Slaven eine Rolle (nach Thietmar von Merseburg, I. Muth, W. G. S. 22). Bezeichnend ist auch, daß hier ein altes christliches Heiligtum liegt (siehe G. Lustig, Schlesische Monatshefte, 2. Jahrg. 1925, S. 14 ff.; Muth a. a. O.). Der jetzige Name des Zobtenberges ist vom slav. sobotka, „Sonnenwendfeier“, herzuleiten (Muth bei Hoops, Reallexikon unter „Silingen“). Im Mittelpunkt der slavischen wie germanischen Sonnenwendfeste standen die Feuer auf den Bergen, wie aus den späteren Volksbräuchen zu erschließen ist. Der Zobtenberg dürfte also bereits in germanischer Zeit ein bevorzugter Sonnenwendfeuerplatz gewesen sein.

Das kann durch weitere Überlegungen gestützt werden. Diese Sonnenwendfeuer, mit denen auch die allgemeine Herberneuerung verbunden war — d. h. die vorher gelöschten Herde wurden von diesem Feuer aus, von dem man brennende Scheite mit nach Hause nahm, wieder angestekt —, mußten mit dem heiligen Holzfeuerzeug entzündet werden, und dies hatte ursprünglich nach germanischer Sitte durch Zwillinge zu geschehen, die als Abbilder der Dioskuren galten (vgl. Germanien 1933, Heft 3, S. 85, „Die Symbolik des Rikigrabes“). Diese germanische Sitte ist zu erschließen aus dem Volksbrauch des Notfeuers. Bis ins vorige Jahrhundert wandte der deutsche Bauer zur Bekämpfung einer schweren Seuche unter seinem Vieh das „Notfeuer“ (nodfyr, niedfeor, d. i. Reibfeuer) an: Alle Herdfeuer und jedes Licht im ganzen Dorfe, ursprünglich wohl im ganzen Gau, mußte gelöscht werden. Jeder Hausstand hatte Brennmaterial zu stiften. Dann wurde durch Reiben von Holz — meist durch Quirlen eines Stodes, den man zwischen zwei eingerammte Eichenpfähle oben einspannte — das „neue Feuer“ erzeugt, mit dem der

Scheiterhaufen angestekt wurde. Durch das niedergebrannte Feuer trieb man das Vieh, krankes wie gesundes, und sprang auch selbst hindurch. Dies Notfeuer ist als aus besonderem Anlaß wiederholtes Jul- (d. i. Winter Sonnenwende-, Neujahrs-) Feuer aufzufassen. In manchen Gegenden mag man schon in älterer Zeit die allgemeine Herberneuerung zur Sommer Sonnenwende (Johannesfest) vorgenommen haben; so ist jedenfalls am einfachsten das „Johannis-Notfeuer“ zu erklären, das wir noch Ende vorigen Jahrhunderts hier und dort finden. Ursprünglich aber wurde der Neufeuerritus zur Winter Sonnenwendzeit vorgenommen, die als germanischer und urindogermanischer Neujahrstermin zu gelten hat. (Daran ist insbesondere seit der grundlegenden Denkmälerforschung Herman Wirths nicht mehr zu zweifeln. — Nachträglich sehe ich, daß das Notfeuer als Rest einer allgemeinen Neujahrs Herberneuerung schon Leopold von Schröder [Arische Religion, Bd. 2, Wien 1916, S. 573] erkannte. Doch glaubt er, daß der indogermanische Neujahrstermin im Frühling lag. Ich halte das Frühlingsneujahr, das sich auch bei deutschen Stämmen mit der allgemeinen Herberneuerung beobachten läßt, für sekundär.) Als „Notfeuer“ blieb also das Julfeuer erhalten, während die Sitte der allgemeinen Herberneuerung zu Weihnachten wohl in der „Befehrungs“-zeit unterdrückt bzw. von der Kirche in die Osteriten (benedictio ignis, „Feuerweihe“ am Karfreitag) aufgenommen wurde. Wenn nun nach deutschem Volksbrauch Zwillinge (oder zwei Brüder) das Notfeuer entzünden müssen, so folgt daraus, daß am germanischen Julfest ehemals das neue (Sonnen-) Feuer durch Zwillinge gedreht wurde. Da das Julfest das Hauptfest des Jahres und das Erzeugen des Neufeuers eine hochkultische Angelegenheit war, ergibt sich weiter, daß das Amt des Neufeuerrreibens den Priesterfürsten, d. h. Zwillingen oder Brüdern aus priesterlichem Fürstengeschlechte zugekommen sein wird. Kurz: das Reiben des Neufeuers mit dem heiligen Holzfeuerzeug war das Amt der Dioskurenfürsten. Daß die Zwieführung, wie wir sie außer in Sparta und Rom häufig bei germanischen und auch gerade bei vandalischen Stämmen beobachten können, mit dem urindogermanischen „Dioskuren“-kult zusammenhängt, hat man längst erkannt.

Diese beiden Führer müssen als Abbilder, Vertreter der göttlichen Zwillinge gegolten haben. Daraus scheint sich nun eine neue Deutung der rätselhaften Namen vandalischer Brüderfürsten zu ergeben. In der langobardischen Stammes Sage erscheinen die Vandalen unter der Führung der Brüder Ambri und Assi (*Aski), d. i. Pfad (zu *ambra) und Holzstange (zu ask, „Esche“). Muth stellt die Namen zusammen mit denen der ersten Menschen Ask und Embla (askr und *ambrilo). Gleichbedeutend sind auffälligerweise die Namen der beiden Führer eines andern vandalischen Stammes, der Vittvalen-Harii, die ebenfalls ausdrücklich als Brüderpaar bezeichnet sind. Sie heißen Raos und Raptos, d. i. Stange (raho) und Balken (rafts). — Näheres über die sprachliche Herleitung s. Muth a. a. O. S. 37. — Man hat wohl mit Recht aus diesen Namen auf zwei Kultbalken als Dioskurensymbol geschlossen. Diese Kultbalken, so können wir weiter folgern, sind als Holzfeuerzeug aufzufassen. Überdies scheint die erwähnte Namensgleichheit von Ambri-Assi und Ask-Embla die naheliegende Annahme zu bestätigen, daß zum Holzfeuerzeug, mit dem das heilige neue Feuer erzeugt wurde, Holz von heiligen Bäumen, die als Sitz der Ahnenseele galten, genommen wurde. Ein sichtbares Symbol der Alti scheint allerdings die Aussage des Tacitus auszuschließen, daß kein Bild im Hain der Nacharvalen zu finden gewesen sei. Sind die beiden Kultbalken aber als Feuerzeug aufzufassen, so ist leicht einzusehen, daß sie in einem Innenraum verwahrt wurden und nur bei der Neufeuerverzeugung in den heiligen Hain gebracht wurden. Noch im vorigen Jahrhundert wurde in einem mecklenburgischen Dorfe der Pfeiler, der bei der Notfeuerbereitung neben dem Esständer einer Scheune eingegraben wurde und mit diesem zusammen als „Feuerzeug“ diente, meist auf dem Schulzenhofe verwahrt. Die Kult-

¹⁾ Vgl. Muth in dem genannten Aufsatz über „Wandal. Götter“; ferner E. Wahle, Deutsche Vorzeit, 2. 1932, S. 161, wo auf W. Schulz, Kartographische Darstellungen zur altgerm. Religionsgeschichte, Halle 1926, S. 19 f. verwiesen wird. Wahle sagt: „So dürfte der von Tacitus genannte heilige Hain der Nacharwalen auf dem Siling (Zobten) gelegen haben, welcher die seit der jüngeren Steinzeit ständig besiedelte Fruchtebene Mittelschlesiens beherrschend überragt.“

Balken der Alhi wird man auch bei Feldzügen den Zwillingfürsten nachgetragen haben, wie das für Griechenland von den torähnlichen Symbolen der spartanischen Dioskuren, den Dioskura, d. i. „Balken“, überliefert ist (Herodot 5, 75).

Wir sehen, daß die Neufeuerezeugung das Amt der Priesterfürsten war, dazu wird man sich zu erinnern haben, daß die Hasdingen, das Fürstengeschlecht der Victovalen, die mit den Nacharvalen eine engere Gruppe innerhalb der Vandalen-Lugier gebildet haben, nach Müllenhoff als Priester der Alhi zu gelten haben. Hasdinge nämlich bedeutet die „Langhaarigen“ (zu altnord. haddr „Frauenhaar“), und der Priester der Alhi war muliebri ornatu (Tacitus), d. h. „mit weiblichem Schmud versehen“. Eine Schwierigkeit liegt freilich darin, daß Tacitus nur einen Priester nennt; doch wird das niemand

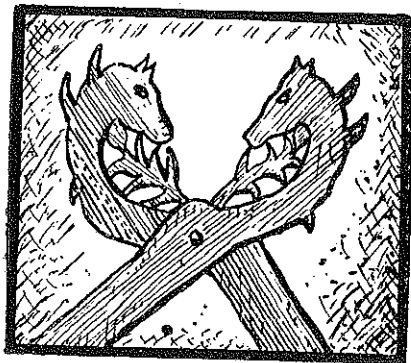


Abb. 1. Giebelzier aus Wilhelmsburg bei Harburg (nach Petersen, Die Pferdeköpfe auf den Bauernhäusern, besonders in Norddeutschland. Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, Bd. III, Kiel 1860). Die Giebelzier stammt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die ältesten Pferdeköpfe der Art, die bisher bekannt sind, stammen von der Altenburg (bei Niedenstein, Kr. Friedlar), der Gauburg der Chatten, die wahrscheinlich im Jahre 15 n. Chr. von Germanicus zerstört wurde.

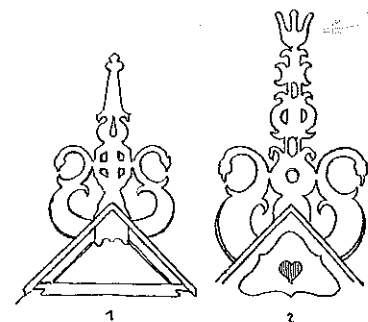
für entscheidend halten. Much hat zu zeigen versucht, daß die Victovalen mit den Harii identisch sind. Da nun „Harlunga“ sprachlich als Erweiterung von „Harii“ aufzufassen ist, erscheint die Harlungensage in neuem Licht, in der bereits Müllenhoff Nachklänge des vandalischen Dioskurenkults finden wollte. Die Harlungenbrüder Ambrika und Frithila sind die sagenhaften Vertreter der Hasdingenzwillingsfürsten, der Alhipriester. Much spricht ferner die Vermutung aus, daß der altnord. Name Brisingar ein Beinamen der Harlunga, also letzten Endes der Hasdinge, gewesen sei (Brisingamen heißt der Harlungenschatz). Dies Wort brisingar bedeutet „die Feuer“ (altnord. und norweg. brisingr, brising, „Feuer zum Leuchten und Wärmen“). Dieser Name als Beinamen der Hasdinge-Alhi wäre eine schöne Ergänzung zu dem andern, der sie als zwei Balken bezeichnet und sich auf die Kultbalken, die zum Neufeuereiben benutzt wurden, bezog.

Much erinnert zu dem Namen Brisingar an die griechische Auffassung des St. Elmsfeuers, das sich meist in Gestalt zweier Flämmchen auf den Masten der Schiffe zeigt und das Ende des Sturmes ankündigen soll, als Sinnbild der Dioskuren. Die Sterne, die auf griechischen Münzen und andern Darstellungen häufig über den Hauptern der Dioskuren stehen, bezieht man auf ihre Erscheinung in Gestalt des St. Elmsfeuers. Auf diesen Münzen steht zwischen ihnen mitunter eine brennende Fackel, und in Athen wurden die Dioskuren als Φωσφόροι (phosphoroi „Fackelträger“) verehrt. In Epidaurios hatten sie einen gemeinsamen Kult mit Asklepios und Helios. Die indischen „Dioskuren“, die Ashvin, besaßen ein goldenes Feuerzeug, mit dem sie nach altindischem Glauben, wie Adalbert Ruhn aus einigen Bedaverfen entnehmen zu können glaubte, täglich morgens die Sonne neu entzündeten. Hier wäre dann also der Mythos vom Jahreslaufe der Sonne — wie auch in Ägypten — auf ihren Tageslauf übertragen worden. Wenn die römischen Zwillingsgötter Remus und Romulus meist als Söhne des Jahrgottes Mars und einer Vestalin, die — wie bereits Schwegler sah — nur Vesta selbst vertritt, galten, so könnte in diesem gewiß nicht sehr alten Mythos doch eine Beziehung

zwischen römischem Zwillingskult und Neujahrsfest enthalten sein: am 1. März (d. i. Marsmonat), der lange Zeit der römische Neujahrstermin war, wurden das ewige Feuer der Vesta und alle Herdfeuer Roms gelöscht und durch Holzreiben neues Feuer erzeugt. Das Amt des Feuerreibens wird also auch im alten Rom Zwillingen (aus königlichem Blute) obgelegen haben. Die nahe Verwandtschaft, die gerade die germanischen und italischen Indogermanenvölker verbindet, und die hohe Ältertümlichkeit der germanischen Iusfitten sind eine weitere Stütze dieser Auffassung.

Wenn also die Überlieferungen anderer indogermanischen Völker unsere Darstellung des vandalischen Zwillingskultes in seinem Zusammenhang mit dem Sonnenfeuerkult zu bestätigen scheint, so wäre damit das urindogermanische Alter dieses Kultes erwiesen und es wäre anzunehmen, daß er einst gemeingermanisch, nicht nur vandalisch, war. Dafür spricht auch folgendes: Bevor die Vandalen in Schlesien saßen, haben sie wahrscheinlich in Jütland in Nachbarschaft von Ambronon und Varinern gewohnt, in einem Gebiet also, von dem aus später germanische Völker (Jüten, Angeln und Sachsen) unter Führung der Brüder Hengist und Horsa, d. i. Hengst und Roß, nach England fuhren. Auch hier finden wir wieder die Sitte der Zwieführung, des Dioskurenfürstentums. Die Namen weisen ferner auf die Roßgestalt der göttlichen Zwillinge, die für die griechischen Dioskuren ausdrücklich überliefert ist (sie heißen λευκὸν πῶλον, leuko polo, und λευκίπποι, leukippoi, „die beiden Schimmel“) und für die indischen Ashvin, d. i. Rossherren, Reiter, erschlossen werden kann. Wir sehen, daß die Zwillingfürsten als Abbilder der „Dioskuren“ galten (es mag noch erwähnt werden, daß die griech. Dioskuren den Beinamen ἄνακτες, anaktes, d. i. Herren, Fürsten, Könige führten, so vor allem in Athen) und deren Namen tragen konnten (Raho und Rafts, Ambri und Asti); es kann also auch aus dem mythischen Klang der Namen Hengist und Horsa nicht auf Ungeheuerlichkeit ihrer Träger geschlossen werden. Die Gründer des Angelsachsenreiches in England können sehr wohl diese göttlichen Namen geführt haben. Während von Jüten und Sachsen nur Teile nach England zogen, übersiedelten die Angeln als ganzes Volk. Ihre Heimat ist der noch heute Angeln genannte Gau Schleswigs. Aus Holstein nun, und zwar aus dem Dorfe Jevensfeldt bei Rendsburg, ist uns bekannt, daß dort in der zweiten

Abb. 2. Friesische „Neborden“, Bauernhaus-Giebelzeichen in Niederländisch-Friesland. a) Das vierstehige Rad zwischen den Schwänen; aus dem Radkreuz wächst der Lebensbaumstamm mit dem Dreiblatt, dem Odalzeichen heraus. b) An Stelle des Radkreuzes die Sonnen- und Samen-Hieroglyphe, die durchlochte Scheibe (= Kreis mit Mittelpunkt), aus der sich der Stamm mit dem „Mensch“-Zeichen erhebt, welches gleichbedeutend mit dem „Dreiblatt“ ist; unten im Giebel das Herz der Mutter Erde.



Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch fünf alte Bauernhäuser die vor allem in Niedersachsen so verbreiteten Pferdekopfgiebelzeichen (Abb. 1) trugen und daß die Bauern die beiden Pferdeköpfe Hengist und Horsa nannten (nach Prof. Haupt, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 1909, S. 218, vgl. Haupt, Die älteste Kunst der Germanen, B. 1923², S. 281, Anm. 1). Damit kann die Vermutung, daß diese Giebelzeichen sich auf die göttlichen Zwillingbrüder beziehen, als bestätigt gelten. (Sie wurde ausgesprochen von Much „Wandalische Götter“, S. 40, und von mir — ohne Kenntnis des Muchschen Aufsatzes — in „Janus“, S. 87; beiden war die bedeutsame Mitteilung

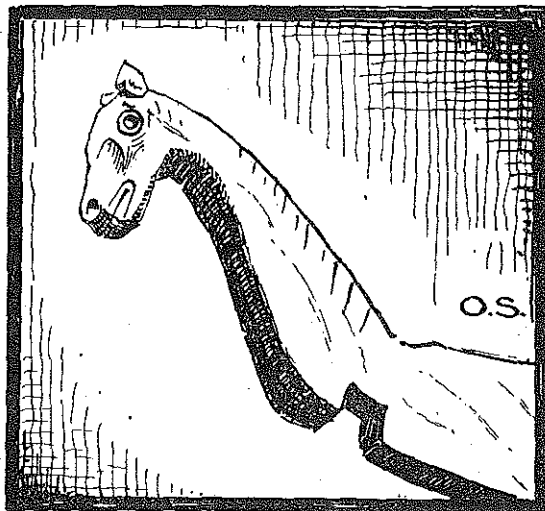


Abb. 3. Rähmkopf aus Isern-
hagen (bei Hannover) 1500. Den
Giebel des niedersächsischen Bauernhauses
— uralt in seiner Form — schmückten noch
heute vielfach die gekreuzten Pferdeköpfe.
Innen im Hause fanden sich die Pferde-
köpfe früher häufig an den Balken des
„Füerrähms“. Im Flett des Hauses
stand der gemauerte Herd. „Um zu ver-
hindern, daß Funken vom auflodernden
Feuer bis in die Holzbalkendecke hoch-
fliegen, und um die über dem Herd zu
groß werdende Wärme zu verteilen, hängte
man ein flachliegendes Brettergerüst in
etwa 1—1,5 m Höhe unter die Flett-
decke. Aus der Stubenwand, Herdewand,
später Füerwand genannt, steckte man
zwei dünne Längsbalken heraus, die vorn
von einem Querholz getragen wurden.
Dies Querholz hing an einem oder an
zwei oben zum Deckbalken hinauffüh-
renden und hier sicher befestigten Holz-
stüden. Das Gerüst heißt Rähm, Räh-
men, Füerrähm. — Die freistehenden

Balkenköpfe zeigten die verschiedensten Formen: zum Pferdekopf ausgeformt, oft nur an zwei
Ohren zu erkennen, oft meisterhaft in feinsten Holzkunst äußerst wirkungsvoll aus dem krumm gewach-
senen Eichenholz herausgearbeitet.“ (Zeichnung nach einem Lichtbild in E. Schlöbde, Siedlung,
Bau- und Wohnweise [Lüneburger Heimatbuch, hg. v. D. und Th. Benede-Harburg. Schünemann,
Bremen. Band II. 2. Aufl., 1927].)

Prof. Haupts entgangen.) Auch verwies dazu auch darauf, daß der vandalische Name
der Zwillinge, Alai, ein Beinamen ist und „Schützer“ bedeutet (zu germ. *algon, angelsäch.
ealgian, griech. ἀλακείν, alalkein, „schützen, abwehren“), also etwa denselben Sinn hat
wie der stehende Dioskurenbeiname Σωτήρ, soteres, „Retter, Heilande“. Galten doch
die Pferdekopfgiebel den Bauern als Schutzzeichen. Wir können jetzt aber noch einen
Schritt weiter gehen: Wenn es als sicher gelten kann, daß die Pferdekopfgiebelzeichen
die Zwillinge darstellen, dann sind auf die Zwillinge auch die beiden Schwäne zu
beziehen, die an Stelle der Pferde und z. T. mit denselben Begleitsymbolen friesische
Giebelbretter (Abb. 2) zeigen (Twente, Finkenwärder). Denn außer als Rosse (Schimmel)
sind die Dioskuren schon in urindogermanischer Zeit auch als zwei Schwäne vorgestellt wor-
den (vgl. den griechischen Mythos von Zeus und Leda). Jetzt auch zum ersten Male
wird der Schmuck jener Herdrahmen verständlich, ursprünglich freischwebend über dem
in der Mitte des Bauernhauses sich befindendem Herde angebrachter Balkengerüste, die
später wie der Herd an der Wand befestigt wurden. In Niederdeutschland und Skandina-
vien sind die beiden Balkenenden mit geschnittenen Pferdeköpfen (Abb. 3) versehen:
Hengist und Horsa wachen über das von ihnen angezündete, immer brennende heilige Herdfeuer!

Es ergibt sich damit, daß die Verehrung der göttlichen Zwillinge einst eine ungeahnte
Bedeutung im germanischen Leben gehabt haben muß. Es scheint durchaus möglich, ja
wahrscheinlich, daß die Stelle des Diodor (4, 56, 4), in der die Rede davon ist, daß
die am Meere wohnenden „Kelten“ am meisten von allen Göttern die „Dioskuren“ ver-
ehrten, auf die Germanen, und zwar insbesondere die Nordseegermanen, zu beziehen ist.

(Schluß folgt)

„Wahrhaftes Blut-Wissen kann jeder haben, der Bauer wie der Gelehrte, die Frau wie der Mann.
Das ist das Wissen, das wir brauchen, um unseren Widersachern gewachsen zu sein.“

Max Wieser in „Völkischer Glaube, Blut und Geist.“

Die Osningmark als heiliger Erinnerungshain

Eine Anregung von W. Teudt

Seit einigen Monaten sind in zahlreichen deutschen Zeitungen Nachrichten oder kleine
Aufsätze verbreitet des Inhalts, daß das Hermannsdenkmal oder die Externsteine zum
Nationalheiligtum erklärt werden sollten. Allerlei Mißverständnisse und Irrtümer
sind dabei untergelaufen, zumal wenn beide Stätten in Gegensatz zu einander gebracht
wurden. Auch materielle Interessen des Fremdenverkehrs scheinen hier und da eine un-
erwünschte Rolle gespielt zu haben. Manche Schreiber vergaßen, daß das Hermannsdenkmal
bereits 1875 bei seiner Einweihung durch Kaiser Wilhelm I. zum Nationaldenkmal erklärt
worden ist; andere, daß die Bedeutung der Externsteine nicht in der Benutzung der beiden
Grotten als christliche Kapellen während des Mittelalters, sondern in ihrer ursprünglichen
Bestimmung als germanisches Heiligtum liegt.

Es hat den Anschein, als ob aus einigen Artikeln die törichte Furcht vor einem Wieder-
aufleben des Bodansglaubens oder dgl. spräche, während es sich in Wirklichkeit um die
ehrfürchtige Erinnerung an das Denken und Tun der eigenen Vorfahren handelt, die
jedem Volke, zumal einem christlichen, ein wertvolles Gut sein muß. Es ist zu hoffen,
daß die christlichen Kirchen mit freudiger Anteilnahme auf eine Entschleierung der germani-
schen Vergangenheit blicken werden, selbst wenn dadurch die eine oder andere der bisher
gehegten geschichtlichen Anschauungen, die als solche für die Glaubensgrundlagen belang-
los sein müssen, eine Wandlung erfahren würde. Eine gegenteilige Stellungnahme müßte
in einem völkisch erwachten Volke für die Kirchen selbst zu Folgen von unübersehbarer
Tragweite führen.

Im Einverständnis mit der hiesigen Regierung und auf Wunsch anderer gebe ich daher
hier den Wortlaut meiner Eingabe an die Regierung ohne sachliche Einschränkung zur
Veröffentlichung, um eine Klärung und einen Austausch der Gedanken über die unser
ganzes Volk angehende Angelegenheit anzuregen.

Detmold, den 28. 2. 33.

An die Lippsche Landesregierung.

Ich erhielt Mitteilung von dem Eindruck, den unser Osningland als Stätte von hoher ger-
manengeschichtlicher Bedeutung auf den Herrn Reichskanzler Adolf Hitler gemacht hat. Dadurch
ist meine Hoffnung wieder erweckt worden, daß hier dem deutschen Volke zur Stärkung seines Selbst-
bewußtseins und zu seiner inneren Erhebung und Freude ein örtlicher Mittelpunkt der Erinnerung
an seine Ahnen gegeben werden möchte.

Die Vorarbeiten, die ich unter Mitwirkung des Kriegsmalers Erich Mattschaff-Berlin im
Jahre 1924 für ein im Donopertal (3 km vom Hermannsdenkmal) zu schaffendes Reichsehrenmal
geleistet habe, und die in einer Schrift niedergelegt wurden, sind zum großen Teil auch für den
Plan eines germanischen Erinnerungshaines zutreffend. Unglückliche Umstände und die Teilnahm-
losigkeit der damaligen maßgebenden hiesigen Behörden und Kreise haben es verhindert, daß
unser Vorschlag ordnungsmäßig mit den übrigen Bewerbungen eingereicht worden ist.

Es ist nicht die Absicht, der Durchführung des Weimarer Vorhabens trotz seiner Mängel ent-
gegentreten. Möge dort ein würdiges Denkmal für die Gefallenen des Weltkrieges entstehen!

Für unseren Zweck der völkischen Befinnung und der inneren Erhebung zu den Ursprüngen und
Quellen unseres Wesens bleibt die Schaffung eines großen, die germanischen Erinnerungstätten
in sich schließenden heiligen Haines eine durch ein Ehrenmal bei Weimar in keiner Weise über-
flüssig gewordene bedeutsame Aufgabe für unser deutsches Gesamtvolk. Falls sich im Lande Lippe
Anteilnahme und Geld dafür fände, würde auch nichts im Wege stehen, den in der Schrift aus-
geführten, 1924 im Vordergrund stehenden Plan eines Ehrenmals für die Gefallenen unter Be-
schränkung auf das Land Lippe und in bescheidener Ausführung in den Gesamtplan des „Osning-
haines“ einzufügen.

Der Name „Osninghain“ (bei Detmold) dürfte als kurze, zur Volkstümlichkeit geeignete Be-
nennung zu empfehlen sein, da er als „Hain“ (= heiliger Wald) im „Osning“ (Wesengebirge)
das wichtigste besagt. —

Ich denke mir, daß in zwei oder drei Abstufungen der Besiedlungs-, Verkehrs- und Abholzungs-

beschränkung das ganze Gebiet vom Donoper Teich bis zu den Externsteinen und von der Grotenburg bis zu den heiligen Stätten von Desterholz als „Osninghain“ erklärt werden müßte. Ein solches Vorhaben wird dadurch überaus erleichtert, daß das gesamte Gebiet z. T. staatliches, z. T. fürstliches Eigentum ist.

Die festen geschichtlichen Grundlagen für die Berechtigung, dieses Gebiet für den besprochenen inneren Zweck auszuwählen, sind gegeben, sowohl durch die Häufung der in diesem Gebiete gelegenen hervorragenden germanischen Weistätten und Ahnenfelder, als auch durch die von anderweitigen Annahmen in keiner Weise erschütterbare geschichtliche Gewißheit der alten Überlieferung von dem Ort der Hermannsschlacht, beides innerlich begründet durch die Lage der Osningmark als Mittelpunkt für die Germanen der sechs germanischen Hauptstämme zur Römerzeit.

Angeichts unserer heutigen kirchlichen Spaltung ist es auch als ein nicht zu unterschätzender günstiger Umstand anzusehen, daß die Osningmark weder inmitten rein evangelischer, noch inmitten rein katholischer Umgebung liegt, sondern zwischen dem katholischen Paderborn und dem evangelischen Detmold.

Vor allem ist aber das ganze Gebiet unbelastet von der qualmenden Unruhe moderner Technik, Industrie und rollender Eisenbahnzüge, und doch durch Schnellzugsverkehr bis Bielefeld, Herford und Altenbeken aus der Ferne schnell erreichbar.

Als praktische und grundsätzliche Richtlinien für die Schaffung einer Stätte der Erhebung völkischen Geistes im Osning wären zu beachten:

Kostspielige Veränderungen oder Bauten werden vorerst nicht unternommen. Bedürfnis und Erfahrung muß Schritt für Schritt den Weg zum Ziele vorschreiben. Dagegen müssen von vorneherein Mittel zur Verfügung stehen, um vorbeugend alles das zu verhüten, was unter Fortgeltung der jetzigen Rechts- und Eigentumsverhältnisse der Bestimmung und Entwicklung des Gebietes zum heiligen Hain störend oder erschwerend entgegenwirken kann.

a) Zu verhindern ist die weitere Besiedlung in dem Senne-Teil, an den Externsteinen und an einigen anderen Randstellen; desgleichen der Bau von gewerblichen Anlagen, Gast-, Erholungs- und Wochenendhäusern, von Heimen, von Verkaufsbuden; schließlich die Anlage von Verkehrswegen, die nicht dem Zwecke des Haines entsprechen.

b) Durch Verträge mit dem Staate und dem Fürsten muß die forstwirtschaftliche Behandlung des Gebietes geregelt werden. Zu fordern ist, daß für das ganze Gebiet die Gesichtspunkte der Schönheit und der Ehrfurcht in ernstlichen Wettbewerb mit dem Gesichtspunkte des Forststrages gebracht werden; das Ziel muß der Naturwald mit eingeschränkter Nutzung sein. Auch sollte ein kleiner ausgewählter Waldteil ganz unberührt bleiben und zum Beispiel eines Urwaldes gemacht werden.

c) Eine Aufgabe ist ferner Freihaltung oder Lichtung auf Höhen mit reicher Aussicht, die in früheren Zeiten keinen Wald getragen haben und auch jetzt noch fast ertraglos sind; hin und wieder auch Schneiseindurchschläge mit lohnendem Ausblick.

d) Regelung der Jagdverhältnisse unter Wahrung des jetzigen Wildbestandes.

e) Allmähliche Anlegung einfacher Waldwege, die praktisch und lohnend zugleich den Besuchern als Pilgerwege zwischen den wichtigsten heiligen Stätten dienen.

f) Da der Osninghain seinem inneren völkischen Zwecke dienen und nicht durch Gewinnsucht und damit im Zusammenhang stehende Einrichtungen mit vergnügungssüchtigen Massen, ja noch nicht einmal mit den Scharen Erholungsbedürftiger, Sommerfrischler und Wandervögel überflutet werden soll (zumal sie ja nur den anderen Sommerfrischlichen usw. entzogen würden), so wäre die Entstehung neuer Gaststätten (die innerhalb des Gebietes ganz ausgeschlossen sein muß) nach Möglichkeit auch am Rande bis zur Anerkennung dringenden Bedürfnisses zu verzögern, um der Spekulation entgegenzuwirken, und den vorhandenen Gaststätten eine allmähliche Steigerung des Besuches zu gönnen.

g) Als größere Versammlungen innerhalb des eigentlichen Haines sollten nur zwei Festzeiten im Jahre von der Verwaltung des Haines geduldet, dann aber auch durch Führer unseres Volkes gefördert, und wenn möglich, besucht werden, und zwar a) zur Zeit der Sommer Sonnenwende (vom 21.—24. Juni) und b) zur Zeit des Erntedankfestes im Gilbhard, wofür als Platz das Winkfeld vorgeschlagen wird. Nur zu diesen Zeiten wären einfachste Verpflegungseinrichtungen, zurückgezogen vom Felde selbst in den Schutz des umrandenden Waldes, zu gestatten. — Wenn die Sonnenwend-Festtage der ehrfürchtigen und dankbaren Erinnerung an die germanischen Ahnen vorbehalten bleiben, so bieten die weiten Flächen, Abteilungen und Hänge des Winkfeldes an den Erntedankfesten den kirchlichen oder völkischen Verbänden ausreichenden Raum für mehrere gleichzeitige Dankgottesdienste.

h) Außer am Hermannsdenkmal wären in dem westlichen Randteile des Haingebietes mit seinen teils waldigen, teils waldfreien Plätzen Vereinsfeste zur Pflege der Tonkunst oder im Dienste der körperlichen Ertüchtigung und Wehrhaftigkeit zu gestatten, beides unter Innehaltung von Regeln,

die den Mißbrauch des Haines als Schauplatz für übertriebene Auswüchse (auch des Wett-sportes) verhindern. Die Entwicklung zum Jahrmarktreiben ist von vornherein zu unterbinden. —

Es kann erwogen werden, ob nicht im Langelau unter Innehaltung streng abgemessener Formen ein Wieberaufleben altgermanischer Spiele zu Roß, zu Wagen und zu Fuß zu einer der beiden unter g) ausgeführten Festzeiten mit Nutzen und ohne Schaden in den Rahmen der zweckdienlichen Veranstaltungen eingefügt werden könnte.

i) Die Frage nach der Einrichtung eines Freiluftmuseums für germanische Steinidentmaler usw. im Urzustande und in Nachbildungen ist bereits mehrfach aufgetaucht. Wenn die Frage für den Osninghain bejahend beantwortet wird, so würde die Wahl und Erwerbung des Sternhofes für diesen Zweck zugleich ein Mittel sein, diese bedeutsame Stätte, die neuerdings zu einem Kinderheim gemacht wurde, mit geringem Aufwande dauernd den Gefahren des Einzelbesitzes zu entziehen. Es ist eine Gunst der gegenwärtigen Lage, daß diese Frage nicht drängend ist.

Obige Ausführungen sind als vorläufige, anspruchslose Gedanken anzusehen, die jedoch geeignet sind, wenigstens das Bild einer der vorliegenden Möglichkeiten zu zeichnen.

Mag auch die Zeit noch nicht gekommen sein, daß an die Ausführung solcher Pläne gedacht werden kann, so wäre es doch erwünscht, wenn schon jetzt die vorausschauende Fürsorge der Regierung auf Verhütung der Hemmungen eines solchen Planes bedacht wäre und die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet würde.

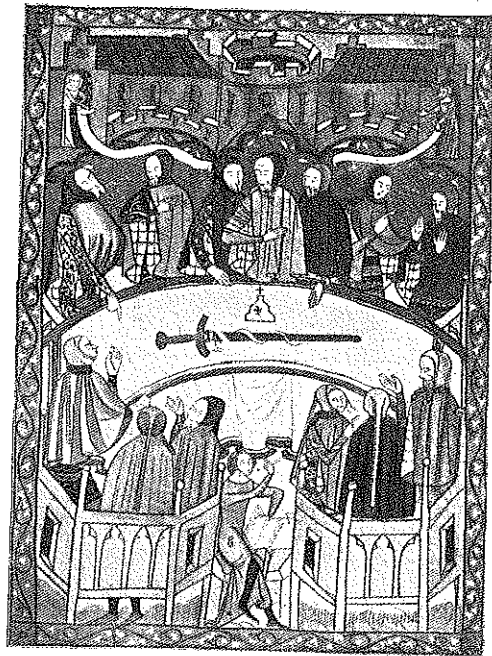


Colossalfigur des Hermannsdenkmals bei Detmold.

Aus Karl Meier-Remig / Wanderschaften durch Lippe. Verlag F. L. Wegener)

Die Fundgrube

Herforder Gerichtsſitzung. In ſeinem Beitrag „Sinnbildliches auf dem Bilde von Elſtertrenniß“ (Heft 5, S. 134 ff.) hatte J.



Herforder Schöffen bei einer Gerichtsſitzung

D. Plafmann in der Fußnote auf Seite 134 auf die Herforder Gerichtsſitzung hingewiesen. Wir geben anschließend die Miniatur aus dem Rechtsbuch der Stadt Herford (15. Jahrhundert) wieder und verweisen im übrigen auf die Ausführungen in Heft 5.

Zusammenſetzung germaniſcher Bronzen. Von Herrn Riffe, Dortmund-Mengede, wurde mir kürzlich ein Stückchen Bronze aus einem germaniſchen Urnengrab zur Unterſuchung der Zuſammenſetzung übergeben. Merkwürdigerweiſe hat dieſe Bronze einen ſehr hohen Bleigehalt (7%). Ein ſo hoher Hundertsatz läßt ſich m. E. nicht als unbeabſichtigte Verunreinigung anſprechen. Es wäre wünſchenswert, dieſen Befund an anderen Stücken nachzuprüfen, und ich richte daher an die Freunde germaniſcher Vorgeschichte die Bitte, mir wenn möglich noch andere Bronzeſtückchen zur Unterſuchung zu ſchicken. Es genügen ganz kleine Abfälle

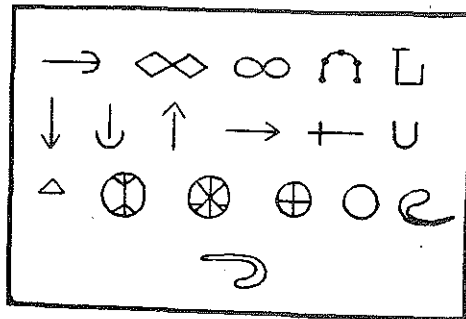
im Gewichte von einigen Gramm. Angabe des Fundortes und der wahrſcheinlichen Zeit der Grabanlage iſt erwünſcht.

Dr. F. König, Soest.

Feuerräder in Lügde. Die Bilder zu dem Aufſatz in H. 5 wurden uns von Ernst Schnelle, Buchhandlung und Verlag, Bad Pyrmont und Detmold (Meyersche Hofbuchhandlung) zur Verfügung geſtellt. Die Aufnahmen ſind vom Inhaber ſelbſt angefertigt worden.

Lügde. Das Schriftbild veranlaßt den Ortsfremden leicht dazu, den Namen der Stadt anders auszusprechen, als der Volksmund ihn überliefert. Im Volksmunde wird — wie uns Herr Lehrer Weißenborn-Lügde mitteilt — allgemein Lühde geſprochen, zuweilen Lühede (-he- leicht gehaucht). Ein Flurname der Lügder Feldmark nahe den Hohenborner Teichen heißt Odenluder Feld. Er bezeichnet die Stelle, wo vor der Stadtgründung das Dörfchen „Luhde“ geſtanden hat.

Steinmehzeichen von der Wildenburg. Bekanntlich werden nicht nur die auf Grabſteinen vielfach dargeſtellten Familienzeichen, ſondern auch die Hausmarken und Steinmehzeichen auf die Runen zurückgeführt. Die Steinmehzeichen findet man verſchiedentlich an älteren kirchlichen und profanen Bauten. In überaus reichlicher Zahl ſind ſie an der Wildenburg bei Amorbad im Odenwald erhalten, jener den Grafen von Durne gehörigen Burg, in der Wolfram von Eſchenbach ſeinen Parzival dichtete und niederſchreiben ließ. Die noch erhaltenen Reſte deuten auf hervorragende Steinmeharbeiten.



Besonders in die aus Budelquatern beſtehenden Umfaſſungsmauern ſind nun mindestens 18 verſchiedene Zeichen eingemeißelt, die oft wiederkehren.

Fischer-Defon, Frankfurt a. M.

Die Bücherwaage

Wirth, Herman, **Die heilige Urſchrift der Menſchheit.** Lieferung 10, Text S. 465—512, Anmerkungen S. (49)—(64), Tafel 365—395. Gr. 4°. Verlag Koehler u. Amelang, Leipzig 1932.

Die 10. Lieferung beginnt mit dem Abſchluß des bereits behandelten 17. Hauptſtückes über die winterſonnenwendliche Schlange oder die beiden Jahresſchlangen am Jahres- oder Lebensbaum. Zu der letzten Beſprechung ſei eine Einzelheit nachgetragen, die Anlaß zu einem Mißverständnis geben könnte: das Spinnrad in ſeiner heutigen Form iſt natürlich eine verhältnismäßig junge Erfindung (etwa 15. Jhdt.). Die damit und mit dem Gedanken der Drehung verbundenen Mythen gehen auf die älteren Vorformen zurück; alſo auf den Spinnrocken (übrigens das Attribut der Freya) und vor allem den Spinnwirtel, der ſchon in bronzezeitlichen Gräbern als Beſtandteil der Drehungsſymbolik erſcheint. Das Weſentliche und zugleich das Erſtaunliche an dieſen alten Sinnbildern iſt es ja gerade, daß ſie den techniſchen Fortſchritt überdauern und ihn gewiſſermaßen mitmachen. So iſt der Sinnbeſtand der ſteinzeitlichen Art auf das ſpätere Schwert als Waffe übertragen worden; in germaniſcher Zeit erſcheint Donar im weſentlichen als Art- und Hammergott, Tiw als Schwertgott und Wodan-Obin als Speergott. Der Mythos von der Spaltung des Steines iſt urſprünglich an die Art, ſpäter an das Schwert geknüpft, in dieſer Form zeigt er eine erſtaunliche Lebenskraft bis in die Helldenſage des Mittelalters hinein. Nichts beweißt beſſer die innere, die im eigentliſten Sinne religiöſe Dauerhaftigkeit dieſer ſinnbildlichen Weltanſchauung, als ihr Fortbeſtehen unter dem äußeren Wandel der Technik.

Das 18. Hauptſtück behandelt die Sinnbildreihe der beiden Jahresſchlangen, die als Verſinnlichung der Jahreshalbkreiſe () oder S in zahlreichen Mythen, und in ihrer abſtrakten Urform in den Runenreihen erſcheinen. Als urſprüngliches Zeichen der Jahresmitte erſcheint S an zwölfter Stelle der langen Runenreihe, während () noch in den altenglischen Holztalendern (Clogs) als Zeichen der ſommerlichen Jahresmitte zu finden iſt. Den uralten Zuſammenhang

zeigt vor allem die amerikaniſche Überlieferung, in erſter Linie die der Pueblo-Indianer (Taf. 180—184); der Schild tritt auch hier, wie in der germaniſchen Überlieferung, als Sonnensinnbild auf. Durch ägäiſche und nordiſche epigraphiſche Denkmäler wird der Sinnzuſammenhang beſtätigt. Schottische Grab- und Kultſteine ſehen die Überlieferung mit einer bemerkenswerten Zähigkeit fort; hier iſt vor allem die „Rücküberſetzung“ der linearen Symbole in die ſinnfällige Form zu einem beſonderen Stil entwickelt, der für dieſes Kulturgebiet bezeichnend iſt: ein Beweis für die ununterbrochene kulturgeſchichtliche Schöpferkraft älteſter Sinnbilder. Wer mit dem Wiſſen um dieſe alten Zuſammenhänge unſere Muſeen durchwandelt, wird jeden Tag ſelbſt neue Beſtätigungen für die Sinnbilderkunde Herman Wirths finden. Nicht nur die Bilder, auch der Sinn ſelbſt wahrſt ſeine alte Kraft; in Amerika wie in Europa ſind jene mit den Jahreswenden, vor allem der Winterſonnenwende, verbunden, hier wie dort freilich in Zeiten des Verfalles aus der Sphäre des Sinnbildlichen allmählich in die des Sinnfälligen geſunken. Die alte Welt zeigt auf ägäiſchen Gefäßherben, auf gotländiſchen Armſpannen, auf norddeutiſchen Schalen dieſelben Sinnzeichen, wie die Kalenderſteine der Azteken. Von beſonders bezeichnender Bedeutung iſt der Ballſpielring von einem kultiſchen Ballſpielplaz in Yucatan; das Ballſpiel, von Wirth als ein Sinnbild des Jahreslaufes der Sonne gedeutet, wobei der Ball von Süden nach Norden, und von Norden nach Süden getrieben wurde (S. 476), iſt in gleicher Bedeutung noch um die Wende des Mittelalters in Norddeutſchland bezeugt, und zwar als Spiel bei der Maiſeier, die im Rahmen einer größeren Veröffentlichung demnächst behandelt wird. Wenn in Amerika der Ball durch den Steinring getrieben werden mußte, was als der beſte und entſcheidende Wurf galt, ſo wurde bei der weſtfälischen Form des Spieles der Ball durch das Spundloch einer Tonne getrieben, auf der ein Hahn (!) ſaß, welcher dann auch der Preis für den Sieger wurde. Auf dieſe kultiſche Frühlingsballſpiel geht auch wohl die bekannte Stelle bei Walthar von der Vogelweide zurück: „Saeche ich an der ſträze die megede

den bal werfen, so kaeme uns der vo-gele schal.“ Die beiden Jahreschlangen, die den Steinring von Yucatan zu beiden Seiten des Loches umgeben, haben vielleicht auch das Spundloch der Sonne geschmückt; jedenfalls sind ähnliche Darstellungen auf Steingutgefäßen noch heute geläufig.

Die Verbindung der beiden Schlangen mit dem Ordenskreuz (S. 477 ff.) bezeugt die Verbindung mit der Jahresymbolik besonders deutlich. Übrigens scheint auch in dem Grimmschen Märchen vom Froschkönig der Goldene Ball, den die Prinzessin in den Brunnen (Abgrund) wirft, worauf der Froschkönig (Motiv der Kröte, Ate, Schlange) erscheint, diese Vorstellungsreihe lebendig geblieben zu sein. Die beiden Jahreschlangen erscheinen so oft in Verbindung mit der übrigen Symbolik vom Sonnenjahr, daß an dem inneren Zusammenhang und der Richtigkeit der Gesamtdeutung gar kein Zweifel mehr herrschen kann. Die „Weltentzettel“ mit dem Kreuz darauf enthüllt sich als ein ursprüngliches Bild des Jahreskreises; in einer Hausmarke des 16. Jhdts. sind daher am Fuße dieses Kreuzes auch noch die beiden Schlangen zu sehen. Die letzteren sind ja in der griechischen Sage mißverstanden worden als angeblühte, von Hera gesandte Feindinnen des jungen Herakles; in Wirklichkeit bringen sie als Jahreshälften den neugeborenen Sonnensohn. So erscheint auch der Heilbringer Gilgamesch zwischen den beiden Löwentöpfen (Ur-Ur) Jahreschlangen. Man sollte in der Kunstgeschichte endlich einmal diesen Zusammenhang größere Beachtung schenken, statt immer wieder den Löwen in der bildenden Kunst als Sinnbild der sengenden und mordenden Sonne auszugeben. Der Stein von der Kirche zu Wannweil in Schwaben (S. 483) zeigt den wahren Zusammenhang: zwei gehörnte Schlangen, die unten in einen Wolfkörper übergehen, haben zwischen sich das achtgeteilte Jahresrad, aus dem oben die „Lilje“ (Lilie) emporsproßt. Der nordische Wolf entspricht dem südlichen Löwen als winter Sonnenwendliches Tier; und noch der Kompaß, der ja nichts anderes ist als eine Gesichtskreiswiedergabe, hat im Norden stets die Lilie als Ende der Süd-Nordlinie. Das bequeme Verfahren, unsere sogenannte romanische Kunst in ihrem Bildgehalt einfach aus südlichen und vorderasiatischen Motiven zu erklären, sollte angesichts

solcher Zeugnisse endlich einmal eingestellt werden. Die beiden Schlangen als Hüterinnen der Grabhöhle sind ein verbreitetes Motiv; wir werden auf sie noch in einem größeren und uns unmittelbar angehenden Zusammenhang zurückkommen.

Das 19. Hauptstück behandelt ein äußerst wichtiges Motiv, das von Wirth überhaupt erst in seiner ursprünglichen Bedeutung erkannt worden ist; es ist das Zeichen „Himmel und Erde“, das Sinnbild der von oben und unten ineinander verschlungenen Halbbogen, das edig in der germanischen Rune $\times = „ing“$ erhalten ist, und das nur von hier aus in seiner sinnvollen Bedeutung erschlossen werden kann. Das Zeichen verdankt seine Entstehung nicht dem horizontalen Bilde des Sonnenlaufes, sondern der Sonnenbahn am Himmelsgewölbe, wie sie graphisch erfasst und dann sinnbildlich ausgewertet worden ist.

(Schluß der Besprechung von Lieferung 10 folgt im Juliheft.)

Nachrichtenblatt für deutsche Flurnamenkunde. Im Auftrag des Deutschen Flurnamenausschusses herausgegeben von Hans Beschorner, Dresden, Eugen Fehle, Heidelberg, Johannes Leipoldt, Dresden, Ernst Schwarz, Prag, Hermann Struntz, Danzig. 2. Jahrgang. Dresden, 1933. 80. Verlag: Zentralstelle für Deutsche Flurnamenforschung, Dresden-N., Düppelstr. 14. Jahresbezug 2 Reichsmark. [Einzahlung auf Postkontokonto Dr. Johannes Leipoldt, Flurnamenforschung, Dresden N 6. Amt Dresden 39415.]

„Germanen“ hat früher schon (Folge 3, S. 132–134) ausführlich über Beschorners „Handbuch der Deutschen Flurnamenliteratur bis Ende 1926“ und über das „Nachrichtenblatt“ berichtet. Es ist erfreulich, daß das Nachrichtenblatt trotz der wirtschaftlichen Notlage im 2. Jahrgang erscheinen kann, aber leider sind die eingegangenen Mittel so gering, daß ein sachgemäßes Arbeiten der Zentralstelle für die Zukunft in Frage gestellt ist. Deshalb wäre es sehr zu wünschen, wenn die Bezieherzahl erheblich zunähme. Als besonders wertvolle Beilage wird dem Nachrichtenblatt beigegeben: Beschorner, Die deutsche Flurnamenliteratur der Jahre 1927, 1928 und 1929. I. Anschlußbericht zu dem Handbuch der deutschen Flurnamenliteratur. Suffer.

„Alle wissenschaftliche Denktätigkeit höherer Art, die von der Analyse zur Synthese fortschreitet, ist nicht Wissenschaft, sondern Kunst.“

Wils Aberg

Zeitschriftenchau

Vom Ursprung und Werden der Indogermanen und Germanen

Walther Adrian, **Zur Entwicklung der grobgerätigen Kulturen in Norddeutschland während der letzten Eiszeit und im Mesolithikum.** Prähistorische Zeitschrift Bd. 23, 1932, Heft 1/2. Verfasser befaßt sich mit der trotz ständig anwachsenden Fundmaterials noch immer äußerst schwierigen Frage der spätaltsteinzeitlichen und mittelsteinzeitlichen Besiedlung Norddeutschlands, insbesondere seines Nordwestens, die für die Entstehung der nordischen Rasse und die Indogermanen- und Germanenfrage außerordentlich wichtig ist, und setzt sich hier insbesondere mit den Gedankengängen Andrees auseinander. Er beanstandet die von Andree vermutete Verwandtschaft zwischen den vier grobgerätigen Kulturen, der Balver-Stufe, Schaalsee-Kultur, Osning-Kultur und Sylt-Stufe; vielmehr zeige jede dieser Stufen einen durchaus geschlossenen Kulturinhalt, der vorläufig noch keine Ableitung voneinander gestatte. Hinsichtlich der Entstehung des Beiles und seiner Vorformen schließt er sich der Auffassung Schwantes an, der dessen Entstehung in dem nordischen Kulturkreis von Duvensee und Maglemose nachgewiesen hat. / Lothar F. Joh, **Kulturgruppen des Tardenoisien in Mitteleuropa.** Prähistorische Zeitschrift Bd. 23, 1932, Heft 1/2. Bekanntlich erfüllt in der frühen Neolithzeit das Tardenoisien, eine Kultur mit winzig kleinen, geometrischen Feuersteingeräten fast ganz Europa bis an die Grenze des nordischen Maglemose-Kulturkreises, der durch das Beil gekennzeichnet ist. Das Tardenoisien ist schon immer vom nordafrikanisch-mitteländischen Caplien hergeleitet worden. Nun zeigen sich immer deutlicher zwei Wanderwege, der eine über Spanien nach Frankreich, wo es zum Azilio-Tardenoisien wird, und der andere über das östliche Mittelmeerbecken und das Schwarze Meer nach Rußland und in das östliche Mitteleuropa, wo es unter Vermischung mit der dort ansässigen Swidry-Kultur ebenfalls zu Eigenformen kommt. Ein drittes Gebiet, das Donau-Tardenoisien, ist noch wenig bearbeitet worden. Bedeutungsvoll ist, daß sich immer mehr Merkmale dafür

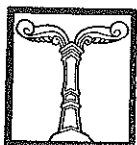
zeigen, daß das nord- und mitteldeutsche Tardenoisien bis nach Nordwestdeutschland hinein dem östlichen Zweige zugehört, und nicht, wie man das eigentlich bisher als selbstverständlich angenommen hat, von Westen her eingewandert ist. Bei der ungeheuren räumlichen Ausdehnung des östlichen Zweiges ist die außerordentliche Vielheit der Sonderformen nicht verwunderlich. Ebenso ist auch die zeitliche Dauer sicher sehr erheblich, und mit Recht weist Verfasser darauf hin, daß der wechselnde klimatische Charakter jener Zeit auch in der Datierung der mit dem Kulturinhalt gefundenen Tiergesellschaften große Vorsicht verlangt. Die Frage, ob mit diesem südlichen Kulturvorstoß auch eine Einwanderung verbunden gewesen sei, glaubt Verfasser, wenn auch mit Vorbehalt, bejahen zu müssen. / Die Mecklenburgischen Monatshefte, 9. Jahrg. April 1933, Verlag Karl Binstorf-Rostock, bringen einen kleinen, aber man möchte fast sagen verzweifelten Aufsatz von Willy Bastian über **Stand der Erforschung früher und neolithischer Kulturen in Mecklenburg.** Sollte man, statt an einer Lösung überhaupt zu verzweifeln, nicht die geologischen Fragen noch einmal einer Prüfung unterziehen?

Kultur und Brauchtum

Wolfgang La Baume, **Bestattung im Vorratsraum.** Zeitschrift für Ethnologie, 64. Jahrg., Heft 1/3, 1932. In einem Vortrag brachte La Baume neue Untersuchungen über die Bedeutung der ostgermanischen Gesichtsurnen. Er vertritt die Ansicht, daß die in Mitteleuropa bekannten Hausurnen nicht ein Wohnhaus, sondern einen Speicher darstellten. Ebenso sollen auch die sogenannten Gesichtsurnen ursprünglich Vorratsgefäße gewesen sein, worauf schon die feste Verschließbarkeit durch den Dedel deute. Die späteren Augenlöcher seien ursprünglich Luftlöcher gewesen, die Gesichtsbildungen und sonstigen, reich vertretenen Zeichen seien Abwehrsymbole zum Schutze des Gefäßes. Der Einwand, daß die Gesichtsbildungen häufig unzweifelhaft Porträtcharakter tragen, kann freilich nicht entkräftet werden.

Gertha Schemmel.

Vereinsnachrichten



Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte. Beginn Dienstag, den 6. Juni, vorm. 8.30 Uhr an den Externsteinen; Mittwoch, den 7. Juni in Pyrmont, vorm. 8.00 Uhr Hauptversammlung. Einladungen mit genauer Tagesordnung lagen dem Aprilheft bei. Weitere können angefordert werden von Oberstleutnant a. D. Plak, Detmold, Bandelstr. 7.

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte

Anschriften

Hauptstelle: Freunde germ. Vorgeschichte, Detmold, Bandelstr. 7
Ortsgruppen:
Berlin: Studienrat E. Weber, Spandau, Roonstr. 16
Bremen: E. Ritter, Kreflingstr. 10
Essen: Studienrat Niden, Essen-Stadtwaß, Sunderholz 35
Hagen i. W.: Ingenieur Fr. Rottmann, Eppenhäuser Str. 31
Hannover: Reg.- u. Baurat Priebe, Falkenstr. 8
Osnabrück: Frau Dr. Krügel, Herrenteichstr. 1

Werbefarten. Die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte“ hat Bestrebungen herstellen lassen, die auf ihre Bestrebungen aufmerksam machen und darum bitten, durch den Erwerb der Mitgliedschaft diese Bestrebungen zu fördern. Die Karten werden unentgeltlich abgegeben (anzufordern von unserer Geschäftsstelle: Detmold, Bandelstr. 7). Wir bitten unsere Mitglieder, doch recht häufig von dieser Werbemöglichkeit Gebrauch zu machen.

Ehrung Leudis. Am 6. Mai wurde der Begründer unserer Vereinigung, Herr Dr. W. Leudt, durch ein Bild mit eigenhändiger Unterschrift und ein freundliches Begleitschreiben von S. M. Wilhelm II. überrascht und hoch erfreut. In dem Schreiben sprach der Kaiser seinen Dank für das Buch „Germanische Heiligtümer“ aus, das er mit großer Anteilnahme gelesen hat.

Pl.

Berlin. Der gesellige Aussprache-Abend d. F. g. V. am 15. 5. verlief sehr angeregt und vielseitig, so daß der Beschluß gefaßt wurde, ihm weitere folgen zu lassen. Herr General Haenichen z. B. berichtete über seine Forschungen über die Lage Nethras, und Herr Ferdinand Krause gab eine Übersicht über solche Ortlichkeiten der Mark, deren Besuch für die „Freunde“ besonders lohnend sein dürfte. Als Ziele für die ersten vorgeschichtlichen Fahrten der Ortsgruppe sind in Aussicht genommen je ein Ausflug nach der „Römerschanze“ bei Nedlitz und nach den Müggelbergen und zwei Wanderungen durch das Blumental bei Strausberg. Zu den bereits vorliegenden Meldungen dazu werden weitere erbeten an Studienrat E. Weber, Berlin-Spandau, Roonstr. 16.

Essen. Bericht über die Mitgliederversammlung am 23. Lenings 1933 im „Vereinshaus“ am Hbf.

Der Vorsitzende berichtete über seine Verhandlungen mit befreundeten Verbänden mit dem Ziel gemeinsamer Veranstaltung von Vorträgen in Essen. Die erste dieser Veranstaltungen fand bereits am 3. Osters im Vortragsaal des Folkwangmuseums statt. Herr Dr. F. Adana van Schellema hielt einen Lichtbildervortrag über das Thema: „Die künstlerische und geistige Kultur der Wikingerzeit (Nebelbergfand)“. Weitere Vorträge in Verbindung mit den Akademischen Kursen, dem Folkwang-Museumsverein und der Deutsch-Niederländischen Gesellschaft sind vorgesehen, zu denen unsere Mitglieder gegen Vorzeigen der Mitgliedskarte freien Eintritt haben.

Darauf folgte der Vortrag von Fräulein Eilfriede Serno zum Thema: „Einführung in die Welt der Sagas“. Frä. Serno zeigte, daß bei aller Anerkennung der Germania des Tacitus weder antike noch mittelalterliche Berichte, noch moderne künstlerische Gestaltungen der altgermanischen Welt durch Jordan, Hebbel, Wagner, Ibsen ein echtes, lebenswahres Bild altgermanischen Lebens und Wesens geben. — Der Vortrag führte dann nach Island, in das „klassische“ Land des germanischen Heidentums und zeigte Umfang und Reichtum altisländischen Schrifttums und seine Bedeu-

tung für die sich anbahnende „Renaissance“ des heidnischen Altertums der Germanen.

Im Mittelpunkt der Ausführungen standen die Sagas. Die Vortragende gab einen Überblick über die Sagaliteratur und die uns zugänglichen Übersetzungen und wies Wege, wie man am besten in den Geist der Sagas hineinkommt. Sie stellte den einzigartigen, unvergleichlichen Kunst- und Kulturwert dieser altisländischen Prosa heraus. Sie ließ aus den Sagas den altisländischen Staat entstehen und vergehen, zeichnete Bilder aus dem altgermanischen Alltagsleben und gab Einblicke in die altgermanische Weltanschauung. Sie zeigte Sippe, Ehre, Blutrache als die das germanische Seelenleben beherrschenden Schicksalsmächte. Besonders gewürdigt wurde die Stellung des Germanen zum Leben und zum Tod und seine hohe sittliche Auffassung von Liebe und Ehe. Leseproben aus den Sagas ließen altgermanisches Leben unmittelbar sprechen.

Anschließend sprach Fritz Wilms, Gelsenkirchen, über das Thema: „Die Gausgrenzbestimmungen des alten Sufatengaus (Soester Börde) nach astronomischen Gesichtspunkten. (Sinn und Bedeutung des Sonnenwend-[Haken]-Kreuzes.)“

Genau im Mittelpunkt des alten Sufatengaus liegt ein 6 m hoher, kegelförmiger Thinghügel, der „Sinnerling“ (von „Hünen“, „Huno“), der von 2 Grästen umgeben ist, die von einer Quelle gespeist werden, die aus dem Fuße des Hügels hervorquillt. Nach einem Grabungsbefund stand früher ein Wartturm von 6 m Durchmesser auf der Kuppe des Hügels, deren Plattform einen Durchmesser von 17 m hat. Aus den zahlreichen geschichtlichen Quellen über den „Sinnerling“ geht seine hervorragende Bedeutung als Gerichts- und Kultstätte für den Soestgau einwandfrei hervor. Die hervorragende Bedeutung als Kultstätte erhellt auch daraus, daß schon 620—630 am Fuße des Hügels eine Kapelle erbaut wurde, die dem heiligen Andreas geweiht war. Das Symbol des heiligen Andreas, das Maltezkreuz, hat für diese Thingstätte eine besondere Bedeutung. Man erkennt darin das Sonnenwendkreuz. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die Sommer Sonnenwendlinien des „Sinnerlings“ die nördliche Grenze des Sufatengaus, die Lippe, dort schneiden, wo die beiden nördlichen Endpunkte des Gaus liegen. Auf den Nord-Südblinien dieser beiden Grenzpunkte, die die westliche und östliche Grenze des Sufatengaus bilden, liegen die beiden anderen Endpunkte des

Sufatengaus auf dem Haarstrang und zwar dort, wo die Winter Sonnenwendlinien des „Sinnerlings“ diese schneiden. Der Sinnerlinghügel entspricht in allem den ostfriesischen Thinghügeln (Röhrig, Heilige Linien durch Ostfriesland) und erinnert an den Quellhügel im Sternhof in Osterholz. Das Sinnerlinggut war ehemals, wie in einer Urkunde erwähnt ist, mit Wällen umgeben. Wahrscheinlich geben die Grenzlinien des Sinnerlings diese Wallführung noch an. Diese Grenzlinien erinnern direkt an die Grenzlinienführung des Sternhofes in Osterholz. Vielleicht werden Grabungen darüber noch Aufklärung geben. Die Nord-Südblinien des Sufatengaus lassen sich noch alle nachweisen, auf denen alle bedeutenden heiligen Stätten des Soestgaus liegen. Auf dem Haarweg werden zwei von diesen noch durch die „Altareiche“ und die „Schäferlinde“ deutlich bezeichnet. Die „Altareiche“ führt in Werl auch die Bezeichnung „Zehnuhrsbäum“, weil von dort aus gesehen, die Sonne um 10 Uhr über diesem Baum stand. Das ist allein schon ein eindeutiger Beweis für die Ortungsthefe. Der Abstand der heiligen Linien des Sufatengaus beträgt 1,750 km.

Sagen. Über die Veranstaltung der Ortsgruppe am 6. Mai usw. wird das Juliheft berichten. Aus Raumangel wurde der ausführliche Bericht zurückgestellt.

Nordisches Thing in Bremen. Ein „Erstes Nordisches Thing“ wird („D. N. 3.“ v. 16. 5. 33) unter Leitung von Dr. Ludwig Roselius vom 2. bis 4. Juni in der Böttcherstraße zu Bremen stattfinden. Es wird verbunden sein mit der Eröffnung der vorgeschichtlichen Sammlung „Väterkunde“ im Hause Atlantis, deren Leiter Hans Mueller-Brauel ist, und der von Prof. Dr. Herman Wirth geleiteten religionsgeschichtlichen Ausstellung „Der Heilbringer“. Der Senat wird die Teilnehmer des Things bei einem Ehrentrunk im Ratskeller begrüßen. Die Tagung bringt, neben mehreren Führungen, eine Reihe bedeutsamer Vorträge. Es sprechen die Universitätsprofessoren Otto Neche (Leipzig), Andrée (Münster), E. v. Giffen (Groningen), Herman Wirth (Dobberan), Gustav Neidel (Berlin), Nils Aberg (Stockholm), L. D. Rendrid (London) und Hans Hahne (Halle).

Die voraussichtliche Dauer der Ausstellung „Der Heilbringer“, die in Berlin mit erfreulichem Erfolg abgeschlossen hat, wird in Bremen drei bis vier Wochen betragen.

Preis ausschreiben

Die Schriftleitung und der Verlag der Zeitschrift „Germanien“, Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens, laden hiermit alle deutschen Vorgeschichtsfreunde ein, sich an einem photographischen Preis ausschreiben:

Überirdische Denkmäler deutscher (germanischer) Vergangenheit

zu beteiligen. Es gelten folgende Bedingungen, und es werden die nachfolgenden Preise ausgesetzt.

A. Bedingungen:

1. Zugelassen sind photographische Aufnahmen in jeder Größe und Anzahl von Liehaber- und Berufsphotographen. Dabei bitten wir zu beachten, daß der Begriff „Deutschland“ nicht die gegenwärtigen politischen Grenzen des Deutschen Reiches umfaßt, sondern die Grenzen des deutschen Volks- und Kulturbodens bzw. des germanischen Kulturbodens. Alle aufgenommenen Denkmäler müssen Beziehungen zur Zeit des deutschen Eigenglaubens aufweisen. Es muß sich also um Denkmäler handeln, die aus der Zeit vor der völligen Christianisierung der germanischen Völker stammen. Lichtbilder mittelalterlich-christlicher und mittelalterlich-weltlicher Bauwerke können bei der Preisverteilung nicht berücksichtigt werden.
2. Jeder Teilnehmer ist berechtigt, aber nicht verpflichtet, mehrere Aufnahmen einzusenden; doch kann jedem Teilnehmer höchstens ein Preis zuerkannt werden. Auch Bilder, die bereits dem Detmolder Archiv überlassen sind, können eingesandt werden, sofern der Einsender des Bildes über das unbeschränkte Veröffentlichungsrecht des betr. Bildes verfügen kann, dieses Recht also nicht etwa auf das Detmolder Archiv übergegangen ist.
3. Die Einsendungen müssen bis zum 1. Oktober 1933 unter der Anschrift: R. F. Roehler, G. m. b. H., Verlag, Preis ausschreiben „Germanien“, Leipzig C 1, Postfach 81, bei dem Verlag eingegangen sein.
4. Alle Einsendungen, die mit einem Preis ausgezeichnet werden, gehen mit allen Rechten in den Besitz des Verlages R. F. Roehler, G. m. b. H., über. Der Verlag behält sich vor, besonders eigenartige und für unsere Kultur bezeichnende Aufnahmen in der Zeitschrift „Germanien“ zu veröffentlichen und dafür ein einmaliges Bildhonorar von RM. 5.— zu bezahlen.
5. Die Preisverteilung erfolgt unter Ausschluß jeglichen Rechtsweges am 1. November 1933 unter Mitarbeit eines Vorgeschichtsforschers, eines Künstlers, eines Mitgliedes der Schriftleitung und des Verlages.

B. Preise:

Ein 1. Preis 100.— RM. in bar

Ein 2. Preis 50.— RM. in bar

Ein 3. Preis 25.— RM. in bar

175.— RM. in bar

Zehn 4. Preise je ein Buch (bzw. Bücher) der Roehler-Verlage im Werte von 10.— RM.

Zwanzig 5. Preise je ein Buch (bzw. Bücher) der Roehler-Verlage im Werte von je 5.— RM.

Die Verteilung der vorstehend erwähnten Preise versteht sich unter der Voraussetzung, daß genügend verwertbare Bilder von den Teilnehmern an dem vorstehenden Preis ausschreiben eingesandt werden. Der Verlag behält sich auch hierüber ausschließliche Entscheidung vor.

R. F. Roehler, G. m. b. H. Verlag / Leipzig

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933

Juli / Heuert

Heft 7

Freunde germanischer Vorgeschichte und deutsche Sprache

Von W. Schönberger

Diese Frage in unserer Zeitschrift zu erörtern ist durchaus gerechtfertigt. Ihre Vernachlässigung muß bei den Freunden germanischer Vorgeschichte als innerer Widerspruch empfunden werden. Es hat wohl keinen Sinn, den verborgensten Spuren unserer Vorfahren mühevoll nachzuspüren und zugleich den noch lebendigen Lebensstrom, der von ihnen unmittelbar zu uns herabführt, selber durch Unachtsamkeit versiegen und verderben zu lassen: unsere deutsche Sprache!

Der Wunsch, daß sie in der Zeitschrift Germanien nicht das Stiefkind werde, das sie für die weiteste Kreise der führenden Schichten ist, veranlaßt meine Ausführungen. Wie ist es heute um unsere deutsche Sprache bestellt? Der gemeine Mann im Volke versteht sie nicht. Sie ist unbrauchbar für den deutschen Dichter, weil deutsches Denken und Fühlen in ihr nicht mehr den artgerechten Ausdruck findet. Der gemeine Mann ist es, der die deutsche Sprache bewahrt und beschützt und mit ihr deutsches Wesen zugleich. Er nennt seine Geräte, seine Pflanzen und Blumen mit deutschen Namen, er faßt seine Gefühle und Gedanken in deutsche Worte. Hätte der Gebildete dieselbe Treue zu deutschem Wesen, wie der gemeine Mann, es stünde anders um das Deutschtum in der Welt! Überall wo vor Jahrhunderten der deutsche Bauer, der deutsche Handwerker unter fremden Völkern sich eine neue Heimat schufen, da sind seine Nachkommen heute noch deutsch, an der Wolga, in Sibirien, in der Dobrudscha, in den Urwäldern Brasiliens usw.! Wo aber der deutsche Gebildete in fremden Ländern sich niederließ, da sind seine Kinder schon dem Deutschtum verloren gegangen. Es ist eine Folge unserer Bildungsstätten! Wer sie besucht hat, hat schwersten Schaden erlitten am eigenen deutschen Wesen: Er hat die lebendige Verbindung mit der Muttersprache so gründlich verloren, daß er unfähig ist, aus ihr neue Worte zu schaffen, wie es der gemeine Mann mühelos tut. Die schönen Worte „Widerstand“, „Erbschuß“, „Kurzschluß“ in der Elektrotechnik hat nicht der Wissenschaftler gefunden. Der Handwerker hat sie

geprägt, dessen Sprachgefühl noch gesund ist. Der Hochöfner hat lauter deutsche Ausdrücke: Der Möller, die Gicht, die Rast, die Sau, der Rohgang usw., weil er sie zu einer Zeit geprägt hat, wo er noch keine höhere Schule besuchen konnte und mußte. Beim Stahlwerfer und Walzwerfer ist die Sache schon anders. Sie sind beide jünger als der Hochöfner. Hier hat die Hochschule bereits gewirkt. Da heißt es: Generatoren, Konverter, Charge, da wird Chargiert, da heißt es Profileisen, Universalstraße, kontinuierliche (!) Straße — kein ungeschickteres Wort kann es geben als dieses, wo doch das anschauliche „Stufenstraße“ so nahe liegt!

Am schlimmsten steht es in der Wissenschaft. Wo hier ein neuer Begriff entsteht, da wird schon gar nicht mehr versucht, eine deutsche Bezeichnung zu bilden. Griechisch und Lateinisch müssen herhalten, müssen das Kleinholz liefern, aus dem die neuen Wortmißgeburten wie mit der Axt und dem Vorschlaghammer zusammengehauen werden. Als ob diese alten Sprachen für einen heute geborenen Begriff ein schon dafür geprägtes Wort zur Verfügung stellen könnten! Ein Grieche oder Römer, der heute aus dem Grabe stiege, würde sich genau so schütteln vor den aus seiner Sprache gebildeten Wortungetümen der — deutschen — Wissenschaft und sich entsetzen, wie ein Deutscher sich davor entsetzt, der sich sein gesundes Sprachgefühl erhalten hat.

Die Zerstörung des Sprachgefühls ist die unmittelbare Folge der Gewöhnung an das Fremdwort, das von den höheren Schulen in die Hochschule gedrungen ist. Der dem Kinde eingeborene Trieb, alles was es denkt und fühlt, in deutschen Mutterlauten auszudrücken, ist aber der Quell, aus dem die Sprache ihre Nahrung schöpft. Ist dieser versiegt, so ist ihr das innere Wachstum genommen. Sie kann nicht mehr aus sich selbst heraus sich neu gebären und schaffen. Sie ist dem Untergang verfallen oder wird bestenfalls zu einer Mischsprache entarten. Ist es aber so weit, so ist das Volk nicht mehr es selbst. Es hat sein innerstes Wesen aufgegeben. Es ist ein anderes geworden. Es wird seine eigene Kultur nicht mehr verstehen: Es steht vor dem Zusammenbruch, aus dem es sich vielleicht zu einer neuen Kultur erheben kann. Aber diese ist seinem ursprünglichen Wesen dann fremd! Auf diesem Wege sich selbst zu verlieren ist heute das deutsche Volk. Die Schuld seiner fährenden — gebildeten — Schicht!

Was die Welt will und nicht kann — die Zertrümmerung des deutschen Volkes — das leisten wir selbst und wissen nicht wie!

Ich meine, die „Freunde germanischer Vorgeschichte“ haben hier Pflichten gegen das eigene Volk, die gerade von ihnen Besonderes verlangen. Erst wenn der deutsche Gebildete sich aller Fremdtümelei ab- und dem eignen Wesen wieder zugewandt hat und wieder seine deutsche Muttersprache spricht, dann erst kann ein Zeitalter heraussteigen, da der deutsche Mensch endlich deutsch ist, da der Stolz auf das eigne Volk ihm den inneren Halt gibt, den er heute so oft nicht hat. Da der Deutsche dem feindlichen Ansturm von allen Seiten mit Gelassenheit gegenübersteht wird in dem Bewußtsein: Nie werdet ihr deutsches Wesen unterkriegen in dieser Welt!

Darum, Ihr „Freunde germanischer Vorgeschichte“, achtet auf Euere Muttersprache und bleibt eingedenk, daß hier köstliches Erbgut unserer Ahnen vergeudet werden kann zum bleibenden Schaden am Wesen unseres Volkes!

Wir bringen diesen Aufsatz gerne! Sein Inhalt entspricht durchaus unserer Auffassung. In mancher Arbeit haben wir vor der Drucklegung überflüssige Fremdwörter beseitigt. Aber nicht immer haben wir die Möglichkeit. Es fehlt an Zeit und Kraft. Ein Beispiel: in einer Vorlage von 5 Seiten waren etwa 45 Fremdwörter zu ersehen. Ein solcher Erfolg ist manchmal gar nicht so einfach, denn häufig ist der Begriffsinhalt eines Fremdwortes nicht eindeutig klar — darum werden sie ja auch so gerne gebraucht, sie ersparen die Mühe, den wirklich treffenden Ausdruck zu finden. Manchmal läßt sich ein Satz, der mit Fremdwörtern gedacht ist, nicht ohne weiteres dadurch deutsch gestalten, daß man sie ersetzt: der ganze Satz muß umgebaut werden. Aber die Mühe lohnt sich in jedem Fall.

Schriftleitung

„Zu den edelsten Werten, deren Pflege uns am Herzen liegen muß, gehört unsere Muttersprache, auf deren Wohlklang, Kraft und Biegsamkeit wir stolz sein können. Dabei sei zugleich auch der deutschen Schrift gedacht, die ihren unbedingten Vorrang vor der lateinischen niemals verlieren darf.“

Reichsminister des Innern Dr. Frick

auf der Zusammenkunft der Unterrichtsminister
der deutschen Länder am 9. 5. 1933

Die deutsche Schrift muß Volksgut bleiben

Don Karl Rüse, Göttingen, Volkswirt, Vorsitz der Deutschen Schriftbundes

Alle Deutschen, die, ihres Volkstums eingedenk, an unserer Muttersprache hängen und dem hörbaren deutschen Worte seine Reinheit bewahrt sehen wollen, werden dieselbe Anhänglichkeit auch dem sichtbaren deutschen Worte, das heißt der deutschen Schrift entgegenbringen. Die deutsche Sprache und die deutsche Schrift gehören unzertrennlich zusammen und bilden vereint ein heiliges Wahrzeichen unserer Deutschheit. Unser großer Dichter und Denker Goethe erblickte in der deutschen Schrift eine Offenbarung deutschen Gemütes. Die germanische seelische Veranlagung äußert sich wie in der Ausdrucksfülle unserer Sprache auch in der reichen Formgebung der deutschen Buchstaben mit ihrer gebrochenen und verästelten Gestaltung, ihren frei nach außen strebenden Ansätzen, Ecken und Häkchen. Demselben germanischen Wesenszuge begegnen wir in den erhabenen gotischen Bauten, was Goethe so treffend ausspricht, indem er die gotische Baukunst mit der Gestalt unserer deutschen Buchstaben in Verbindung bringt. Sind also die gotischen Bauten ein unbestritten erhabener Ausdruck germanischen Schöpferfinnes, so sind es auch unsere deutschen Schriftzeichen.

Die innige Verbundenheit von Sprache und Schrift und die Bedeutung der deutschen Schrift für das deutsche Sprachgefühl und Sprachgewissen hat Luther scharfsinnig in den Satz gekleidet: „Die lateinischen Buchstaben hindern uns über die Maßen sehr, gut Deutsch zu reden.“ Die deutsche Seele hat geradezu sehnlichst um ein sichtbares Ausdrucksmittel gerungen, das der deutschen Muttersprache angepaßt ist, und hat die deutsche Bruchschrift im Verlaufe eines Jahrtausends immer weiter ausgebildet. Unter der tatkräftigen Mitwirkung Albrecht Dürers hatte die deutsche Schrift, besonders die Druckschrift, schon um 1500 eine hohe künstlerische Vollendung erreicht. Unzählige der deutschen Geistesgrößen haben sich der deutschen Bruchschrift ausschließlich bedient, sehr viele leidenschaftlich an ihr gehangen, darunter Goethe und Kant, Luther und Bismarck. Die ausgesprochene Eigenart unserer deutschen Muttersprache verlangt nach einem ihr angepaßten Kleide, nach ihr angemessenen Schriftzeichen. Unsere deutsche Bruchschrift mit ihren edlen und reichen Formen, die uns ausdrucksvolle Wortbilder ergibt, erfüllt dieses Erfordernis in vollkommener Weise und mit hoher künstlerischer Gestaltungsraft. Es ist nur nötig, einige in deutscher und in lateinischer Schrift dargestellte Sätze nebeneinander zu stellen und unbefangen miteinander zu vergleichen, um sofort die Überlegenheit der reich gegliederten, warmen deutschen Druckschrift über die eintönige, kalte lateinische zu erkennen.

Ganz unzweifelhaft stellt die deutsche Schrift, die man neben der deutschen Muttersprache

getroßt als deutsche Mutterschrift bezeichnen darf, ein hehres deutsches Volksgut und ein heiliges Vermächtnis unserer Ahnen dar.

Und man darf gewiß sein, daß irgendein Volk, falls es eine eigene Schrift von der edlen Formensönheit der deutschen Bruchschrift besäße, ein solches Wahrzeichen seiner Eigenart herzlich lieben und gegen alle Angriffe verteidigen würde. Es ist wahrlich beschämend für uns Deutsche, daß wir uns zu diesen selbst- und artbewußten Völkern nicht zählen dürfen. Innerhalb unseres Volkes sind sogar Kräfte am Werke, die den Wert unserer angestammten Mutterschrift verkennen und ihr das Grab zu schaufeln trachten. Gelänge solch frebles Beginnen, so würde unserem Volkstum damit ein unersehlicher Verlust zugefügt.

Die Einwände, die gegen unsere deutsche Schrift zugunsten der uns wesenfremden welschen Schrift erhoben werden, sind leicht zu widerlegende Scheingründe. Zumeist läuft die Behauptung, der Ausländer nehme an der deutschen Schrift Anstoß oder könne sie nicht lesen. Zahlreiche Versuche unter allen Völkern der Welt haben jedoch dargetan, daß jeder Ausländer die deutschen Druckzeichen ohne Schwierigkeit liest. Dies wird im übrigen unanfechtbar dadurch erhärtet, daß ausländische Zeitungen und Zeitschriften im Kopfdruck, in Überschriften und im Anzeigenteil vielfach die Buchstaben der deutschen Druckschrift anwenden, wenn eine besondere Hervorhebung und Wirkung erzielt werden soll. Der Verfasser dieser Zeilen war viel im Auslande und kennt dort die Verhältnisse genau. Es ist ihm im Verlaufe eines Menschenalters nicht ein einziges Mal vorgekommen, daß deutsch sprechende Ausländer Bücher oder andere Drucksachen in deutscher Schrift beanstandet oder abg. lehnt hätten; wohl aber ist ihm oft der Wunsch nach deutschen Büchern in deutscher Schrift ausgesprochen worden. Es möge noch hinzugefügt werden, daß ausländischen Sägern, die niemals zuvor mit deutscher Schrift zu tun hatten, die Anfertigung von Satz nach deutschschriftigen Vorlagen und in deutschen Schriftzeichen leicht und anstandslos gelang. Es ist durch das Zeugnis vieler hervorragender Sachkenner einwandfrei nachgewiesen, daß deutsche Druckschrift der Verbreitung deutschsprachiger Bücher in der Fremde nicht nur nicht abträglich, sondern sogar förderlich ist. An dieser Tatsache ändert das Verhalten einzelner deutschfeindlicher Ausländer, die alles Deutsche grundsätzlich bekämpfen, nicht das geringste, darf uns daher auch nicht beirren, muß uns vielmehr im treuen Festhalten an unserer deutschen Schrift bestärken. Ausländer, die nicht deutsch sprechen oder verstehen, kaufen natürlich in der Regel deutschsprachige Bücher überhaupt nicht, seien sie nun in deutschen oder welschen Schriftzeichen gedruckt. Diejenigen der deutschen Sprache mächtigen Ausländer, die uns gut gesinnt sind und fast allein die Käuferschicht für deutschsprachige Bücher stellen, bevorzugen durchweg die deutsche Druckschrift, wofür unzählige Belege vorliegen. Deswegen erheischt es neben der Wahrung deutscher Würde und Art auch sogar der geschäftliche Vorteil, deutschsprachige Bücher, auf deren Absatz im Auslande gerechnet wird, in deutscher Bruchschrift zu drucken. Dies ist allgemein zutreffend, rein wissenschaftliche Bücher nicht ausgenommen. Erst kürzlich haben chinesische und japanische Gelehrte auf eine Anfrage hin die hündige Erklärung abgegeben, deutsche Bücher seien ihnen in deutscher Schrift am liebsten, wobei sie noch hinzufügten, sie verstünden es überhaupt nicht, weshalb die deutschen Schriftsteller nicht alle ihre Bücher in der schönen ausdrucksvollen deutschen Schrift drucken ließen.

Ein weiterer Einwand lautet, unsere Kinder würden überlastet durch das Erlernen zweier Schriftarten. Daß solche Befürchtung unbegründet ist, können zunächst alle erwachsenen Deutschen, die deutsche und welsche Schriftzeichen haben lernen müssen, aus eigener Erfahrung heraus widerlegen. Beide Schriftarten stimmen in den Grundzügen überein, weswegen die Kinder mit Leichtigkeit von der einen zur anderen übergehen. Der Vorzug jedoch der leichteren Beherrschung durch die Hand und der müheloseren Erfassung durch das Auge ist unbedingt auf Seiten der deutschen Schriftzüge. Wer die deutsche Schrift schreiben und lesen kann, eignet sich im Bedarfsfalle die Lateinschrift ganz von selbst an und könnte bei

besonderen Beziehungen zum Auslande leicht auf Fachschulen die Vollkommenheit sich eringen. Übrigens ist es bezeichnend für die deutsche Schwäche gegen alles Fremde, daß bei dem doch wohl nicht unbedingt nötigen Erlernen der äußerst schwierigen und einer toten Sprache angehörenden griechischen Schriftzeichen auf den höheren Schulen nicht an die damit verbundene Überlastung der betreffenden Schüler gedacht wird. Dies ist auch nicht der Fall in betreff der fremden Sprachen überhaupt, die Millionen deutscher Kinder in den meisten Fällen zwecklos lernen müssen, leider noch dazu auf Kosten der eigenen Muttersprache. Das Deutschtum kommt eben in Deutschland dem Fremden gegenüber meist zu kurz.

Des weiteren ist zu betonen, daß die deutsche Sprache und die deutsche Schrift vereint ein Band der Einigkeit um alle Deutschen schlingen. Beide sind fast die einzigen Bänder und Pfänder, die unsere Volksgenossen in den geraubten Gebieten noch mit uns verknüpfen. Gerade unsere deutschen Brüder jenseits der zwangsmäßigen Grenzen würden es nicht verstehen und sich im Kampfe um die Erhaltung ihrer Deutschheit verlassen fühlen, wenn wir die deutsche Schrift nicht hoch hielten. Es ist kein Zufall, daß unsere deutschen Volksgenossen im alten Österreich mit ganz besonderer Liebe an der deutschen Schrift hängen, so daß diese dort eine treuere Heimstatt und größere Verbreitung hat als im Reiche selbst. Man erblickt in ihr mit Recht das zuverlässigste, weil täglich und überall mahnend in die Augen springende Glied in der Kette der deutschen geistigen Verbundenheit.

Welche dunklen Mächte gegen die deutsche Schrift am Werke sind, hat sich aus Anlaß der hochgemuten Verfügung des früheren Reichspostministers zur Pflege der deutschen Schrift offenbart. Die gesamte undeutsch und weltbürgerlich eingestellte Presse wütete in der schroffsten und geradezu deutschfeindlich anmutenden Weise gegen diesen Erlaß einer deutschen Behörde, die damit doch nur ihre Pflicht gegen das deutsche Volkstum erfüllte. Das empörende Vorkommnis hatte aber das eine Gute, daß es die wahre undeutsche Gesinnung jener widervölkischen Kreise verriet und bewies, daß die deutsche Schrift von ihnen in Übereinstimmung mit unseren äußeren Feinden als ein wichtiges deutsches Volksgut angesehen wird, das der Entdeutschung unseres Volkes im Wege steht. Diese Zusammenhänge sollten unseren Lateinschriftlern die Augen öffnen und ihnen zeigen, daß sie sich nicht in sehr empfehlenswerter Gesellschaft befinden. Dies sei auch vielen Angehörigen der gelehrten Berufe, besonders den Humanisten, zu Gemüte geführt, die die Lateinschrift ausschließlich verwenden.

Wie sehr unsere deutsche Schrift als Wahrzeichen deutscher Wesensart und damit als größtes Hemmnis der erstrebten Verwelschung vom Auslande angesehen wird, geht daraus hervor, daß man in den uns entrissenen Gebieten vor allen Dingen die deutsche Schrift auszurotten trachtet und sie in der Öffentlichkeit verbietet. Auch dies sollte unseren Lateinschriftlern zu denken geben. Italienische Blätter haben es offen ausgesprochen, man dürfe in Südtirol die deutsche Schrift nicht mehr dulden, denn sie sei ein wesentlicher Bestandteil der deutschen Sprache und somit des Deutschtums. In der Tschechei sucht man mit allen Mitteln die deutsche Sprache zu verdrängen, doch will es nicht recht gelingen. Bei der deutschen Schrift ist man erfolgreicher, indem man mit Verboten unter der Begründung arbeitet, daß nicht einmal die amtliche deutsche Öffentlichkeit für die deutsche Schrift eintrete und damit zu dem Schlusse berechtige, die deutsche Schrift sei kein wesentlicher Bestandteil der deutschen Sprache. Wir sehen an diesen bezeichnenden Beispielen, daß die deutsche Laueheit gegenüber unserer schönen eigenen Schrift die Beiden unserer deutschen Brüder in den abgetrennten Landesteilen vermehrt und ihre Widerstandskraft schwächt.

Der letzte und entscheidendste Grund einer nachdrücklichen Fürsorge für die deutsche Schrift ist die schmerzliche und beschämende Tatsache, daß unser herrliches Volksgut, die deutsche Schrift, in unmittelbarer Lebensgefahr steht, weil ihre Anwendung in erschreckender Weise zurückgeht. Wenn diesem Verhängnis nicht Einhalt geboten wird, dann ist unsere

deutsche Schrift in absehbarer Zeit zum Absterben verurteilt. Dies würde eine innere und äußere Verarmung unserer gewiß schon genugsam bedrohten Deutschheit bedeuten, die niemals wieder gut zu machen wäre. Man sollte meinen, daß dieses einem kostbaren Vermächtnis unserer Vorfahren drohende Schicksal jedem Deutschen zu Herzen gehen und ihn zu entschlossener Verteidigung auf die Wälle rufen müßte. Verlieren wir uns nicht in unfruchtbare Streitereien über Einzelheiten ihrer Herkunft und Entstehung. Denn es steht unzweifelhaft geschichtswissenschaftlich fest, daß sie eigengeseglich aus germanischer Wesensart und Formgebung emporgewachsen ist. Freuen wir uns vielmehr über ihren Besitz als eines Ausflusses deutscher Gemütsiefe und laden wir nicht den Fluch unserer Nachkommen auf uns, der uns sicher trafe, wenn wir das heilige Erbe der Ahnen verlorengehen ließen. Die deutsche Schriftfrage ist keine Angelegenheit des Verstandes, sondern des Gemütes, zugleich aber auch eine solche der Gewissenhaftigkeit und des Verantwortungsgefühls für deutsche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Treue wird von uns Deutschen als Wesenszug germanischer Lebensauffassung in Anspruch genommen. Verleugnen wir diese Treue nicht gegenüber der deutschen Schrift. Unser Volk hat ein Recht darauf, daß ihm seine deutsche Mutterschrift erhalten bleibt.

Der Pyrmonter Opferbrunnen¹⁾

Von Wilhelm Teudt

Mit einer Gewißheit, die überhaupt nicht überboten werden kann, stehen wir an der Pyrmonter Quelle auf altgermanisch geheiligtem Boden, wo unsere Stammväter und Stammütter nach der Weise ihrer Zeit und ihres Glaubens der Gottheit gedient und Gaben geopfert haben. Es ist eine einzigartige Gunst der Umstände, daß uns der Quellenfund als vollgültiger Beweis dafür in solcher Geschlossenheit und trefflicher Erhaltung überkommen ist.

Sehen wir uns in dieser kerndeutschen Gegend um. Hier saß vor 2000 Jahren der alte tapfere Cheruskerstamm, der Vorkämpfer der germanischen Freiheit! Mit höchster Wahrscheinlichkeit war Lügde, einst Linhibi juxta Skidrioburg, der Hauptverwaltungsort des cherusischen Wesergaues. Darum ist Karl der Große, der Westfrankenkönig, im Jahre 784 hierher gekommen und hat hier die erste Kirche des Gaues gegründet. Wenn in Lügde ein der Zeit entsprechend großer und vornehmer Edelhof gewesen ist — vielleicht da, wo nachher das Kloster entstand, dann hat Karl auch hier gewohnt. Denn Karl war wohl in bezug auf Getränke ein mäßiger Mann, aber im übrigen mochte er die Freuden und Genüsse des irdischen Lebens in keiner Weise entbehren. Er hat hier das Weihnachtsfest verlebt und sich sicherlich nicht mit dem Lagerleben oder mit schlichter Wohnung begnügt. Gegebenenfalls kommt deswegen auch der bei der „Skidrioburg“ gelegene Edelhof, der vielleicht einst das Allod Amins des Cheruskers gewesen ist, jetzt staatliche Domäne, als Wohnung Karls in Betracht. Zu diesem Herrensitz gehörten dann die drei in ihren Trümmern noch deutlich erhaltenen Burgen: 1. Altschieder (Skidrioburg) als Feste für die Gefolgschaft des Fürsten, auf dem sich auch das Ortsheiligtum befand und deswegen später eine christliche Kirche nebst zugehörigen Häusern erstand; dafür als Ortungsmal, Warte- und Signalstation ein Vorgänger des jetzigen Aussichtsturms auf dem Kalenberg. 2. Das Lager in Sietholz, Römerlager genannt, vielleicht um deswillen, weil sich einmal die Römer, als sie hier durchzogen, des Platzes bedient haben, aber nicht, weil sie es ge-

schaffen haben. 3. Die Herlingsburg als große Volksburg, als Heiligtum, Thingplatz und Festplatz mindestens dreier umliegender Bezirke, wie die wunderbare Grenzgestaltung mit Gebietschlauch bis in die Burg zeigt, worüber später zu reden sein wird. Es ist eine üble Verirrung der Wissenschaft, wenn sie auf alle auf dem Gipfel eines Berges liegende Burgen gedankenlos den Namen „Fluchburg“ anwendet, der für Burgen in germanischer Zeit überhaupt nicht paßt. Auch hierüber und über die Entstehungszeiten der Burgen werde ich mich auf der Herlingsburg äußern.

Die Pyrmonter Quelle ist eins der wertvollsten Denkmäler germanischer Altertumsfunde. Über den Quelledienst unserer Vorfahren gibt es in der Wissenschaft keine Meinungsverschiedenheit.

Überall in ganz Germanien gab es heilige Quellen, weil man in ihnen die geheimnisvolle, lebenbringende Schöpferkraft sah und verehrte. Sie verbanden die Oberwelt mit der Unterwelt. In neuester Zeit haben Herr Meier-Böke, Hohenhausen, der uns im vorigen Jahre zum Hainberge führte, und Oberförster Schölzel, Danzig-Langfuhr, mit reichem Erfolge die bemerkenswerten Quellen ihrer Gegend herausgefunden und untersucht. An alle 48 erwähnten Quellen knüpft der Volksmund besondere Eigenschaften und Sagen. Bei einem Vergleich stellt sich heraus, daß Meier-Böke von einer Heilkraft der Quellen nicht redet. Es scheint, daß hier im nüchterneren Niedersachsen unsere Vorfahren nur die Quellen als heilkräftig angesehen haben, die dauernd als solche anerkannt wurden, wie es überhaupt keinem Zweifel unterliegt, daß eine ganze Anzahl der jetzigen berühmten Heilbäder, z. B. Wildungen, Wiesbaden, Wildbad usw. unseren Alten bereits bekanntgewesen sind. Die von Schölzel erwähnten Quellen im östlicheren Deutschland sind dagegen nahezu sämtlich einst als heilkräftig angesehen, und zwar fast alle für Augenleiden. Aber sie haben im Glauben des Volkes ihre Heilkraft verloren, fast immer dadurch, daß sie durch ein Pferd oder einen Hund entweiht wurden. Das ist ein offenkundiger Beweis dafür, daß es sich um eine Satanisierung, d. h. um einen Berruf im Mittelalter handelt. Beschuldigt wurde das Pferd, welches vorher als heilig galt und dann unheilig sein sollte (Verbot des Genusses von Pferdefleisch, der Pferdefuß als Teufelszeichen). Auch der Hund muß oft ein Satanstier sein.

Es gibt ziemlich viele Quellen, die ihren Berruf noch heute dadurch zeigen, daß Vorübergehende hineinspucken sollen, oder daß sie einen Namen tragen, der eine üble Verunreinigung bedeutet. Viel häufiger aber ist es, daß noch heute die Quelle, der Brunnen oder Teich, der in der Nähe einer Ortschaft liegt, das Leben der kleinen Kinder bringt, oder daß diese in ihm wenigstens gebadet werden sollen. Es ist erklärlich, daß die Quellen dann überhaupt als Seelenaufenthaltssorte und Mittel zur Verjüngung galten (Abb. 1).

Die Quellen wurden, wie alle anderen dem Menschen wichtigen Naturerscheinungen, von unseren Vorfahren als Einzelwesen aufgefaßt. Man wollte sich ihren Segen durch Gebet und durch Opfer verschaffen. Das zeigen die Weihgaben. Aber wir dürfen es kaum dem primitivsten Denken der niedrigsten Völkerrassen und auch nicht der breiten Masse in christlichen Völkern, die heute noch solche Botivgaben darbringt, — am wenigsten aber unseren germanischen Vorfahren nach alledem, was wir von ihnen wissen, zutrauen, daß sie mit diesen Gaben und überhaupt mit allen Opfern den Göttern oder Geistern einen Dienst tun wollten, den diese Götter oder Geister selbst zu ihrem eigenen Nutzen gebrauchten oder haben wollten — das ist wohl zu allen Zeiten ein Priesterschwindel gewesen und als solcher dann stets aufgedeckt worden. Es ist ein Bedürfnis der menschlichen Seele, ihren Empfindungen einen Ausdruck zu geben. Heutzutage wirft man wohl dem teuren Verstorbenen einen Blumenstrauß ins offene Grab. Auch die Totenbeilagen in germanischen Gräbern, Waffen, Gebrauchsgeräte, auch Speisen, werden wir in erster Linie als Liebeserweise und letzte Verehrung anzusehen haben.

Ursprünglich sind alle germanischen Opfer und Weihgaben als Gedächtnis- und Frö-

¹⁾ Vortrag auf der Pyrmonter Tagung der „Freunde germanischer Vorgeschichte“ am 7. Juni 1933.

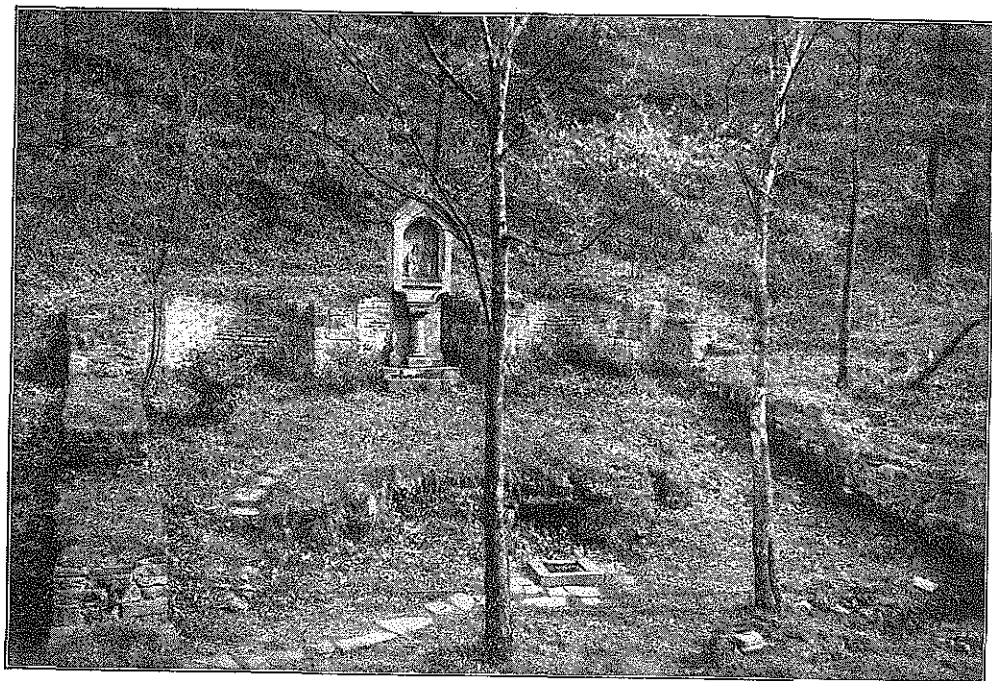


Abb. 1. Heilige Quelle bei Werden a./M. Sie ist umgeben von den Resten der einst darüber gebauten Klemenskirche. Noch jetzt pflegen Kinder, die sich ein Brüderchen oder Schwesterchen wünschen, ein Zuckerrüß oder dgl. mehr in die Quelle zu werfen.

migleitszeugnisse entstanden und wahrscheinlich erst in späterer Zeit mit dem Lohngedanken, der in seiner schroffen Ausprägung ein orientalisches und mittelmeerisches Gewächs ist, durchsetzt. So werden wir auch die Weihgaben der Pyrmonter Quelle als Frömmigkeitszeugnisse aufzufassen haben, die als Dank für eine bereits empfangene Segnung gelten sollten.

Davon, daß die Weihgaben hauptsächlich in der spätgermanischen Zeit, also zwischen 400 und 800 n. Chr. dargebracht worden sind, legen die Weihgaben selbst Zeugnis ab. Vier römische Münzen sind aus der römischen Kaiserzeit Mark Aurels, Domizians und Caracallas. In den Mittelmeerländern gab man als Quellenopfer fast ausschließlich Goldstücke. Geprägte germanische Münzen gab es bis tief ins Mittelalter nicht. Das beruht natürlich nicht auf einem Mangel des technischen Könnens, denn schon tausend Jahre früher hat man in Germanien die wunderbarsten künstlerischen Metallarbeiten mit allen dazugehörigen Hilfsmitteln des Gießens, Prägens usw. hergestellt. Aber grundsätzlich scheint man nur notgedrungen um des Handels willen fremdes geprägtes Geld geduldet zu haben, hauptsächlich infolge des konservativen Sinnes, der von dem gewohnten Tauschhandel nicht lassen wollte, teils aber auch wohl aus bewusster Sorge vor den moralischen Wirkungen der Geldwirtschaft; diese Sorge erkannte auch Herodot als berechtigt an und nennt als Beispiel die Lakédaemonier, die ihre Vorherrschaft verloren, als sie das Geld lieb gewannen. Im letzten Grunde ist es ja jetzt — zweitausend Jahre später — soweit gekommen, daß die Wohlfahrt der modernen Völker durch die internationale Geldwirtschaft zugrunde gerichtet wird.

Zu der Zeit, als die Pyrmonter Weihgaben im Schwunge waren, hatten wahrscheinlich die Mantelspangen (Fibeln), die sich in einer Zahl von mehreren Hunderten in der Pyrmonter Quelle gefunden haben, zugleich den Charakter eines üblichen Tauschmittels.

Sie eigneten sich vorzüglich, weil ihnen ein allgemeiner Bedarfwert und zugleich ein Kunstwert zukam, ebenso wie den Ringen. Die gleiche Schlußfolgerung ergibt sich auch aus dem einzigen großen, mit dem Pyrmonter vergleichbaren, Quellenfund in Dux in Böhmen. Unter 1200 Fundstücken waren 400 Fibeln und 600 Ringe. Auf unserem Bilde (Abb. 2) ist die kleinste Fibel ein Beispiel für die 121 ähnlichen Stücke, die sich in Pyrmont befinden; wie die abgegebenen beschaffen waren, konnte man mir nicht mitteilen.

Abgesehen von den drei römischen Münzen sind sämtliche gefundenen Gegenstände als germanischen Ursprungs anzusehen. Bis zum Friedewalder Goldfunde glaubte man, sämtliche kunstgewerblichen Gegenstände, die in Germanien gefunden wurden, je schöner sie waren, um so mehr als Einfuhr vom Auslande, von Römern, Etruskern, Phöniziern, Griechen usw. erklären zu müssen. Wenn das nicht passen wollte, wurden sie als keltisch angesehen. Da fand man in Friedewalde eine Goldschmiede mit Tiegeln, Werkzeugen, Rohstoffen und Halbfabrikaten, also den unwiderleglichen Beweis für die Bodenständigkeit der Feinschmiedekunst auf germanischem Boden.

Wenn man nicht einen überzeugenden Beweis für die Einfuhr aus fremdem Lande führen kann, dann haben wir die wissenschaftliche und die vaterländische Pflicht, die sämtlichen in Germanien gefundenen Erzeugnisse des Handwerks und des Kunstgewerbes auch als germanisch zu bezeichnen. Diesem Grundsatz fügt sich die Wissenschaft allmählich und sämtliche neueren Bücher über germanische Vorzeit, die Bilder haben, zeigen uns die wunderbaren, von Geschick, Geschmack und hoher Kunst zeugenden Werke der alten Zeit bis zurück in die Bronzezeit und jüngste Steinzeit.

Seitdem hat es auch keinen Sinn mehr, von „provinzialrömisch“ zu sprechen, wie es von mehreren unserer Fundstücke noch auf einer Tafel vom Jahre 1928 geschieht, weil ähnliche Stücke zwar nicht in Rom, aber in der gallischen Provinz gefunden sind.

Aber die große, schöne Schöpfkelle, die auf der Tafel „römisch“ heißt, wird jetzt von Jacob-Friesen nicht mehr unbedingt als römisch hingestellt. Nach ihm sind weder die Verzierungen, noch ist die Emailletechnik römisch. Was aber die Form anlangt, so mag es sein, daß ein Urtyp einer solchen Kelle zuerst in Capua aufgetaucht ist. Aber wer weiß, ob nicht noch viel ältere Stücke in Germanien waren, und wer weiß, wo in der Tiefe irgendeiner germanischen Quelle das älteste Stück schlummert? Denn es ist ja nur ein winziger Prozentsatz des Vorhandenen, der gefunden wird, — und alles noch Schlummernde wiederum nur ein winziger Prozentsatz dessen, was einst gewesen ist. So oder so, auf keinen Fall liegt auch nur der geringste Beweis oder Anhaltspunkt vor, daß die Kelle woanders als in Germanien hergestellt wurde.

Ein gerechter Ausgleich für die ideelle Beraubung der germanischen Kultur



Abb. 2. Stücke aus dem Pyrmonter Quellenfunde.

würde eigentlich erst auf die Weise herbeigeführt werden, daß man sich gewöhnte, alle im Auslande, selbst in Rom und Athen, gefundenen Sachen, die ähnlich auch in Germanien vorkommen, zunächst als germanischen Ursprungs angesehen würden! Wir wissen, daß das falsch ist, aber ich sage, daß erst ein solches Verfahren einen Ausgleich herbeiführen würde für das Unrecht, welches man bisher der germanischen Kultur angetan hat. Eben-
sowenig, wie man heute dem deutschen Volke die Originalität absprechen kann — es ist ja vielmehr das größte Erfindervolk —, ebensowenig wird schon auf Grund der Vererbungs-
gesetze dem einstigen germanischen Geiste auf irgendeinem Gebiete die Originalität abgesprochen werden dürfen. Das Entstehen, von dem ohne Zweifel der deutsche Durchschnitts-
mensch bei einem solchen Vorschlage ergriffen würde, wirft ein grelles Schlaglicht darauf, wie wenig wir auch heute noch von vornherein auf eine objektive, unvoreingenommene, ge-
rechte Beurteilung der germanischen Kultur rechnen können. Wir leben in der Zeit der
Umschaltung; auch hier tut Umschaltung not. Lassen Sie uns unermüdlich den Finger auf
die beschämende Empfindungslosigkeit für deutsche Ehrensachen legen, so lange, bis auch
unsere Wissenschaft bis in alle Einzelfälle hinein sich entschließt, mit Vorurteilen und un-
wahren Sachausdrücken aufzuräumen, die zugleich eine Verraubung und Beleidigung der
Kulturehre unserer Vorfahren bedeuten.

Das Pyrmonter Quellenheiligtum ist äußerlich von der modernen Kultur völlig über-
deckt, so daß es uns schwer fällt, an dieser Stelle mit den Empfindungen der Ehrfurcht vor
den heiligen Stätten unserer Vorfahren zu stehen. Aber der greifbare und sichtbare
Quellensund hat dennoch seinen ganz außergewöhnlichen Wert darin, daß er uns beweis-
kräftig zu reden weiß von dem feinen denkerischen, um nicht zu sagen „philosophischen“ Na-
turempfinden unserer Vorfahren, als auch von der tiefen, den Gotteskräften zugewandten
Frömmigkeit und Dankbarkeit und schließlich von dem hohen kunstgewerblichen Können.

Steinzeitliche Gefäße der Schnurzonens- und Bandkeramik aus der Umgebung von Köln

Von Museumsdirektor Dr. C. Rademacher

Im allgemeinen sind wir gewohnt, vorgeschichtliche Tongeschirre in der Hauptsache
daraufhin zu betrachten, ob sie als geschichtliches Zeugnis dienen und uns gleichzeitig
Aufschluß über Kulturkreis, Zeit und völkische Zusammenhänge geben können. Unser Ver-
stand wägt ab und vergleicht.

Die Gefäße aber, die wir hier vor uns haben, erlauben daneben eine andere Einstellung:
das künstlerische Genießen. Sie sind nicht wertvoll in dem Sinne, daß sie aus kostbarem
Rohstoff hergestellt sind; es ist nur Töpferton, aber es entzückt der Schwung im Umriß
und die feine Verteilung der Schmelzlinien. Die Gürtel aus schrägen, gleichlaufenden
Rillen beim Schnurzonensbecher (untere Reihe Mitte) sind in der Waagerechten nicht be-
grenzt, daher wird die schlanke Anmut trotz der Gürtel nicht gestört. Der Eindruck der
Breite, der Standfestigkeit, wie ihn die Form des Glodenbeckers (untere Reihe rechts) un-
mittelbar schon gibt, wird durch die Häufung der waagerechten Rillen verstärkt, durch sie
werden die kurzen Senkrechten sofort wieder aufgefangen, so daß diese ihre Eigenart über-
haupt verlieren und als breite, ringsumlaufende Bänder wirken.

Mit Ausnahme des bandkeramischen Bechers, der einer anderen Kultur angehört, zählen
die fünf anderen Gefäße zur Schnurzonensbecher-Kultur.

Die sächsisch-thüringische Schnurkeramik steht im Zusammenhang mit dem nordischen



Steinzeitliche Gefäße aus dem Städt. Museum für Ur- und Frühgeschichte zu Köln
Obere Reihe (jeweils von links beginnend) a) Glodenbecher aus einem Grabe bei Revelaer (Niederrhein)
b) Reichverzierter bandkeramischer Becher aus einem Grabe des Neuwieder Beckens bei Krefz (steht auf
einem Dreifuß!). c) Zonenbecher aus einem Grabe vom Neuwieder Becken bei Urmig. Untere Reihe
(jeweils von links beginnend) a) Schnurbecher aus einem Grabhügel vom Vorgebirge bei Köln (durch Schnüre,
die in den noch weichen Ton eingedrückt wurden, sind die umlaufenden Linien hergestellt). b) Schnur-
zonenbecher aus einem Flachgrab auf der Heideterrasse bei Altenrath (Wahner Heide). Die zonenartig ange-
ordnete Verzierung der Oberfläche des geschweiften Bechers ist durch parallele Eindrücke hervorgebracht.
c) Glodenbecher aus einem Grabe des Stadtgebietes Köln. Die Verzierung ist ebenfalls in Zonen angeordnet.

Kulturreise. Sie verbreitete sich auch nach Südwesten und gelangte durch die Wetterau
an den Rhein und zwar in seinem ganzen Lauf. Das Neuwieder Becken und auch das Köl-
ner Gebiet bilden Zentren dieser Kultur. Keine Schnurbecher finden sich auf dem Vor-
gebirge bei Köln und auf der Heideterrasse (Wahner Heide). Gegen Ende des Neolithi-
kums sind die entsprechenden Grabhügel errichtet.

Am Rhein traf diese nordische Kultur mit der Glodenbecherkultur zusammen, deren
Ursprung man nach Spanien verlegt. Durch die Berührung dieser Kulturen entstand im
Rheingebiet die sogen. Schnurzoneneramik, die von den Schnurbechern die hohe, schlanke
Form (zweite Reihe Mitte), von den Glodenbechern die Anordnung der Ornamente in
Zonen übernommen hat. Sie beansprucht im Rheingebiet besondere Bedeutung. Der Becher
1. Reihe a) stellt einen Typus dar, welcher in Holland häufiger vorkommt, sie sind stärker
profilierter. In England finden sich die Formen sehr häufig und zwar in der reinen Bronze-
zeit, so daß man an eine Übertragung dieser Kultur vom Rheingebiet nach England gedacht
hat. Am Rhein gehören die Schnurzonengräber dem Ende der Steinzeit an, es sind Hügel-

gräber, auf der Heideterrasse bei Köln mit Holzeinbauten und Hoderbestattung. Große Kreisgräben, zum Teil noch mit Innenkreisgräben, zeichnen diese Gräber aus. Neben Hoderbestattung kommt auch der Leichenbrand vor. In der Schnurzoneneramik erkennt man die ersten Indogermanen im Rheingebiet.

Der kleine Becher (1. Reihe Mitte) ist ein prachtvoller Vertreter des handkeramischen Kulturkreises, und zwar der Spiralmäander-Keramik. Der wichtigste Fundort dieser Keramik ist in Plaidt an der Rette im Neuwieder Becken, wo 1911 durch das Bonner Provinzial-Museum Wohnungen dieser Zeit aufgedeckt wurden, in denen sich zahlreiche Gefäße und Gefäßdecken befanden, so daß seit 1911 von einem Plaidter Typus der Spiral-Keramik geredet wird. Das Grabfeld bei Kreh, unweit Plaidt, hatte dieselben Gefäßformen und Verzierungen bereits 1905 geliefert, allerdings nicht in so reichem Maße. Die Bandkeramiker waren Aderbauer, ihre Haus- und Dorfanlagen sind bekannt. Im Rheinland haben sie eine große Bedeutung.

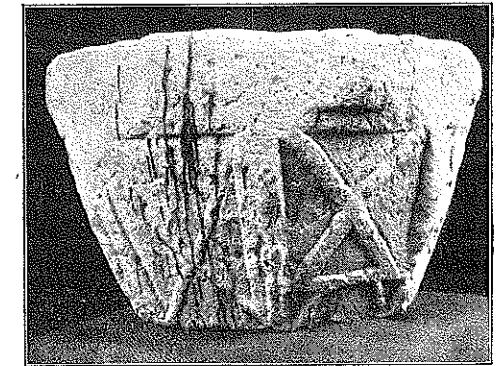
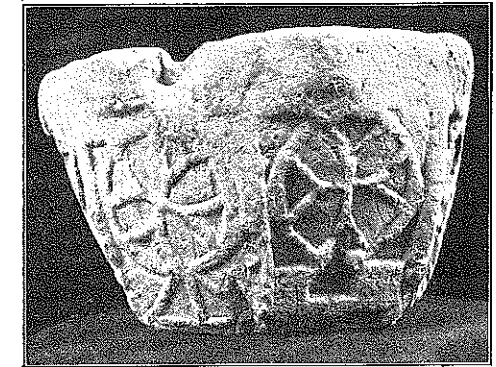
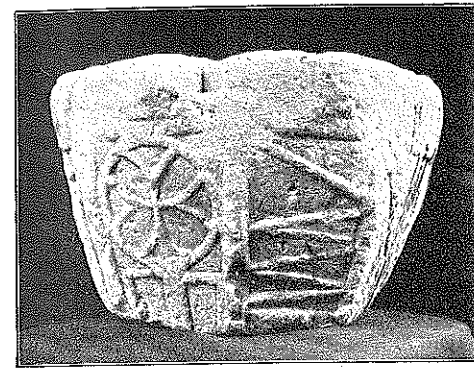
Das steinerne Becken aus Kieflingwalde

Von Rektor i. R. Plüschke, Lauban

Im Jahre 1923 fand der Direktor der Landwirtschaftlichen Schule zu Lauban, Böllmer, auf einem Bausteinhaufen, der am Hofe des Bauerngutsbesizers Richter in Ober-Lichtenau lag, einen rundlich achteckigen Sandsteintrog, der ehemals als Gänse- und Schweinefuttersack gedient hatte und der an seiner Außenseite seltsame Zeichen trug. Der ungefähr 50 cm im Durchmesser messende, 43 cm hohe und ungefähr 75 Pfund schwere Rundtrog wanderte in die Privatwohnung des vorgenannten Herrn, um hier einer Palme als Untersatz zu dienen. Vom Hörensagen wurde ich auf ihn aufmerksam. Durch Vermittelung des Konservators Hoffmann von der Görlitzer Gedlenkhalle kam er — Herr Direktor Böllmer schenkte ihn dem vorgenannten Altertumsinstitut — in die Sammlungen neben andere Altertümer der Oberlausitz.

Festgestellt wurde, daß das seltsame Gefäß mit seinen merkwürdigen Zeichen aus Kieflingwalde, Kreis Görlitz, stammte. Von hier aus hatte es der Vater des gegenwärtigen Besitzers des Richterschen Gutes nach Ober-Lichtenau mitgebracht. Heute sind von dem Steintroge Photographien an namhafte Altertumsforscher gesandt worden, um deren Meinung über die Verwendung, die Herkommen und Bedeutung des Gefäßes einzuholen. Man ist bei dieser Rätsellösung auf allerhand Vermutungen angewiesen. Auf den ersten Blick rät man auf germanische Runenzeichen. Die Annahme ist irrtümlich; denn Runen sind die Zeichen keinesfalls. Daß der merkwürdige Trog etwas Bedeutsames darstellt, darauf weist die Herausmeißelung seiner Figuren aus dem flachausgemeißelten Grunde hin. Die gute Erhaltung der seltsamen Sandsteineichen, deren eine nur eine starke Verwitterung trägt, ist ein Beweis dafür, daß das Steingefäß Jahrhunderte unter Dach und Fach — vielleicht in einem Viehstalle oder auf einem Hausboden — gestanden hat. Dieser Umstand weist auf den vielleicht religiösen Ursprung des Gefäßes hin.

Als die christliche Kirche des Frühmittelalters die germanischen Heiligtümer zerstörte, barg der germanische Bauer seine Hausheiligltümer oder auch die seiner Sippe im Viehstalle. Das haben westdeutsche Funde bewiesen. Platten legte er umgekehrt hin oder mauerte sie in die Wand des Viehstalles ein, um sie danach mit Mörtel zu bewerkeln. Dabei verfolgte er zwei Zwecke: Einmal konnte er unbeobachtet zu jeder Zeit an und zu den alten germanischen Heiligtümern beten, und zweitens schirmten die Bilder der alten Götter noch das Feuerste, was er besaß, sein Vieh. Man hat im Westen Deutschlands



Das steinerne Becken aus Kieflingwalde (Kreis Görlitz)

mannsähnliche Rohfiguren gefunden, die man als dergleichen germanische Götterbilder ansieht und anspricht. Hätte man es mit einem germanischen Heiligtume dieser Art zu tun, so müßten wohl Runenzeichen den Stein zieren. Das ist nicht der Fall. Diese Annahme scheidet demnach aus. Römischen oder orientalischen Ursprungs ist der Stein ebenfalls nicht. Demnach müssen wir seine Entstehung — ich spreche hier lediglich meine persönliche Meinung aus — in eine spätere Zeit verlegen.

Um das Jahr 1000, vielleicht schon vorher, entstanden im Westen Deutschlands und Norden Europas „die Gilden“. Sie waren ursprünglich Zusammenschlüsse ländlich-wohlhabender Grundbesitzer, die teils aus religiösen, teils aus gesellschaftlichen, teils sogar aus rechtlichen Gründen (Schwurgilden) zusammentraten. Noch heute haften den „Schützengilden und Kaufmannsgilden“ eine gewisse Reserviertheit und ein gewisser Wohlstand an. Nicht jedermann wurde in die Gilden aufgenommen. Oft wurde die Aufnahme von einer gewissen Prüfungszeit abhängig gemacht. Bei der Aufnahme wurde der Neuaufzunehmende getauft. Er mußte eine „Wasserweihe“ über sich ergehen lassen. Ob der Steintrog mit seinen rätselhaften Zeichen, deren zwei astrologischer Natur sein können, dieser Wasserweihe als Taufrog, als Taufbecken gedient hat? Unmöglich erscheint mir dies nicht. — Herr Professor Dr. Karger in Leipzig hält den Steintrog für einen alten Taufstein. Bemerkenswert ist ferner, daß eine Zahl der merkwürdigen Steineichen (die man als Sonnenzeichen, Himmelszeichen, als Zeitzeichen: die Darstellung einer Sanduhr ansprechen kann) auf kleinen Untersätzen ruhen.

Ob diese frühmittelalterlichen Gilden, denen etwas Geheimnisvolles anhaftete, besondere

Namen hatten? Ähnlich unseren Vögen? Ob vielleicht die Steinzeichen mit diesen Namen in irgendeiner losen Verbindung standen? Ob diese seltsamen Steinzeichen die „Hausmarken“ der Besitzer waren, die der Gilde angehörten? Auch diese Annahme hat gewisse Wahrscheinlichkeit.

Von einer Seite hat man die Zeichen als Bauhüttenzeichen angesprochen. Dem hätte ich entgegenzuhalten, daß der bei diesen Zeichen stets wiederkehrende „Zirkel“ fehlt. — Um die Handzeichen einzelner Baumeister kann es sich ebenfalls nicht handeln. Dagegen spricht die Vielfaltigkeit der Zeichen (sechs, davon drei in Wiederholung).

Wir stehen vor einem noch ungelösten Rätsel des Frühmittelalters. Meine Meinung ist eine unmaßgebliche Vermutung. Ein Rätselraten. Die Möglichkeit, daß auch anderswo und anderwärts an alten Bauwerken ähnliche Zeichen auftreten, ist nicht von der Hand zu weisen. Flutete doch die große Siedlerwelle, die das Lichtenauer-Rieslingswalder Sandsteingefäß aller Wahrscheinlichkeit in unsere Gegend mitgebracht hat, auch über das Vorland des gesamten Her- und Riesengebirges hart bis an den Fuß der schlesischen Sudeten.

Der Zobtenberg als Dandalenheiligtum Sonnenwendfest und Zwillingskult

(Schluß aus Heft 6, S. 178.)

Dr. phil. Otto Huth

Daß Griechen wie Römer öfters germanische Völker als „Kelten“ bezeichneten, ist eine bekannte Tatsache. Es wäre noch daran zu denken, daß die Peter- und Paul-Kirche in Antwerpen (gegründet etwa um 600) vielleicht ebenso wie die Peter-Paulkirche in Neapel an die Stelle einer Kultstätte der Dioskuren (bzw. Athen) gebaut wurde. In Neapel wurden die Dioskuren vor allem als Nothelfer zur See verehrt und ebenso nachher die Heiligen Petrus und Paulus. Dasselbe kann man für den friesischen Kult der Athen in Antwerpen annehmen. Es ist auffällig, daß in deutschen Fassungen des Zwillingsbrüdermährchens diese mehrmals die Namen Peter und Paul oder gar „Wasserpeter und Wasserpaul“ tragen (siehe Volke-Polivka, „Anmerkungen“ zu Grimm, Nr. 60). Diese blonden Zwillingsbrüder sind immer, wenn auch in den einzelnen Märchenvarianten in verschiedener Weise, als Söhne des Wassermanns, also ursprünglich einer Wassergottheit, gekennzeichnet. Die göttlichen Zwillinge haben schon in urindogermanischer Zeit eine sehr enge Beziehung zum Wasser (das Roß ist uraltes Wassersymbol). Die Aethiope heißen „Söhne des Meeres“ und erscheinen vom Meere her. Diodor sagt in der angeführten Stelle, die meeranwohnenden „Kelten“ hätten eine alte Überlieferung von einer Erscheinung der „Dioskuren“ aus dem Meere (vermutlich in Roß- oder Schwangestalt)! Diese enge Beziehung der Dioskuren zum Wasser bestätigt übrigens ihre Verbundenheit mit dem Feuer: beide Elemente, Wasser und Feuer, galten als polar zueinander gehörig und Wasser- und Feuerkult waren engst verknüpft (L. v. Schroeder, *Altsächsische Religion* II, 241 ff.). Sind die Heiligen Peter und Paul an Stelle der germanischen (wie griechisch-römischen) „Dioskuren“ getreten, so erklärt sich auch die in manchen Gegenden übliche Verlegung des Mittsommerfeuers vom Johannistag auf den Peter- und Paulstag (29. Juni).

Wir erwähnten, daß die Vandalen den Nordseegermanen zuzurechnen sind, bei denen wir die Schwanengiebel und übrigens noch weitere Denkmäler mit dem Schwansymbol finden, so daß Herman Wirth den Schwan als ingävonisches Stammeszeichen anspricht. In diesem

Zusammenhang möchte ich die Frage stellen, ob folgende merkwürdige Stelle im „Ingo“ Gustav Freytags auf geschichtlicher Überlieferung oder auf dichterischer Phantasie beruht. Es wird erwähnt, daß drei Schwungfedern des Wilden Schwans das Stammeszeichen der Vandalen seien und der Vandalenfürst Ingo gibt dafür folgende Erklärung: „Im Federgewand des Schwans flog einst Schwanhild, die Jungfrau meines Geschlechtes, über die Männererde, seitdem sind die letzten Schwungfedern des Schwans das heilige Zeichen, welches die Männer und Frauen meines Stammes an Helm oder Stirnbinde tragen, wenn sie sich festlich schmücken. Dem lebenden Vogel suchen wir die Federn zu rauben, denn einen Schwan zu töten ist meinem Volke Frevel.“ Wenn diese Stelle bei Freytag auf keine Überlieferung zu stützen ist, dann haben wir es vielleicht mit einem Hellbild des Dichters zu tun; denn daß wie in Hellas auch in Germanien und insbesondere bei den altherverehrenden Vandalen der Mythos von der Schwangeburt der Dioskuren (bzw. der Athen der Dioskurenfürsten) bekannt war, ist heute ein naheliegender Schluß.

Bei großen Dichtern — zu denen Freytag allerdings nicht zu zählen ist — finden wir häufig erstaunliche Übereinstimmungen mit verschollenen Mythen. Echte Dichtung ist wie der Mythos Symbolsprache; beide entstammen derselben Wurzel, dem bildernden Überschwang der Seele. Wenn es heute noch gelingen sollte, die Fäden wieder zu knüpfen zu dem „verlorenen Mythos“, so hätten wir es dem Dichter zu danken. Dioskurendichtungen gibt es im deutschen Schrifttum mehrere; genannt seien Jean Pauls Flegelfahre, Hölderlins Hyperion und Werner Deubels Götter in Wolken. Davon für uns am wichtigsten ist die Dichtung Jean Pauls, die man mit Recht ein „letztes Kapitel germanischer Mythologie“ genannt hat. Sie stellt dar die Geschichte der Zwillingsbrüder Walt und Vult (lies: Wult), deren Namen in ähnlichem Ablaut zueinander stehen wie die der römischen Zwillinge Remus und Romulus und selbst somit bereits symbolisch sind: Walt ist der blonde Sonnenjüngling, der göttliche Polydeukes (d. i. Polydeutes, „der hell Leuchtende“), Vult der Dunkle, der Sterbliche und Többringende. In der Volkssprache bereits werden Zorn, Leidenschaft, Liebe, Teilnahme, Freundschaft, Sympathie einem Urwissen gemäß mit Beiwörtern, die vom Wilde des Feuers hergenommen sind, verknüpft. Wir sprechen von warmer Anteilnahme, heißer Leidenschaft, glühender Liebe, flammendem Zorn, leuchtendem Liebesblick. Der Dichter vollends spricht vom „brüderlichen Feuerherz“, vom Anzünden des Feuers der Bruderflammen (Jean Paul: „Die vertrauende, unbefangene Bruderseele (Walts) . . . (hatte) in seiner (Vults) Brust, aus welcher die Winde der Reisen eine Liebeskohle nach der anderen verweht hatten, ein neues Feuer der Bruderflammen angezündet, welche frei und hoch ausschlugen ohne das kleinste Hindernis“). Die Besinnung auf die „Metaphern“ der Sprache vermag mitten in die Metaphysik des Heidentums zu führen und ist geeignet wie nichts sonst, uns den Sinn jener uralten Feuerkultbräuche zu erschließen. Nach urnordischem Glauben brennt im innersten Kreise der Welt das ewige Feuer, das verlöschend sich neu gebiert. Es ist Sinnbild der welterschaffenden Liebe (griech. Eros kosmogonos), deren Symbol hinwiederum die Dioskuren sind, da „der sympathetische Schauer stärker, reiner und tiefer zu walten pflegt zwischen Wesen desselben Geschlechts als der verschiedenen“ (Ludwig Klages, „Vom kosmogonischen Eros“). Das Mittwinterfest, der Todes- und Geburtstag der Sonne, an dem die Zwillinge unter dem Klang der beiden Luren das neue Feuer aus dem Holze drehten, war nach altem Glauben die Erneuerung des Weltbeginns, der Schöpfung. Noch einmal möge das offenbarende Wort des Dichters unsere Befunde bestätigen.

Walt erzählt Vult seinen Traum: „Zwei Sonnen . . . gingen auf — es waren nur zwei leise Töne, zwei aneinander sterbende und erwachende; sie tönten vielleicht: ‚Du und ich‘; zwei heilige, aber furchtbare, fast aus der tiefsten Brust der Ewigkeit gezogene Laute, als sage sich Gott das erste Wort und antworte sich das erste. Der Sterbliche durfte sie nicht hören, ohne zu sterben.“

Pollux und Kastor, — wechselnd Glühn und Bleichen,
Des einen Licht geraubt dem andern nur,
Und doch der allerfrömmsten Treue Zeichen. —
So reiche mir die Hand, mein Dioskur!
Und mag erneuern sich die holde Mythe,
Wo überm Helm die Zwillingssflamme glühte.

Die Fundgrube

Steinmehzeichen, Haus- und Hofmarken und Verwandtes. Verschiedentlich sind wir gebeten worden, Veröffentlichungen über Steinmehzeichen und Hausmarken nachzuweisen. Wir entsprechen diesen Wünschen zunächst dadurch, daß wir die einschlägigen Angaben wiederholen, die Heydenreich in seinem Handbuche I, S. 223 gemacht hat (E. Heydenreich, Handbuch der praktischen Genealogie, 2 Bde., Verlag H. A. L. Degener, Leipzig 1913. 2. Aufl.).

Leopold Beder, Über die Salzburger Haus- u. Hofmarken (mit 8 Tfln.). Mitteilungen d. Gesellschaft f. Salzburger Landeskunde, 41. Bd., 1901, S. 197 ff. —

Sammlung v. Hausmarken auf d. Grabsteinen zu St. Rochus u. zu St. Johannes zu Nürnberg. Anzeiger f. Kunde d. deutsch. Vorzeit. 1863.

Knothe, Die Hausmarken in der Oberlausitz. Neues Lausitzer Magazin. LXX (1894), S. 1 ff. —

Conrad, Georg, Über Hofmarken im R. Preuß.-Holland (SA, Königsberg 1890).

Conrad, L., Nassauische Hausmarken, Annalen des Vereins für Nassauische Altertums- u. Gesch. 33, 34.

Friedlaender, E., Westfälische Hausmarken u. verwandte Zeichen (SA, Münster 1872).

Friedlaender, Ostfälische Hausmarken im 16. u. 17. Jh. f. bildende Kunst u. vaterl. Altert. in Emden. Bd. 1, S. 2, S. 1 ff.

Gruber, Hauszeichen, Aus Kärnten 22, S. 169.

Heyne, M., Über Basler Goldschmiedezeichen, Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1883, 209 ff.

Homener, D. Haus- u. Hofmarken. Mit XLIV Tfln. Berlin 1870 (noch immer d. Ausgangspunkt dieser Studien, bahnbrechende Arbeit, vgl. auch Hantgemal u. Hausmarke, Vierteljahrsschr. Herald. 2 ff.).

Janner, Ferd., Die Bauhütten des deutschen Mittelalters, Leipzig 1876.

Janner, Ferd., Die Bauhütten des Mittelalters. Jahresbericht d. Königl. Museums in Regensburg für 1870/71.

Karl Kiefer, Haus- und Siegelmarken aus der Stadt Lindau am Bodensee. Frankfurt a. M. 1908.

Karl Kiefer, Frankfurter Hausmarken, Frankf. Blätter für Familiengeschichte, 1908.

Klemm, Interessante Steinmehzeichen an der Marienkirche zu Reutlingen, Reutlinger Geschichtsbl. 1896, S. 1 ff.

Klemm, In dem Württbg. Jahrb. f. Statistik u. Landesde. 5, S. 11—32.

Klemm, Runen, Steinmehzeichen und Hausmarken, Württbg. Jahrb. f. Stat. u. Landesde. 8.

Klemm, Meister- und Bildhauerzeichen und Namen, Württ. Jahrb. f. Stat. u. Landesde. 8.

W. Voehel, Über den Wert der Meistermarken, Zeitschr. f. Hist. Waffenkunde, Bd. 2. Die beste und zahlreichste Sammlung steirischer Kärntnerischer Klingenmarken findet man in F. G. v. M. (= Franz Graf v. Meran), Das Steirische Landeszeughaus in Graz.

Kurze Erklärung d. Zeichen alter berühmter Künstler, welcher sie sich bei Verfertigung der Bildnisse berühmter Männer bei ihren Arbeiten verdient haben. Wien v. J. (18. Jht.), mit 11 Tfln.

Lisch, Über die Hausmarken u. d. Loosen in Mecklenburg, Jahresberichte d. Vereins f. Mecklenburg. Gesch. 20.

Loisch, Frdr., Runen unter den Steinmehzeichen, Württbg. Jahrb. f. Statistik u. Landesde. 8.

Lüthi, E., D. Steinmehzeichen als Geschichtsq. (Pionier, Organ d. Schweizerischen permanenten Schulausstellung in Bern, 27. Jg. 1906, Nr. 2/3) gibt zunächst e. Gesch. d. Steinmehzeichen überhaupt u. verbreitet sich sodann u. d. Steinmehzeichen an zähringischen Burgen.

Meil, Zu d. Bürger-, Haus-, Hof- u. Siegelmarken, Mitt. der dritten (Archiv-)Sektion

der R. A. Zentralkommission in Wien 22, 21 ff.

v. Münchhausen, Über die gothischen Steinmeh- u. Wappenzeichen, Vaterländisches Arch. f. Hannover-Braunschweigische Gesch. Jg. 1833. Lüneburg 1833, 236 ff.

Niesch, A., und H. Bruppacher, D. alte Zollkton. Kulturhistor. Bild e. Züricher Landgemeinde. Zürich 1899 (dieses Buch bildet S. 445 d. Hausmarken der an d. Holztoporation beteiligten Bürger d. Gemeinde ab [Holzrodel v. 1884] m. Angabe d. Eigentümer u. Ausführungen u. d. Institut dieser Zeichen; S. 393—444 werden zahlreiche Geschl. behandelt).

Pank, Anton v., Beitrag zur Gesch. d. Innerberger Hauptgewerkschaft. Graz 1904 (aus d. Veröffentlichungen der hist. Landeskomm. f. Steiermark. Graz 1903, XIX).

Pfaff, J. Gesch. d. Steinmeh u. ihrer Zeichen in „Der Sammler“, XIX, 1897, Nr. 4.

Ris-Paquot, Dictionnaire des poinçons, symboles etc. des orfèvres. Paris 1890.

Rosenberg, Marc, D. Nachener Goldschmiede, ihre Arbeiten und ihre Werkzeichen, Zeitschr. d. Nachener Geschichtsvereins 15; d. D. Goldschmiede Werkzeichen. Frankfurt a. M. 1889.

Rzih, Graphik der Steinmehzeichen. Korrespondenzbl. d. Ges. Vereins d. deutsch. Gesch. u. Altertumsvereine. 1880.

Rzih, Instruktion f. d. Elg. v. Steinmehzeichen, Zeitschr. d. Deutschen Palästina-Verl., IV, S. 1 u. 2, S. 93—96.

Rzih, Studien über Steinmehzeichen, Mitteilung. d. dritten (Archiv-)Sektion d. R. A. Zentralkommission in Wien (nähere Beschreibung nicht angegeben).

Max Sauerland, Fabrikmarken u. Malersignaturen der Thüringischen Fayencemanufakturen d. 18. Jhts., FZGK 1912.

Schneider, F., A. d. Steinmehzeichen u. insbes. die des Mainzer Doms in d. Organ f. christl. Kunst, hrsg. v. J. van Ender in Köln, Nr. 5 ff.

Schneider, F., u. Rud. Redtenbacher, Steinmehzeichen, Korresp. Bl. d. Ges. Vereins 1877.

Sedendorf, Frhr. von, D. herald. Marken in der Porzellanmanufaktur Deutschlands, Heraldische Mitteilungen hg. v. Verein Kleeblatt, Hannover. 1910.

Seemann, Arthur, Deutsche Kunstgewerbezeichen. E. Abdrh. deutscher Künstler. Leipzig 1843.

Seyler, Gesch. d. Heraldik. 1885, 333 ff.

Stipberger u. Gröber, Mitteilung. d. dritten (Archiv-)Sektion der R. A. Zentralkommission in Wien. 20, 98.

Styger, Wappen u. Hauszeichen auf den Trinkgeschirren zu Arth. u. Steinen, Mitg. d. hist. Ver. d. Kantons Schwyz. 4. S., 1885, 73 ff.

Walderdorf, Graf H. v., Steinmehzeichen u. Hausmarken, Verhdlg. d. hist. Ver. f. Oberpfalz u. Regensburg (Band nicht angegeben).

Wernicke, Schleifische Steinmehzeichen, Ber. 33, 34, 39 d. Vereins f. d. Museum Schles. Altertümer.

Wippermann, Eduard, Hausmarken u. Hausnamen i. d. Schweiz, Zeitschr. f. deutsches Recht, 15. Bd., Tübingen 1855, S. 455 ff.

Zahn, W., Tangermünder u. Stendaler Wappen u. Hausmarken, Der deutsche Herold 22.

Zahn, W., Altmärkische Wappen u. Hausmarken, Der deutsche Herold 23.

Zahn, W., Wappen u. Hausmarken aus Werden in d. Altmark, Der deutsche Herold 26.

Hofmarken d. Kirchspiels Herzhorn, Der deutsche Herold 1909.

Hausmarken in Mecklenburg u. im Fürstent. Rastenburg, Jahresber. des Vereins f. mecklenb. Gesch. 60 (Ber. 2, 26 u. 3, 36).

G. S., Über Steinmehzeichen, Herald. Mittlg., hrsg. v. Ver. z. Kleeblatt, XIX, 1908, S. 26 ff.

R. v. Löwis of Menar, Haus- u. Hofmarken v. Rund, Der deutsche Herold 1909.

Ruhwurm, Eibofolke, Reval 1855, teilt Hausmarken d. ostländischen Schweden mit.

Aus d. Umgegend Rigas sind Marken an Honigbäumen aus d. 14. Jht. mitgeteilt S. 58—61 d. „Libri reddituum der Stadt Riga“. Leipzig 1881 (offizielle Eintragungen).

Auch an der Nordküste Kurlands finden sich Hofmarken im Gebrauch. Vgl. A. Vielenstein, D. Holzbauern d. Letten. I, St. Petersburg 1907, S. 207—210. Vielenstein, 64 Zeichen von Birnenbäumen aus Ansen u. Popen in Nord-Kurland, nach e. Verz. v. 10. Sept. 1714. Ferner S. 206 d. Mitlg., daß Fischer auf ihren Rudern, Flotthölzern usw. dort Eigentumsmarken zu sehen pflegen. Eine besondere Art v. Hauszeichen sind die auf d. Teflen d. Alpengemeinden. Teflen sind mehr oder weniger lange, viereckige Stäbe; auf ihnen hat jeder Beteiligte der Reihe e. Hauszeichen, die d. Besitzrecht an e. Gegenstand angeben u. d. Rangordnung von gewissen Pflichten im Gemeinbedienst fixieren. Diese Teflen heißen deshalb auch Rehrtefeln oder Liffenteflen. Mehr über diese Teflen findet man bei Stebler, F. G., Das Gorn u. d. Gornser. Zürich, F. Amberger, 1903 (Beil. z. Jb. S. A. C., Bd. 38).

Wir werden von Zeit zu Zeit weitere Mitteilungen über Steinmehzeichen und Verwandtes veröffentlichen und nehmen Ergänzungen gerne entgegen.

Die blonde Muttergottes von Laormina ist für den, der sich in der Geschichte der Astrologie einigermaßen umgesehen hat, kein Rätsel. (Vgl. Heft 4, S. 117.) Wenn man, wie der Referent, bei Johannisbad in Böhmen eine Weichtafel an die Patronin Böhmens, eben die Maria, gesehen hat, deren Worte beginnen mit: „O Maria, Königin des Himmels, Tochter des höchsten Gottes!“, so weiß man, daß es sich um eine Gestalt handelt, die mit der mütterlichen Frau der Evangelien nichts

gemeinsam hat, es handelt sich um die Himmelskönigin, die auf dem Wege der Astrologie mit Maria gleichgesetzt worden ist. In dem Religionsgespräch am Hofe der Sassaniden um 200 nach Chr. erörtern ein Christ, ein Jude und ein Heide ihre Religionen. Schon damals war die Astrologie die Beherrscherin des Denkens, so daß in diesem Gespräch Christus der Sonne, Jahve dem Jupiter und Maria der Venus, also den drei wichtigsten Planeten, gleichgesetzt wurden. Diese Gleichsetzung blieb durch das ganze Mittelalter erhalten, so daß Warburg folgende Feststellung macht: „Der nach der Eroberung Konstantinopels bei uns wieder lebendig werdende Humanismus ließ die Götter Griechenlands wieder in so hohem Maße zur Macht kommen, daß sie als kosmische Dämonen zu den religiösen Mächten des christlichen Europas gehörten, und dessen praktische Lebensführung so einschneidend gestalteten, daß man ein von der christlichen Kirche stillschweigend geduldetes Nebenregiment der heidnischen Kosmologie nicht leugnen kann. Die Gestirnsgötter waren in Wort und Bild lebendige Zeitgötter geworden.“ usw.

So ist die Maria der römischen Kirche als Göttin des Planeten Venus einfach eine Fortsetzung der Himmelskönigin Istar, die nach dem Antiken Kalender den 8. September als Geburtstag hatte, und die Maria hat ihn nach unserm Kalender. Windler hat im Libanon an der Stelle eines uralten berühmten Istartempels gesehen, wie am 8. September Jünglinge eines dortigen Jesuitenlokalters einen Fackelzug mit Hymnen zu Ehren der Maria veranstalten, der Hymnus aber ist ein orientalischer Hymnus auf Istar, in dem der Name der Istar mit dem der Maria vertauscht ist. Die Istar aber hat als zugehöriges Metall das Kupfer, wegen seines rötlich-blonden Glanzes, denn Istar wird als Göttin mit blonden Haaren dargestellt, wie die Maria von Taormina! Und das im Lande der schwarzhaarigen Semiten! Wenn man nun weiter bedenkt, daß die Istar jedenfalls niemand anders ist als die blonde nordische Göttin Ostara, die auf den von Wirth angegebenen Wegen vom Nordwesten nach dem Osten gelangt ist, so ist der Zusammenhang der Tatsachen vollständig klar.

Die blonde Himmelskönigin im blauen Gewande von Taormina ist die auf dem Wege über die Astrologie als Istar dorthin gekommene nordische Göttin Ostara.

Riem.

Tierkreis oder Tyrkreis? In Nr. 48, 1932, der „Woche“ wird die Meinung ver-

treten, unser Wort „Tyrkreis“ sei nicht von den mythologischen Tieren der betreffenden Sternbilder abgeleitet, sondern von dem nordischen Gotte Tyr, der in der Edda bezeugt ist. Diese Annahme ist aus sprachlichen Gründen völlig unhaltbar. Der nordische Tyr entspricht einem germanischen Tiu; dieser stellt wieder den ältesten persönlichen Gott der ganzen indogermanischen Völkerfamilie dar, der sowohl im lateinischen Jupiter, wie auch im griechischen Zeus dem Wesen und der sprachlichen Form nach wiedererscheint. Nach ihm ist der „Ziestag“, der Dienstag der schweizerischen Mundart benannt; während unser „Dienstag“ ursprünglich der „Dingstag“, der Tag des wöchentlich oder zu den Jahresfesten stattfindenden „Dinges“ oder Gerichtstages ist. Noch Kaiser Heinrich IV. hielt seine Gerichtstage stets am Dienstag ab.

Nun hat dieser Tiu allerdings insofern etwas mit dem „Reise“ zu tun, als das alte „Ding“, die Gerichtsstätte, eine kreisförmige Pfahl- oder Säulenhegung war; und diese wiederum hat sehr wahrscheinlich ursprünglich die Bedeutung eines „Jahresringes“, eines nach den Sonnenwend- und Gleichpunkten orientierten Kalenders gehabt. Diese alten Gerichte lebten in der Ferne fort, deren Sitzungen darum immer „bei scheinender Sonne“ stattzufinden hatten; denn Tiu war der Gott des hellen, lichten Tages (lat. dies, das auch „Gerichtstermin“ bedeutet). Die Zwölfszahl der germanischen Götter ist sehr wahrscheinlich aus diesem sechs- oder zwölfgeteilten Kreise hervorgegangen, indem man in jedem Teile eine besondere Erscheinungsform des Gottes sah; später wurden diese Erscheinungsformen zu selbständigen göttlichen Wesen. Gleichwohl hat das Wort „Tyrkreis“ sprachlich mit diesem Tiu oder Tyr nichts zu tun: das r in Tyr ist nur ein den nordischen Sprachen eigenartiges „Suffix“ zur Bezeichnung männlicher Gegenstandswörter. Die Form „Tyr“ kommt auf deutschem Boden ebenso wenig vor, wie die zu allen möglichen Deutungen mißbrauchten „Asen“, die ebenfalls eine ausschließlich nordische Wortform darstellen. Unsere einheimische Vorstellung ist in dieser Hinsicht erloschen; der Tierkreis, wie wir ihn heute kennen und nennen, ist eine wörtliche Übersetzung des griechischen „Zodiakos“. Daß die griechische Vorstellung mit der germanischen unverwandt ist, und daß auch unsere Verfahren eine entsprechende Einteilung des Himmels gekannt haben, ist dabei nicht zu leugnen.

Dr. J. D. Plafmann.

Ein Zeugnis über germanische Astronomie. Bei den Erörterungen über germanische Astronomie verdient Beachtung eine Stelle in der Saga vom Freysgoden Hrafnkel. In der Übersetzung von Erich von Mendelssohn (Inselbücherei Nr. 29) heißt es da:

„Einars Leiche ließ er von der Alm westwärts auf den Felsen bringen und errichtete beim Grabhügel eine Steinwarte. Sie heißt Einars Warte und nach ihr bestimmt man den Mittabend.“

Bei Gustav Neidel, Germanisches Wesen in der Frühzeit (Diederichs-Jena 1924) S. 165 lautet die Übersetzung derselben Stelle:

„Einars Leiche ließ er auf die Halde schaffen und beim Grabe einen Steinhäufen errichten. Das heißt die Einarswarte; sie liegt westlich von der Sennhütte.“

Wenn die Übersetzung E. v. Mendelssohns genau ist, worüber Kenner der nordischen Sprache zu entscheiden hätten, so würde diese Stelle bezeugen, daß man in Island zur (astronomischen) Bestimmung gewisser Zeiten zur Zeit der Entstehung der Hrafnkel-Saga Steinmale benutzte und daß die norwegischen Besiedler Islands diese Methode doch wohl aus ihrer Heimat mitgebracht haben.

Paul Paschke-Celle.

Über die Herkunft des Regelspiels. Die Anordnung der Regel entspricht der altgermanischen Anlage des Thingplatzes, d. i. des heiligen Gerichtsplatzes, der ursprünglich zugleich als Jahressonnenuhr diente. Die acht Pfeiler des Thingplatzes waren vom Mittelpfeiler aus gesehen nach den Auf- und Untergangsstellen der Sonne in den Wend- und den vier Hauptrichtungen des Himmels gerichtet. Der ewige Kreisgang der Sonne im Jahre, das ewige Kommen und Gehen und Wiederkommen, galt als das Urgeheh alles Seins; die Pfeiler des Thingplatzes waren das sichtbare Bild dieses Urgehehes. Daraus folgt, daß das Regelspiel in germanischer Zeit nicht entstanden sein kann: Es ist unbedenklich, daß der Germane die Nachbilder jener Grundpfeiler aller Ordnung, alles Rechts — und sei es auch nur im Spiele — umgeworfen hätte.

Andererseits nimmt das Regelspiel seit dem Mittelalter einen so bedeutenden Platz in der Volksphantasie ein — der durch die Identität von Thingstättenanordnung und Regelaufstellung hinlänglich erklärt ist (über das Regelspiel im Volksglauben siehe Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. IV, Spalte 1197—1211) —, daß wir seine Entstehung im frühen Mittelalter ansehen

müssen. Damit scheint eine alte Auffassung wieder sehr erwägenswert; nach R. Simrod ist das Regelspiel in der Völkerzeit entstanden und stellt den Sturz der heidnischen Götter dar (Handbuch der deutschen Mythologie, 6. Aufl., S. 252). Kirchliche „Pädagogik“ also hätte danach die Entstehung des Regelspiels veranlaßt. Diese Auffassung wäre heute nur insofern abzuändern, als in diesem Falle der Vernichtungswille der Kirche sich nicht gegen die „heidnischen Götter“ richtete, sondern gegen die uralte uralte in der „heidnischen“ Religion verankerte Rechtsauffassung, die in der Anlage der Thingplätze ihren Ausdruck fand. Das Regelspiel hätten wir also aufzufassen als eine kirchliche Verhöhnung völkisch-germanischen Rechtsempfindens.

Dr. Otto Huth.

Wikinger-Friedhof im Samland. In gemeinsamer Arbeit haben deutsche und schwedische Gelehrte bei Wisklauten einen großen Wikinger-Friedhof freizulegen begonnen. An 200 Gräber sind schon untersucht, weitere 200 harren noch der Bearbeitung. Die Gräber gehören in die Zeit der schwedischen Besiedlung im 9. und 10. Jahrhundert. Die Funde an Schmuck und Waffen, auf denen auch Runen angebracht sind, weisen auf Mittelschweden, namentlich auf die Landschaft um den Mälars-See, als Herkunftsgebiet.

Kultisches Reiten. Zu den Ausführungen über Leonhardskirchen (vgl. S. 1) möchte ich mitteilen, daß die Leonhardskirche in Gellmersbach bei Weinsberg noch heute in etwa 3 m Höhe rundum von einer Kette umgeben ist, und daß früher die Pferde aus der Umgegend am Stephanstag zu der Kirche geritten wurden, unter der angeblich eine wunderthätige Quelle entsprang, um dort geheilt zu werden. Für jedes geheilte Pferd sei ein Hufeisen dagelassen worden, aus denen die Kette verfertigt worden sei. Auch das Bild des Heiligen im Chor der Kirche trägt eine in einem Vorlegeschloß endigende Kette. Derselbe Ritt wird noch heute zu der Gangolfskapelle im Jagsttal ausgeführt. Es wird berichtet, daß unter den 20 Altären der Kiliankirche in Heilbronn ein Leonhardsaltar gewesen sei, bei dessen Abbruch 1531 man im Inneren eine Menge Hufeisen gefunden habe. Eine Reihe anderer vollständiger Sagen sucht ebenfalls die merkwürdige Kette zu erklären. Auf vorchristliche Zeit wird die Leonhardslegende schon von J. Hartmann, Zeitschrift f. württ. Franken, 1873, S. 454 und von G. F. Bühler, ebenda, 1875, S. 63 ff. zurückgeführt. Studienrat Abrecht-Heilbronn, städt. Arch.

Aus der Landschaft

Der Lange Stein oder Götterstein von Seehausen bei Magdeburg. Das eigenartigste Steindenkmal der Magdeburger Börde ist der Lange Stein bei der Stadt Seehausen (Kreis Wanzleben). Er steht im Westen der Stadt ein wenig abseits der Straße nach Eggenstedt, dicht neben dem Burgberg (der Stätte der verschwundenen Burg Nordendorf) auf einer Kuppe aus Riesen und Sanden. Diese Erhebung gehört zu einer in der Eiszeit gebildeten Endmoräne, die sich in der Börde weit hin verfolgen läßt, und der Lange Stein selber ist auch ein Zeuge der Eiszeit. Er ist ein Findlingsblock aus rotem schwedischen Granit, den die eiszeitlichen Gletscher aus dem hohen Norden Europas, aus Schweden, hierher verfrachtet haben. An die zweieinhalb Meter ragt die schlanke Steinsäule über dem Erdboden empor bei einer Breite von 60 und einer Dicke von 30 Zentimeter: fürwahr ein rechter „langer Stein“.

Ursprünglich stand der Stein von Moosen übersponnen und unbeachtet auf dem südlichen Gegenhügel, auf der Wolfshöhe, und erst am 18. Januar 1816 wurde er gelegentlich der Friedensfeier unter der Teilnahme aller Behörden an seinem heutigen Platz aufgerichtet. So wurde aus ihm sozusagen ein Friedensstein; doch der Name Friedensstein, den man dem Stein damals gab, hat sich nicht einbürgern können. Er blieb für die Umwohner der Lange Stein.

Aber ein anderer Name haftet noch an unserm Stein; er heißt auch Götterstein, und viele Umstände sprechen dafür, daß wir es hier mit einem jener altheiligen Steine zu tun haben, an denen gerade Mitteldeutschland so reich ist und noch mehr gewesen ist.

Was den Langen Stein von Seehausen besonders berühmt gemacht hat, das ist die Tatsache, daß er an der einen Breitseite mit einer Ritzzeichnung versehen ist. Ist diese Zeichnung auch durch Verwitterung leider schon stark unkenntlich geworden, so kann man doch noch erkennen, daß sie einen Mann (wohl einen Ritter) darstellt. Zwei konzentrische Kreise bezeichnen den Kopf, der vielleicht einen Helm mit zwei Stier-

hörnern trug. Unter dem Kopf ist der Halsansatz sichtbar. Die Schultern sind durch Pfeilsalten gekennzeichnet. Die Gegend von Brust und Hüften hat einige scharfe, aber unverständliche Linien. Ferner geht quer vor den Schultern ein Band oder Stab. Von Armen und Händen ist keine Spur. Unten am Stein gewahren wir einen Gürtel mit einer Knotenschlinge in der Mitte und ein Schwert. Der Knauf und die Parierstange des Schwertes zeigen nun merkwürdigerweise dieselben Formen wie die Schwerter der alten Wikingen. Was sonst an Linien auf dem Stein vorhanden ist, läßt sich nicht mehr erklären. Vielleicht hat man im Mittelalter einmal die Unruhe nachgerichtet, um etwa das Bild eines Ritters (Kriegers) zu gestalten oder besser herauszuarbeiten. Andere haben früher einen Kranz oder ein Julrad oder eine Sonnenscheibe und darunter ein Beil mit breiter Schneide, mit langem, geriffeltem Stiel sowie am Ende des Steins eine Spitze erkennen wollen.

Die Bedeutung des Bildes hat man bis heute nicht erklären können. Vielleicht war es das Bild eines Gottes; denn Schwert und Gürtel finden sich in fast gleicher Gestalt auf mehreren der pommerischen und preussischen „Göttersteine“, z. B. auf denen von Bartenstein, Heinrichau und Rosgau. Man findet solche Göttersteine im Danziger Museum. Ist diese Annahme richtig, dann ist unser Stein ein Kultstein. Kultsteine sind sicherlich die meisten dieser einzeln in Feld und Flur stehenden Steine (Einzelsteine, Monolithen). Es ist aber nicht von der Hand zu weisen, daß für unsern Stein von wegen des Bildes wohl eine andre Deutung am Platz sein dürfte. Wir haben in ihm wahrscheinlich einen uralten Denkstein vor uns, für einen angesehenen Stammesgenossen, einen Helden gesetzt, am besten vergleichbar jenen eigenartigen alten Denksteinen, an denen z. B. die afrikanische Insel Madagaskar so reich ist und von denen wir gerade in unserem Vaterland so wenig sichere Beispiele haben. Vorgeschichtliche Bodentalerümer sind, soweit bekannt geworden, am Langen Stein nicht gemacht worden. Jedenfalls ist es nicht zuviel gesagt,

wenn wir in dem Stein ein ganz eigenartiges Denkmal von höchstem kulturgeschichtlichem Wert sehen.

Diese Behauptung ist um so begründeter, als unser Stein eben ein mit einem Bildwerk versehener uralter Stein ist, ein Bilderstein also. Bildersteine sind sonst aus Deutschland bisher nicht bekannt geworden, und außerhalb Deutschlands kennt man sie nur von der Insel Gotland. Auf den gotländischen Bildersteinen sind Szenen aus der nordischen Mythologie und der skandinavischen Heldensage dargestellt. Die Bilder sind stets von der Figur eines Reiters

bekrönt. Aber die Bildwerke sind nicht Zeugnisse einer hochentwickelten eigenen Kultur der Wikingen, wie man annahm, sondern (nach Lindqvist-Upsala 1930) unmittelbare Nachahmungen von Grabreliefs des klassischen Altertums. Lindqvist setzt ihre Entstehung um 600 n. Chr. Dem Seehäuser Stein möchte ich ein wesentlich höheres Alter zuschreiben. — Die wenigen Felsbilder Deutschlands, d. h. Bildwerke an Felsen, nicht an einzelnen Steinen, die sich im Teutoburger Wald (Externsteine), in Luxemburg, im Saargebiet, am Bodensee (Überlingen) und — als Mönchsbilder — im



Der lange Stein bei Seehausen

Harz und Thüringer Wald finden, brauchen hier nicht herangezogen werden, da sie keine Vergleichspunkte bieten.

Beiläufig bemerkt: der Stein steht nicht auf einer alten Grenze. Das Land hier um die Quelle der Aller war stammesgeschichtlich und politisch immer geeint. Und daß der Lange Stein gerade auf der Wasserscheide zwischen den Flußgebieten der Weser und der Elbe steht, hat auch nichts zu sagen. Die Wasserscheide tritt hier im Gelände kaum hervor und spielt im Bewußtsein der Umwohner keine Rolle. Überhaupt sind die altheidlichen Steine wohl niemals als Grenzsteine anzusprechen; denn man wird ein Heiligtum für sich allein haben und behalten wollen.

Wie es so häufig mit den in der Flur aufragenden Monolithen geschah, erging es auch unserm Stein: er wurde im Mittelalter zu einem Dingstein und Gerichtsstein. Orte, an denen das Ding (die Volksversammlung) und das Gericht stattfanden, wurden von unseren Vorfahren stets so ausgewählt, daß sie ein besonderes Kennzeichen hatten: eine natürliche Anhöhe, ein großer Baum, ein ragender Stein. Oft schuf man sich erst durch Aufwerfen von Erde eine Geländeerhöhung.

Seehausen, die Hauptstadt der alten Grafschaft Seehausen, die im Jahre 1257 ans Erzstift Magdeburg kam, war im Mittelalter der Sitz eines Landdings und Landgerichts. In bzw. bei Seehausen fanden die Hauptgerichtstage der Grafschaft statt, z. B. 1112 durch den sächsischen Pfalzgrafen Friedrich I. von Sommerschenburg, 1144 und 1147 durch Friedrich II., 1162 durch dessen Sohn Adalbert. Es wird uns freilich niemals ausdrücklich berichtet, daß diese Dinge am Langen Stein gehalten wurden; aber wir dürfen es annehmen. Vom Grafending von 1250 heißt es, daß es „beim hohen Baum“ gehegt wurde, und es ist wohl möglich, da wahrscheinlich, daß dieser hohe Baum bei unserem Langen Stein stand. Stehen doch oft noch heute die alten Dingsteine im Schatten alter Bäume. Eins der interessantesten Beispiele bietet Geisa in der Rhön, wo die alten Steine des Zentgerichts (Ding der Hundertschaft) unter einer großen Linde stehen.

Der Seehäuser Stein hat in Mitteldeutschland eine Anzahl von Namensvettern. Ein Langer Stein gab dem Dorf Langenstein bei Halberstadt den Namen. Bei dem benachbarten Börnede steht heute noch ein Langer Stein, den das Volk jetzt Prinzenstein nennt; hier tagte z. B. 1232 das placitum apud lapidem, d. h. das Ding beim Stein. In Thüringen gibt oder gab es Lan-

ge Steine bei Altenroda, Göhnitz, Querfurt, Rößbach und Unterfarnstedt (alle im Kreis Querfurt), bei Kelbra, Hadschfüßel und Eppersstedt (alle am Kyffhäuser), bei Büchel, Frohndorf, Griesstedt, Klosterhäfeler, Schloßvippach, Buttstedt, Buttstedt. Der Lange Stein bei Kelbra heißt auch Lange Hüne, gerade wie der Lange Hüen bei Gimmritz nahe Halle an der Saale.

Andere Namen für altheidliche Steine (Kultsteine und Dingsteine) sind: Großer Stein, Hoher Stein, Blauer Stein, Roter Stein, Blutstein, Grauer Stein, Schwarzer Stein, Rüststein (Rudstein), Wahlstein, Maststein, Frevelstein, Haftstein, Riesenstein, Runkelstein, Heulstein, Hirschstein, Ramstein, Spilstein, Hühnerstein (Hünenstein), Fraistein, Bilstein (Beilstein), Taufstein, Spedseite, Glittstein, Donarstein (Thorstein), Brunhildenstein, Brautstein, Schwurstein, Jodutenstein. — Nur für Kultsteine galten die Namen: Götterstein, Opferstein, Drachenstein, Sonnenstein, Riesentanz, Teufelsstein, Hexenstein, Druidenstein, Elfenstein.

Literatur: Sehepfandt, Der Lange Stein bei Seehausen. Magdeburger Geschichtsblätter 1902. — Bergner, Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Wanzleben. 1912. — Montelius, Kulturgeschichte Schwedens (Seite 263 zu Wittingerschwerter).

Dr. Alfred Berg.

Zum „Männchen von Ohlen“

Als in Heft 1 dieses Jahres der Hinweis W. Bessers auf das Bildwerk im Keller eines Bauernhauses zu Ohlen in der Rhön erschienen war, erhielten wir eine ganze Anzahl Zuschriften, die sich um die Deutung bemühten. Die wachsende Teilnahme an der Aufhellung der geistigen Vorstellungen unserer Alten ist höchst erfreulich, aber es ist bezeichnend, daß die Deutungen fast sämtlich von Guido List ausgingen; das zeigt leider, wie sehr die Trugbilder, die L. erdacht und erträumt hat, noch heute für Wirklichkeit gehalten werden. Es wird wohl noch lange Zeit dauern, bis sie endlich verschwinden werden. Daß sie so sehr die Geister bewegen konnten, ist begreiflich, denn von berufener Seite wurde zuviel Unbefriedigendes geboten:

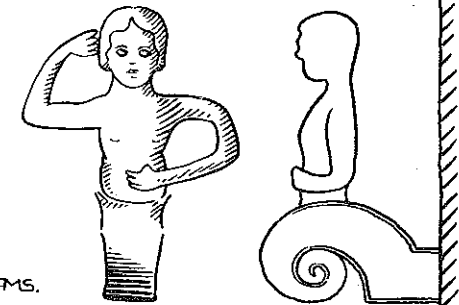
„Die nordische Kultsymbolik gilt in den Kreisen der offiziellen Fachwissenschaft vielfach als ein „kompromittiertes“ Gebiet, weil die geistig interessierte Laienschaft sich immer eindringlicher damit befaßt. Was von Guido von List bis zum heutigen Tage auf diesem Gebiete als „ario-germanische Geheim-

wissenschaft“ dann auch zutage gefördert wurde, ist allerdings mehr oder weniger ein Massenunfuss, besonders bei Guido von List, um von geistigen Hochstaplern und Konjunkturausnützern wie Franz Wendrinski alias „von Wendrin“ gar nicht zu reden. Aber „eine Ahnung, die nicht betrog“, führte diese suchende Laienschaft auf die richtige Fährte: zur Kultsymbolik als der ältesten geistigen Quelle und Urkunde des Ahnenerbes und der eigenen geistigen Erbmasse. Diese Fährte zu verfolgen, dazu fehlte es eben an der wissenschaftlichen Bildung, den Grundlagen, dem Rüstzeug. Der Ansatz aber war und ist richtig, bei Guido von List wie bei seinem letzten Nachfolger Rudolf John-Gorsleben. Nur das völlige Versagen einer Ratheberwissenschaft, das hochmütige Verharren bei veralteten Doktrinen und unhaltbar gewordenen Arbeitshypothesen, auch in so jungen Fachwissenschaften wie der Vorgeschichtswissenschaft, führte diese von ihr viel bejammerte geistige Laienrevolution herbei. Es war jene „Ahnung“, jener sichere „Instinkt“, welcher die suchende Laienschaft den unmöglichen Professorenmythologien und einem ebenso selbstüberheblichen wie rückständigen wissenschaftlichen Intellektualismus die weitere Gefolgschaft verweigern ließ. Nicht die Annahme einer wissenschaftlich unbefugten Laienschaft, sondern die „dekorative Skepsis“, mit der gewisse zünftige Kreise jene unerwünschte Erweiterung ihres Arbeitsgebietes glaubten „bagatellieren“ zu können, ist hier die allein Schuldige!“ (H. Wirth, Die heilige Urschrift der Menschheit, S. 3 der Anmerkungen.)

Andererseits hat der Aufsatz Bessers auch bewirkt, daß nach gleichläufigen Erscheinungen gesucht wurde, daß Unbekanntes entdeckt, daß Bekanntes mit anderen Augen angesehen wurde. Ob die Entdeckungen wertvoll sind oder ob sie sich bei näherer Untersuchung als nicht brauchbar erweisen, ist gar nicht so wesentlich. Es handelt sich zunächst darum, die Zeugnisse in möglichst großer Zahl beizubringen. Unbrauchbare können leicht ausgemerzt werden, ein brauchbares aber, das unbekannt geblieben, kann unwiederbringlich verlorengehen, weil seine Bedeutung nicht rechtzeitig erkannt wurde. Jedem Heimatsfreunde, auch dem bescheidensten, ist hier noch ein weites Feld gegeben!

Herr Maler und Graphiker A. M. Schwindt-Darmstadt machte auf einen Türgriff aufmerksam, eine Figur, deren Armhaltung an die des Männchens von Ohlen erinnert. Der Griff befindet sich am Hauptportal der Klosterkirche zu Weingarten, Oberschwaben (s. Abb.). Die Zeichnung ist schon früher gemacht, daher konnte

Schw. keine genaueren Angaben über die Art der Arbeit machen. Seiner Erinnerung nach handelt es sich um verhältnismäßig wenig kunstvolle Schmiedearbeit, die versilbert ist. Die Barockkirche ist 1715–1724 von Frz. Beer und Frisoni erbaut. Nach der Meinung Sch.s passen Bauzeit und Arbeit des Türgriffes nicht zusammen. Es ist im-



Türgriff in Eisen / versilbert / Hauptportal der Klosterkirche WEINGARTEN ca. 1/2 nat. Größe

merhin möglich, daß der Griff von einem früheren Bau stammt, da die Benediktiner-Abtei Weingarten Anfang des 10. Jahrhunderts gegründet ist. Wenn man auch annimmt, daß die Figur dem Kreise des „Zwiefachen“, dem das Männchen von Ohlen zugehört, zuzuordnen ist, so ist damit noch nicht gesagt, daß der Sinn des Bildes noch bekannt war, als es angebracht wurde, wenn es sich auch an einer Stelle befindet, die, wie heutige Übung noch zeigt, als besonders wichtig am Hause gilt.

Suffert.

Feuerräder auch in Lippe. Weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus ist der Osterbrauch von Lügde bekannt, wo am ersten Oftertage die Feuerräder von der Höhe ins Tal sausen (vgl. Heft 5, 1933). Die Wenigsten aber wissen, daß dieser Brauch bis vor wenigen Jahrzehnten auch noch in einem lippischen Dorfe, nämlich in Bratelsiel, zwischen Schwalenberg und Schieder, heimisch gewesen ist. Ähnlich wie in Lügde zogen die Dorfbewohner zu Oftern auf die Höhe (Hengenberg), die zwischen dem Dorfe und dem Mörth liegt, und ließen brennende Ofterräder über die Felder laufen. Eine nähere Beschreibung des Brauches erübrigt sich, da er sich fast genau so abspielte wie in Lügde. (Nach Mitteilungen des verstorbenen Zieglerdichters Frh. Wientke und anderer alter Bewohner von Bratelsiel.) A. Wehrhan, Frankfurt a. M.

Steinzeitlicher Festplatz bei Mayen im Rheinland. Im Jahre 1907 hat der dienstvolle Leiter des Bonner Provinzialmuseums, Dr. Hans Lehnert, bei Mayen eine merkwürdige Wallanlage entdeckt, über die er im Band 119 der Bonner Jahrbücher berichtet hat. Er spricht die Anlage als eine Fluchtburg an, ähnlich der ebenfalls von ihm aufgedeckten steinzeitlichen „Festung“ von Urmitz am Rhein.

Es handelt sich um eine elliptische Anlage von etwa 360 m Länge und 220 m Breite. Die tiefen und breiten Wallgräben ließen sich mit überraschender Deutlichkeit im Boden feststellen. Beim Graben nach vulkanischem Sand war man auf sie aufmerksam geworden, und Dr. Lehnert hat sie dann durch eine große Zahl von Schürfunge genau festgelegt. Das Merkwürdige der Anlage, was gar nicht zu einer Fluchtburg passen will, ist folgendes: Die Wälle sind an 16 bis 17 Stellen durch breite Tore unterbrochen; auf durchschnittlich 65 m Graben kommt ein Tor. Das ist allen Regeln der Befestigungskunst widersprechend, da jedes Tor eine schwache Stelle bildet. Ein Bedürfnis für so viele Eingänge kann auch bei einer Fluchtburg in keiner Weise begründet werden. Innerhalb des Wallringes hat sich ein zweiter dem äußeren Graben in etwa 20 m Abstand folgender kleiner Graben gefunden, der Spuren von senkrechten Holzpfehlern erkennen ließ. Lehnert spricht ihn als einen Palisadengraben an, wie solche bei römischen Lagerbefestigungen häufig vorkommen. Auch dies ist ungereimt, da die Palisade stets außerhalb der Hauptbefestigung hingehört, nicht innerhalb. Schließlich spricht die ganze Lage der Wallanlage gegen einen kriegerischen Zweck. Sie liegt nämlich, in keiner Weise durch natürliche Hindernisse geschützt, auf einem völlig ebenen und nur leicht geneigten Gelände, während in der Nähe, am Rand des Netteales, ausgezeichnet zu Fluchtburgen passende Orte vorhanden sind. Daß auf dem Gelände kein Wasserquell vorhanden ist, mag auch noch erwähnt werden, da ohne Wasser natürlich keine Befestigung länger als einen oder zwei Tage verteidigt werden kann.

Das Rätsel der Anlage erklärt sich m. E. sehr einfach. Sie ist ein Festplatz gewesen. In dem äußeren Ring zwischen Wall und Palisade oder Schranke hat man gelagert, und die Wagen, auf denen man zum

Fest kam, aufgestellt. Der Wall diente also mehr nur der Abgrenzung des Platzes nach außen, vielleicht nur gegen Wölfe oder sonstige ungebetene Gäste während der Nachtzeit. Die innere Schranke hegte den eigentlichen Festplatz ein. Die große Zahl der Einfahrten erklärt sich aus der Notwendigkeit, mit einzelnen Wagen heraus und herein fahren zu können, ohne die anderen Wagen und Zelte mehr als nötig zu stören.

Für die Annahme eines Festplatzes spricht sehr energisch auch die Tatsache, daß die Gegend von Mayen auch in späterer Zeit eine bevorzugte Stätte für Volksversammlungen gewesen ist. Nicht weit davon, bei Ochtersheim, befand sich die Hauptgerichtsstätte der Rheinfranken mit ihren drei Hügeln, den sogenannten drei Tonnen (vgl. Düne), entsprechend dem Drei-Hügelheiligtum von Osterholz und Upsala. Südlich lag das Maifeld, wo die fränkischen Heeresversammlungen stattfanden.

Bei dieser Gelegenheit sei auch darauf hingewiesen, daß die von Prof. Hofmeister ausgegrabene Altenburg bei Niedenstein in Hessen nicht, wie z. B. auch Prof. Jacob-Griesen will, eine Residenz und Hauptstadt der Hessen gewesen ist, sondern ein nur zu Festzeiten besuchter Platz. Die dort gefundenen bescheidenen Hausgrundrisse von etwa 3 m im Quadrat mit Flechtwänden zwischen vier Holzpfehlern sind nichts anderes gewesen, als die uns aus den Isländischen Sagas bekannten Hütten der Festteilnehmer. Sonst müßte man ja annehmen, die Wohnkultur unserer Vorfahren hätte tief unter der primitivsten Regervölker gestanden, abgesehen davon, daß man nicht erklären könnte, wovon dort oben auf der Altenburg eine große Bevölkerung ihre Nahrung gefunden haben sollte.

H. A. Priebe.

Steinkreuze bei Nördlingen gibt es im Ries dortselbst noch etwas über zwanzig. Sie sind hier als Sühnekreuze bei Mordtaten aufzufassen, wie vier im fürstlichen Archiv zu Wallerstein liegende Urkunden der Jahre 1441, 1449, 1455 und 1475 bezeugen. In diesen ist gesagt, daß der Täter an der Stelle des Mordes oder Totschlages ein steinernes Kreuz neben anderen ihm auferlegten Bußen zu setzen habe. In drei Fällen ist die Größe des Kreuzes genau bestimmt. S. dazu Kießer Geschichtsfreund 1922, Nr. 10. Dr. E. Frickhinger.

Die Bücherwaage

Selmut de Boor, **Das Attilabild in Geschichte, Legende und heroischer Dichtung.** (Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft Bern, der neuen Folge neuntes Heft.) Verlag A. Franke u. G., Bern 1932, 51 S. geh. 2.80 RM.

Der Berner Germanist wirft in diesem fesselnd geschriebenen Heft eine sagengeschichtlich äußerst belangreiche Frage auf, die auch für die Beurteilung germanischer Kulturgeschichte von Bedeutung sein wird. Er untersucht das Bild des Hunnenkönigs Attila, wie es uns von der dürftigen geschichtlichen Überlieferung, von der kirchlich beeinflussten Legende, und endlich von der Heldenichtung des germanischen Europa gezeichnet wird.

Die trassen Gegensätze, die in dieser dreifachen Blickrichtung — vor allem zwischen den beiden letztgenannten — hervortreten, lassen erkennen, daß drei grundverschiedene Einschätzungen des Hunnenkönigs von Anfang an nebeneinander bestanden haben müssen. Die eine, rein verneinende und daher sagengeschichtlich am wenigsten ergiebige, ist die Vorstellung von der „Gottesgeißel“, welche die kirchlich und westlich gefärbte Legendäre und halbgeschichtliche Überlieferung beherrscht. Für diese ist Attila überhaupt eine nur zerstörende Erscheinung, die aus einer völlig fremden und unverstandenen Welt in den christlichen, d. h. romanischen Kulturkreis einbricht, um nach Erfüllung seiner fast rein apokalyptisch aufgefaßten Sendung ebenso unverstanden wieder daraus zu verschwinden. Dieses Attilabild ist, da es keine menschlichen Züge trug, poetisch ganz unfruchtbar geblieben; Attila erscheint nur als Statist für alle möglichen Bösewichtrollen.

Ganz unabhängig und völlig unbeeinflusst steht daneben das Attilabild der Heldenichtung. Die Trennungslinie innerhalb dieser, fast nicht weniger scharf, verläuft hier zwischen den beiden Auffassungen Attilas, die auf der einen Seite den freigebigen und gütigen, treuen Freund verbannter Helden herausgearbeitet haben, auf der anderen Seite den düsteren Vertreter einer starken Tatkraft, die sich mit „bedenkenloser Gier und List“ paart. Der erste Typ ist in der südgermanischen Heldenichtung, in den gro-

ßen Epen, rein und von der kirchlichen Überlieferung fast unbeeinflusst erhalten; der zweite tritt in der nordischen Dichtung mehr heraus, am eindrucksvollsten im alten Attilaliede.

De Boor erkennt die Wurzeln dieser verschiedenen Auffassungen schon in der Schilderung Attilas durch Jordanes, der in manchem auf dem Zeugnis des Priskos beruht, dem „Zeitgenossen Attilas und persönlichen Beobachter hunnischer Sitten“; anderes hat er von Cassiodor, dem Mitarbeiter Theoderichs des Großen übernommen. Der Verfasser hält schon den Jordanes-Bericht für das Ergebnis verschiedener Überlieferungen, die aus ganz verschiedenen Einstellungen zur Person und den Taten Attilas herrühren. Zweifellos hat er hier recht, denn im einzelnen schimmert bei Jordanes die Helden-schilderung durch, die germanischem Heldenliedstil entstammt; in anderem wirkt der uranfängliche völkische und persönliche Gegensatz nach, in dem die Goten am Schwarzen Meere zu ihren hunnischen Nachbarn und Bedrängern gestanden hatten, und der nach Attilas Tode mit voller Kraft wieder losbrach.

Diese Einstellung hat nach de Boors Ansicht das Attilabild geformt, das die byzantinischen Geschichtsschreiber zeichnen; er findet es aber auch in nordischen Heldenliedern wieder; vor allem in dem Alten Attilaliede, das von dem Untergang der Burgunden durch Attilas Hahngier berichtet. Ganz alttümliches Gepräge trägt aber auch in diesem Sinne das Lied von der Hunnenschlacht, das man bisher allgemein als einen poetischen Nachhall der fatalaunischen Schlacht angesehen hat; obgleich auch die Vertreter dieser Ansicht zugeben müssen, daß auf die für westgotisch gehaltene Überlieferung zum mindesten starke Einflüsse aus dem Gesichtskreis der südrußischen Ostgoten eingewirkt haben müssen.

Hier setzt de Boors Kritik mit einem sehr wirksamen Beweismittel ein: der ganze Schauplatz dieses Liebes von der Hunnenschlacht ist südöstlich, aus der ukrainischen Landschaft zu erklären; nichts aber gibt einen auch nur annähernd zwingenden Beweis für eine Übereinstimmung der Überlieferung von der fatalaunischen Schlacht;

sehr vieles spricht dagegen. Dazu kommt noch ein wichtiger Punkt: der Bericht über Attilas Tod durch eine germanische Frau, der nur bei den oströmischen Historikern zu finden ist, entsprechend aber wieder nur in der nordischen Dichtung wiederkehrt. All dies gibt dem Verfasser Anlaß, statt der bisherigen Annahme einer fränkischen Herkunft dieser nordischen Eide eine unmittelbare Wanderung des ostgotischen Sagenstoffes über die „Kulturbrücke“ vom Schwarzen Meere zur Ostsee anzunehmen.

Man kann nicht umhin, sehr vieles in seiner Begründung als geradezu bestehend hinzunehmen. Zu den gegebenen Begründungen sei noch die eine nachgetragen, daß dieser Wanderweg tatsächlich auch vom 10. bis zum 12. Jhd. wieder durch die Warägerfahrten der Schauplatz unmittelbarer nordisch-byzantinischer Einflüsse gewesen ist. Einen schwächeren Punkt in der Boors Annahme bildet der von ihm vertretene ostgotisch-nordische Ursprung des Stoffes vom Burgunderuntergang; er gehört jedoch nicht notwendig in die Kette seiner Beweisführung hinein und ist daher mehr als Anregung zu betrachten. Ein ganz dunkles Kapitel bleibt auch jetzt noch die sächsische Sage, von der wir inhaltlich so wenig wissen, die aber wegen einzelner Züge als wichtiges Mittelglied zwischen fränkischer und nordischer Sage nicht entbehrt werden kann. — Die wertvolle Veröffentlichung stellt aber so wesentliche neue Fragen, daß eine nachhaltige Anregung unserer germanischen Sagenforschung von ihr ausgehen wird.

J. D. Plahmann.

Gertrud Herzog-Hauser, **Soter**. Die Vorstellung des Retters im altgriechischen Epos. Wien 1931, Mayer u. Comp. 8°, 190 S. 8. — RM.

Diese schöne, materialgesättigte Studie gibt das erste Mal ein vollständiges Bild der Soter (Heiland, Bewahrer, Retter) - Vorstellung in der altgriechischen Religion. Es werden nicht nur die Götter aufgezählt, die Soter (Soteira) genannt werden, sondern alle Synonyma von Soter werden berücksichtigt und die Tätigkeit der Soteres genau untersucht. Es ergeben sich dabei tiefe Einblicke in die altgriechische Religion.

Die Arbeit beschränkt sich durchaus auf das griechische Gebiet. Dabei ist sich die Verfasserin bewußt, welche Bedeutung eine Untersuchung der Sotervorstellung für die Erforschung des altchristlichen Komplexes hat, bemerkt aber nicht, wie wichtig sie auch für die Erforschung der urindogermanischen und germanischen Religion ist. Die Vorstellungen, denen hier an Hand des altgriechi-

sehen Überlieferungsgutes nachgegangen wird, sind uralte. Das gilt von der Zeusreligion, für den Zwillingeskult und ebenso für die Vorstellung von der Dualität des Soters, die die Verfasserin mit Recht besonders hervorhebt (vgl. die Ausführungen über den „negativen Soter“, d. h. den Verderber, Zerstörer [Dleter]). Es sei zum letzteren hier nur kurz verwiesen auf den „dualistischen Charakter des Heilbringers“ bei nordamerikanischen Indianern (siehe van Deursen, Der Heilbringer, Groningen, 1931, S. 369 ff.).

Die Soteres lateinischen der Griechen sind die Dioskuren, die als Ärzte sowohl wie als siegverleihende und aus Seenot rettende Heilande galten. Die göttlichen Zwillinge sind in dieser Bedeutung bereits urindogermanisch (darüber zuletzt Krappe, Mythologie Universelle, Paris 1930, Chap. IV). Insbesondere die germanischen „Dioskuren“ hätten von der Verfasserin herangezogen werden müssen: ihr Name bei den Nachkommen — *Alci*, germ. **Alci* —, den Tacitus überliefert, ist von R. Much als Beinamen erkannt worden und bedeutet „Schützer“ (zu germ. **algon*, ags. *ealgian* „schützen“; derselbe Stamm in got. *alhs*, altisländ. *alah* angelsächs. *ealh*, lit. *alkas* usw. „Tempel, heiliger Hain“, d. i. ursprünglich „durch Dornhag oder rotes Band eingegrenzter Raum, geschützter Bezirk“). Dasselbe Wort lautet im Griechischen *Alkion* und wird von der Verfasserin als Synonym von Soter aufgeführt (S. 5, vgl. S. 9); es ist bedeutsamerweise Beinamen des Zeus und des Zeussohnes Herakles (*Alkaios*). Auch die „Dioskuren“ sind Zeussohne, und bereits urindogermanisch haben die göttlichen Zwillinge als Söhne des Himmelsgottes gegolten. Andererseits heißen die griechischen Zwillinge auch *Tyndariden*. *Tyndaridai* ist zurückzuführen auf *Tin-daroi*, d. h. Söhne des *Tin* (Marsch und Kretschmer). *Tin* ist der Name des Himmelsgottes der „protindogermanischen Schicht“ (d. h. vorgriechisch-indogermanisch) in Griechenland. Diese Ableitung des Namens *Tindaros* ist inzwischen durch Altheims Ausführungen über *Juturna* (Griechische Götter im alten Rom, Kap. 1) gestützt worden und kann daher als sicher gelten; damit fallen die älteren Herleitungen, von denen die Verfasserin diejenige von *Ufener* noch erwägt.

Ebenso wie das Nebeneinander der beiden Namen *Dioskuren* und *Tyndariden* scheint aber auch die Rivalität des Zeus und Poseidon (siehe Soter S. 85 ff.) sich aus der Übereinanderschichtung zweier indogermanischer Wellen zu erklären. „Poseidon“, d. i. *poti-da*, „Gemahl der Erde“, ist Bei-

name, der eigentliche Name des Gottes ist *Tin*, wie aus den einleuchtenden Ausführungen der Verfasserin (S. 58 ff.), die für die Gleichung *Tyndareos*=*Poseidon* eintreten, zu folgern ist. Nach indogermanischem Glauben ist der „Gemahl der Erde“ eben der „Himmels-gott“, der ursprünglich sehr wohl zugleich Meergott gewesen sein kann, wofür der Völkerkundler Parallelen nachzuweisen vermag. Wenn also die Verfasserin zeigt, daß verschiedene griechische Zwillingspaare zunächst nicht dem Zeus, sondern dem Poseidonkreis angehören, so ist damit nachgewiesen, daß der Zwillingeskult bereits bei der protindogermanischen Schicht in Griechenland eine große Rolle spielte — das ist bei seinem urindogermanischen Alter gar nicht verwunderlich — und daß die Griechen diese protindogermanischen Zwillingeskulte übernahmen, wie sie auch den Poseidon- (*Tin*)-kult übernahmen. Denn es ergab sich, daß Poseidon nichts anderes ist als der „Zeus“ der protindogermanischen Schicht. Wenn Zeus und Poseidon in der späteren griechischen Religion Rivalen sind, also nicht einfach identifiziert wurden, so ist der Grund darin zu sehen, daß in beiden der Urzeus (bzw. Urposeidon) bereits Sonderprägung erfahren hatte.

Dr. phil. Otto Huth.

Wirth, Herman, **Die heilige Urschrift der Menschheit**. Lieferung 10, Text S. 465—512, Anmerkungen S. (49)—(64), Tafel 365—395. Gr. 4°. Verlag Koehler u. Amelang, Leipzig 1932. (Schluß aus Heft 6.)

Dem oberweltlichen Sonnenlaufbogen (☉), in seiner kürzesten Form schon als „ur“ bekannt, wird als Analogie der unterweltliche, nächtliche Bogen (☾) gegenübergestellt. Das abstrakte Symbol wird dann wiedergefunden in dem irdischen Sinnbild, das wie kaum ein anderes die Verbundenheit des sinnenden Menschen mit dem All bezeugt: die Zeugung neuen Lebens aus Himmel und Erde, die heilige Hochzeit, der hieros gamos der Griechen, die aus der ursprünglichen sonnen- und erdenhaften Bedeutung erst viel später zur „*Syzygia*“ von Sonne und Mond geworden ist. Der „Vater Himmel“ und die „Mutter Erde“ sind weitverbreitete Motive; im Indischen erscheint als Sohn (*sūnu*) von *dyaus pitar* (Vater Dyaus, Zeus, Tin) und *pṛthivi mātṛ* (Mutter Erde, terra mater, Mutter Erde usw.) der Sonnengott *Agni Sūrya* und seine Erscheinungsformen, die *Ādityas*.

Es wäre zu erwägen, ob von hier aus gesehen nicht die gemeinsame Herkunft der

Wortstämme von „Sonne“ und „Sohn“ zu erklären ist. Jedenfalls erweist die germanische Form- und Sprachüberlieferung hieran wieder ihre älteste Ursprünglichkeit; denn *ing*, der Name der Rune, trägt den Begriff „Nachkommenschaft, Abstammung“, vor allem als Suffix (Wortanhang) bei der Bildung von Abkunftsnamen (z. B. *Dübing* = Sohn des *Dudo*), und entsprechend als Bezeichnung eines Abhängigkeitsverhältnisses (z. B. *Pröbbling* = Vasall des *Pröbste*). Doch erscheint sie mundartlich noch als *Roseform*, die ursprünglich eine Verkleinerung oder Verfindlichung bedeutet (z. B. *Vening* = kleine Vene); gerade hierin tritt die ursprüngliche Bedeutung noch klar hervor. Es wäre zu erwägen, ob nicht die lateinische Verkleinerungsform -ulus (*Augustulus* = der kleine Augustus) auf eine entsprechende Wurzel (ul?) zurückgeht. Denn im „Jul“, in der Winterformenwende, geht der junge Thor, der „terra editus“ aus dem Schoße der Mutter Erde, und damit aus der heiligen Hochzeit, dem hieros gamos, hervor, dessen Sinnzeichen die Rune *ing* = \times ist, die übrigens in den Hausmarken noch eine Rolle spielt.

Diese Bedeutung ist auch ohne Herman Wirth durch die neue Religionsforschung als Sinn des hieros gamos erschlossen worden; aber erst in der Herstellung des Zusammenhangs zwischen Rune, Wort und mythischer Bedeutung, die von Wirth vorgenommen wird, liegt das eigentlich Überzeugende. Denn die **n-k*-Formel läßt sich als Ursinn der *ing*-Rune weithin verfolgen, und sie wird durch das epigraphische Material vollständig belegt. Die Indianermythen zeigen noch die Wortüberlieferung in Übereinstimmung mit der bildlichen Überlieferung der Mexikaner, in deren Codices der *Quezalcoatl* und der „Wurm“, die Erdschlange, der Halbkreisbogen, in der Verschlingung der *ing*-Rune erscheinen. Niederländische Wappen und Hausmarken setzen die Überlieferung fort, die noch aus jener Zeit nachklingt, da die im angelsächsischen Futhorgen erhaltene Bitte an das hochheilige Paar lebendig empfundene Wirklichkeit war:

Die Erde bitt' ich, den Oberhimmel:
Erde, Erde, Erde, Erdenmutter!
Es gönne dir der Allwaltende
Ader wachsend und ährenspriehend...
Heil sei dir, der Irdischen Mutter!
Sei du grünend in Gottes Umarmung,
Mit Frucht gefüllt den Irdischen frommend.

Das ist nicht etwa ein nördlicher Ableger südlich-östlicher Mythen von der heiligen Hochzeit, wie man früher immer ange-

nommen hat, sondern die erd- und himmel-verbundene, ursprüngliche Wirklichkeit des Erlebnisses selbst, von dem die prunkvolle

süd-östliche Ausgestaltung nur ein irrer, der Heimat des Gedankens entfremdeter Widerschein ist. Eremita.

Zeitschriftenchau

Kulturen und Kulturbeziehungen im deutschen Osten

Wolfgang La Baume, **Vorgeschichtliche Kulturen und Völker in West- und Ostpreußen**. Ostpreußische Forschungen, 10. Jahrg., Heft 1, 1933, Verlag Gräfe und Unzer-Königsberg i. Pr. Westpreußen und Ostpreußen bis zur Passarge gehören in der jüngeren Steinzeit und in der Bronzezeit unzweifelhaft zum nordischen Kulturkreis. Weder Ansettler noch Lausitzer Kultureinflüsse lassen sich auf diesem Boden nachweisen. Insbesondere von der jüngeren Bronzezeit ab ist die Kultur unzweifelhaft germanisch. Östlich der Passarge jedoch zeigt sich deutlich eine andere Kultur, die den seit Urzeiten dort siedelnden Ostpreußen zugeschrieben werden muß, und die während der germanischen Nachbarschaft stets erhebliche Einflüsse von dort erhalten hat. Nach dem Abzug der Ostgermanen dehnt sich die ostliche Kultur auch nach Westen, und zwar bis an die untere Weichsel aus, eine Grenze, die bis zum Erscheinen des deutschen Ritterordens bestehen bleibt. Beachtenswert ist, daß der wikingische Einfluß — sei es nur kulturell oder als Siedlung — sich als immer bedeutsamer herausstellt. / Ernst Petersen, **Ein eigenartiger jungsteinzeitlicher Gefäßrest aus Opperau, Kreis Breslau**. Mittheilungen, Bd. 4, Heft 1/3, Breslau 1932. Ein Vergleich dieser am Rande eigenartig verzierten Scherben mit im Danziger Museum befindlichen Stücken aus Ruhau zeigt, daß in der Jungsteinzeit nicht nur Beziehungen zwischen dem schlesischen Gebiet und dem nordischen Kulturkreis, sondern auch mit den ostbaltischen Kulturen bestanden haben müssen. / Karl Engel, **Die ostmaurischen Hügelgräber bei Renschenhof, Kr. Opa.** Mannus, Bd. 24, Heft 4, 1932. Bei näherer Durchforschung zeigt sich, daß das Gebiet östlich der maurischen Senke einer besonderen ostmaurischen Kultur zuzuschreiben ist, die von der Bronzezeit bis nahezu an die geschichtliche Zeit heran

fast unverändert daselbe Gebiet innehat, und insbesondere im Bestattungsbrauch ein ungewöhnlich konservatives Gepräge zeigt; kann man dieselben Steinhügelgräber doch von der Bronzezeit bis in die letzte heidnische Zeit beobachten. Diese ostmaurische Kulturgruppe deckt sich offenbar mit dem geschichtlich bezeugten Siedlungsgebiet der altbaltischen Sudauer oder Jatwinger, die bereits von Ptolemaios in derselben Gegend erwähnt werden. / Albert Kieckhefer, **Der Hadsilberfund von Quermuthen, Kr. Westhavelland**. Brandenburgia. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz in der Mark Brandenburg. Verfasser meldet einen besonders reichhaltigen Hadsilberfund nebst Urne, der der spätesten Zeit zuzurechnen ist. Die Zeit der wendischen Hadsilberfunde dauert etwa von 850 bis 1050 n. Chr.

Kultur und Technik

Waldtraut Bohm, **Tätigkeitsbericht über die archäologische Landesaufnahme im Kreise Westprienitz**. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, 8. Jahrg., Heft 12, Verlag Rabitsch, Leipzig 1932. Der Kreis Westprienitz hat eine Landesaufnahme aller feststellbaren vor- und frühgeschichtlichen Altortümer tätigen lassen, die zu erfreulichen Ergebnissen geführt hat. Altsteinzeitliche Funde konnten nicht einwandfrei nachgewiesen werden, dagegen ist die mittlere Steinzeit reich vertreten. Mitrolithen sind außerhalb der bereits bekannten Fundstelle Groß-Lüben nicht festgestellt worden, die Großgeräte jedoch sind recht zahlreich. Die Fundplätze liegen meist auf Dünen und anderen Anhöhen, insbesondere längs des Elbtals. Überhaupt ist eine Häufung der Siedlungen am Rande und innerhalb der Flußtäler durch alle Perioden hindurch zu beobachten. Es finden sich Kernbeile und -haden, ein Pidel, ein Rundtraher, querschneidige Pfeilspitzen, sowie Magdalenien-ähnliche Klingen und vereinzelte Walzen-

beile. Die Scherbenfunde sind ungewiß, da meist Oberflächenfunde. Die Jungsteinzeit lieferte zahlreiche Arte, dagegen ist die Keramik spärlich. (Vorwiegend Walternienburg-Bernburger Gruppe.) Für die ältere Bronzezeit konnte durch eine Grabung bei Dallmin eine eigenartige Übergangsform von der Körperbestattung zur Leichenverbrennung nachgewiesen werden. Die Größe des Grabes und die Lagerung der Beigaben entsprachen einer Körperbestattung, während die Asche der Toten über das ganze Grab verstreut war. Die jüngere Bronzezeit ergab in reichem Maße eine Töpferware, die der Lausitzer Keramik sehr nahe steht und in Verbindung hiermit neue Beobachtungen über interessante Grabformen. Eine in letzter Zeit ausgeführte Grabung erbrachte erneut Einblick in die Wohnweise der Germanen am Ende der Bronzezeit: Es ist ein Vieredhaus mit je einem Ofen an den Längsseiten. Für die übrigen Perioden konnte nichts wesentlich Neues festgestellt werden. Bemerkenswert war die überaus starke Besiedlung dieses Gebietes. Slavische Funde sind selten, doch konnten sechs neue Burgwälle festgestellt werden, so daß sich jetzt ein regelrechtes System in der Anordnung der Burgwälle ergibt. Eine beträchtliche Zahl wüster Dörfer erinnert an die Zeit der deutschen Kolonisation. Auch im Kreise Westprienitz konnte wieder mehrfach das Zusammentreffen eigenartiger Sagen mit vorgeschichtlichen Fundstellen beobachtet werden. / Unter den **Fundnachrichten aus Thüringen und dem Rheinlande**, die am selben Ort erschienen sind, ist bemerkenswert ein Wagengrab der älteren Latenezeit, das auf einem Gräberfeld an der Andernacher Straße bei Kärlich gefunden wurde. In dem von Osten nach Westen gerichteten Grabe befand sich ein stark vergangenes Skelett in gestreckter Lage, an dessen Fußende sich eine Bronzeschnabellanne, die Reste zweier Lanzenspitzen sowie Goldreifen und Anhängerchen befanden, die vielleicht zu einem Trinkhorn gehört haben. Über der Leiche stand der Wagen. Die eisernen Reifen der beiden Räder, die 80 cm im Durchmesser betrugen, waren, da Nagelspuren nicht vorhanden sind, offenbar warm aufgezogen und stekten in ihren unteren Teilen noch aufrecht im Boden, während sie oben zerdrückt waren. Die Radspeichen waren 3 cm stark, zahlreiche sonstige Eisen- und Bronzegegenstände sind erhalten. Alle Holzteile waren mit

dünnen Bronzeplättchen inkrustiert, wobei Holz und Bronzeplättchen schachbrettartig abwechselten. Zur Befestigung der Räder dienten je zwei messerartig mit Blattrippen hergestellte eiserne Linsen von 20 cm Länge. Verschiedene, z. T. reich verzierte Bronze- und Eisenteile deuten auf das Vorhandensein einer Deichsel; vom Oberbau des Wagens hat sich jedoch merkwürdigerweise keine Spur finden lassen, die auf Form und Ausschmückung schließen ließe.

Jörg Lechler, **Neues über Pferd und Wagen in der Steinzeit und Bronzezeit**. Mannus, Bd. 25, Heft 2, 1933. Die Entstehung des bespannten Wagens ist lange Zeit im Orient gesucht worden. Besonders der Rennwagen von Theben in Oberägypten, der um 1500 v. Chr. anzusehen ist, galt als hervorragendes Beispiel, bis sich herausstellte, daß er nicht nur durchweg aus nordischem Material hergestellt, sondern fertig aus dem Norden eingeführt worden sein muß. Heute wissen wir aus zahlreichen Darstellungen aus Nordeuropa, daß dort weit früher schon verschiedene Wagentypen im Gebrauch gewesen sein müssen. Es steht heute fest, daß die Zäumung des Hauspferdes aus dem Tarpan in Europa erfolgt ist, und zwar zunächst nicht aus wirtschaftlichen, sondern aus religiösen Zwecken, und daß die Indogermanen das Pferd in Kleinasien eingeführt haben. Auch die Sumerer haben bekanntlich ihre Maultiere nebst dem zugehörigen Geschirr aus dem „Norden“ bezogen. Sehr früh schon verfügten die Indogermanen über sehr hohe Kenntnisse in der Pferdezucht. So ist unter den Tontafeln von Boghazkoi eine regelrechte Anleitung von indogermanischer Herkunft auf Zufahren und Training der Pferde erhalten, die geradezu hochmodern anmutet. Wagenrennen sind in der Bronzezeit im Norden bereits weit verbreitet gewesen. Hier sei besonders an die Rennbahn von Stonehenge erinnert. War in der Steinzeit auch der zweirädrige Wagen noch mit Rindern bespannt, so erscheint in der Bronzezeit der zweirädrige Wagen ausschließlich mit Pferdebespannung, während der vierrädrige Wagen weiterhin Ochsenbespannung behält, bis dann in der frühen Eisenzeit auch hier die Rinder dem Pferde Platz machen. Auch über die hohe Technik des Wagenbaues sind wir vorzüglich unterrichtet, neben den Zeichnungen insbesondere durch die gefundenen Miniaturnachbildungen.

Herttha Schenckel.

„Der deutschen Vater Schrift muß unser bleiben.“ Hofegger

Vereinsnachrichten



An unsere Mitglieder!

Bericht usw. über die Pyramonter Tagung wird im August-Heft erscheinen. Wir bitten, alle Wünsche und Anregungen, die auf der diesjährigen Pfingsttagung Herrn Teudt, dem 1. Vorsitzenden, dem Schriftleiter usw. mündlich vorgebracht worden sind, noch einmal schriftlich zu wiederholen.

Eine nachträgliche Anfertigung einer Liste der Teilnehmer an der Pyramonter Tagung ist nicht möglich, da nur für den ersten Tag (Externsteine) eine Anwesenheitsliste vorliegt.

Wer gut gelungene Bilder von der Tagung (z. B. Teudt, Besuchte Stätten) hat, wird gebeten, unter Angabe des Bildgegenstandes seine Anschrift, Größe und Preis des Bildes mitzuteilen an Frau v. Bescherer, Detmold, Witkestr. 7. Die Mitteilungen sollen im nächsten Heft „Germanien“ veröffentlicht werden, um gegebenenfalls den Erwerb solcher Bilder zu ermöglichen.

Am 18. April d. J. hatte der 1. Vorsitzende der Vereinigung den Herrn Preussischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung auf die Bestrebungen der Vereinigung aufmerksam gemacht und darum gebeten, einen Vertreter des Ministeriums zur Tagung zu entsenden. Darauf ist folgende Antwort eingegangen:

„Der Preuß. Minister für Wissenschaft, Berlin, den 23. Mai 1933.

U. I, Nr. 36329. 1

W 8, Unter den Linden 4.

Auf das Schreiben vom 18. April 1933 — Nr. 432 —.

Für die Übersendung der Prospekte und der Monatshefte „Germanien“ sowie des Buches „Germanische Heiligtümer“ sage ich Ihnen meinen besten Dank. Die Bestrebungen der Vereinigung finden meine Anerkennung.

Die Entsendung eines Vertreters des Ministeriums zu der in Bad Pyrmont statt-

findenden 6. Tagung der Vereinigung wird mangels Zeit leider nicht möglich sein. gez. Rust.

An den Vorsitzenden der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte E. B., Herrn Oberstleutnant a. D. Platz in Detmold.

Das Inhaltsverzeichnis zur 4. Folge wird im Juli gedruckt und nach Fertigstellung an die Bezahler dieser Folge versandt.

Hagen. Die Zusammenkunft d. Fr. 9. B. am 6. Mai 1933 brachte wieder angeregte Stunden. Trotz der augenblicklichen Versammlungshochflut hatten sich zahlreiche Freunde der näheren und weiteren Umgebung eingefunden. — Der Vortrag von Herrn Lehrer Pielhau behandelte einen Eisenschladen-Fundort, der durch eigenartige Flurnamen auffiel. — 3. B. Schloß, Schloß-Torf, Hilgenplatz, Boomberg, Sonntag, Wiessepen usw. — Zunächst wurden die bisher bekannten Arten der vorgeschichtlichen Eisengewinnung behandelt. — Wie an der Fundstelle die Schmelzung vor sich ging, konnte leider noch nicht klargelegt werden. — Festgestellt wurde, daß es sich um eine Anlage handelt, in der

1. mit Holzkohle geschmolzen wurde, obwohl Steinkohlen in nächster Nähe vorkommen,
2. wurde das Eisen bei geringer Temperatur geschmolzen, also ohne künstlichen Wind,
3. enthielt die Schlade noch 55% Eisen, aber keinen Schwefel, den Schmelzern muß demnach wohl die Schädlichkeit des Schwefels im Eisen bekannt gewesen sein, so daß entsprechendes Erz verwendet wurde. — Der reiche Eisengehalt in der Schlade weist auch auf unvollkommenen Schmelzvorgang hin,
4. wurde das Erz zur Kohle transportiert, nicht die Holzkohle zum Erz, vermutlich, wie in der Aussprache angegeben wurde, wegen der Empfindlichkeit der Holzkohle gegen Feuchtigkeit.

Leider lassen die bisherigen Feststellungen noch keine Festlegung des Alters zu. Die Forschungen gehen aber weiter.

Die lebhafteste Aussprache brachte weitere Bereicherung des Vortrages. — So wurde darauf hingewiesen, daß der Zusammenhang der Flurnamen mit der Schmelzstelle wahrscheinlich sei, da der Schmied, ob seiner Kenntnisse den Göttern nahestehend, auch als Arzt gerufen worden sei. Ferner wurde auf die zahlreichen Schladenfunde in unserer Gegend aufmerksam gemacht. Manche Flurnamen haben das Wort „Sinter“ (= Hammerschlag — Schlade) erhalten, so z. B. „Singerhop“ = Sinterhausen.

Es wurde angeregt, ähnlich wie in den Karten von Böttcher, Weidenau, auch für unsere Gegend die Schladenfundorte genau zu bezeichnen, um so vielleicht mal zu erfassen, wann der Ursprung zu unserer Eisenindustrie, der heutigen Erwerbsquelle, gelegt wurde. Sagen wie „Wieland der Schmied“ können hierzu wertvolle Hinweise geben. — Es sei bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß auch in der Nähe von Osterholz (Zintenrug) zahlreiche Eisenschladen zu finden sind — ein Beweis mehr für die frühe Besiedlung der Gegend.

Die Berichte in der Aussprache zeigten ferner, daß unsere Freunde behilflich sind, vorgeschichtliche Denkmäler zu retten.

Herr Spiegel hat nochmals, Fundstücke mit Fundort und Datum zu bezeichnen und der Allgemeinheit zugänglich zu machen. — Weiterhin machte er aufmerksam auf das im Ausbau begriffene Ruhrtalmuseum in Schwerte, das besonders der Vorgeschichte dienen wird.

In den Sommermonaten sollen verschiedene geschichtliche Stätten der nächsten Umgebung besucht werden. —

Herr Rektor Frommann hat den Posten eines „vorgeschobenen Beobachters“ übernommen, der bei jeder Versammlung über neue Funde, Arbeiten usw. gleichgerichteter Bestrebungen kurz berichten wird. —

Frl. Treppmann wird die Kasse der freiwill. Beiträge führen. Ein fester Beitrag soll nicht erhoben werden mit Rücksicht auf die gegenwärtige Notlage. — Ko.

Hannover. Bericht der Ortsgruppe über die Monate Februar bis Mai. Am 9. 2. sprach Direktor Wilhelm Teudt über: „Germanische Heiligtümer.“ Der Saal des Hansa-Hauses war überfüllt, viele Besucher konnten deshalb leider keinen Einlaß mehr finden. Das Interesse, das die Ausführungen des Vortragenden fanden, war ganz außerordentlich und hielt die Zuhörer bis zu später Stunde fest. Die junge Ortsgruppe hat mit dieser Veran-

staltung in Hannover festen Boden gefaßt.

In der Mitgliederversammlung im März sprach unser Mitglied Max Lange über „Das Rad in der Eilenriede, ein altgermanisches Heiligtum“. Die Bedeutung des Vortrages lag darin, daß bei den Umänderungen im hannoverschen Stadtwald „Eilenriede“ in den letzten Jahren dieses Sonnenheiligtum, eine sogen. Trojaburg, beseitigt bzw. 1 1/2 m hoch überdeckt worden war und nun weitere Kreise für die Wiederherstellung interessiert werden sollten. Tatsächlich hat der Bericht in der Presse über den Vortrag wesentlich mit dazu beigetragen, daß der gewünschte Erfolg anscheinend gesichert ist; die Wiederherstellung ist von städtischer Seite zugesagt worden.

Am 6. 4. hielt der braunschweigische Landesarchäologe Prof. Dr. Hofmeister in der Aula des Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums einen Lichtbildervortrag über „Die Heisterburg, das Rätsel des Deisters“, der wieder ein volles Haus erbrachte, zumal diese aus altfriesisch-heidnischer Zeit stammende Wallburg im Deistergebirge bei Hannover die allgemeine Aufmerksamkeit in den letzten Jahren in verstärktem Maße auf sich gezogen hat.

In der Mitgliederversammlung im Mai sprach Regierungs- und Baurat Priebe (Verfasser von „Das Geheimnis der deutschen Ortsnamen“) über „Das alte Land der Cherusker“. Er zeigte an Hand einer Karte die Grenzen auf und wies nach, wie auf Grund der Namensdeutungen alter Ortschaften noch heute die ehemalige politische Einteilung des Gebietes, also zur germanischen Zeit, festzustellen ist. Der Vortrag fand lebhaftes Interesse, zumal die Stadt Hannover diesem cheruskerischen Gau zugehört und die Ortsgruppe sich die Erforschung des alten Cheruskerlandes zur besonderen Aufgabe gemacht hat.

Am Sonntag, dem 28. Mai, fand die erste Geländefahrt der Ortsgruppe unter regster Beteiligung von Mitgliedern und Gästen und vom Wetter besonders begünstigt statt. Sie führte ins Herz des Cheruskerlandes, in den Sackwald mit seinen denkwürdigen Stätten, darunter auch die „Teufelskirche“, das Hauptheiligtum der Cherusker. Die Verteufelung dieser Stätte sagt an sich schon genug, und die Ansicht, daß hier einmal eine Insel gestanden hat, ist geschichtlich nicht schlecht begründet, zudem heißt das nahegelegene Dorf Irmenseul (!). Da dieses Kultgebiet auch landschaftlich besonders reizvoll ist, waren alle Teilnehmer von der Fahrt sehr befriedigt.

Osnabrück. Auf dem 3. Vortragsabend (1. April 1933) der „Arbeitsgemeinschaft der Freunde germanischer Vorgeschichte“ sprach Dr. S. Kadner-Berlin über „Nordisch-germanischer Glaube im deutschen Märchenschatz“. Wieder wies dieser Vortrag einen sehr guten Besuch auf, so daß die A.-G. Osnabrück mit dem Erfolg ihrer drei Vortragsveranstaltungen durchaus zufrieden sein kann. Der Redner gab zunächst einen Überblick über die Unterdrückung alles Deutschvolkhaften, von der fränkischen Eroberung an bis zur Romantik. Seit Karl dem Franken seien die Einflüsse des Römischen Rechts, der lateinischen Sprache und der römischen Kirche stark und bestimmend geworden (um zu zeigen, wie stark derartige Einflüsse noch bis heute nachwirken, sei der Ausspruch eines erst vor einigen Jahren verstorbenen Berliner Universitätsprofessors für Deutschkunde (Germanistik) angeführt: Die alten Deutschen hätten den grammatikalisch richtigen Gebrauch ihrer Muttersprache erst in den lateinischen Klosterschulen gelernt; ebenso hätten sie dort erst gelernt, richtige Verse zu machen!) Erst Walter von der Vogelweide könne wieder als deutsch empfindender Mensch bezeichnet werden. In der Zeit des Humanismus kämpfte Ulrich von Hutten für deutsche Art, in der Aufklärung mit ihrer gesamteuropäischen Einstellung verkünde Herder den Grundsatz völkischer Eigenart. Die Kraft seiner Gedanken zeige sich in der Belehrung Goethes. Dann habe die Romantik eine außergewöhnliche Seelenenerweiterung geschaffen, habe Volkslieder, Volksbücher und auch die Märchen aus Jahrhunderte altem Schlaf erweckt.

Auf dieser Grundlage konnte der Redner den zweiten Teil seines Vortrages aufbauen, der den Glauben unserer Vorfahren im Spiegel des Märchenschatzes beleuchtete. Seine Darlegungen schlossen sich zum großen Teile den Auffassungen Professor Wirths an. Ausführlich behandelte er zunächst das Sonnenerlebnis und seinen Niederschlag im Märchen (Goldmarie und Frau Holle). Einbringlich sprach der Redner über das Tier im Märchenschatz der Völker. Immer wieder konnte er die Beziehungen nachweisen, die zwischen den Märchen und einem Glauben bestehen, der sich auf die Erkenntnis aufbaut, daß die Sonne, der Jahreslauf Offenbarungen Gottes sind.

Ende Mai unternahm die A.-G. den er-

sten diesjährigen Ausflug. Über seinen Verlauf berichten wir demnächst.

Der Mißstand an den Externsteinen. (Eingabe der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte vom 14. Februar 1933 an das Landespräsidium Lippe.) Über die dringende Notwendigkeit, die Externsteine von dem durchgehenden Wagenverkehr, wenn möglich auch der Straßenbahn, als durchgehende Linie zu entlasten, gibt es nur eine Stimme. Schon vor einigen Jahren ist der Bau einer Umgehungsstraße in Aussicht genommen und der Plan ausgearbeitet, der dann der Kosten wegen nicht ausgeführt wurde. Neuerdings ist das Bedürfnis der Straßenverlegungen noch ganz erheblich gewachsen, besonders seitdem die Externsteine als eines der bedeutendsten Denkmäler germanischen Altertums erkannt sind und aus ganz Deutschland besucht werden. Das fortwährende Lärm, Staub und Gefahr bringende Durchfahren oft großer Menschenmassen, denen dort Erholung, Stille und ein ungestörtes Sichversenken in die Bedeutung des Ortes zu gönnen ist, hat bedauerliche, ärgerniserregende, ja unhaltbare Zustände herbeigeführt.

Es ist ein verhältnismäßig einfach durchzuführender Plan, wenn der gesamte durchgehende Wagenverkehr von Kahlstadt von der kleinen Egge aus nordöstlich abbiegend und zuletzt die Belldorfer Straße benutzend, bei der Horner Oberförsterei zu der jetzigen großen Straße geleitet wird. Es handelt sich um den Bau einer Straße von höchstens 1,5 km Länge.

Wenn die gegenwärtige Absicht der Arbeitsbeschaffung irgendwie auch Straßenbauten in sich schließt, so wird hierdurch an die maßgebenden Stellen die dringende Bitte gerichtet, daß die Befreiung der Externsteine in die vorderste Reihe der Pläne gestellt werden möchte.

Deutscher Schriftbund. Unter diesem Namen besteht seit 1890 eine Vereinigung deutschbewußter Männer und Frauen, die sich Schutz und Pflege unserer deutschen Schrift als Aufgabe gesetzt hat. Der Jahresbeitrag beruht auf Selbststeinschätzung, beträgt aber mindestens 3 RM. Jedes Mitglied erhält die in zwangloser Folge erscheinenden „Mitteilungen“ des Bundes unentgeltlich. Werbedruckfachen von der Bundesleitung: Göttingen, Münchhausenstraße 25.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933

August / Ernting

Heft 8

Freier Zugang zum Heiligtum ...

Von Universitätsprofessor Dr. Ernst Bergmann, Leipzig

Waldpredigt in der Osningmark, den Freunden Germanischer Vorgeschichte zur Erinnerung an die Pfingsttagung 1933 gewidmet.

Freunde germanischer Vorgeschichte!

Drei Tage sind wir nun miteinander durch die Wälder der Osningmark gezogen. Wir haben gesehen und gelauscht, gesucht und bewundert, nachgedacht und — verehrt. Was aber war es, das uns in all den Tagen so froh und fröhlich gestimmt hat? Welches sind die Gedanken und Gefühle, die uns bewegt haben in diesen herrlichen Wandertagen durch unser teures Heimatland?

Wir können diese Gedanken und Gefühle in folgende drei Sätze zusammenfassen:

Der Frühling ist erwacht!

Deutschland ist erwacht!

Die Vorzeit ist erwacht!

Und wer dieses dreifache Erwachen mit reinem Gemüt erlebt, wie sollte ihm das Herz nicht zittern vor Glück! Steht er doch überall neues Leben: in der Natur, im Vaterland, in unserer Geistesgeschichte.

Ja: der Frühling ist erwacht! Das klingt in allen Herzen. Graue Wochen gingen zu Ende, goldene Sonnentage brachen an, als wir unsere Wanderung begannen. Tag für Tag kein Wölkchen am blauen Himmel, die Wälder so frisch und kühl, von Sonnengold durchschimmert. Blühende Wiesen und wogende Felder, Waldesrauschen und rieselnde Quellen. Und weit, unendlich weit über der grünen Heimaterde des Himmels ewige Bläue!

Warum sollten wir da nicht jubeln? Warum sollten wir unser Herz nicht weit öffnen dem „Licht der Lande“, dem Wiedererstandenen, dem Sieghaften, dem leuchtenden Leben, das aus dem gespaltenen Grabhaus der Mutter Erde emporstrebte mit weit ausgebreiteten Armen zum Licht, zum Himmel, zur Unendlichkeit!

„Die lateinischen Buchstaben hindern uns über die Maßen sehr, gut deutsch zu reden.“

Luther

Aber dies, das geheilte Leben zu sehen in der Natur, das war es nicht allein, was uns glücklich, fromm, anbetend stimmte in all den Tagen. Ein weiterer Gedanke kam hinzu, der uns immer und überall begleitet, der Gedanke, daß Deutschland erwacht ist und daß wir in einem neuen, einem geheilten Vaterland leben.

Graue, düstre Jahre, an denen Deutschland gelitten, gingen zu Ende in diesem Frühling des Jahres 1933. Wenn uns der Atem dieser Auen und Wälder so wohligh umweht, wenn der Jubel der erwachten Natur einen so hellen Widerhall findet in unseren Herzen, — der Grund ist, daß eine Last von uns genommen ist, die viele Jahre dunkel auf unserer Seele gebrannt. Deutschland ist erwacht, seine Kraft ist wiedergeboren, seine Ehre und Reinheit wiederhergestellt. Wenn wir eine Eiche hören, die im Winde rauscht, so brauchen wir nicht mehr zu trauern. Wenn wir die heiligen Wälder betreten, in denen unsere Väter gebetet, so brauchen wir nicht mehr zu erbeben vor Scham. Das ernste, sehnüchtige Mahnwort: „Deutschland erwache!“, das Tausende der besten Deutschen jahrelang gerufen, es ist erfüllt. Deutschland ist erwacht, wie dieser Frühling. Es ist wieder bewußt, wieder stolz und stark. Treue, Tapferkeit und Ritterlichkeit, die altgermanischen Tugenden, die wir hörten es, alle aus der Ehre fließen, sie gelten wieder oder mindesten: wir wollen, daß sie wieder gelten sollen. Wir wollen Volk und Vaterland wieder heilig fühlen. Und wir wollen ein geheiltes Volk und Vaterland, das, dem widererstandenen Jahreslichtgott gleich, aus dem Dunkel der Vergangenheit und der Geschichte aufsteigt zu neuem Licht und Leben in diesen schicksalsreichen Tagen, da sich Deutschlands Sonne am Himmel wendet.

Freunde germanischer Vorgeschichte! Der Frühling ist erwacht! Deutschland ist erwacht! Und nun jenes Dritte, das uns allen besonders innig am Herzen liegt: Die Vorzeit ist erwacht!

Was ist das doch für ein wunderbares Geheimnis: die Vorzeit! Was ist die Vorzeit? Wo ist die Vorzeit? Sie ist etwas Gewesenes und für uns doch so unendlich nah und gegenwärtig. Sie war vor Tausenden von Jahren, aber für uns ist sie ein „Heute“ und wir leben noch einmal in ihr. Seltsam: diese Steine, diese Felsen sind stumm und sie reden doch eine so laute Sprache. Dieser heilige Wald schweigt und ist doch so lebendig. Dieses Tal, dieser Boden scheint tot, aber alles bewegt sich in ihm.

Wir sind allein auf der Heide, und doch sind Gestalten um uns. Männer am Hügel, die etwas Dunkles in der Erde bergen, vielleicht eine Urne. Still ist der Mittag, die Sonne brennt, weit und breit kein Mensch in der Senne. Unser Auge aber sieht. Es ist offen über die Jahrtausende und sieht, was vormals war. Da kommen sie gezogen, den Aschenweg entlang, ernst und still, denn sie tragen einen Toten. Dort aber erfüllt lautes, fröhliches Leben den Wald. Roffe sprengen, der Heerruf ertönt die Feststraße hinauf, sie führen einen Herzog in der Königslau, sie üben sich im Waffenspiel.

Und dann: sie steigen auf einen heiligen Berg, ihre Götter zu ehren. Lang ist ihr Zug, er bewegt sich den Hohlweg hinauf. Jeder Stamm kommt aus seinem Gau, jeder naht sich auf seinem eigenen Gebiet, das unmittelbar bis zum gemeinsamen Heiligtum heranhführt. Waren wir es nicht selbst, wir Freunde germanischer Vorgeschichte, die zum heiligen Berg zogen in langem Zug, den Hohlweg hinauf? Und fühlte nicht ein Jeder von uns, als er oben stand und über die Lande schaute: so war es, so ist es vormals gewesen. Das war es, was unsere Väter liebten und verehrten. Das war es, was sie pflegten und brauchten: Freien Zugang zum Heiligtum.

Wahrhaftig! Der Frühling ist erwacht! Deutschland ist erwacht! Der Väter Land ist erwacht! Sollen wir da nicht jubeln? „Der Vorwelt silberne Gestalten“, wie Goethe so schön sagt, steigen auf und leben wieder mit uns. Wir sehen wieder die Art, die Sitte, den Glauben unserer Väter. Wir grüßen wieder, von einem treuen Führer geführt, die germanischen Heiligtümer. Hörten wir nicht Odin rauschen in den Kronen der Kiefern,



Aufnahme Frau E. Krügel-Osnabrück

Aufstieg zur Herlingsburg

als wir lagerten am Dreihügelheiligtum unter der Bläue des Himmels? Sahen wir nicht Ostara's liebliche, wiesenblumengeschmückte Gestalt dort, wo sich die Linie des Sirius und der Kapella begegneten? Lauschten wir nicht dem Flüstern der Norne am stillen Born? Tranken wir nicht, im Herzen dankopfernd wie unsere Väter, von dem heiligen Wasser, mit dem sie die Wurzeln des Weltlebensbaumes neht?

Folgten wir nicht mit dem Auge den heiligen Linien, die unsere Väter durch ihr Land gezogen weit über Berg und Tal? Fühlten wir nicht die Reinheit, Schönheit und Größe der germanischen Waldesreligion?

Und so fordern auch wir wie sie: Freien Zugang zum Heiligtum! Und diese Forderung wird nicht mehr aus unserem Herzen verschwinden. Seltsam: dieses Sechs-Stämme-Land im Osning mit seinem allen gemeinsamen Heiligtum mitten im Herzen des Landes und dem freien Zutritt aller zu ihm! Seltsam und symbolisch für ganz Germanien! So viele Gane, so viele Stämme und Sippenverbände! Aber ihr Heiliges war ihnen eins. Im artheigenen Glauben, der in ihren Wäldern gewachsen war, hatten sie ihre Einheit, ihr Vaterland, ihre Zusammenschweißung zur Nation, nach der wir Heutigen so mühsam suchen. Und diese Einheit im Glauben, diese kultische, wahrhaft „heilige“ Einheit der Nation, diese Liebe zum „höheren Vaterland“, wie Fichte sie nennt, gab ihnen die Kraft zur gemeinsamen Vernichtung des äußeren Feindes in der Varus-Schlacht. Erst als Karl der Westfranke ihre Heiligtümer zerstört hatte, fielen sie auseinander in Stämme und Volksteile. Erst als eine fremde Lehre und Geistesrichtung gewaltsam in ihre Herzen hineingetragen wurde, entstand die deutsche Zerrissenheit, der deutsche Bruderkrieg, der ewige deutsche Glaubenshader. Wer die in Trümmern liegenden germanischen Heiligtümer betrachtet, der betrachtet in Wahrheit die in Trümmern liegende deutsche Einheit, das in Trümmern liegende deutsche Vaterland, nach dem wir tausend Jahre gesucht und das wir Heutigen erst wiederzugewinnen im Begriff sind. —

Freunde germanischer Vorgeschichte! Unsere Schar wächst, unsere Reihen schließen sich. Durch die deutsche Volksseele zieht eine tiefe Sehnsucht, heimzukehren zu Blut und Boden, Volk und Heimat, Glaube und Art, wiederzufinden unsere verschütteten Heiligtümer. Wer will uns darum schelten? Wer will uns daran hindern, daß wir Deutschen in die heiligen Wälder unserer Väter ziehen und deutschen Gottglauben, deutsche Religion, deutsches Gefühl ums Heilige, Ewige und Göttliche in der Welt und im menschlichen Dasein suchen und finden? Wer will uns verbieten, daß wir Deutschen auf unserem eigenen Gebiet freien Zutritt haben zum Heiligtum?

Darum: ehe wir von diesem Heiligen Berg herniedersteigen, laßt uns geloben, daß wir unseren Kampf kämpfen wollen unbeirrt, unseren Kampf um die germanische Vorzeit und um die Aufdeckung ihrer Heiligtümer und den freien Zutritt zu ihnen.

Und daß wir diesen Kampf kämpfen wollen in Treue, Tapferkeit und Ritterlichkeit, jenen drei altgermanischen Tugenden, die aus der Ehre fließen.

Treu unserem Glauben an die Größe und den Adel der germanischen Kultur, die wir nicht länger als barbarisch schmähen lassen wollen.

Tapfer, indem wir uns vor niemand fürchten als vor dem Gott in unserem Gewissen.

Ritterlich, indem wir nur edle und reine Waffen gebrauchen, die wir geweiht haben mit heiligem Wasser aus dem Brunnen der Urd.

Und so zieht denn hinaus und vergeßt nicht die Waldespredigt der Ösningmark. Verkündet allen die Predigt dieser heiligen Wälder und Berge und helft mit, aufzubauen im Herzen aller Deutschen ein unzerstörbares Heiligtum, von dem die Kraft und die Einheit ausströmt, die wir brauchen im künftigen Kampf der Völker. Denn:

Gekommen ist der Augenblick,

Für immer soll sich's wenden:

Wir sind berufen vom Geschick

Germanien zu vollenden.

Wir sollen schaffen, was gebricht:

Weltfreie Bahn dem deutschen Licht!

Zur Lage der deutschen Vorgeschichte

Der Vorsitzende der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte, Herr Oberstleutnant Plag eröffnete die Hauptversammlung in Pyrmont mit folgenden Ausführungen:

Vor nunmehr 5 Jahren wurde die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte in Detmold begründet. Die Bewegung ging aus von der Stelle, an der die Irminsul stand, von dem altherwürdigen Gestrirtheiligtum unserer Ahnen, das Wilh. Leudt in dem eindrucksvollen Naturdenkmal der Externsteine zweifelsfrei nachweisen und dann vor fünf Jahren zum ersten Male einem größeren Kreise von Freunden germanischer Vorgeschichte vorführen konnte. Hier wurde das erlösende Wort gesprochen, das den Ausblick öffnete zu einer Geschichtsauffassung, die man nicht zu bekennen wagte, oder die sich doch bisher nicht durchzusetzen vermochte.

Das Zeichen der Irminsul ist uns zum Symbol geworden dessen, das jahrhundertlang unterdrückt im Unterbewußtsein des germanischen Menschen im deutschen Volke geschlummert hat, jetzt aber geweckt, unwiderstehlich ans Licht drängt und um Geltung ringt: Die selbstverständliche Beachtung und Anerkennung unserer Vorfahren als geistig

und sittlich hochstehender Menschen mit hoher Gotteserkenntnis, wie sie immer waren und ihre Nachfahren heute noch sind.

Mit parteipolitischem Streit oder konfessionellem Hader hat unsere Bewegung nichts zu tun gehabt, sie ist rein völkisch. Auch alle Versuche, sie für die Zwecke weltanschaulicher Gruppen und Grüppchen einzuspannen, an denen es nicht gefehlt hat, sind abgewiesen.

Wer heute noch in Abrede stellen will, daß, mit Ausgang des 8. Jahrhunderts beginnend, hier eine alte hohe Kultur zerfallen, eine reichhaltige Überlieferung vernichtet, einem freien Volke eine artfremde Geistesrichtung gewaltsam aufgezwungen wurde, der sei nachdrücklichst darauf hingewiesen, daß noch volle 700 Jahre später von gleichen Mächten gleiches in Mittel- und Südamerika geschah. Hohe alte Kulturen wurden zerstört, ganze Völker bis auf kümmerliche Reste ausgerottet, ihre reichhaltige Literatur vernichtet, dann aber die Kunde dieser Schandthaten so restlos getilgt, daß man später, auch in der Gelehrtenwelt des Abendlandes, nichts mehr davon wußte und Alexander v. Humboldt die alten hohen Kulturen „wieder entdeckte“. Erst neuerdings haben besonders nordamerikanische Wissenschaftler sie genauer zu erforschen begonnen. Es kann niemand unter dem Vorwand, der Wahrheit dienen zu wollen, behaupten, daß mit unseren Vorfahren schonender verfahren sei.

Seit der Zeit waren die Bildungsanstalten in der Hand der damaligen Kirche, die mit ihren geistigen und weltlichen Machtmitteln verhinderte, daß Erkenntnisse verbreitet wurden, die ihr nicht genehm waren. Hierzu will ich erwähnen, daß in neuester Zeit der Jesuitenpater Ludgar Born zu dem Thema: „Deutschtum und römische Kirche“ Vorträge hält, in denen er — trotz aller wissenschaftlichen Erkenntnisse des letzten Menschenalters — zu behaupten wagt: „Unsere Vorfahren sind Barbaren gewesen und wer das Gegenteil behauptet, lügt bewußt!“

In diesem Zusammenhange ist die Feststellung von Wichtigkeit, daß sofort nach Bekanntwerden der Absicht unseres für die deutschen Belange so feinfühligsten Reichskanzlers, die Externsteine, dieses einzigartige Zeugnis germanischer Frömmigkeit und Gotteserkenntnis, zu einem Nationaldenkmal zu erheben, in einem gewissen Teil der deutschen Presse Forderungen erhoben wurden, die auf eine kirchlich beeinflusste Vorgeschichtsfunde hinauslaufen.

Eine solche aber darf und wird es niemals wieder geben, denn das reine Christentum wird durch Erkenntnis der Wahrheit niemals gefährdet.

Wir werden uns dadurch nicht beirren lassen und ich möchte dem entgegenhalten, daß schon vor längerer Zeit von der Schriftleitung einer bedeutenden katholischen Zeitschrift der Standpunkt vertreten wurde, daß auch der katholische Teil des deutschen Volkes berechtigten Anspruch darauf habe, die ungetrübte Wahrheit über seine Ahnen zu erfahren, — eine Äußerung, der jeder Deutsche, gleichgültig in welcher Konfession er geboren und aufgewachsen ist, nur freudig zustimmen kann.

Eine reiche Lebenserfahrung spricht aus den Worten Leudt's im letzten Germanienheft: „Es ist zu hoffen, daß die christlichen Kirchen mit freudiger Anteilnahme auf eine Entschleierung der germanischen Vergangenheit blicken werden, selbst wenn dadurch die eine oder andere der bisher gehegten geschichtlichen Anschauungen, die als solche für die Glaubensgrundlagen belanglos sein müssen, eine Wandlung erfahren würde. Eine gegenteilige Stellungnahme müßte bei einem völkisch erwachten Volke für die Kirchen selbst zu Folgen von unübersehbarer Tragweite führen.“

Wie zu erwarten war, hat sich ein Teil der Fachwissenschaft, größtenteils ohne Prüfung auf eine Ablehnung festgelegt; der Sieg unserer Sache konnte aber dadurch nicht aufgehalten werden. Wir sind uns bewußt, daß nicht nur die Erforschung der germanischen Heiligtümer der Ösningmark, sondern die ganze Erforschung unserer eigenen Vor- und Geistesgeschichte noch ganz im Anfang steht.

Dankbar sind wir deshalb allen den Wissenschaftlern, die von der Unfehlbarkeit der bisherigen Schulmeinung nicht derartig überzeugt sind, daß sie glauben, bei einem flüchtigen Besuch allein entscheiden zu können, wozu es eingehender Prüfung bedarf. Auch sind Leudt's Deutungen und Forschungsergebnisse nicht zu verstehen, wenn man sich nur von seinen besten Gegnern unterrichten läßt. Das hat mehrfach zu Entgleisungen geführt, die der Sache nicht nützen, dem Ansehen der deutschen Wissenschaft aber schwer schaden müssen. Ich erinnere nur daran, daß ein Universitätsprofessor bei einem Besuch vom Sternhof den hohen Erdwall, der den Hof noch auf 520 Meter umgibt, nicht gefunden hat und dann als Augenzeuge berichtete, es handle sich um eine harmlose moderne Gartenmauer. So hat sich allmählich ein Wandel vollzogen, denn das Bemängeln von Einzelheiten bleibt bedeutungslos, da wesentliches nicht zu ändern oder zurückzunehmen war; sowohl die Tatsache der Ösningmark wie die Linie der Geschichtsauffassung bleibt bestehen.

Wir sehen jetzt, daß der Japaner dahin belehrt wird, die Gottheit habe ihn bestimmt, die Völker der Erde zu beherrschen, und der Türke lernt, seine Kultur sei die älteste, bei ihm wurzele alle höhere Kultur.

Wir dagegen dulden noch immer, daß deutsche Kinder in dem Glauben erzogen werden, der Herrgott habe ein fremdes Volk „erwählt“ und uns zu dessen Knechten bestimmt. Wir lassen zu, daß deutsche Bildungsanstalten zum großen Teil noch heute die deutsche Jugend anleiten, die sogenannten antiken Kulturen im Vergleich zu der unsrigen zu überschätzen und den eigenen Vorfahren Gefittung und höheres Geistesleben abzusprechen. Mit solcher Erziehung würde je d e m Volke die Selbstachtung und die Achtung unter den anderen Völkern geraubt. Nur deshalb war die Greuel- und Lügenpropaganda des Feindbundes möglich, die von Franzosen und Juden noch jetzt in schamloser Weise fortgesetzt wird.

Das 1000jährige Lügengewebe will das erwachte deutsche Volk wie ein unreines Kleid abstreifen.

Ein schlagender Beweis für die Überschätzung des römischen Kultureinflusses sind die Verhältnisse in Triier. Es galt stets als römische Gründung, bis man die darunterliegende, ältere germanische Siedlung mit ihrem Tempelbezirk entdeckte. Ihre Erforschung mußte in beschämender Weise aus Geldmangel eingestellt werden. Es besteht hoffentlich keine Gefahr, daß die Regierung die Bebauung und damit die Vernichtung des germanischen Horizontes zulassen könnte, bevor er eingehend durchforscht ist. Auch ist zu erwarten, daß für die baldige, eingehende Erforschung von Haithabu die erforderlichen Mittel beschafft werden.

Diese Heimatforschung ist für unser Volk viel wichtiger als die glänzendsten Grabungserfolge im Ausland, deren Berechtigung an sich nicht in Abrede gestellt wird.

„Wir wollen die großen Traditionen unseres Volkes, seiner Geschichte und seiner Kultur in demütiger Ehrfurcht pflegen als unverfügbare Quellen einer wirklichen inneren Stärke und einer möglichen Erneuerung in trüben Zeiten.“

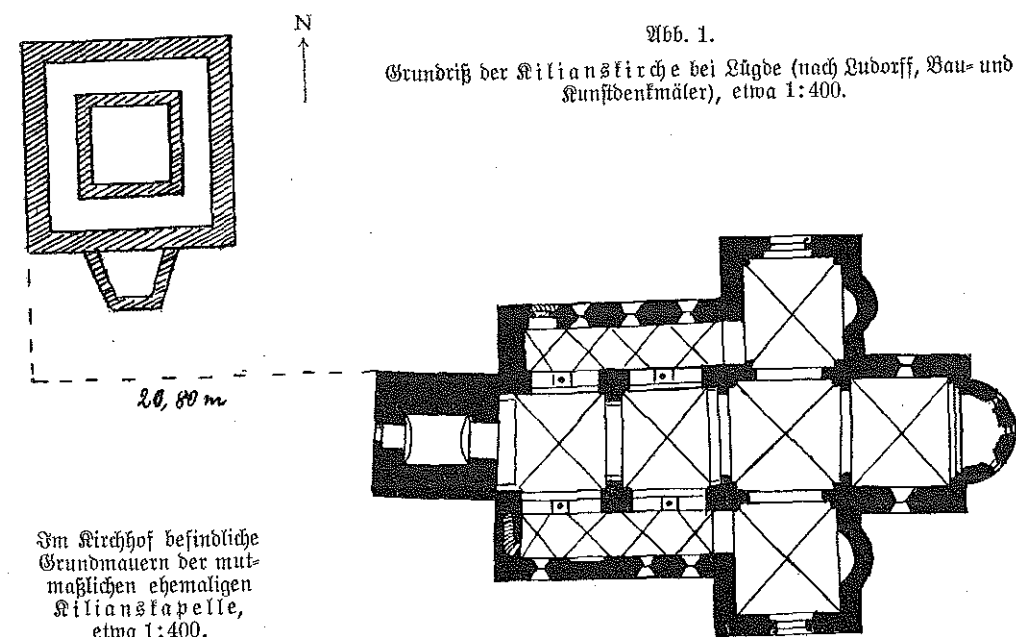
Reichskanzler Adolf Hitler

Die Kilianskirche bei Lügde i. W.

Von Schulrat Franz Mantey, Bad Pyrmont

Das dem heiligen Kilian geweihte altehrwürdige Gotteshaus liegt einige hundert Meter westlich vor der Stadt Lügde. Die Kirche stand schon auf ihrem Platz, als Graf Gottschalk I. von Pyrmont in der feldreichen Zeit um 1240 zur Sicherung des Pyrmonters Tales die Festung Lügde erbaute. Ihre Einbeziehung in den Stadtplan war nicht möglich, weil sie an einer engen Stelle der westlichen Zugangsstraße liegt, wo gegenüberliegende Berge dicht an den Emmerfluß herantreten. Man mußte sich entschließen, in der Festung eine neue Pfarrkirche zu errichten. So blieb die Kilianskirche, die 100 Jahre vorher auf das schönste ausgebaut war, in einiger Verlassenheit vor dem Tore der Stadt liegen. Die ehemalige mater parochialis sank bald in ihrer Bedeutung herab und wurde in der Hauptsache nur noch als Begräbniskirche benutzt, was sie noch jetzt ist. — Doch wird sie noch eine Zeit lang als Vorburg zur Sperrung der wichtigen Einfallsstraße gedient haben. Wie alle ältesten Kirchen des Sachsenlandes muß auch die Kilianskirche bzw. ihre Vorgängerin, die ehemalige Kilianskapelle, befestigt gewesen sein, damit sich die bekehrten Volksteile bei Angriffen der noch unbefehrten Germanen in sie zurückziehen konnten. Noch vorhandene Reste des tiefen Grabens und der Mauer, die z. T. noch jetzt im Stande gehalten wird, der tiefe zum Oberen Kirchberge hinaufführende Hohlweg und der starke massive Turm weisen deutlich darauf hin.

Die Bauart der Kirche ist rein romanisch. So wie sie jetzt dasteht, ist sie eine Basilika gebundenen Systems (vgl. M. Ludorff, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Höxter). Doch geht es nicht an, mit G. Siegel (Aus Lügdes Vergangenheit) aus der Tatsache der Einwölbung zu schließen, die Kirche sei von Anfang an ein einheitlicher Bau gewesen, und — da die Einwölbung überhaupt erst gegen Ende des 11. Jahrhunderts aufkam — sei ihre Bauzeit frühestens in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts (1130—1140) zu ver-



legen. Wichtig wird sein, daß der Ausbau und die Verschönerung der Kirche im Innern (Vgl. Abb. 2—8) um jene Zeit erfolgte. In Odisthorp (dem heutigen Osdorf) entstand bald nach 1052 ein neues Gotteshaus; dieses Dorf mit den umliegenden Ortschaften war damals von der Pfarrei Lügde abgetrennt worden. Die verbliebenen Lügder Gläubigen sahen ihre Kirche dadurch in Schatten gestellt und mögen sich bewogen gefühlt haben, nunmehr auch ihr Gotteshaus würdig zu gestalten. Dabei wird vor allem die Einwölbung vollzogen sein. (Vgl. Niedersächsische Heimatbücher, Band II Pyrmont.) Doch sind Anzeichen dafür vorhanden, daß ältere Teile des Gebäudes stehengeblieben und benutzt worden sind. Innerhalb der Kirche fällt auf, daß die Wände der Schiffe sich nach oben abschrägen bzw. verjüngen; außen stehen die Wände senkrecht. Besonders am Mittelschiff ist deutlich zu

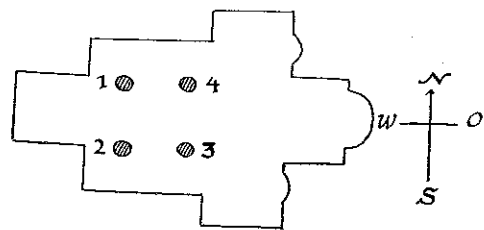
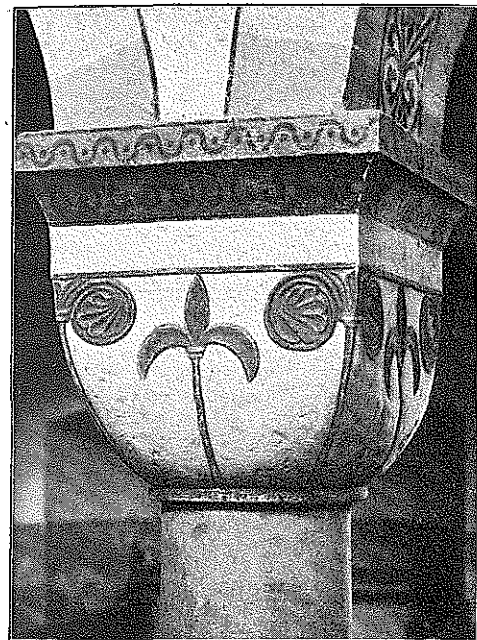


Abb. 2. Bezeichnung der Säulen in den folgenden Abbildungen.

erkennen, wie die starken Gurtbogen, welche das Gewölbe tragen, auf eigenen senkrechten Seitenpfeilern ruhen. Die nach oben schräger und schwächer werdenden Wände waren offenbar für diese Last nicht berechnet. Es darf geschlossen werden, daß sie ursprünglich eine leichtere Last, die des flachen Daches einer Basilika alten Stils, zu tragen gehabt haben. Dann aber steht nichts im Wege, eine ältere Bauzeit anzunehmen, ja sie in die Zeit des Frankenkönigs Karl zu verlegen. In diese Zeit paßt auch der künstlerische Schmuck des sehr alten Süd- und Nordportals. In seinen Sinnbildern, Zeichen und sonstigen Schmuckformen zeigt er nämlich germanische Art und Kunst, während die gesamte Wandmalerei im Innern romanisch ist und in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, also in der Zeit des Umbaus der Kirche angebracht sein wird. (Vgl. das von W. Teudt in „Germanien“ 1933, Heft 2, Seite 45 gebrachte Bild des Sonnengottes von Lügde.)

In noch ältere Zeit führt uns der Turm. Aus dem beigegeführten Grundriß der Kirche (Abb. 1) ist ersichtlich, daß der Turm nicht genau in grader Linie zur Kirche steht. Seine Mittellinie und die der Kirche bilden einen Winkel von etwa 175 Grad. Noch deutlicher als auf der Skizze ist diese Abweichung an Ort und Stelle vom Turmeingang aus zu erkennen; man blickt durch ihn nicht auf die Mitte des Altarraums, sondern auf dessen rechte Hälfte. Im Baugelände kann der Grund für diese Unregelmäßigkeit nicht gelegen haben. Es ist daher anzunehmen, daß der Turm älter ist als die Basilika, und daß der Anbau der letzteren an den Turm in einem Winkel erfolgen mußte, um sie genau nach Osten orientieren zu können. Sodann weist die ungewöhnliche Stärke der Mauern des Turmes (unten etwa 1 1/4 Meter) in Verbindung mit dem sich von den Kirchenmauern unterscheidenden Gefüge ihrer Steine auf ein höheres Alter des Turms und den schon erwähnten Zweck hin, im Falle einer Bestürmung letzte Zuflucht zu bieten. Zudem zeigt der ziemlich roh eingehauene Eingang in den Turm auf der Westseite, daß dieser hier ursprünglich keine Öffnung gehabt haben wird. Noch jetzt kann man von dem tunnelförmigen Durchgang aus nicht in die Höhe des Turms gelangen, sondern nur auf einer Seitentreppe im südlichen Kirchenschiff. Der ursprüngliche Eingang dürfte sich hier, also in ziemlicher Höhe vom Erdboden, befunden haben.



Aufn. Juch-Lügde

Abb. 3. Kopfstück der Säule 1.

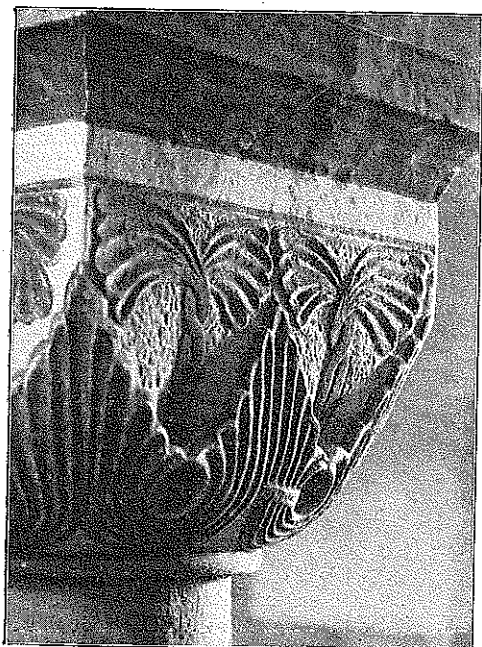


Aufn. Juch-Lügde

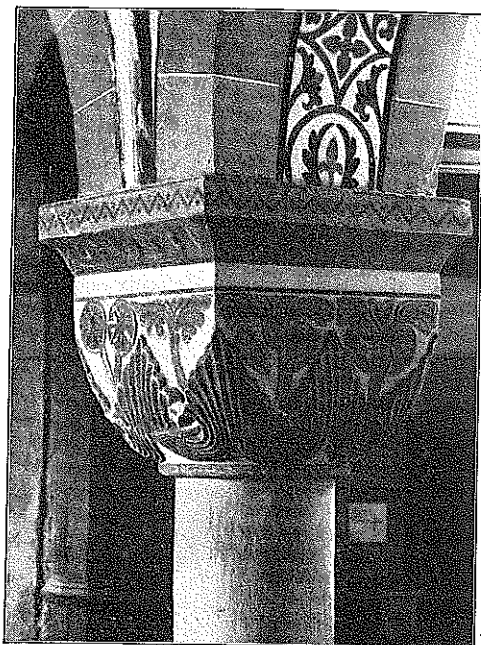
Abb. 4. Kopfstück der Säule 2, Ansicht von Norden.

Sat der Turm schon in vorfränkischer Zeit gestanden, so ist, wenn nicht alle darauf deutenden Anzeichen trügen, auch ein älteres Gotteshaus hier vorhanden gewesen, allerdings in einiger Entfernung vom Turm, wie hernach gezeigt werden wird. Als Zeugnis dafür dürfte der Bericht Einhardts in den fränkischen Jahrbüchern anzusprechen sein, wonach der Frankenkönig Karl im Jahre 784 bei der „villa Lindih“ (d. i. das ehemalige Dorf Lügde nördlich von der Stadt Lügde auf dem noch jetzt so genannten „Odenlöder Felde“) am Emmerflusse nahe der sächsischen Grenzfestung Slidrioburg ein Lager bezogen und hier das Christfest gefeiert habe, aber schon Anfang des neuen Jahres mit seinem Heere weitergezogen sei. In der kurzen Zeit seines Hierseins kann die Kilianskirche, die alte Basilika, nicht erbaut worden sein. Er wird den Bau dieses größeren Gotteshauses veranlaßt haben; dieser wird dann später vollendet worden sein. Es ist aber wohl sicher, daß Karl hier bereits ein Kirchlein vorgefunden hat, in welchem er das Fest feiern konnte. Und das wird eine ehemalige Kilianskapelle gewesen sein.

Auf das Vorhandensein dieser Kapelle weisen nun vor allem Grundmauern hin, die wenige Schritte nordwestlich vom Turm auf dem sich weiter abwärts neigenden Teil des Kirchhofs, der noch jetzt „Am Kapellenberge“ heißt, in der Erde liegen. Dies Grundmauerwerk ist vor Jahren freigelegt worden, wie Gustav Siegel als Lügder Einwohner und Chronist bezeugt; leider sei es damals zu einer wissenschaftlichen Untersuchung nicht gekommen. Die Schwierigkeit liegt wohl darin, daß seit 1668 hier innerhalb der Grundmauern die Pfarrer von Lügde ihre Ruhestätte gefunden haben. Wiederholt wird man bei Anlegung dieser Gräber auf die Mauern gestoßen sein. Die gegenwärtigen Totengräber erklären, das Mauerwerk gleiche dem des Turmes (Kalkstein mit Mörtel) und sei außerordentlich fest. Auf dem beigegeführten Grundriß sind die durch die Wünschelrute ermittelten Mauern durch Schraffierung kenntlich gemacht. Merkwürdigerweise ist da-



Aufn. Jülich-Lügde
Abb. 5. Kopfstück der Säule 2, Westseite.



Aufn. Jülich-Lügde
Abb. 6. Kopfstück der Säule 2, Ansicht von Südosten.

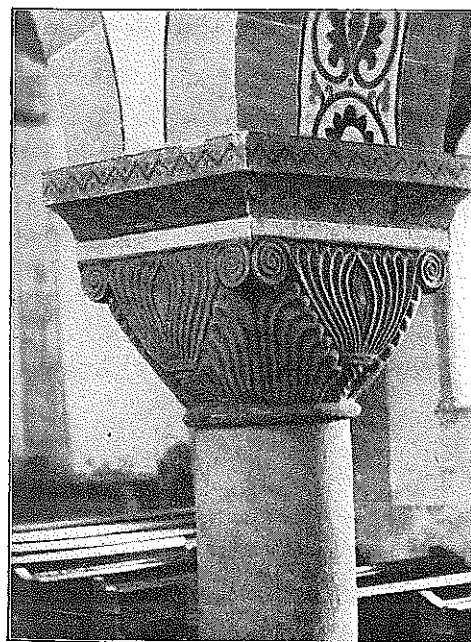
nach der Bau, dessen Mauern eine Stärke von fast $1\frac{1}{2}$ Metern aufweisen, quadratisch gewesen, und der Innenraum enthält noch ein quadratisches Grundmauerwerk von einer Stärke von nahezu $\frac{3}{4}$ Meter, das wahrscheinlich zum Tragen der Säulen oder Pfeiler bestimmt war. Um dieses innere Quadrat war also ein Umgang vorhanden. Der Vorbau im Süden mag für die Eintrittshalle bestimmt gewesen sein. Auf Genauigkeit in allen einzelnen Punkten macht die Skizze keinen Anspruch; an manchen Stellen scheinen die Mauern kleinere Störungen erlitten zu haben, die nicht eingezeichnet sind.

Das Kennzeichen aller Kilianskirchen, die Quelle, fehlt auch hier nicht. Zu sehen ist sie jetzt nicht mehr, weil sich ihr Austritt unter dem dicht am Kirchhof vorbeigehenden Bahndamm befindet. Die Quelle wurde beim Bahnbau (1869–1872) abgefangen und unter dem Damm hindurchgeführt. Auf der andern Seite floß sie weiter; doch mußte sie wegen der häufigen Überschwemmungen des Geländes vor etwa 30 Jahren gefaßt und unterirdisch der nahen Emmer zugeleitet werden. Eine Stelle zwischen der nördlichen Kirchhofsmauer und dem Bahndamm zeigt durch besonders starken Pflanzenwuchs an, daß sich der Austritt der Quelle in unmittelbarer Nähe befindet. Der Ausschlag der Wünschelrute zeigt noch einige andere jedoch wesentlich kleinere Quellenläufe an. Sichtbar ist nur noch eine schwache Quelle, die am Fuße der südlichen Kirchhofsmauer heraustritt und unter der Schiederer Chaussee hindurch zur Emmer fließt.

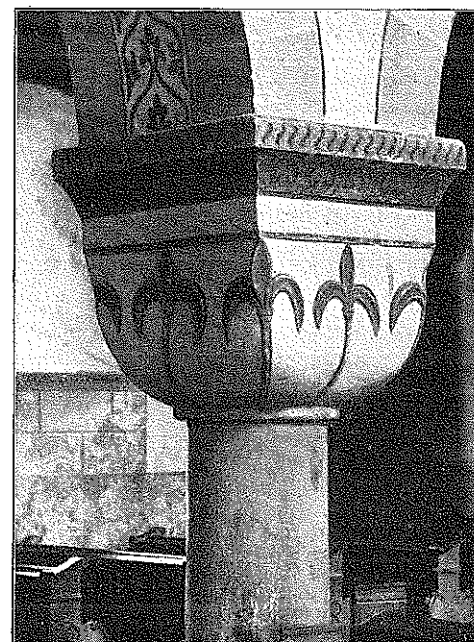
Wann die Kapelle erbaut ist, und ob bei ihrem Bau ein hier bereits vorhanden gewesenes germanisches Quellenheiligtum benutzt worden ist, läßt sich nicht bestimmen. Einigen Anhalt gibt nur der Name St. Kilian, den die Kapelle sicher getragen haben wird und der nach ihrem Abbruch auf die an etwas höherer Stelle erbaute größere Kirche übertragen sein muß. Diese Übertragung hat ohne Zweifel noch in karolingischer Zeit stattgefunden, weil der Heilige später (nach 836) an Bedeutung verloren hat.

Wer war St. Kilian? Es war ein irischer Glaubensbote, der wegen der in der Heimat ausgebrochenen und zuungunsten der irisch-schottischen Kirche entschiedenen Lehrstreitigkeiten um 680 mit 12 Gefährten nach Deutschland kam und in Hessen, Franken, Thüringen und Westfalen das Christentum predigte. Er wurde Bischof von Würzburg, erlitt aber mit seinen 12 Genossen bald nach 700 den Märtyrertod. Sein Ende nach so sieghafter Tätigkeit wirkte auf die Gleichgesinnten daheim wie ein Signal. Ganze Scharen von Glaubensboten kamen aus Irland und Schottland herbei und setzten Kilians Werk mit großem Erfolge fort. Dieser Erfolg ist nicht zum geringsten Teil der Milde und Duldsamkeit zuzuschreiben, mit der sie nach Kilians Vorbild die Germanen von ihrem alten Glauben zum Christentum überzuführen suchten. (Vgl. W. Leudis Aufsatz über die Siebelsfelder zu Ekstertrebütz und Arnau in Heft 2 der Zeitschrift „Germanien“ 1933.) Indes bald erschienen ihre nicht minder eifrigen anglikanischen Gegner in den deutschen Landen, die als römische Sendboten auftraten, vor allem Winfried (Bonifatius), um das irische Christentum zu verdrängen. Das gelang ihnen denn auch allmählich. Doch war Kilians Ansehen noch so groß, daß er für das vom Frankenkönig 795 gegründete Hochstift Paderborn als Schutzheiliger ausersehen wurde. Freilich wurde ihm diese Eigenschaft 836 abgesprochen und der heilige Liborius an seine Stelle gesetzt. Dem Ansehen Kilians ist es auch zuzuschreiben, daß eine ganze Anzahl um 700 oder wenig später gegründeter Kirchen oder Kapellen seinen Namen erhielten, so außer in Lügde auch die im nahen Hörter und Corbach.

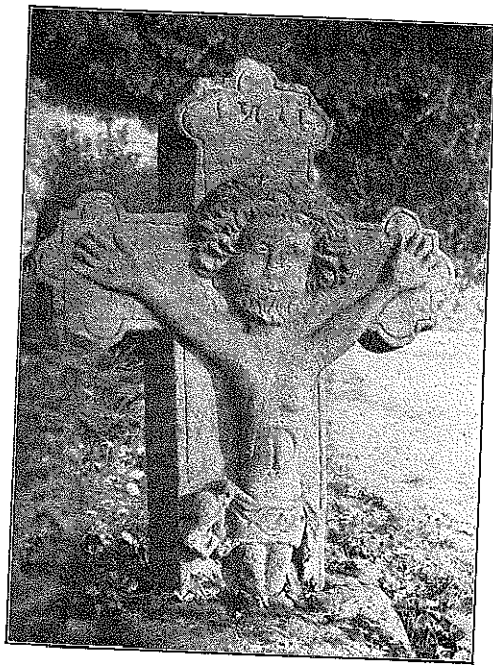
Jedem Besucher der Kilianskirche fällt ein eigentümliches aus rotem Sandstein geformtes Kreuzfig (Abb. 9) auf, das vor dem Kirchturm steht. Es ist das „Henterkreuz“. Nach Ausweis der Inschrift auf der Rückseite ist es 1691 dem Scharf- und Nachrichter zu Lida und Vermund (= Lügde und Pyrmont) aus Grab gesetzt worden. Es zeigt auf der Vorder-



Aufn. Jülich-Lügde
Abb. 7. Kopfstück der Säule 3. Alle vier Seiten zeigen gleichen Schmuck.



Aufn. Jülich-Lügde
Abb. 8. Kopfstück der Säule 4. Alle vier Seiten zeigen gleichen Schmuck.



Aufn. Zehse-Pyrmont
Abb. 9. Das Hakenkreuz vor der Willianskirche
bei Lügde.

seite das Bild des Gekreuzigten in einer Auffassung, die von sonstigen Kreuzigten stark abweicht. Besonders auffallend ist ein Zeichen auf dem Leibe des Bildes, das aus einem unterhalb der Rippenbogen eingeschnittenen Halbkreis und einem durch die Mitte desselben führenden vertikalen Strich besteht. Da keinerlei Nachrichten über die Herkunft des Bildes vorhanden sind, läßt sich z. B. über sein Alter nichts Bestimmtes sagen. Damit läßt sich auch nicht entscheiden, ob das Zeichen auf dem Leibe als altgermanisches Glaubenssymbol anzusprechen ist oder nicht. Erst wenn anderwärts ähnliche Kreuzesbilder gefunden werden, die eine Zeitbestimmung erlauben, können Rückschlüsse auf dieses „Hakenkreuz“ gezogen werden.

Geschichtswissenschaft, Vorgeschichte und Heimatkunde

Von Landesarchäologen Prof. Dr. Hofmeister, Braunschweig¹⁾

Mit unserer Kenntnis der deutschen Heimat steht es nicht gut. Eine abwegige Kulturrichtung hat die deutsche Geschichtswissenschaft von ihrer geraden Bahn abgelenkt. Vom Mittelalter ab rückwärts ist die Forschung auf das volks- und kulturfremde Gebiet des Mittelmeerkreises abgelenkt. Überschätzung dieses Fremden hat dann das Nächstliegende und Notwendige in den Hintergrund geschoben. So ist es gekommen, daß die beamtete Wissenschaft eine systematische Heimatforschung noch heute nicht kennt.

Und doch! Gibt es etwas Größeres, als das eigene Vaterland in seiner Jugendform, wo die Geschlechter heranreifen, die uns allen erst die Heimat bereitet haben? Oder müssen wir uns gar unserer Ahnen schämen? — Wir, die wir nur auf ihren Schultern sitzen und das freie Land, das sie uns schufen, schnöde verschachert haben! Das heutige Elend wäre ja nie über uns gekommen, wenn wir eine dankbare Generation gewesen wären, die in Ehrfurcht der Väter Mühe und Schweiß geachtet hätte, der die Fluren der Heimat gesegnet hat, — eine dankbare Generation, die der Väter Stolz nachempfunden hätte, wenn sie ihr Vaterland frei von jeder Knechtschaft hielten, — eine dankbare Generation, die die Weisheit der Väter geehrt hätte, nach der

¹⁾ Wir entnehmen mit freundlicher gewährter Erlaubnis des Verlages die folgenden Ausführungen dem Buche „Urholstein“, das wir in einer Besprechung noch ausführlich würdigen werden.
Schriftleitung.

man Haus und Hof rein, die Familie gesund und das Volk stark erhält, — wenn wir treue und würdige Söhne geblieben wären, die fest auf dem Boden der Heimat gestanden und sie ebenso aufopfernd geliebt hätten wie unsere heldischen Ahnen!

In diesem Punkte fehlt der deutschen Erziehung das Beste, weil es bislang nicht möglich war, die Lehre mit dem Bilde der frühen Heimat zu verankern. Wie sieht es demgegenüber jetzt in Holstein aus? Greifbar die Heimat, das Leben, der Verkehr, der Kampf, — lebendig die Vorfahren im Hause, auf dem Acker, im Walde, — schön und geheimnisvoll das Land, edel und stark die Menschen! Und dieses gesegnete Flecken Erde wird die Wiege des großen Holstenvolkes. Das ist ein erzieherischer Gedanke von gewinnender Kraft, dem sich keine echte Holstenseele verschließen kann!

Gerade auf die Grundlagen unserer Kultur und Geschichte richtet sich der Heimatfönn mit ganz anderem Ernst, seitdem die Katastrophe von 1918 erwiesen hat, wie kraft- und wertlos ein Volk ist, wenn es seine Weltanschauung nicht aus der eigenen Heimatlichen Kultur schöpft und kein völkisches Selbstbewußtsein besitzt. Unter diesem Gesichtspunkt geht die deutsche Vor- und Frühgeschichtsforschung einer günstigen, aber verantwortungsvollen Zeit entgegen. Das Interesse für die Grundlage der eigenen Kultur ist in breiten Schichten des Volkes geweckt. Die Schule verlangt nach diesem Erziehungsstoff. Es liegt der Altertumsforschung ob, mit bestem Kraftaufwand diese Lücke in dem Wissen von unserem deutschen Volkstum zu schließen. Doch trügen wir uns nicht. Vorläufig ist unsere Vorgeschichtsforschung auf diese Aufgabe nicht eingestellt. Sie ist noch immer mehr einer Altertümersammlung vergleichbar, an der fleißig herumgedoktert und die von Zeit zu Zeit neu aufgestellt und geordnet wird — jedesmal nämlich dann, wenn ein überraschender Fund die Theorie und das System über den Haufen wirft. Die starke, verbindende Unterlage, die zunächst durch eine archäologische Landesaufnahme und weiterhin durch eine systematisch betriebene Forschung aus sich heraus an Hand der Übersicht über den Denkmälerbestand geschaffen wird, fehlt. Gute Ansätze sind selbstverständlich vorhanden. Dabei darf hervorgehoben werden, daß gerade in Schleswig-Holstein als erster Provinz eine solch umfassende Forschung in Angriff genommen ist. Unter diesem höheren Gesichtspunkt wollen die Arbeiten von Dr. Lode (Kiel) gewürdigt werden, der bereits im Jahre 1916 auf Verfassers Anregung die Inventarisierung der vorgeschichtlichen Denkmäler begann und in unmittelbarer Abfolge schließlich die Archäologische Landesaufnahme für Schleswig-Holstein ins Leben rief.

Mit anderen Worten: Unsere Vorgeschichtsforschung beschäftigt sich eingehend mit den Funden, die der Boden liefert; der Boden selbst kommt aber zu kurz. Sie ist von dem Streben beherrscht, eine abstrakte Wissenschaft zu sein, die — über Land und Leuten stehend — allgemeine Aufschlüsse zeitigen möchte. Je ferner die Zeit, um so mehr Interesse und Bewunderung werden beansprucht.

Bei dieser Einstellung ist der Heimatgedanke, der sich in erster Linie mit der Frühgeschichtsforschung verknüpft, vernachlässigt worden. Allerdings verlangt die Heimatforschung ein breiteres Fundament, als es die reine Vorgeschichtsforschung allein zu bieten vermag, weil mehr als nur chronologische und kulturelle Fragen zu lösen sind. Aber die Vorgeschichtsforschung ist doch die berufene Führerin und — was entscheidend ist: sie hat die Hand auf die frühgeschichtlichen Denkmäler der Heimat gelegt. Damit liegt ihr auch die Pflicht der Erforschung ob. An sie ergeht darum der Ruf der Zeit, mit der Aufhellung der Frühgeschichte die Grundlagen der heimatischen Kultur und Geschichte klarzustellen. „Scheint es mir doch höchste Zeit zu sein, daß unsere heimische Frühgeschichte neues Leben empfängt durch allgemeinere Heranziehung anderer wissenschaftlicher Disziplinen, wie Geographie, Geologie, Botanik, Soziologie, vergleichende Religionsgeschichte usw., wenn auch da und dort schon erfreuliche Anfänge vorliegen. Namentlich die Brücke zum Mittelalter muß mehr beschritten werden“ — so mahnt der Altmeister der Vorgeschichtsforschung und

frühere Direktor des Römisch-germanischen Zentralmuseums in Mainz Karl Schumacher seine Berufskollegen eindringlich im letzten Januarheft der „Germania“ (1932, S. 68/69). Eine gesunde Kulturpolitik wird aber staatlicherseits darauf halten, daß die berufenen Institute oder eine verantwortliche Stelle für Heimatforschung dem Bedürfnis des Volkes und seiner Erziehung mit Leistungen begegnen.

Das Bogenkreuz von Rehme

Von A. Meier-Böke

Rehme ist ein Ort von ältester Beurkundung. 753 dringt Pipin bis Rimi in Niedersachsen ein. 784 erfahren wir von des Westfrankenkönig Karls Vorstoß in dieses Herzland der Heimat.

Rehme ist ein Ort von ältester geschichtlicher Bedeutung. Im Jahre 1901 ergrub Schuchardt eine germanische Siedlung im Grundpfostenwerk, als er auf dem Hahnenkamp, ein Viertelstündchen nördlich der Rehmer Kirche, nach Römerlagern fahndete. 1905 wurde ebensoweit südlich davon ein fränkisches Reitergrab auf dem Mooskamp gehoben. Das alles ist erwartungsgemäß, liegt doch Rehme vor der westfälischen Pforte, dem Durchbruchstor in den niederdeutschen Raum, wie eine letzte Herberge vor weitem Weg. Ringsherum hollwerkelt ein Kranz urgeschichtlicher Wallburgen: die Wittefindsburg und die von Dehme, die Schwedenchanze bei Blotho und die Römerinsel bei Holtrop. Das Werster Steinkammergrab ist bekannt geworden und auch die Megalithburg des Hofes Sandmann südlich Dehnhäusen, und leicht hätte sich anlässlich der Pfingsttagung 1932 der Freunde germanischer Vorgeschichte eine Besichtigung der sehr alten romanischen Kirche zu Rehme einrichten lassen.

Der fruchtbare Raum am Zusammenfluß von Werre und Weser, das Werder zu Rimi, mußte es an sich haben. 1031 wird die Kirche zuerst erwähnt. 1253 finden wir dort ein Zisterzienserkloster. Eine genaue Datierung des Gotteshauses ist nicht möglich. Jedenfalls liegt in der Sage von Wittefinds Kirchenbau ein Hinweis höchstmöglichen Alters. In „Niedersachsens Sagenborn“ (Schade, Salzfussen) ist S. 37 erzählt, wie König Wittefind nach seiner Taufe großes Ruhebedürfnis empfindet. Er will dem Frieden leben und sich an demjenigen seiner drei Lieblingssorte niederlassen, wo man zuerst eine Kirche fertigbekommt. Es gelingt dem Baumeister zu Enger durch List, indem er den Turm fortläßt. Die Sage ist ein deutlicher Hinweis auf die hohe Bedeutung des Ortes Rehme, der neben Enger und Bünde wettbewerbsfähig ist.

Wir dürfen mit höchster Wahrscheinlichkeit auf dem erhöhten Gelände des Kirchplatzes einen Tie- bzw. Kultplatz der Altvordern vermuten. Zur Gewißheit wird diese Vermutung durch die eigenartige Ausgestaltung des Bogenfeldes über dem nördlichen Eingang. Dieser Bogen ist zweifellos uralte, auch wenn er durch die stattgehabte Erneuerung Ende vorigen Jahrhunderts aufgefrischt erscheint.

Der Inhalt des Bogenfeldes gemahnt uns an einen ganzen Ring ähnlicher Gestaltungen, die bei Erich Jung zu finden sind, in seinem Werk über die „Germanischen Götter und Helden in christlicher Zeit“, besonders in dem Kapitel über die „heraldische Lilie“ oder die „dreiflammige Kerze“. Es heißt da S. 330: „An der Kirche in Tiefenort findet sich ein früher sicher romanischer, wenn nicht vorromanischer Türsturz; in der Mitte das Kreuz auf einer kleinen gewölbten Erhöhung aufgerichtet; links und rechts davon je zwei Lilien oder auch Stauden; sie entfalten noch Zwischenblätter zwischen den aufrechstehenden Blättern und den Seitenblättern.“ Noch entsprechender in bezug auf das Bogenbild von Rehme ist die folgende Beschreibung einer Kreuzgestalt, deren Bespre-

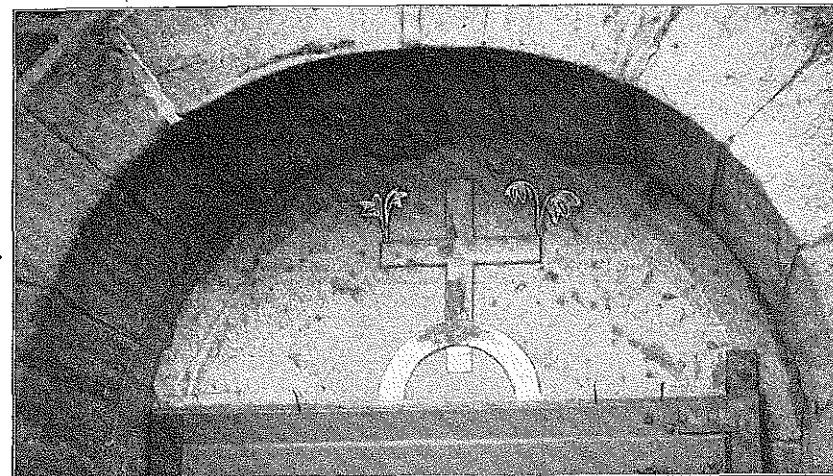


Abb. 1. Das Rehmer Bogenfeld.

chung nach Jung im Anzeiger für elsässische Altertumskunde im Sept. 1912 erfolgte: „Im Bogenfeld einer elsässischen Kirche (Neuweiler?) ist ein Kreuz eingemeißelt; auf dem oberen Rand des linken und rechten Kreuzarmes sitzt je eine dreiflammige Kerze oder Lilie. Auch hier kann kein Zweifel sein, daß dieses Zeichen eine bestimmte Bedeutung im kirchlichen Gedankenkreis haben soll.“

Erich Jung sieht diese Bedeutung im Sinnbild des „heiligen Feuers“, bzw. er bespricht diese Auffassung sehr eingehend. Nach dem Vorgang Leudts dürfte der urtümliche Sinngehalt nun nicht mehr zweifelhaft sein, und wie mir scheinen will, ist das Bogenkreuz von Rehme eine wertvolle Bestätigung der von Leudt in diesen Blättern (1932, Heft 2, 1933, Heft 2 u. 5) entwickelten Gedanken über das Bildnis von Elstertrebnitz, eine Bestätigung, wie sie einfacher und eindringlicher kaum in Stein gestaltet werden konnte. Alle „Attribute“ von nebensätzlicher Bedeutung sind hier fortgelassen. Wir schauen den alten und den neuen Glauben in ihren kernigsten Sinnbildern, und wir sehen das geduldete Nebeneinander angenommener und abgelöster Glaubensinhalte in überzeugender Klarheit. Aus dem Bildwerk von Elstertrebnitz zog Leudt die hohe Lehre, daß Gott vor der Gewaltbefehung durch den Frankenkönig in Niedersachsen über „Gerechte und Ungerechte“, über „Gute und Böse“ regnen ließ. Über beide Gläubigen hielt er seine segnende Hand.

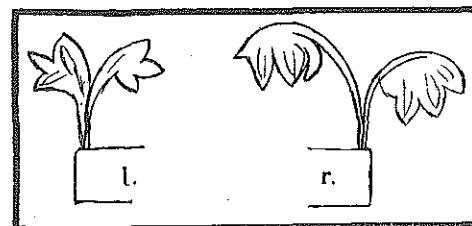


Abb. 2. Sinnbilder auf den Kreuzarmen im Rehmer Bogenfeld.

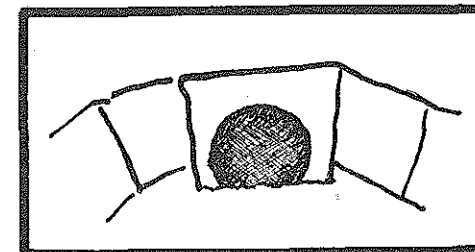


Abb. 3. Steingestaltung am Südeingang der Kirche zu Eisbergen.

Das Rehmer Bogenfeld (Abb. 1) ist abstrakter, linearer in seiner Gestaltung. Ich sehe in der Anbringung der „Lilien“ auf den beiden Kreuzarmen eine umschreibende Absicht des Kunstmeisters für den oben erwähnten Gleichgewichtszustand in religionsrechtlicher Hinsicht. Man könnte mit den Worten des Apostels Paulus sagen, sofern man im Christenkreuz das Sinnbild der erlösenden Liebe erblicken will: „Die Liebe hoffet alles, sie duldet alles, sie glaubet alles, sie verträget alles“ (I. Kor. 13, 7.) So trägt das Kreuz wahrwörtlich die Glaubenssinnbilder der vorausgegangenen Religion.

Freilich läßt sich eines nicht verkennen: Das Kreuz steht auf einem Halbkreis, der nach allen neueren Erkenntnissen der Sinnbildforschung nur der Bogen der Wintersonnenwende in einfachster Gestaltung sein kann. Hier wird durch das Überragen des Christkreuzes angedeutet, daß die neue Religion siegreich war. Aber dennoch will mir erscheinen, als ob gerade dieser Bogen das eigentlich Tragende in der ganzen Gestaltung ist. Dieser Bogen ist groß. Das Kreuz ragt mit seinem unteren Ende nicht bis auf die Grundlinie des Bildes. Das Zeichen der neuen Religion steht somit nicht auf „eigenen Füßen“, sondern es steht und fällt mit dem alten Glaubensboden, der es hält und in die Höhe hebt, aus dem es gewissermaßen seine Nahrung zieht. Das wäre ein tiefsinniger Ausdruck für die Wahrheit, daß aller Glauben im eigenen Blute wurzeln muß, soll er sich nicht selbst aufgeben, wie ein schwankes Rohr, das „jeder Sturm zerknickt“.

Noch eins ist wesentlich: die „Lilie“ des rechten Armes (die wie die links stehende doppeltbreitelig ist) neigt ihre Blätter erdezu, die des linken Armes ist aufgeblüht. (Abb. 2.) Dieser Tatbestand erinnert an den Befund des Taufsteines zu Selde. Wir haben hier offensichtlich eine Doppeldeutigkeit des alten Glaubens in seinen Hauptverkörperungen, in seinen beiden jahreszeitlichen Hauptgestaltungen: Wintersonnenwende und Sommersonnenwende vereint. Dieser Befund ist in seiner auffallenden Deutlichkeit an kaum einem andern „Heidenstein“ dieser inhaltlichen Ordnung seither nachgewiesen. Ich konnte nicht nachprüfen, ob der von Jung erwähnte elfassische Entsprechungsstein gleich beschaffen ist.

Und ein Letztes dürfte bemerkenswert sein: das Bogenfeld befindet sich an der Nordtür. Es ist bekannt, welche besondere Rolle gerade diese Himmelsrichtung für den Grad der „Heiligkeit“ kirchlicher Zugänge besitzt. Röhrig hat erneut darauf hingewiesen. (Heilige Linien durch Ostfriesland, S. 15/16.) Der dunkle Norden ist die ur- und eigentliche Richtung der Weltachse. In Eisbergen, 14 Kilometer östlich von Rehme, ist an der dortigen, in ihren Anfängen aus dem 9. Jahrhundert stammenden Dorfkirche über dem Südeingang eine Sonnendarstellung zu sehen. (Abb. 3.) Zwar ist auch hier später ein- und umgebaut. Aber nach meinem Dafürhalten haben wir in dieser einfachen Sonnengestaltung eine ähnliche bewußte und ehrende Wiedergabe eines altgläubigen Sinnbildes, und wir müssen dem Schicksal dankbar sein, daß es uns in so engem Raum so weltumspannende Gestaltwerke überlieferte, auf daß uns Spätgeborenen bei der unheimlichen Zerstörungswut der Glaubenseiferer Wege erhalten blieben, die zum Innersten und Eigensten unserer Ahnen rückwärtsführen.

„Mit der Erforschung unserer Altertümer ist es nicht schon getan, sie wollen Deutlicher werden; das Erbe der Väter will zum Nutzen der Enkel verwandt sein, die versunkenen Schätze unserer Vorzeit dürfen wir keiner zweiten Verwünschung anheimfallen lassen; wir müssen sie ummünzen und von neuem in Umlauf setzen.“
Simrock.



Rufer im Streit

Erstes Nordisches Thing in Bremen. Auf den 2. Juni hatte, wie in Heft 6 „Germanien“ schon kurz angezeigt, Generalkonsul Dr. h. c. Ludwig Roselius zum „Ersten Nordischen Thing“ nach Bremen geladen. Es ist hier unmöglich, über alle Einzelheiten der Veranstaltung zu berichten, aber das muß gleich gesagt werden: es war das Werk eines königlichen Kaufmanns, das von der Großzügigkeit und den schöpferischen Ideen des Einberufers bereitetes Zeugnis ablegte. Gewiß standen die Vorträge im Mittelpunkt der Veranstaltung, daneben aber hatte man Gelegenheit, das große kulturschöpferische Werk, das Roselius mit der Böttcherstraße, ihren Häusern, Sammlungen und Werkstätten geschaffen hat, in sich aufzunehmen. Man kann dankbar sein, daß Deutschland in einer Zeit des Materialismus und des Internationalismus solche Männer wie Roselius und seine Helfer gehabt hat, die so wirkten und heute noch weiter wirken.

„Die Wiedererrichtung der Böttcherstraße ist ein Versuch, deutsch zu denken.“ (Roselius, Zur Neugestaltung der alten Böttcherstraße in Bremen. 1926. In der Sammelchrift: Ludwig Roselius, Reden und Schriften zur Böttcherstraße in Bremen. Bremen 1932. Verlag G. A. v. Salem.) Im gleichen Aufsatz heißt es: „Der stärkere schöpferische Geist wird immer bekämpft von solchen, die ihn nicht haben. Und diese, die ihn nicht haben, sind wiederum stärker in der Lebensform und in der Lebensbejahung. Sie werden versuchen, die Positionen, die unser Volkstum schützen, nach und nach zu befehen, so daß schließlich eine Völkermischung entsteht, in der wir nichts mehr bedeuten, und in der wir gezwungen werden sollen, dem deutschen Geist abzuschwören.“

Wir müssen uns deshalb in unserem eigenen Volkstum verankern und den deutschen Geist unzerstörbar machen. In diesem Sinne darf es keine Unaufrichtigkeit für uns geben. Lege sich doch mal jeder die Frage vor, ob er wirklich immer deutsch gefühlt hat. Viele werden, wenn sie sich ehrlich Rechenschaft geben, entsetzt sein über die mangelhafte Antwort. Ist es deutsch, daß der Bürger in dem Arbeiter und der Arbeiter in dem Bürger seinen Feind sieht, so daß Söhne des gleichen Volkes sich be-

kämpfen und ihre Nachkommenschaft in Haß gegeneinander erziehen?

Wir werden erst dann deutsch sein, wenn Arbeiter, Bauer, Bürger und Edelmann nur deshalb zusammenhalten, weil alle deutsch geboren und sich bewußt sind, daß in ihnen das starke Blut unserer Vorfahren fließt.

Für solch ein Deutschtum ist jetzt der Weg frei.“

Gedanken wie diese berühren sich durchaus mit denen, wie sie „Germanien“ stets vertreten hat: „Die berühmte klassische Frucht hat sich für unser Volk als taube Nuß erwiesen. Nicht Kritik noch Verständnis für die Kunst anderer Völker vermag uns Belebung unserer Eigenkunst zu bringen.“

„Griechenlands und Roms Gebilde wurden die Irrlichter unserer Besten, so entstand die Not unserer Heimat. Der Führung beraubt, blieb nur Nachahmung für das Streben bis zum Ritsch unserer Zeit.“

„Die fremden Götter laßt uns zertrümmern oder meinetwegen an das Ausland verkaufen. Wir brauchen sie nicht.“ (Drei Sätze aus der Rede „Niederdeutsche Kunst“, gehalten 1922; ebenfalls abgedruckt in der genannten Sammelchrift.)

Die Forderungen, die Roselius aufstellt, hat er auch verwirklicht. Während der Bremer Tagung wurde die prachtvolle Sammlung „Väterkunde“ eröffnet, schon seit Jahren in der Vorbereitung liebevoll und sachverständig betreut durch G. Müller-Brauel. Über den Sinn dieser Sammlung schrieb Roselius schon 1926: „Neu entstehen soll die Väterkunde, zunächst beginnend mit einer kleinen prähistorischen Sammlung, deren Fundstellen in der Nähe zwischen Bremen und Hamburg liegen. Außerdem sind es Trachten, Gebrauchsgegenstände und Schmuckstücke der niederdeutschen Bauern, die dort vorläufig gezeigt werden können.“

Die eigentliche Sammlung wird erst nach und nach entstehen können. Ich denke mir das Sammelgebiet auf Nord- und Westdeutschland bzw. auf die Nordgermanen beschränkt. Die Sammlung soll mit der Zeit umfassen: Nordisches Paläolithikum, nordisches Mesolithikum, nordische Megalithgräberzeit, Bronzezeit, Eisenzeit.

Alles in typischen Stücken, möglichst im Echtfuß (Original), wenn dieses nicht zu haben, im Abguß. Mit anderen Worten, die Herkunft und Kultur des nordischen Menschen soll dargestellt werden...

„Man braucht nur ein Kapitel herauszugreifen. Der eigentliche Schöpfer aller wirklichen Musik, von den wundervollen Euren an, deren Klang Urgermanentum ist und deren Zusammenklang die Grundelemente aller Musik enthält.“

Innerhalb dieser Sammlung soll die Seite nordgermanischer Formäußerung in Stein oder Bronze dargestellt werden, welche zeigt, daß wirklich große Kunst von den Germanen stammt.

Das ist nicht Dünkel und Voreingenommenheit, das ist, wenigstens für mich und viele meiner Freunde seit langen Jahren unerschütterlicher Glaubenssatz. Dieser beruht, hervorgegangen aus dem Studium der Dinge, auf einer sicheren und faßbaren Unterlage.“

Eine Sammlung wie die „Väterkunde“ und die Ausstellung „Der Heilbringer“ in die die Teilnehmer durch Professor Dr. Wirth selbst eingeführt werden konnten, geben die Möglichkeit, rückförschend wesentliche Zusammenhänge aufzuklären. „Das Ergebnis solcher Forschung wird unserem Volk einen sicheren Platz in der Geschichte der Menschheit zuweisen. Wir werden nicht mehr als Barbaren dastehen und nicht länger die falsche Lehre des „Ex oriente lux“ hinzunehmen brauchen; wir werden mit berechtigtem Stolz als bevorzugte Hüter der Kultur und der Kraft des großen europäischen Herrenvolkes dastehen. — Wir werden aber auch in Bescheidenheit wie alle anderen Nationen erkennen müssen, daß wir nur ein Schatten von dem geblieben sind, was unsere Vorfahren einst waren.“ (Roselius, „Völkerverst.“ 6“, 1928. In der oben genannten Sammelschrift.)

Die Vorträge, die gehalten wurden, liegen gedruckt vor. Wir werden das Heft in der „Bücherwaage“ eines kommenden Heftes noch ausführlich würdigen und beschränken uns hier auf eine kurze Aufzählung: Univ.-Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig: „Die Urbevölkerung Nord-Westdeutschlands“. — Univ.-Prof. Dr. Julius Andree, Münster: „Die Besiedelung Nordwestdeutschlands an der Wende des Eiszeitalters“. — Univ.-Prof. Dr. G. Schwantes, Kiel: „Germanische Völkerverwanderungen vor Christi Geburt“. — Univ.-Prof. Dr. Gustav Neefel, Berlin: „Die Herkunft der Runenschrift“. — Univ.-Prof. Dr. Nils Åberg, Stockholm: „Beziehungen Skandinaviens zu Deutschland in der Völkerverwanderungs-

zeit.“ — Prof. Harald C. Dunning, London: „Angelsächsische Kunst und Kultur der Frühzeit.“

Prof. Dr. Herman Wirth, Doberan: „Die Religion der Megalith-Kultur und die Entstehung der abendländischen Schrift.“ — Architekt Hermann Wille, Berlin: „Über bisher unbekannte Formen urgermanischer Kultstätten.“

Roselius hat diese Gegenüberstellung bewußt vorgenommen: „Zwei Männer stelle ich in den Ring, die uns die notwendige Belebung der immerhin recht trockenen Forschungsarbeit bringen werden.“

Den Architekten Wille aus Berlin, der uns etwas mitteilen will, das vielleicht geeignet ist, neues Licht auf die Geschichte der nordischen Völker zu werfen, von dem ich erhoffe, daß es uns die Urform der Gotik bringt.

Mag die Wissenschaft entscheiden, ob seine These zu Recht besteht.

Im Thing sei jeder frei mit seinen Gedanken und in seiner Sprache.

Wenn Wort gegen Wort steht, so gelte germanischer Brauch, die Überzeugung des anderen zu achten. Machen wir uns frei von den Gewohnheiten schlechter Parlamente, Freiräume für Mangel an Tugend oder Wissen zu halten.

Es sei ein Geist, der uns beseele, in gemeinsamer Arbeit aus Nordlands Boden Beweise zu gewinnen für die Größe unseres nordischen Volkes und für die Berechtigung, uns jedem Volke ebenbürtig zur Seite zu stellen.

Der zweite größere Forscher, der unser Thing beleben wird, heißt Professor Herman Wirth, der viel Umstrittene, von einem Teil der Kunst-Wissenschaft so heftig bekämpfte, dem zu Ehren ich dieses Haus „Atlantis“ nannte.“

Wir schließen unseren Rückblick mit einigen Sätzen, die wir dem Bericht von Dr. R. Biedrzyński (Deutsche Zeitung vom 6. Juni 1933) entnehmen:

„Derjenige, der diese Nordische Tagung in der Völkerverstärkung miterlebt hat, stellt eine eigenartige Tatsache fest: der wissenschaftliche Charakter unserer Zeit, aber auch der gesellschaftliche Charakter der Wissenschaft, befindet sich in einer radikalen Umwälzung, die Schritt hält mit dem staatspolitischen und weltanschaulichen Umbau des neuen Deutschland. Lehrreich sind vor allem die wissenschaftlichen Typen und Profile. Auf der einen Seite die „genialen Dilettanten“ wie Herman Wirth und Hermann Wille, die „Außenseiter“ mit dem Offenbarungscharakter prophetischer Gelehrten, die die Fachwissenschaft vor neue

Fragen stellen und zur lebendigen Entscheidung zwingen; auf der anderen Seite diese Fachwissenschaft selbst mit streng betonter Sachlichkeit, die Beweise, keine Glaubenssätze fordert.“

Auffallend die wissenschaftliche Neutralität der ausländischen Vertreter, Professor Nils Åberg und Professor Harald Dunning. Besonders Professor Åberg schenkte sich ängstlich, zu den Weltanschauungsfragen der deutschen Wissenschaft Stellung zu nehmen, und beschränkte sich ausschließlich auf das engere Sachgebiet. Das außenpolitische Merkmal dieser Einstellung ist wohl nicht zufällig. In dieser Neutralität verbirgt sich neben dem wissenschaftlichen Tatgefühl offenbar eine alte, halb widerwillige, halb abwartende, immer aber erstaunliche Scheu vor der radikalen Kühnheit und Stoßkraft des deutschen Geistes, der auf Vorpösten für die ganze Welt steht. Auch diese Tagung hat bewiesen, daß der weltpolitische Auftrag des Deutschen — wie im Weltkrieg — nur auf das eigene Vertrauen, auf die Selbstbehauptung und innere Disziplin angewiesen ist, auf eine einsame Pionierarbeit, die Deutschland für die Welt leistet. Gerade deshalb begrüßen wir die Arbeitsaufgabe des übernächsten Nordischen Thing, die Generalkonferenz Dr. Ludwig Roselius angekündigt hat: Die Darstellung alles dessen, was der germanische Geist der Welt geschenkt hat an Entdeckungen und Gaben von Kunst und Wissenschaft.

Wir alle hatten das Glück, daß diese Tagung nicht nur in einer Vortragsreihe erledigt wurde, sondern in ein klassisches Bekenntnis mündete, als der Senior der deutschen Vorgeschichtswissenschaft, der Leiter des Museums vaterländischer Altertümer in Schwerin, Professor Robert Veltz, die klassischen Abschiedsworte an den Hohen Steinen im Oldenburgischen Land sprach. Alles, was wir in den letzten Jahrzehnten als bürokratische Museumspolitik, als Registerwissenschaft, als totes Spezialistentum erlebt haben, das fand in diesem Manne, der einen Zeitraum von achtzig Jahren überbrückt, einen wunderbar kritischen und jungen Widerhall. Das war wirklich eine freie Rede im Thing, ein Bekenntnis zur beseelten Volkskunde, der die Wissenschaft dienen muß, wenn sie nicht erstarren soll.“

„Männer wie Herman Wirth, wie Hermann Wille und Ludwig Roselius haben ohne Staatsauftrag eine opferwillige persönliche Arbeit geleistet, um endlich das zur Geltung zu bringen, was aus unseren eigenen vor- und kulturgeschichtlichen Ursprün-

gen stammt. Auch hier ist der entscheidende Anstoß von Außenseitern gekommen, und es ist das Glück dieser Tagung gewesen, das eigentliche Verdienst von Ludwig Roselius, diese versprengten Kräfte zusammenzuführen. Durch die Ausstellung von Herman Wirth „Der Heilbringer“, durch die Sammlung von Hans Müller-Brauel im Museum für Väterkunde und durch die Arbeiten von Hermann Wille ergab sich eine seltene Übereinstimmung der kulturpolitischen Ziele aus dem Geiste unseres nordischen Erbes.

Kein Wunder, daß ein Mann wie Professor Veltz diese Stunde begrüßte, aus einer wunderbaren Schlichtheit und Bescheidenheit heraus als eine Genugtuung seiner Lebensarbeit. Diese Brücke vom alten Deutschland des klassischen Gelehrten zur neuen Gestalt des werdenden Deutschland — das war Sinn und Erlebnis dieser Tagung.“ S.

Der Kampf um die deutsche Vorgeschichte.

Unter dieser Überschrift brachte die Essener Nationalzeitung vom 22. Juni einen Bericht über den Vortrag, den der Begründer und Leiter des Museums für Vorgeschichte und Volkskunde in Duisburg-Hamborn, Dr. Stampe, Mitte Juni in Bonn auf Einladung des Kampfbundes für deutsche Kultur gehalten hat. Der Hörsaal der Universität war überfüllt, im Bericht wird aber besonders darauf hingewiesen, daß die akademischen Vertreter der zünftigen Altertumswissenschaft nicht erschienen waren. Im ersten Teil seiner Ausführungen wies St. darauf hin, daß in der deutschen Vorgeschichte die Arbeiten einzelner „Außenseiter“ immer noch stark überschattet waren vom Vorurteil humanistischer Gelehrsamkeit, nach deren Meinung unsere Vorfahren eben härtige Wilde waren welche (nach dem bekannten Studentenlied) zu beiden Seiten des Rheines auf der Bärenhaut lagen oder als Jägerhorden durch Urwald und Sümpfe streiften, und denen erst durch die römischen Garnisonen die Bekanntschaft mit der spätantiken Zivilisation vermittelt und dadurch die nötige Bildung beigebracht wurde.

Dieser „Meinung“ stellte der Vortragende vollgültige Zeugnisse für das Gegenteil gegenüber. An Hand reichen Bildmaterials zeigte er, daß eine bodenständige Kultur in erstaunlicher technischer und künstlerischer Vollkommenheit von durchaus eigentümlichem nordischen Wesensgehalt bestanden hat.

Durch diese Ausführungen klang aber immer wieder der Vorwurf hindurch, daß die zünftige Altertumswissenschaft in Ver-

fennung ihrer nationalen Aufgabe sich kaum um die Erforschung der eigenen völkischen Urgeschichte gekümmert hat. Statt dessen hat Deutschland für die Erforschung fremden Volkstumes (Griechenland, Italien, Ägypten, Vorderasien) Millionen ausgegeben (um nur zwei Fälle zu nennen: 2¼ Millionen für die „Chronende Göttin“ und die „Attische Jungfrau“, von denen übrigens neuerdings wieder behauptet wird, es seien Fälschungen!), hat in den Museen des Westens Unmengen von Kulturschutt aus römischen Grenzgarnisonen und Provinzstädten angehäuft, der Wissenschaft aber, die der Erforschung unseres eigenen Volkstumes dient, außer dem z. B. durch Prof. Kossinnas Tod verwaisten Berliner Lehrstuhl bisher keinen Pfennig zur Verfügung gestellt.

Am Schluß führte Dr. St. aus, wie die neue Staatsführung Wandel schaffen könne und stellte eine Anzahl Richtlinien für die Arbeit auf.

Diese klare und eindeutige Stellungnahme eines Fachprähistorikers gegen die Überschätzung der klassisch-orientalischen Archäologie und sein Eintreten für die deutsche Vorgeschichte sind sehr erfreulich! Ebenso, daß diese Forderungen nunmehr in aller Öffentlichkeit vorgetragen werden können, ohne daß sie nachher wieder zurückgenommen werden müssen. War es nicht so um 1930 herum, daß dem „Mannus“ ein besonderes Blatt mit ähnlichen Klagen beigelegt war, von dem man nachher bedauernd abrückte, daß man die Beilage mit einem Versehen entschuldigte? Mit Vergnügen stellen wir fest, daß die von der Nationalzeitung wiedergegebenen Ausführungen genau dem entsprechen, was die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte“ von jeher vertreten hat! Schon in der Einladung zur 1. Tagung Pfingsten 1928 heißt es:

„Um der Bedeutung willen, die den Beziehungen eines Volkes zu seiner Vergangenheit für sein inneres Leben, seine Selbstbehauptung und seine Stellung innerhalb der Völkervelt zugemessen werden muß, ist es in der gegenwärtigen Zeit dringend erwünscht, daß die neuen Erkenntnisse (d. h. auf dem Gebiete der deutschen Altertumskunde) kräftig gefördert werden und sich baldigst durchsetzen. Gleichzeitig mit den Bestrebungen, daß der deutschen Vorgeschichte an den deutschen Hochschulen und Schulen endlich der gebührende Rang gegenüber der Altertumskunde der anderen Völker eingeräumt wird, sollte ein lebendiges Schaffen aller, die die Aufgabe erkannt haben, einsetzen.“

Unser Werbeblatt, das Anfang 1931 herauskam, enthält Sätze, die sich fast mit den Worten Dr. Stampfuß decken:

„Ist es unter diesen Umständen ein Wunder, daß noch allgemein die Überzeugung herrscht: vor dem Zusammentreffen mit den Römern waren unsere Vorfahren völlig Barbaren, und die ersten Begriffe sittlicher Lebensauffassung wurden ihnen erst durch fränkische Missionare vermittelt?“

Hand aufs Herz! Welche Vorstellungen haben Sie noch aus Ihrer Schulzeit vom Leben und Denken der Ahnen unseres Volkes? Undeutliche Bilder von wilden rothaarigen Gesellen, gehüllt in rauhe Tierfelle; „sie lagen auf der Bärenhaut und tranken immer noch eins“...

Noch heute vermitteln unsere Bildungsanstalten der deutschen Jugend leider nur wenig oder nichts von den neueren Erkenntnissen in der Urgeschichte der germanischen Völker. Noch heute werden die antiken Kulturen in unberechtigter Weise überschätzt im Vergleich zu der nur anders gearteten, geistig mindestens gleichwertigen nordisch-germanischen Kultur. Noch heute sind die Vorstellungen über Lebensart und Geistesbildung der eigenen Ahnen im Volke verworren und falsch.“

Anderung wird verlangt. „Dazu ist erforderlich, daß der Erforschung der Vorgeschichte des eigenen Volkes endlich der Vorrang eingeräumt wird, der ihr gebührt; das deutsche Volk darf nicht weiter durch Grabungserfolge im Ausland darüber hinweggetäuscht werden, daß man die eigene Vorgeschichte zu erforschen vernachlässigt.“

Ein Umschwung in den Anschauungen und eine Wendung zum Besseren kann von der noch größtenteils orientalistisch-klassisch eingestellten Vorgeschichtswissenschaft und der nur auf Grabungsfunde angewiesenen Archäologie nicht herbeigeführt werden. „Dieser Wandel ist nur durch eine völkisch eingestellte Bewegung zu erzwingen, die aus der Tiefe des deutschen Volkes kommt.“

Die völkische Bewegung aus der Tiefe des Volkes hat gesiegt. Der Erlaß des preussischen Kultusministers (wie nebenstehend aufgeführt) zeigt, daß nunmehr der deutschen Vorgeschichte ihr Recht werden soll!

Schätze der Scholle

Der „Grabfelsen“ an den Externsteinen. Der sogenannte Grabfelsen¹⁾ an den Externsteinen (vgl. Leudt: Germanische Heiligtümer, 2. Auflage, S. 36 ff.) wurde von mir im Spätsommer 1932 mit Genehmigung der Domänenabteilung der Lipp. Regierung, sowie mit freundlicher Unterstützung des Herrn Baurat Vollbracht-Blomberg freigelegt und gereinigt. Das Ziel meiner Untersuchung war erstens die Klärung der Frage, ob der Felsen von jeher an seiner jetzigen Stelle gelegen hat und zweitens die klare Feststellung, wie weit ins Erdreich hinein der noch zugesehüttete Stein bearbeitet, d. h. früher bekannt gewesen ist.

Der ausgegrabene Felsen liegt unmittelbar zu Füßen des Felsens I der Externsteine, 3–4 m neben der Straße nach Holzhausen. Der Stein liegt nicht waagerecht, sondern senkt sich nach der Frontseite hin so stark, daß man auf dem vorderen Rand des Felsendaches nur mit großer Mühe stehen kann.

Der Stein bildet im Querschnitt ein Viereck (ABCD), dessen zwei 4 und 4½ m lange Seitenflächen ungefähr parallel zur Front der Externsteine südöstlich–nordwestlich verlaufen, so daß also diese Flächen im ganzen nach Nordosten, bzw. nach Südwe-

¹⁾ Vgl. „Germanien“ Heft 1, 2 und 4. 1933.

sten schauen. — Die kürzere Frontfläche dagegen, an die man zuerst herantritt, ist den etwas längeren Seitenflächen gegenüber nur 3½ m lang. — Die kurze Rückenfläche des Vierecks konnte nicht völlig ausgegraben werden, da sie tief in den, steil hinter dem Felsen aufsteigenden Erdmassen ruht, die die aufgeschüttete Fläche vor den Externsteinen abstützen.

Die nunmehr freistehenden drei Flächen des Felsens werden im folgenden als die nordöstliche (BC) und südwestliche (AD) Seitenfläche, bzw. als die Frontfläche (AB) bezeichnet.

Der Grabfelsen, der durch die Aufschüttung des Plateaus vor den Externsteinen fast völlig verschüttet war, wurde im Jahre 1888 durch Herrn Schierenberg-Horn in seiner oberen Hälfte wieder freigelegt. In dieser Gestalt ist der Felsen noch bei Leudt (a. a. O. S. 37) abgebildet.

Meine Grabung begann an der südwestlichen Seitenfläche (AD), die dem Felsen I der Externsteine zunächst benachbart ist. Diese Fläche fällt nicht ganz glatt ab, sondern ist nur ca. 1½ m tief abgemeißelt, um dann, seitwärts nach den Externsteinen zu herauspringend, eine ca. 70 cm breite Treppe zu bilden, die bis auf zwei der Felsfront vorgelagerte Stufen in den Stein gehauen ist. — Die beiden nicht in den

Erlaß des Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung an die Provinzialschulkollegien und Regierungen (U II, C 5127, 1.) betreffend deutsche Vorgeschichte in den Schulen.

Der Preussische Landtag hat in seiner 31. Sitzung am 19. Januar dieses Jahres folgenden Antrag angenommen: Das Staatsministerium wird ersucht, der deutschen Vorgeschichte in den Volksschulen und höheren Schulen erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Ich teile die diesem Antrag zugrunde liegende Auffassung und gebe hiernach den Provinzialschulkollegien und Regierungen zur Beachtung im deutschen, geschichtlichen und erdkundlichen Unterricht aller Schularten Kenntnis.

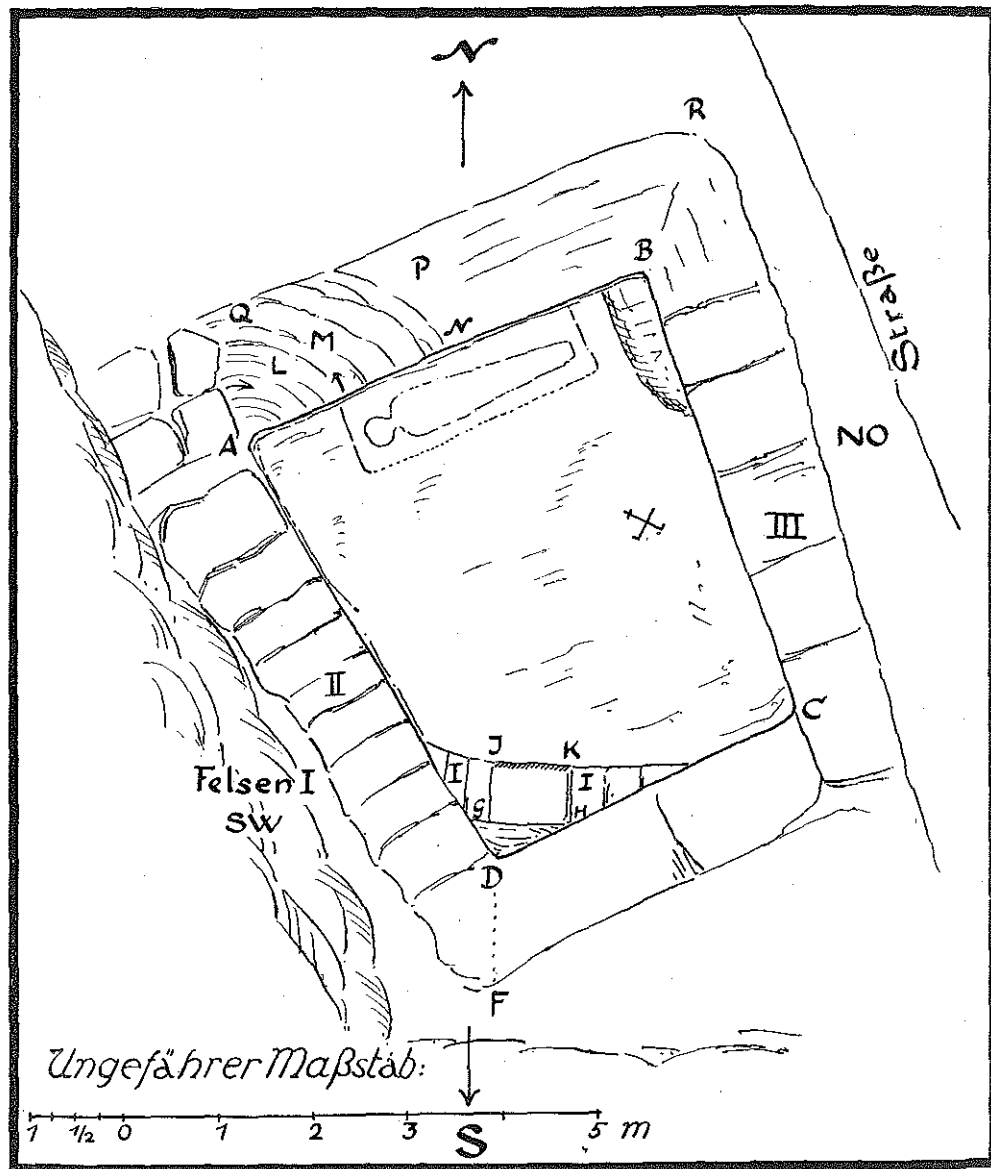
Berlin, den 17. März 1933.

Der Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung,

Der Kommissar des Reiches:

Kunst.

Aus dem Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen, Jahrgang 75, 1933, Heft 7, S. 87.



Stein gehauenen, kunstvoll hergerichteten Stufen sind auf Erde gebettet und bestehen aus je zwei nebeneinanderliegenden Steinplatten. Die Platten der oberen dieser beiden Stufen sind einfach an den Felsen angelegt, die der unteren sind ein wenig unter die Platten der oberen Stufe geschoben, wodurch beide Stufen einen natürlichen Halt aneinander finden. Mörtel ist bei dem Bau dieser beiden Stufen nicht verwendet worden.

Die Treppe II, wie ich diese, an der süd-

westlichen Seitenfront (AD) des Felsens entlanglaufende Treppe zum Unterschied von zwei anderen noch zu besprechenden Treppen nenne, setzt an der Ecke, die die Front mit der südwestlichen Seitenfläche bildet (Punkt A), in 2½ m Tiefe, vom Felsendach aus gemessen, an. Sie führt nicht auf, sondern hinter den Felsen und bleibt 80 cm unter dem höchsten Punkt, den der Felsen an seiner Rückseite erreicht (Punkt D). Die Treppe II setzt vorn, also an der Ecke der Front mit der südwestlichen

Seitenfläche (Punkt A), mit einer kleineren, 16 cm hohen Stufe an und führt in 9 weiteren, in den Fels gehauenen Stufen am Felsen hoch und hinter seiner Rückenfläche herum, die dadurch teilweise erkenntlich wird. Auf der Rückseite des Felsens bildet die Treppe II jedoch keine waagrecht abgemeißelte Plattform, sondern steigt vielmehr von der letzten, obersten Stufe an, im Gegensatz zur Treppe I (s. u.) weiter zu einer Kante (DF) empor, von der sie auf der anderen Seite wieder abfällt, bildet also im Querschnitt an ihrer höchsten Erhebung ein flaches Dreieck. Ihre höchste Höhe erreicht diese Treppe an ihrer Mittellinie (DF). Auf dem der nordöstlichen Seitenfläche (BC) zugekehrten Teil der Rückenfläche (DC) steigt die Treppe II erst sacht, dann mit einer großen, 50 cm hohen Stufe wieder herab. Unterhalb dieser Stufe erhält sie ein ziemlich gleiches Gefälle, jedoch kann man auch hier noch drei weitere Stufen, die nur bis zur Unbrauchbarkeit abgenutzt scheinen, erkennen. Die Treppe führt dann genau bis zur Ecke der Rück- mit der nordöstlichen Seitenfläche (Punkt C), wo sie zugunsten dieser Seitenfläche abgemeißelt ist. Man tritt hier völlig ins Leere.

Die 10 Stufen der Treppe II an der nordwestlichen Seitenfläche (AD) sind etwa 16, 56, 14, 15, 12, 10, 8, 9, 8, und 13 cm hoch. Auffallend ist hier die Höhe der Stufe zwei, die nur unbequem erstiegen werden kann¹⁾.

Seitwärts von der Treppe II fällt der Felsen nach den Externsteinen zu weiter ab, freilich nicht mehr senkrecht, sondern schräger, allmählicher und ist hier unbearbeitet. Er läuft nach unten direkt auf den Felsen I der Externsteine zu, den er am Schnittpunkt der Front- und der südwestlichen Seitenfläche (Punkt A) etwa in 60 cm Tiefe unterhalb der ersten in den Fels gehauenen Stufe erreicht. Die beiden Felsen sind dort regelrecht zusammengewachsen. Die Fuge selbst ist mit jüngeren, hellen Sandsteininformationen ausgefüllt.

Durch diese Feststellung war das erste

¹⁾ Prof. Dr. Wirth bemerkt in seiner Arbeit über das Felsengrab (Germanien, 5. Jg., S. 12), bei Freilegung des Grabes habe die wichtige Feststellung gebracht, daß eine in den Fels ausgehauene Steintreppe von dort herauf zur Höhle geführt haben müsse, deren unterer Teil nunmehr sichtbar geworden sei und deren Fortsetzung unter der Stützmauer der Erdauffüllung vor der Externsteinhöhle noch verborgen liege. Die Vermutung ist durchaus berechtigt, aber sichere Bestätigung können erst weitere Grabungen bringen.

Ziel meiner Grabung erreicht. Es ist unmöglich, daß der Felsen einmal von einem anderen Platz an den jetzigen geschafft wurde, es handelt sich bei ihm vielmehr um einen an seiner heutigen Lagerstätte gewachsenen Felsen.

An der Rückseite des Grabfelsens befindet sich weiterhin die Treppe I, von Leudt in seinem Buch mit dem „Stuhl der Infus“ verglichen. Sie besteht aus 5 Stufen, von denen zwei von links, drei von rechts auf den Felsen hinaufführen, und zwar zunächst auf eine nicht ganz waagerechte kleine Plattform (GH), auf der gerade ein Mensch stehen kann. Die Rückseite dieser Plattform wird von einem senkrechten Steingrat umsäumt. Von diesem Grat aus senkt sich die kleine Plattform ein wenig nach vorn und kommt dadurch nicht ganz in gleiche Höhe mit dem übrigen Felsendach zu liegen, auf das man unmittelbar von der Plattform aus steigt. Vielmehr befindet sich zwischen Plattform und Felsendach eine geringe, drei cm hohe Abstufung, die ihrerseits mit senkrechten, parallelen, ziemlich tief eingemeißelten, aber naturgemäß nur kurzen Steinschlägen abgesetzt ist.

Die Treppe I ist beiderseits glatt abgemeißelt. Außerdem liegen ihre Stufen 62 cm über den entsprechenden Stufen der Treppe II, mit der sie also nichts zu tun hat.

Außer der Treppe I befindet sich an der Rückseite des Felsens nicht weit von der Ecke, die diese Fläche mit der nordöstlichen Seitenfläche bildet (Punkt C), ein dreizackförmiges Zeichen, von dem übrigens noch ein feiner, aber doch deutlich zu erkennender Bogen ausgeht, ohne daß man sicher angeben könnte, wo er hingeführt hat. Dieser von links unten nach rechts oben hinaufgezogene Bogen scheint aber doch künstlich zu sein, da der Meißelschlag an jener Stelle in entgegengesetzter Richtung verläuft. Dieses dreizackartige, nach oben hin offene Zeichen wird von Herrn Prof. Wirth-Marburg als ein germanisches Runensymbol angesehen, das dem nach unten geöffneten Symbolzeichen in der Grotte der Externsteine entspreche. Beide Runen sollen einem heidnischen Mysterientum gedient haben.

Die Grabung ging nunmehr an der Frontseite (AB) weiter. Hier befindet sich der sogenannte Felsenjarg. In den Felsen ist eine 1,17 m hohe, halbkreisförmige, 81 cm tiefe Nische eingehauen. Deren

Grundfläche bildet ein 2,22 m langer, an den Seiten von der umgebenden Felswand abgesetzter, deckelloser Sarg, dessen Innenwände, die besonders glatt bearbeitet sind, nicht rechteckig, den Außenseiten parallel, sondern vielmehr in Form eines menschlichen Körpers ausgehauen sind. Merkwürdig an diesem 1,90 m langen, 45 cm breiten (Schultern) Sarginneren ist, daß seine Form nicht schematisch, d. h. mit gleichen, einander entsprechenden Körperhälften, ausgebildet ist, sondern durchaus individuell. Die Schultern sind weder gleich rund, noch gleich hoch, und vor allem der Kopf sitzt durchaus nicht gerade auf den Schultern. Er neigt sich so stark nach der rechten Seite, daß die Kopfwand von der Mittellinie rechts 26 cm, links dagegen nur 16 cm entfernt ist. Diese Nuance könnte für diejenigen von Interesse sein, die den Grabfelsen für altchristliche Zusammenhänge in Anspruch nehmen möchten, da der sterbende Christus mit geneigtem Haupt dargestellt wird.

70 cm über dem Sarg befindet sich in der Rückwand der Nische eine eigenartige Vertiefung, die gewöhnlich als Handgriff erklärt wird. Auch in 58, bzw. 40 cm Höhe finden sich zwei weitere ähnliche Vertiefungen im Stein.

Die vordere, dem Besucher zugekehrte Längsseite des Sarges ist in der Mitte stark abgenutzt, was wohl auf eine lange und ausgiebige Benutzung dieses sargartigen Gebildes schließen läßt.

Der sich über diesem Sarg halbkreisförmig erhebende Rand der Nische ist von einem 30 cm breiten Band eingefasst, auf dem wohl einmal Runen (germanisch?) gestanden haben könnten, die aber durch die starke Verwitterung des Steines leider unleserlich geworden sind.

Unmittelbar unterhalb des Steinfarges springt ein 10 cm breiter Absatz, der sich nicht mehr ganz scharfartig aus dem Stein herauswölbt, hervor, der in der Länge des Sarges an der Frontseite des Felsens entlangläuft. 22 cm tiefer folgt ihm ein zweiter, 10 cm breiter und ganz gleichartiger Absatz.

Unter diesem untersten Absatz führt 34 cm abwärts und 1 m seitwärts zu der Nordost Ecke (Punkt B) hin eine eigenartig abgemeißelte Stelle in der Felswand, die das Aussehen einer abgemeißelten Stufe hat, wenn ihr nicht eine mehr zufällige Entstehung zuzuschreiben ist.

Seitwärts von den der Frontseite vorgelegerten, vorgebauten Stufen der Treppe II (Richtung L) und unmittelbar aus der

senkrecht behauenen Fläche der Frontseite des Felsens hervor (Richtung M) springt 70 cm unterhalb der ersten, in den Fels gehauenen Stufe der Treppe II der unbehauene, natürliche Fels hervor, der in starker Wölbung nach beiden Richtungen hin abfällt. Etwa in der Mitte der Frontseite verebht diese Wölbung. Von hier aus bis zur Nordost Ecke der Frontseite (Punkt B) springt der natürliche Fels 1,70 m unter dem oberen Rand des Steinfarges in rechtem Winkel aus dem senkrechten Felsblock hervor und bildet an diesem Teil der Frontseite eine ziemlich ebene Fläche, auf der man gehen kann (BNPR). Er fällt je breiter, desto steiler ins Erdreich ab.

Der stark gewölbt hervorspringende Teil des natürlichen Felsens an der Frontseite ist nicht völlig unbehauen. An der Stelle, wo er auf den geradlinigen, ebenen Teil des natürlichen Felsens mündet (NP), ist er 15 cm hoch senkrecht abgehauen, und auch parallel zur Frontseite des Felsens (PQ) ist er in gleicher Höhe und Weise abgemeißelt. Hierdurch wirkt die überall an ihren Fußenden behauene Wölbung aus massivem Stein wie eine Stufe, die zu den der Treppe II vorgelagerten, künstlich hergerichteten Steinstufen hinaufführt. Diese Hypothese besteht allerdings nur dann zu Recht, wenn die beiden vorgelagerten Stufen in Zukunft keine Fortsetzung in einer weiteren Treppe mehr finden sollten, von der ich allerdings bisher nichts habe entdecken können. Für meine Vermutung sprechen mehrere Rillen und Vertiefungen in dem gewölbten Stein, die z. T. ausgetreten zu sein scheinen.

Die senkrechte, nordöstliche Seitentwand (BC) wölbt sich in der Mitte ein wenig hervor. An ihr setzt nun an der Ecke, die sie mit der Frontseite bildet (Punkt B), in 3,28 m Tiefe vom Felsendach ab gemessen ebenfalls der natürliche Fels an, der weiter nach der Seite herauspringt und dort, wo er von der senkrechten Wand im rechten Winkel waagerecht absteht, wiederum eine glatte Gehbahn bildet. Man kann also auf dem natürlichen Fels von der Frontseite her um die Ecke (B)iegend zunächst in gleicher Tiefe an der nordöstlichen Seitenfront des Felsens (BC) entlang gehen.

Diese Bahn steigt langsam an, um auf einer Höhe, die etwa 28 cm über dem Ausgangspunkt liegt, eine Art von Scheitelpunkt zu erreichen, von dem aus sie nicht mehr weiter aufwärts zu führen scheint.

(Schluß folgt.)

Die Bücherwaage

Barga, Lucie, *Das Schlagwort vom „Finsteren Mittelalter“*. Veröff. des Seminars f. Wirtschafts- und Kulturgeschichte an der Universität Wien. Verlag Rudolf M. Rohrer, Wien-Leipzig, 1932. (152 S. 8°, 13 RM.).

Mit dem „Finsteren Mittelalter“ ist es ähnlich wie mit den „Vandalen“ — beide sind Schlagworte von verheerender Wirkung, Schlagworte als Programme, insbesondere „wissenschaftliche“ Schlagworte, die in der Wissenschaft wie anderswo einen Nachweis, einen Wirklichkeitsbeweis ersetzen. Noch heute haben wir ja mit diesem törichten Schlagwort zu kämpfen, das bezeichnenderweise am meisten von solchen Kräften gebraucht wird, die von dem vergangenen Zeitalter der „liberalen“ Aufklärung zehren und diese Schlagworte gegen ein Deutschland ins Feld führen, das diese Begriffe sehr kritisch unter die Lupe genommen hat und an das Licht aus dem Westen ebensowenig mehr glauben will, wie an das aus dem Osten. Kein Zufall ist es, sondern innerster Zusammenhang, wenn die Presse der „Emigranten“ in Paris, Prag, Wien usw. die beiden Schlagworte in allerjüngster Zeit wieder in Mode zu bringen sucht! Wenn man nämlich der Entstehung dieser Schlagworte nachgeht, so finden wir von den ersten Anfängen eine antigermanische, eine antinordische Tendenz darin: die Vorstellung, daß alle menschliche Kultur geradlinig vom nahen Osten über Athen, Rom nach Paris verläuft — und auf diesem Wege sind denn auch beide Schlagworte entstanden, und beide mit einer Front gegen das nordische Barbarentum, das immer und ewig diese Linie zu stören versucht hat, was ihm dann im „finsteren Mittelalter“, in der „gotischen“ Zeit gründlich gelungen ist, und wozu die Vandalen als „Vandalen“ schon eine Vorprobe gegeben haben. — Diese fleißige Arbeit steht — ohne unsere Tendenz — die geistigen Strömungen auseinander, aus denen Vorstellung und Schlagwort entstanden sind; sie untersucht die Gründe für die er-

staunliche Langlebigkeit des Schlagwortes; sie stellt besonders, was für uns wichtig ist, das törichte Schlagwort von den „alles vernichtenden Barbaren“ als ein jahrhundertlanges Altschnee dar, das ursprünglich von den germanenfeindlichen Zeitgenossen der Völkerwanderung selbst erfunden worden ist, um dann — o Vorbild unserer Zeit! — von den gutgläubigen germanischen Schreiberseelen selbst getreulich übernommen zu werden. „Überaus wichtig erscheint mir für die allgemeine Beurteilung des Schlagwortes vom „Finsteren Mittelalter“ die Tatsache, daß von seinen ersten Anfängen an, denen wir auf den vorhergehenden Seiten nachgespürt haben, hinter diesem Ausdruck niemals eine objektive Geschichtsbetrachtung stand: von den allerersten Anfängen an ist der Nährboden dieses Schlagwortes Tendenz, Einseitigkeit und zeitgenössische Polemik.“ Dies Wort — in dieser Fassung schon ein Verdienst — kennzeichnet den Wert der Untersuchung auch für uns. Wenn wir statt Mittelalter „barbarisches Germanentum“ sagen, so haben wir das Schlagwort, gegen das wir zu kämpfen haben; und das in seiner historischen Weiterentwicklung im Weltkriege eine so unheilvolle Rolle gespielt hat bis in unsere Tage, und das heute wieder zu neuem Leben erweckt werden soll. Die Tendenz der antigermanischen Römer — die nach der richtigen Darstellung von Lucie Barga gleichzeitig anti-arianische Katholiken waren — beherrscht die Geschichtsschreibung bis in unsere Tage; und nicht nur diese „objektive Wissenschaft“, sondern, was weit schlimmer ist, das subjektive Volksempfinden, selbst bei uns. Diese verderbliche Tradition bloßgelegt zu haben, ist ein großes Verdienst. Das Buch zeigt auch, wo heute unsere völkische „Propaganda“ (das Wort ist römisch — möge es sich als Waffe in unserer Hand bewähren!) einzusetzen hat: nämlich an den Wurzeln des Übels, einer uralten, künstlichen geschaffenen antigermanischen Weltstimmung.

F. D. Plazmann.

„Unsere Vergangenheit war die wertvollste, die je eine Rasse und ein Volk aufzuweisen hatte.“
Rudolf John Gorsleben.

Zeitschriftenchau

Siedlung und Ausbreitung

A. Götz, Die Ausgrabung des Burgwalles von Senftenberg, Kr. Calau. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit. Verlag Rabitsch-Leipzig, 9. Jahrg., Heft 3, 1933. Die Ausgrabung des im Kohlengraben der Ilse-Bergbau-A.-G. gelegenen Burgwalles ergab, daß es sich bei dieser Anlage nicht um die sonst häufige Erdholzmauer handelt, sondern um eine Wallaufschüttung, die möglicherweise von Palisaden gekrönt gewesen ist. Bemerkenswert war die Fundamentierung des Walles auf dem oft schlickartigen Grunde durch eingerammte Pfähle, Flechtwerk u. a. An den Wall lehnte sich kasemattenartig eine von Pfosten getragene Wöhlendecke, die durch Feuer zerstört worden ist und vermutlich als Wehrgang ausgebaut war. Da Wohnspuren in den Kasematten nicht gefunden wurden, sind sie vielleicht als Stallung zu deuten. Nach der Zerstörung sind auf dem Brand- und Erdschutt Handwerksstätten errichtet worden. Der innere Raum des Walles ergab zahlreiche Pfostenlöcher, was auf eine sehr dichte Befestigung mit Häusern hindeutet. Die Pfosten, die hier erfreulicherweise häufig erhalten sind, zeigen eine hohe Fertigkeit in der Bearbeitung, und eine nicht minder große technische Erfahrung zeigt sich in ihrer Fundamentierung mit Sand. Die Scherbenfunde weisen diesen Burgwall der Lausitzer Kultur, und zwar der Willendorfer Stufe zu. Es ist einer der wenigen Burgwälle, die später nicht von den Slaven besiedelt worden sind. Beachtenswert ist, daß bei dieser in ehemals sehr feuchtem Gelände gelegenen und in der Zeit des frühsteinzeitlichen Klimasturzes erbauten Anlage weniger der Festungs- als vielmehr der *Deich* charakter zum Ausdruck kommt. / **Ernst Petersen, Eine Karte der Wikingerfunde Nord- und Ostdeutschlands.** Mannus Bd. 25, Heft 2, Verlag Rabitsch-Leipzig, 1933. Die mit genaum Fundverzeichnis versehene Karte zeigt den überaus starken wikingischen Einfluß auf Norddeutschland. Deutlich heben sich drei Mittelpunkt heraus: Schleswig-Holstein, das Oder-Mündungsgebiet mit Vorpommern und Rügen, von wo aus zahlreiche Einzelfunde den altbekannten Oderweg begleiten, und das Samland, von

wo stärkste Beeinflussung der benachbarten, altpreussischen Völkerstämme stattgefunden hat. / **A. Krebs, Die westfälischen Höhlen in jungvorhistorischer Zeit.** Ebenda. Sind bisher von der Höhlenforschung vorwiegend die altsteinzeitlichen Funde bearbeitet worden, so zeigt diese Untersuchung, daß die westfälischen Höhlen auch von der Jungsteinzeit bis in die Gegenwart dauernd besucht worden sind. Teilweise mögen sie als Grabböhlen benutzt worden sein, vorwiegend ist jedoch der unzweifelhaft Wohncharakter der Funde. Die stärkste und anhaltendste Besiedlung der bewohnbaren Höhlen zeigt sich in der frühen Eisenzeit, und zwar erweisen die Funde diese Siedler als Germanen, Bauern mit hochentwickeltem Ackerbau, wie die zahlreichen Arten der Feldfrüchte bekunden. Auch die Viehstapel ließen sich noch erkennen. Welche politischen Ereignisse mögen diese Bauern in dies farge Rückzugsgebiet getrieben haben? Zur Zeit der Römereinfälle und später sind die Höhlen alsdann als Fluchtburgen benutzt worden. — Das mehrfach beobachtete Durcheinander von Menschenknochen und Kulturresten hat andere Forscher veranlaßt, an Menschenfresserei oder Menschenopfer zu denken. Es liegt jedoch nicht der geringste Anhaltspunkt dafür vor. Angesichts der großen Vorräte, die gefunden wurden, ist vielmehr an einen gewaltigen Untergang der Bewohner zu denken, um so mehr, als z. B. an einer Stelle die 32 Skelette ausschließlich Frauen und Kindern zugeschrieben werden mußten.

Germanen - Kelten - Slaven

Otto Neche, Zur Rassenkunde der Slavenzeit Ostdeutschlands. Die Sonne. Armanenverlag-Leipzig, 10. Jahrg., Heft 5, 1933. Es darf heute als feststehend angesehen werden, daß die seit 600 n. Chr. in Ostdeutschland einwandernden Slaven keine „Rasse“, sondern ein Gemisch kleiner Volksplitter aller verschiedenster Rassenmischung waren, und daß Ostdeutschland während der sogen. Slavenzeit außerordentlich schwach besiedelt gewesen ist. Verfasser schätzt die Gesamtzahl der Slavenbevölkerung auf Grund der Siedlungs- und anderen Funde in der eigentlichen Slavenzeit in ganz Ostdeutschland auf nur 530 000

Köpfe. Eine wirkliche Besiedlung des Landes setzt erst ein mit dem Beginn der deutschen Kolonisation. Eine rassistische Untersuchung des geringen Skelettmaterials insbesondere in Schleien ergab deutlich zwei Gruppen: Eine unzweifelhaft nordische, die den dort zurückgebliebenen vandalischen Silingern zuzuschreiben ist, und eine osteuropäisch-mongolide, die offenbar den slavischen Einwanderern zugehört. / **Volto Frhr. von Richtigshofen, Zur Verbreitung und Volkszugehörigkeit der frühgeschichtlichen und mittelalterlichen Tongefäße mit Bodenzeichnungen und Wellenlinien.** Mannus Bd. 25, Heft 2, 1933. Diese Merkmale haben lange für Kennzeichen slavischen Herkommens oder Einflusses gegolten. Die eingehende Untersuchung zeigt jedoch, daß sie eine außerordentlich weite Verbreitung gehabt haben, auch da, wo slavischer Einfluß ausgeschlossen ist. Insbesondere ließen sich auf germanischem Gebiet Vorstufen dafür nachweisen, und auch die finnische, wellenbandverzierte Tonware ist unabhängig von slavischem Einfluß entstanden. / **Walter Kersten, Latènesfund aus Hesse-Rassel.** Ebenda. Die Frage nach der völkischen Zugehörigkeit dieses Gebietes in der Latènezeit macht große Schwierigkeiten. Als sicher keltisch anzusehen sind nur die Frühlatènesfunde von Bellnhausen und Stöckels. Die Spätlatènezeit ist vorwiegend durch die Höhenburgen vertreten. Doch wenn auch die Altenburg den Chatten und die Steinsburg den Rellen zugesprochen wird, so gibt doch die kulturelle Hinterlassenschaft kein unbedingt sicheres Merkmal zur völkischen Unterscheidung.

Aus der Forschung

Lothar J. Zoh, Die deutsche Vorgeschichte im Film. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit. Verlag Rabitsch-Leipzig, 9. Jahrgang, Heft 3, 1933. Verfasser weist hin auf die Bedeutung des Films, dieses modernsten Aufklärungsmittels, auch für die deutsche Vorgeschichtsforschung, und zwar nicht nur für die völkische Erziehung unseres Volkes, sondern auch für die Forschung — Erkennen, Vergen, Erhaltung solcher Funde u. a. m. — selbst. Es ist bereits ein Film „Aus deutscher Vorzeit“ bei der Fischer-Filmproduktion, Berlin, hergestellt worden, der in einzelnen Abschnitten („Vom Dampfflug bedroht“, „Aus Deutschlands Bronzezeit“, „Flammen der Vorzeit“, „Auf den Spuren der Ostgermanen“) künftig auch an Museen und andere geeignete Stellen vertriehen werden soll. / **Kurt Braune,**

Das Dedelgefäß mit schriftartigen Zeichen aus der sächsischen Lausitz — eine Schülerarbeit. Mannus, Band 25, Heft 2, 1933. Verfasser teilt mit, daß das von ihm selbst 1930 im Mannus veröffentlichte und wegen seiner runenähnlichen Zeichen viel beachtete Gefäß, wie sich inzwischen durch den Verfasser und ihm befreundete Persönlichkeiten herausgestellt hat, durch einen für Vorgeschichte interessierten Schüler im Jahre 1908 rein spielerisch verfertigt worden und ohne Wissen und Absicht als echtes Fundstück ausgegeben worden ist.

P. Rehr, Die Kanzleien Karlmanns und Ludwigs des Jüngeren. Abhandlungen der preussischen Akademie der Wissenschaften, Jahrg. 1933, Philosophisch-historische Klasse. An Hand der Urkunden der Söhne Ludwigs des Deutschen zeigt Verfasser u. a., daß der Titel des „Kanzlers“ zu damaliger Zeit keineswegs ein hohes politisches Amt bezeichnete, daß darunter vielmehr ein Kanzleibeamter, eine Art persönlicher Sekretär des Königs zu verstehen ist, wie man sich überhaupt den Regierungsapparat zu dieser Zeit nicht einfach genug vorstellen kann. / **Leopold Magon, Der neue Saxo.** Nordische Rundschau. Herausgegeben von den Auslandsinstituten der Universität Greifswald. 5. Jahrg., Heft 4, 1933. Wer die frühe deutsche Geschichte verstehen will, darf den Blick nach Norden nicht vergessen. Verfasser weist hin auf die von den Dänen herausgegebene neue, große Ausgabe des frühdänischen Geschichtsschreibers Saxo Grammaticus, dem wir zahlreiche Aufschlüsse über die Geschichte des Nordens verdanken. Diese Ausgabe (Titel: Saxo-nis Gesta Danorum primum a C. Knabe et P. Herrmann, recensita recognoverunt et ediderunt J. Olrik et H. Raeder. Hauniae apud librarios Levin et Munksgaard) baut zu einem erheblichen Teil auf der Arbeit zweier deutscher Gelehrter, C. Knabe und P. Herrmann. Der Aufsatz bringt zugleich eine kurze Darstellung der Schicksale, die das Werk Saxos erfahren hat.

Herttha Schimmel.

Braunschweigische Heimat. Illustrierte Zeitschrift für Naturschutz und Heimatpflege, Geschichte, Sprache, Landes- und Volkskunde, Kunst und Schrifttum des Landes Braunschweig. Im Auftrage des Braunschweiger Landes-Vereins für Heimat- und Naturschutz, hg. von Studienrat Wilhelm Börter. Verlag E. Appelhaus und Comp., Braunschweig. Jährlich 4 Hefte, je 32 Seiten. 8°. 5 RM. (= Jahresbeitrag für den Landesverein).

Die gut ausgestatteten Hefte bringen Grundsätzliches zum Heimatschutz, mancherlei Mitteilungen zur Braunschweigischen Geschichte und Landeskunde, Volkstümliches, Genealogisches, auch ausführliche Lebensnachrichten über Personen, die durch ihre Herkunft oder ihre Arbeit dem Braunschweiger Lande verbunden sind. So unterrichtet ein Beitrag von Th. Müller (S. 2, 1933) ausführlich über Schicksal und innere Entwicklung des Geographen Ewald Banse, der die Wissenschaft der Erdkunde aus der bloßen zergliedernden Betrachtung (Analyse) herausgeführt hat und der Geographie die Aufgabe stellt, ein Land und eine Landschaft als ein lebendiges Ganzes zu erkennen und das Erkannte zu gestalten (Synthese). Bezeichnend ist, daß B. dem letzten wesentlichen Werk dieser Art der Deutschen Landeskunde (1932) den Untertitel gegeben hat „Umriss von Landschaft und Volkstum in ihrer seelischen Verbundenheit“. — An Volkstümlichem bringt Heft 2 einen Beitrag von D. Hahne über einen niederdeutschen Maibrauch („Der Füstjemaier“). — In der Zeitschriftenschau gibt Prof. Dr. D. Hofmeister eine Besprechung un-

serer Zeitschrift „Germanien“. Sie ist wegen ihrer grundsätzlichen Einstellung bemerkenswert, wie die folgenden Sätze zeigen: „Jeder Freund germanischer Vorgeschichte empfängt Anregung aus dem reichen Inhalt. Man muß sogar die Anerkennung aussprechen, daß diese Monatshefte einem Sehnen, das in unserer Zeit durch breite Schichten des Volkes geht, entgegenkommen. Damit ist nicht gesagt, daß auch der Wissenschaftler das Heft (gemeint ist Heft 1/1933) befriedigt aus der Hand legt.“ Hofmeister erklärt sich mit Wirth nicht einverstanden und fährt dann fort: „Trotzdem erbaut sich ein ansehnlicher Teil der Leser gerade an solchen Ausführungen Wirths. Das darf nicht verkannt und muß anerkannt werden, solange nicht von streng wissenschaftlicher Seite gleiche Begeisterung für unser germanisches Volkstum geweckt wird.“ Ja, das ist's eben! Es ist etwa die gleiche Haltung und Gegnerschaft, wie sie zwischen Banse und einem Teil der Universitätsgeographen besteht. Zu dem Vorwurf, den der Fachprähistoriker Hofmeister den Angehörigen seiner Wissenschaft macht, vergleiche man die Ausführungen Wirths, die wir in Heft 7, S. 214/15 abgedruckt haben. S.

Vereinsnachrichten



Die 6. Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte (6. bis 8. Juni 1933). Für diejenigen unserer Mitglieder, die an der Tagung nicht teilnehmen konnten, geben wir einen allgemeinen Überblick. Einige Vorträge erscheinen ausführlich im Auffakteil.

Die Tagung war sehr gut besucht, so daß in diesem Jahre ein Zuschuß seitens der Vereinigung nicht erforderlich war. Rechnet man die Teilnehmer, die alle Veranstaltungen mitmachen konnten, und die, welche nur den einen oder anderen Tag dabei waren, so ergibt sich als Durchschnittsbefuchterzahl etwa 300.

Der 1. Tag brachte die schon zur Überlieferung gewordenen Führungen an den Externsteinen und in Osterholz. Es erweist sich als immer schwieriger, dieses Gebiet in die Tagungen mit einzubeziehen. Immer

wieder wird der Wunsch nach allgemeinen Führungen zu diesen Stätten geäußert, andererseits wird es dadurch sehr erschwert, gleich im Anschluß daran weitere entfernt liegende Orte aufzusuchen, die für unsere deutsche Vorgeschichte bedeutsam sind. Es ist deshalb vorgeschlagen worden, die jährliche Zusammenkunft an den Externsteinen und die Tagung in einem anderen Gebiet völlig voneinander zu trennen (auch zeitlich). Ferner ist zu bedenken: so erfreulich die große Teilnahme an den Tagungen an sich ist, sie bringt notwendigerweise doch die Gefahr mit sich, daß der einzelne nicht zu seinem Rechte kommt. Vor allen Dingen läßt sich eine gründliche Besprechung von Verwaltungsangelegenheiten nur schlecht im Rahmen der großen Veranstaltungen durchführen. Deshalb wird es zweckmäßig sein, auch diese Besprechung von den Tagungen abzutrennen. Auch kleinere Führungen

müssen als Sonderveranstaltungen ins Auge gefaßt werden. Die großen Tagungen müssen, was die Durchführung an Ort und Stelle angeht, auch in Zukunft von örtlichen Organisationen getragen werden. Wir stellen dieses Grundsätzliche voran, obwohl die Überlegung dieser Dinge uns natürlich während der ganzen Tagung beschäftigte.

An den Externsteinen wird noch immer Neues gefunden, obwohl kaum Grabungen — vom Felsenjarg abgesehen — vorgenommen worden sind. Wesentlich sind insbesondere die Untersuchungen Prof. Wirths über den Felsenjarg in seiner Verbindung mit dem nordischen Winter Sonnenwendkult. Direktor Leudt wandte sich gegen die entstehenden Nachrichten, die in der letzten Zeit über die Externsteine in den Zeitungen zu lesen waren und die besagen, daß die Steine als eine unserer ältesten christlichen Stätten zum Nationalheiligtum erklärt werden sollen. Gewiß ist die Kreuzabnahme eine unserer kostbarsten Schöpfungen aus der Frühzeit christlicher Kunst in Deutschland. Aber nicht deswegen allein wandern heute die Scharen zu den Steinen; ihnen ist vielmehr wesentlich das Wissen, daß die Felsen ein Denkmal aus der Zeit des Eigenglaubens sind, wie wir es zum zweiten Male in Deutschland nicht haben.

Abgeschlossen wurde der erste Tag in Pyramont, das in diesem Jahre den Mittelpunkt der Tagung bildete. In vorbildlicher Weise hatte der dortige örtliche Ausschuß alles vorbereitet, so daß an den beiden folgenden Tagen keinerlei Störung oder Schwierigkeiten sich zeigten. — Den Teilnehmern wurde zunächst Gelegenheit gegeben, die wichtigsten Stücke des Pyramonter Quellensundes zu besichtigen. Nach der Eröffnungsansprache unseres 1. Vorsitzenden und nach der Begrüßung von Seiten der Kurverwaltung und des Bürgermeisters führte der Vortrag des Rechtsanwaltes Dr. Drinuth die Zuhörer in Pyramonts Vergangenheit ein, wobei der Vortragende versuchte, den dunklen Namen des Ortes in Anlehnung an Wirth zu deuten. Dann wurde Herrn Hauptmann Hesse aus Arzen Gelegenheit gegeben, über die umstrittenen Funde aus Arzen zu sprechen. Mitte Mai d. J. hatte der Untertierkundler Otto Schwelendief zunächst seinen Schulfreunden, und durch diese veranlaßt, seinem Lehrer drei Steinplatten gezeigt, auf denen sich die eingeritzten Zeichnungen eines mammutähnlichen Tieres, eines Bären und eines Pferdekopfes befanden. Diese Steinplatten behauptete der

Schüler beim Graben in etwa ein Meter Tiefe gefunden zu haben. Als bald entspann sich ein lebhafter Streit darüber, ob die Stücke echt oder gefälscht seien. Hauptmann Hesse setzte sich, wesentlich mit psychologischen Gründen arbeitend, und gestützt auf die Zeugnisse der Lehrer über den Jungen, stark für die Echtheit ein. Die Tatsache, daß die Vereinigung möglichst vielen Gelegenheit geben wollte, zu hören und zu sehen, um was es sich eigentlich handle, wird nun von verschiedenen Seiten zum Anlaß genommen, ihr gröbliche Unsachlichkeit vorzuwerfen. Deshalb müssen wir hier auf die Angelegenheit etwas näher eingehen. Von den Platten wurde dem Provinzialmuseum in Hannover Mitteilung gemacht. Als dessen Beauftragter erschien Dr. Tackenberg und nahm den Mammutstein zur Untersuchung mit. Unter dem 27. Mai schrieb er an Hauptmann Hesse:

„Die Untersuchung der Steinplatte hat sich als außerordentlich schwierig erwiesen, wir müssen erst Nachfragen bis nach Frankreich veranlassen. Ich berichte darüber am besten mündlich am Montag“ (dieser Tag, der 29. Mai, war für eine Grabung zur Nachprüfung an Ort und Stelle durch Dr. Tackenberg vorgesehen).

„Die Zeilen, die Sie für die Zeitung geschrieben haben, sind außerordentlich gut gelungen und liegen ganz in unserem Sinne.“

Das heißt also, der Sachverständige war nicht imstande, von vornherein die Zeichnungen als Fälschung zu erkennen, man hielt es für nötig, ausländische Prähistoriker um Unterstützung zu bitten. Am 29. Mai hat die Nachgrabung stattgefunden und am 31. Mai gab Herr Dr. Tackenberg Herrn Hauptmann Hesse gegenüber brieflich folgendes Urteil ab: „Im Laufe des Ausgrabungstages häuften sich doch die Verdachtsmomente so, daß eine Fälschung wahrscheinlich (!) ist“. Einer Zeitungsnachricht zufolge soll Dr. Tackenberg in einer Sitzung der Arbeitsgemeinschaft für die Urgeschichte Nordwestdeutschlands sich dahin erklärt haben, daß es sich um Fälschungen handeln müsse. Da am 6. Juni also durchaus noch keine klare Entscheidung vorlag und gerade die wichtigste Platte nicht geprüft werden konnte, ist es unbedeutend, der Vereinigung Vorwürfe zu machen, die Dinge noch einmal zur Erörterung gestellt zu haben. Hauptmann Hesse hatte zu seinem Bericht noch eine Anzahl Steinstücke mitgebracht, die teilweise von ihm selbst aus den gleichen Schichten ergraben waren, denen die Platten entstam-

men sollten. Diese Steine hielt er für künstlich hergestellte Werkzeuge und glaubte durch das Nebeneinander von Steinplatten und den genannten Steinen die Echtheit der Platten gestützt. Die sogenannten Werkzeuge wurden noch am selben Abend von Studienrat S u f f e r t und W. D ü s t e r s i e f (Detmold) besichtigt, und beide kamen zu dem Schluß, daß es sich keinesfalls um Werkzeuge handle.

Am den Zusammenhang zu wahren, berichten wir gleich hier über die weitere Entwicklung. Am Nachmittage des 7. Juni besichtigten die beiden eben Genannten im Einverständnis und auf Wunsch von Teudt, der Hauptmann Hesse schon unmissverständlich zu erkennen gegeben hatte, daß er nunmehr durchaus an der Echtheit zweifle, das Grundstück, auf den die Funde gemacht sein sollten. Es liegt an der Straße, die von Arzen (an der Straße Barntrup-Hamel) nach Amelgarten (an der Straße Schieder-Hamel) führt, und zwar etwa zwei Kilometer südöstlich von Arzen dicht vor dem Rande des Waldes, der den Schierholzberg bedeckt. St. R. S. führte am Abend desselben Tages, im Anschluß an den Vortrag von Professor Nedel etwa folgendes aus: Aus den Kämpfen heraus, die die Vereinigung so oft gegen enge Anschauungen der Fachwissenschaft habe führen müssen, sei es begreiflich, wenn viele Teilnehmer sich zunächst einmal rein gefühlsmäßig auf die Seite des angegriffenen Finders und seines Vertreters stellen möchten. Aber es dürfe keinesfalls darüber vergessen werden, daß die Fachwissenschaft eine große Verantwortung habe. Und gerade in diesem Falle sei die Verantwortung ganz besonders groß, da es sich um Stücke handle, wie sie sonst aus Norddeutschland nicht bekannt seien. Niemand würde sich mehr freuen, wenn die Stücke echt wären, als das zuständige Provinzialmuseum Hannover, da die Funde ja zweifellos ihm zur weiteren Betreuung zugewiesen worden wären. Infolge der verschiedenen Fälscherstandale der letzten Zeit sei das Mißtrauen der Fachwissenschaftler durchaus zu verstehen. Er erwähne nur den Streit um die Funde von Glozel in Frankreich, wobei sich übrigens jahrelang gerade die Fachprähistoriker scharf gestritten hätten. Unter dem erwähnten Mißtrauen hätten nicht nur Laien zu leiden, sondern auch Fachleute: so z. B. Prof. Dr. v. Buttel-Reepen, als er 1928 dem „Nordwestdeutschen Verbands für Altertumsforschung“ die in der Unterweser gefundenen Knochen mit Rinnenrührungen vorlegte. Jm übrigen wolle er sich hier nicht mit der Personenfrage beschäftigen, sondern nur mit den

Sachen. Das Mammut gehöre zu den bestbekannten Tieren der Eiszeit; aus gleichzeitigen Zeichnungen, aus Skeletten und aus den in Sibirien eingefrorenen Kadavern könnten wir uns ein völlig genaues Bild machen. Er wies dann nach, in welchen Einzelheiten die Schmelndiet-Zeichnung diesem Bilde nicht entspreche. Auch der Pferdekopf gleiche den uns bekannten Darstellungen eiszeitlicher Wildpferde nicht. Er erklärte, mehr als eine Formenvergleichung könne er nicht geben, da er die Platten selbst nicht habe besichtigen können. Zu den sog. Werkzeugen übergehend, bemerkte er, daß der Löss, der das Tal des Griefebaches, die Nebentäler und die aufsteigenden Gänge bedecke, an sich durchaus für älteste menschliche Siedlung in Frage käme. Aber die als Werkzeuge angesprochenen Steine wichen von allen bisher Bekannten derart ab, daß er sie nicht als Werkzeuge ansehen könne. Zwar brauche ein altsteinzeitliches Werkzeug nicht unbedingt aus Feuerstein zu bestehen, aber der graue Sandstein sei viel zu weich, und in nicht allzuweiter Entfernung hätte man geeigneten Rohstoff zur Genüge finden können. Erschwerend komme hinzu, daß die Steine an entscheidenden Stellen frische Oberhautverletzungen zeigten, die man in ihrer Häufung nicht als zufällig und nicht als durch die Grabung veranlaßt ansehen könne. Da als wesentliches Beweismittel auch hier der Vergleich in Frage käme, so könne man auch hier höchstens sagen, daß die Steine, wenn sie echte Werkzeuge wären, dann eben „unvergleichbar“ echt seien. Die Vereinigung stehe neuen Funden, Meinungen usw. durchaus wohlwollend gegenüber, aber sie habe keine Veranlassung, die berechtigte Kritik der Fachwissenschaft zu bekämpfen und zu hindern. — Diese Ausführungen dürften genügen, um die erwähnten falschen Anschuldigungen gegen die Vereinigung ins rechte Licht zu setzen.

Der zweite Tag begann mit der vor-gesehenen Hauptversammlung im Grünen Saal des Kurhauses. Wie schon angedeutet, reichte die Zeit zu einer gründlichen Beratung der zahlreichen Fragen nicht aus. Auch die Besprechung, die noch am späten Abend des gleichen Tages eingeschoben wurde, konnte noch nicht alles gründlich klären. Die Rede Teudts an der Hauptquelle über den Pyramonten Opferbrunnen haben wir schon in Hest 7 abgedruckt.

Dann kamen die ersten Fahrten zu den Denkmälern deutscher Vergangenheit. Diese Fahrten haben wir stets als eine Besonderheit unserer Tagungen gepflegt; wir wollen hinaus und die Denkmäler und ihre Ge-

schichte aus der Landschaft heraus verstehen. Am Morgen die Schellenburg und die Hünenburg in sommergrünem Buchenwald; was wir sehen, sind mittelalterliche Burgen, aber es bleibt stets zu fragen: Was war vorher da oder war dort nichts da? Herr D. Zeffsche und Herr Lehrer Götte hatten die geschichtlichen Nachrichten zusammengestellt, die über die beiden Burgen bekannt sind. — Am Nachmittage wurde die Kilianikirche bei Bügde besichtigt, die Erklärungen des Herrn Schulrat Wianten drucken wir in diesem Heste ab.

Am Abend des zweiten Tages (7. Juni) sprach Univ.-Prof. Dr. Nedel-Berlin über „Die Bedeutung des altnordischen Schrifttums für die Erkenntnis germanischen Wesens“. Professor Nedel betonte zunächst — wie er es schon öfter getan — die Bedeutsamkeit des Wirkens Teudts, wenn er auch dieser oder jener Einzelheit nicht zustimmte. Es müsse als glückliche Fügung betrachtet werden, daß die altnordischen Quellen die allgemeine Linie, auf der Teudt sich bewege, durchaus bestätigten. Jene altnordischen Quellen sind für uns von unschätzbarem Wert, denn von Tacitus an bis weit über die Völkerwanderungszeit hinaus fehlen deutsche Quellen oder sie sind dürftig. Die Lücke können wir mit Hilfe der altnordischen Überlieferungen schließen. Allerdings wird dagegen eingewendet, daß, obwohl die nordischen Quellen um mehr als tausend Jahre jünger sind als Tacitus' Germania, sie doch das Zuständige etwa ebenso scheiden wie der Römer. Ein Bedanke, der dem liberalistischen Fortschrittsgläubigen unsagbar ist: kein Fortschritt in der ethischen Haltung! Und doch ist es so: die Welt der Dinge hat sich wohl in manchem verändert, die Welt der Seele ist die gleiche geblieben. Die ethische Haltung war zur Zeit des Tacitus ohne Tadel, und man hatte gar keine Veranlassung, sie „fortzuentwickeln“. Mit äußerst anschaulichen Beispielen belegte Professor Nedel die Behauptung, wie sie in der Benennung seines Vortrages ausgesprochen ist, und gab ein deutliches Bild der seelischen Wesenheit germanischer Frühzeit. Drei Haupttugenden sind es, die herrschen: Treue, Mut und Ritterlichkeit; alle drei aber ruhen in der Ehre.

Der dritte und letzte Tag brachte die Fahrt zur gewaltigen Herlingsburg und zum Königshof Alt-Schieder. Die Führung hatte Herr Lehrer B r a u ß außerordentlich sorgfältig vorbereitet. Teudt begründete dann noch einmal seine schon mehrfach geäußerte Ansicht, daß Anlagen wie die Herlingsburg nicht lediglich als Fluchtburgen

angesprochen werden könnten — schon völlige Gründe müßten eine solche Benennung verbieten —, es handle sich vielmehr vornehmlich um Kultplätze. Alle durch Umhegung (Wälle, Mauern, Hecken usw.) zu bestimmten Zwecken ausgesonderten Stätten hießen Burgen. Nur einzelne der großen Volksburgen, wie die Sigiburg (Hohen-syburg) und Gressburg sind mit der Absicht erbaut, Festungen im Kriege oder Fluchtburgen zu haben. Wie die meisten großen Burgen auf Berggipfeln, so sind sämtliche kleinen und kleinsten alten Ringwälle als kultische Stätten, als „Kirchen“ und zugleich als Plätze für die öffentlichen Feste und Versammlungen anzusehen. Natürlich konnte man sich dort im Notfall verteidigen, aber dieser Gesichtspunkt ist nicht der wichtigste. Ganz ähnliche Erscheinungen können wir heute noch in Siebenbürgen betrachten: Die „Wehrkirchen“, sind sie in erster Absicht als Festungen oder als Kirchen erbaut? Bei der Herlingsburg haben wir noch als durchschlagenden Beweis für Richtigkeit dieser Auffassung den uralten Pyramonten Gebietschlauch, der bis zum Gipfel führt und nur zu erklären ist, wenn man an einen Kultplatz denkt, zu dem mehrere Stämme Zutritt haben sollten. Für die altgriechische Welt ist die Bedeutung eines gemeinsamen Heiligtums längst bekannt. Wir kennen den Demetertempel zu Anthela an den Thermopylen, wo sich die Vertreter der umwohnenden Stämme zum gemeinsamen Opfer versammelten. Wir kennen den späteren sakralen Mittelpunkt Delphi. Haben jene Stämme, die aus Norden nach Hellas einwanderten, den Gedanken eines gemeinsamen Heiligtums in ihrer neuen Heimat erst vorggefunden oder haben sie ihn schon mitgebracht? Alle Anzeichen sprechen dafür, daß ihnen jene Einrichtung etwas längst Geläufiges war. Die Herlingsburg ist das Heiligtum einer germanischen Amphiktionie! — Auf der Burg hielten Teudt und Friede-Schwalenberg außerdem noch Vorträge über die Ortung.

Von der Burg ging die Fahrt zum Hohlweg am Mäienturm, von dort weiter am sog. Römerlager vorbei nach Schieder, wo die Mittagsrast gehalten wurde. Durch den Königshof Alt-Schieder führte dann Herr Studienrat Spenz. Besonders eigenartig ist die Lage des Kalenberges zu Alt-Schieder. Über den Exterstein bei Bügde ging dann die Rückfahrt nach Pyramont.

Als Tagungsgebiet für das nächste Jahr ist der Harz ausersuchen worden. Wir hoffen, daß auch die nächste Tagung ebenso zu aller Zufriedenheit verläuft, wie die diesjährige!

Bremen. (Anschrift E. Ritter, Krestingstraße 10.) Vorträge Winter 1933/34.

Oktober: Der Lote und sein Haus in der germanischen Vorgeschichte. Hans Müller-Brauel.

November: Das Christentum und die germanische Vorgeschichte. Pastor Rasche, Bremerhaven.

Dezember: Die Antike und die germanische Vorgeschichte. Studienrat Siebert.

Januar: Goethe und die germanische Vorgeschichte. Dr. H. Eggers.

Februar: Die deutsche Zukunft und die germanische Vorgeschichte. Oberstleutnant Lamotte.

März: Bremen und die germanische Vorgeschichte. Studienrat Dr. Scheffer.

Hagen. Eine Wanderung am 25. Juni 1933 begann in Herdecke, einem alten Ruhrstädtchen, dessen Kirchengründung auf eine Richte Karls d. Gr. zurückgeführt wird. Auf dem Kirchplatz sind noch die Grundmauern der früheren größeren Kirche erkennbar. Welche Gründe für den Kirchenbau an dieser Stelle vorgelegen haben, ist noch nicht klar. Die Erinnerung an den „Klosterbrunnen“, aus dem nach dem Volksglauben die Kinder geholt wurden, ist durch einen Stein markgehalten, auf dem ein Storch dargestellt ist. Eine Inschrift besagt:

„Hier war der Klosterpütt
Jetzt ist er zugeschütt!“

Eigenartig ist in Herdecke die große Zahl von Sonnendarstellungen an den Häusern. Auch die Holzversäuberungen der schönen Fachwerkhäuser weisen besonders reiche Erinnerungen auf. Manches „Runenhaus“ mit „Sonnenzeichen“ fällt auf! Ob der angrenzende „Sonnenstein“, ein Berg, der sich etwa 100 m über dem Städtchen erhebt, hierauf Bezug hat? Sonnensteine als vorgeschichtliche Stätten sind auch sonst bekannt. Auf dem Sonnenstein bei Herdecke befinden sich Wallanlagen und Hügelhöhlungen. Die anliegenden Flurbezeichnungen — Wiernberg — Auf dem Stein — Jollenstein — Auf dem Brennen — Teufelskanzel — weisen wohl ebenfalls in die vorchristliche Zeit.

Herr Risse, der Führer des Tages, hatte einige Tage vor der Wanderung hier einen kleinen Feuersteinschaber (mittl. Steinzeit) gefunden.

Auf dem Sonnenstein fand im vorigen Jahrhundert das alljährige „Sonnensteinfest“ des Rhein-Westf. Turngaus statt.

Vom Sonnenstein aus führte die Wanderung zur „Peterskirche“ und „Petersbrun-

nen“ auf der Hohensphurg. Der „Peters“ (!) = Brunnen, einst ein geweihter Ort, ist nur noch durch einen Kanaldedeel kenntlich! Obwohl der Brunnen auf dem Berge (innerhalb der alten Vorburg) liegt, versiegt er kaum in den trockensten Sommern.

Die „Peters“-Kirche wird auch auf Karl den Großen zurückgeführt. Herr Baurat Schmitt-Wöppke fand an einem Kapitäl an der Eingangstüre die gleiche fragenhafte Darstellung, die auch an den Externsteinen zu finden ist. Es ist ein Kopf mit Spitzohren, aufgerissenem Maul und Bart! Die Erkundung solcher Abbildungen weist wohl auch manchen Weg zur Vor- bzw. Frühgeschichte. (Vfr. Prein wies kürzlich in einem ähnlichen Fall auf „Antichrist“-Darstellungen hin!)

Die alten Grabsteine an der Kirche tragen noch eine große Zahl symbolischer Zeichen, Hausmarken, Sonnendarstellungen, Steinmetzzeichen u. dgl. Die Gedankengänge Herman Wirths weisen hier manchen Weg zum Verständnis.

Sodann wurden noch die mächtigen Wälle der Vor- und Hauptburg, die in den Kämpfen der Sachsen mit den Franken eine große Rolle spielten, besichtigt.

Am 30. Juni hatten wir die Freude, Herrn Dr. Teudt in unserm Kreise zu begrüßen. In zwangloser Aussprache wurden wertvolle Anregungen gegeben.

Am 2. Juli sprach Herr Teudt vor einem größeren Lehrerkreis. Der Vortrag fand lebhaften Beifall. Es ist zu hoffen, daß die Schulen auch der Vorgeschichte erhöhte Beachtung schenken.

Im Juli wurde von einer Hagener Ortsgruppe der NSDAP. eine Autofahrt ins Lipperland zur Besichtigung der wichtigsten geschichtlichen Stätten veranstaltet.

Ko.

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte

Anschriften

Hauptstelle: Freunde germ. Vorgeschichte, Detmold, Bandelstr. 7.

Ortsgruppen:

Berlin: Studienrat E. Weber,

Spandau, Roosstr. 16

Bremen: E. Ritter,

Krestingstr. 10

Essen: Studienrat Riden,

Essen-Stadtmarkt, Sunderholz 35

Hagen i. W.: Ingenieur Fr. Kottmann,

Eppenhauer Str. 31

Hannover: Reg. u. Baurat Brihe,

Falkenstr. 8

Dsnabrück: Frau Dr. Kringel,

Serrenteiherstr. 1

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933

September / Scheidung

Heft 9

Verratene Heimat

Von Wilhelm Teudt

Zu den Befreiungskämpfen des Sachsenstammes gegen Karl

Je mehr sich die Beurteilung der Taten des Westfranken Königs Karl als entscheidend für unsere innere Stellung zu der germanischen Kulturfrage erweist, um so größere Aufmerksamkeit werden wir den geschichtlichen Ereignissen der karolingischen Zeit zuwenden müssen.

Historische Romane mit ihrer Aufgabe, Charaktere herauszuarbeiten und die Verkettung der Ereignisse bis in Einzelheiten hinein einleuchtend zu machen, bieten eine vorzügliche Handhabe, die Geschichtsauffassung, aus der sie erwachsen sind, auf innere Wahrheit und Annehmbarkeit zu prüfen.

Werner Jansen hat es mit der ihm eigenen dichterischen Gestaltungskraft, die wir aus seinem Werke „Das Buch Treue“ kennen, unternommen, uns mit dem Buche „Verratene Heimat“ in die verhängnisvollen Geschehnisse der 31 jährigen Freiheitskämpfe der Sachsen gegen das Frankreich des 8. Jahrhunderts einzuführen und — wie der Verlag Westermann, Braunschweig, meint — „in flammenden Blitzen mit jener martervollen Zeit zugleich unsere Zeit zu zeigen“.

Wenn in Jansens Nibelungenbüchlein die ungeheure Spannung Siegfried-Hagen ihren moralischen und schicksalhaften Ausgleich in dem Tode aller findet und darüber hinaus kaum ein Konfliktstoff auf der Seele des Lesers lasten bleibt, so ist der Verlauf in Jansens Sachsenbüchlein umgekehrt: Karl und Wittelind umarmen sich. Als bitteres Ergebnis bleibt eben die „Verratene Heimat“. Sollte eine Umarmung Karls und Wittelinds, also eine volle Versöhnung, wirklich stattgefunden haben, worüber die Berichte schweigen, so würde sie meinem geschichtlichen Denken nur der Ausdruck des unermesslichen Unheils sein, das die durch Niederwerfung der Sachsen ermöglichten Romanisierungsbestrebungen über das deutsche Volkstum gebracht haben.

Kein für die Folgezeit brauchbarer Hoffnungsstrahl ist aus Jansens Darstellung zu gewinnen. Diese Trostlosigkeit ist um so bedrückender, als es sich ja nicht, wie im Nibelungenliede, um einzelne Personen und um einen Goldschatz handelt, sondern um Ehre und Geschick eines Volkes — unseres Volkes.

Wenn die Arbeit eines unserer besten Dichter zu einem so beklagenswert unbefriedigenden Ergebnis geführt hat — wer trägt die Schuld? Nicht der Dichter! Er hat mit Wahrheitsliebe, mit Herzblut und Liebe zu seinem Volke, mit je und je hervorleuchtendem Verständnis der Sachsenseele und mit unermüdlichem Aufwande seiner großen schöpferischen Gaben geschrieben. Die Schuld trägt ganz allein die große Geschichtslüge, die der uns überlieferten Auffassung von Karl und seinem Tun am Germanenvolke zugrunde liegt. Darauf hat Werner Jansen seine Dichtung gutgläubig aufgebaut.

Die Geschichtslüge über das karolingische Befreiungszeitalter hat ihre urkundlichen Quellen ausschließlich aus der Feder der einseitig westfränkisch-römisch-antischächsischen Geschichtsschreibung.

Dieser Geschichtsschreibung entstammt:

1. Die Behauptung von der Ursache der Sachsenkriege, als ob „räuberische Einfälle“ der Sachsen und nicht die politischen Ziele Karls die Kriege hervorgerufen hätten. Nach dem Zeugnisse des Zeitgenossen Salvian beschafften sich die Sachsen ihre Bedürfnisse „auf redliche Weise“. Bloßer Eigentumsraub liegt dem Volkscharakter fern.

2. Die Darstellung des Verhaltens der Sachsen nach ihren Niederlagen als „Untreue“. Während der ganzen Dauer der Kämpfe sind die sog. „Verträge“ ausschließlich unter dem unmittelbaren Drucke kriegsmäßiger Gewaltmaßregeln, also als reine „Diktate“, zustande gekommen, denen gegenüber es unrecht, ja unsittlich ist, von „Treubruch“ zu reden. Die Fremdherrschaft konnte nur durch zahlreiche und starke Besatzungen im Lande aufrecht erhalten werden. Mindestens seit Einführung des Zehnten und der drakonischen Gesetze muß die Zahl der Straf- und Schuldgefangenen groß geworden sein. (Dadurch wurde die Anlage eines Konzentrationslagers mit starker Bewachung und guter Gelegenheit zur Verproviantierung und Verstärkung auf sicherem Seewege zum unvermeidlichen praktischen Erfordernis.) Zur Todesstrafe, Freiheitsstrafe, Geldstrafe und Gütereinziehung kam von Anfang an die Verschleppung Jugendlicher nach Gallien hinzu. Von einem freundlichen oder auch nur freundlich scheinenden Verkehr zwischen den fremdsprachigen Westfranken und den unterdrückten, überall zur Empörung geneigten Sachsen konnte, abgesehen von einzelnen Verrätern und Überläufern, nicht die Rede sein.

3. Die kurze Einhardtsche Bemerkung, aus der geschlossen werden sollte, daß die 4500 in Verdun Hingeschlachteten von den eigenen Volksgenossen ausgelieferte, kriegsgefangene Teilnehmer des neu ausgebrochenen Aufstandes gewesen seien — eine durchsichtige Infamie des Geschichtsschreibers oder seiner Gewährsmänner, um die Schuld und Verantwortung für den Verdener Greuel von Karl abzuwälzen und den Sachsen selbst aufzubürden. Die wenigen Worte Einhardts, auf denen die große Geschichtslüge beruht, lauten (Lateinischer Text: „Germanische Heiligtümer“, Seite 270, Zeile 8 von unten): „Alle Sachsen, die wiederum zusammengekommen waren, unterwarfen sich der Macht des Königs und lieferten alle jene Übeltäter aus, die am meisten auf diese Empörung hingewirkt hatten, daß sie getötet wurden, viertausendfünfhundert.“

4. Die Unterschlagung der schweren Kämpfe, die in den Wochen zwischen der Süntelschlacht und dem Verdener Ereignis liegen müssen, obgleich sie für Karl siegreich gewesen sind. Die Unterschlagung geschah offensichtlich zwecks Ermöglichung der Geschichtslüge.

5. Die anfechtbare Darstellung einer Versöhnung zwischen Karl und Wittekind und die noch anfechtbareren Nachrichten über eine fortgesetzte freundliche Behandlung Wittekinds durch Karl bis zu seinem Lebensende. In Wirklichkeit liegt darüber ein höchst verdächtiger dunkler Schleier.

6. Der Irrtum, daß der Westfrankenkönig wenigstens in einigen kleinen Handlungen irgendein Mitgefühl mit dem germanischen Volkstum oder gar ein Interesse für dessen Erhaltung gezeigt habe.

Alle diese einzelnen Beugungen der Wahrheit enthüllen sich dem kritischen Auge als lüdenlos zusammenstimmendes Gebäude der Täuschung: das Sachsenvolk und damit das Germanentum wird herabgewürdigt und beschuldigt; das Romanentum, als dessen Vertreter und Ausrichter der Westfrankenkönig dasteht, wird verherrlicht und entschuldigt. Wir erkennen die geschickte Abschwächung und Verschleierung des auch schon in der damaligen rohen Zeit verurteilten Verbrechens einer bis nahe an völlige Vernichtung durchgeführten Zertretung eines der edelsten Germanenstämme und seiner Kultur!

Es kann nicht anders sein, als daß eine noch unter dem Reiz dieser Geschichtslügen befangene Sachsenichtung unbrauchbar ist für alle, die sich von der Lüge freigemacht haben. Sie ist unbrauchbar, auch wenn Werner Jansen sein für das vergewaltigte Volk schlagendes Herz, sowie sein Streben, beiden Seiten gerecht zu werden und Geschehnisse verständlich zu machen, deutlich erkennen läßt. Denn eine wahrheitswidrige Geschichtsgrundlage trägt eben in sich so viele äußere und innere Anstöße, verschrobene Lagen, Ärgernisse und Unmöglichkeiten, daß eine gerade Entwicklungslinie aus den vorhergehenden Verhältnissen durch die gefälschten Berichte und Urteile hindurch zu den nachfolgenden Zuständen nicht herzustellen ist.

Wer, wie Jansen, vertrauensvoll gemäß den alten Berichten und der herrschenden Lehrmeinung alles auf eine logische Linie zu bringen unternimmt, der kommt deswegen aus den Verlegenheiten nicht heraus. Er gelangt zu krampfhaften unbefriedigenden Lösungen und muß gerade über die wichtigsten, aufklärungsbedürftigen Punkte, nach denen man fragt, hinweggleiten. Bei der Aufgabe, erlogene Dinge in die Erzählung einzugliedern, tritt die Ratlosigkeit am offenkundigsten an der Stelle zutage, wo es sich um die Fesselung und Auslieferung der 4500 durch die eigenen Volksgenossen handelt.

*

Die Lage ist folgende: Herzog Wittekind ist aus seiner Zuflucht beim Dänenkönige zum Befreiungskampfe herbeigeeilt. Wohin er kommt, reiht er im Sturme mit sich fort. Eiligt werden einige Tausend zusammengebracht und mit ihnen ein an Zahl überlegenes Frankenheer am Süntel vernichtend geschlagen.

Nun hatten sich aber — nach Jansen — gerade in jenen Tagen, gehoramt dem Befehle Karls, zwei aus Sachsen bestehende Heere gebildet, um für Karl gegen die Sorben zu kämpfen. Das eine, etwa 4000 Mann stark, unter dem Befehle des Paderborner Gaugrafen Emming stehend, wurde durch Wittekinds persönliches Eingreifen schnell für den Befreiungskrieg gewonnen und war im Begriff, sich mit den siegreichen Süntelkämpfern zu vereinen.

Es galt, auch das andere für den Sorbenkrieg geworbene Sachsenheer auf die vaterländische Seite herüberzuholen. Das Heer stand jedoch unter dem Befehle eines (allgemein gehaßten und selbst von Karl verachteten) Gaugrafen Warin, der als Überläufer fanatisch den Verrat seines Landes an die Westfranken betrieb; er wird auch als Geizhals und Feigling geschildert.

Nur von einem halben Fähnlein seiner Getreuen begleitet, sprengt Wittekind auf seinem gewaltigen Schimmel zum Lager des Warinschen Heeres, das südlich der Weserberge, nicht weit vom Städtchen Enger bei Herford, anzunehmen ist.

*

Ich bringe nachstehend den vergeblichen Versuch Jansens, der infamen, unglaublichen, innerlich unmöglichen Einhardtschen Geschichtslüge zu einer anschaulichen Darstellung zu verhelfen, im vollen, ungefüzten Wortlaut, so daß der Leser, der meine vorangegangene Schilderung der Lage Sach für Sach aufs sorgfältigste beachtet hat, die

Verworrenheit und Unbegreiflichkeit dieser Kernszene des ganzen Buches dem hoffnungslos unglücklichen Unternehmen Jansens zuschreiben muß. Klammern und Sperrungen sind von mir.

„Plötzlich sehen sie (Wittekind-Weking und sein junger Begleiter Wulf) über einer Bodenwelle das Lager bunt und freudig liegen und zügeln unwillkürlich die Pferde. Tausende von Schläfern liegen auf der Erde bei steigendem Tage, Tausende sind gerüstet und wach — mit angehaltenem Atem blicken sie auf das wunderliche Bild. Aus den Mienen des Herzogs ist das Lachen wie weggeweht, ein Antlitz von Eisen starrt unter dem Helm, und ohne ein Wort zu sagen, sprengt er über das blache Feld mitten in die Lagergassen.

Wie ein Gewittersturm rauscht sein Name, von Tausenden geschrien, und die Tausende, die auf dem Boden liegen, brüllen aus ihren Ketten und Striden gleich wilden Tieren: „Rette dich, Weking! Rette Sachsen!“

Im Augenblick ist das halbe Fähnlein von einem Kreise verstörter, blasser, zorniger Menschen eingeschlossen, der Herzog sieht in die Augen des sächsischen Adels und kennt sie alle. Sie stehen drei, vier Pferdellängen entfernt um den kleinen Trupp, Waffen in der Hand.

„Fort, Weking“, flüstert Wulf, „wir decken dich.“

Der Herzog hebt sich in den Bügel und reißt das Schwert aus der Scheide. Erschrocken weichen die Nächsten zurück, und Klängen bleiben auf. Aber der Herzog denkt nicht an Flucht. Er hat die Lage erkannt, und als er sieht, daß kein Franke bei den Verrätern ist, und Warin offenbar noch nicht zurück, faßt er sein Herz in beide Hände, und aus der Heimatsholle, auf der die Hufe seines Rosses stehen, strömt ihm noch einmal eine Welle unendlichen Glaubens in die Brust. „Sachsen“, brüllt er über die Tausende, seine Löwenstimme bringt klar bis zum letzten Mann, „über dem Sünkel liegen fünftausend Franken in ihrem Blute, unser ist der Sieg und Sachsen frei, wenn ihr, wenn ihr nur wollt! Vergeben und vergessen sei, was auch immer geschehen, wir Söhne einer Mutter dürfen einander Irren und Wirren nicht nachtragen! Vergeben und vergessen sei allen, die an Karl gehangen und gewiß das Beste für Sachsen gewollt haben. Steht zueinander, Brüder! Fort mit der Krone des Zehnten, fort mit dem Zwang des Glaubens, mag jeder alten oder neuen Göttern dienen wie er will! Nur, laßt uns frei und Sachsen sein! Her zu mir, wer an die Freiheit glaubt, her zu mir, wem die Liebe zur Heimat mehr als ein Wort ist!“ Er wirft sein Schwert vor sich auf den Boden und streckt ihnen beide Hände hin.

Als ob die vernünftigen Rosse die Stunde begriffen hätten, so still stehen sie in dem lautlosen Schweigen.

„Heil Herzog Weking!“ klingt ein Ruf aus den Gefesselten, mit bebendem Herzen erkennt Wittekind die Stimme Emmings. Und dann braust es wie ein Meer: „Heil Weking! Auf den Schild mit ihm! Vergeben und vergessen! Rettet Sachsen!“ Und von den Tausenden, die in Waffen stehen, rufen viele Hundert mit, und müde, glaubenlose Augen flammen, von der Gewalt dieses tollkühnen Herzens angefaßt, in der Glut der Begeisterung. Die Runde des Sieges trifft sie alle, die Lauen und Abwartenden, und niemand ist, den nicht die Hoffnung mit grünem Reis berührt.

„Beim Hammer, du bändigst die Wölfe!“ flüstert der Junge überwältigt, „dieser Tag ist ein volles Leben wert!“

„Er rettet Sachsen“, gibt der Herzog leise zurück, sein Gesicht leuchtet vor Güte und Glück.

Mit einem Male verstummt der Lärm, und in die Leere klopfen wie Boten des Schicksals die Hufe nahender Reiterzüge. Einer der sächsischen Grafen hebt die Hand und ruft: „Zu spät, Weking! Wir brauchen Ruhe, nicht Aufruhr im verstorbenen Land.“

Wittekind wendet den Kopf und sieht die fränkischen Tausendschaften und dabei Wa-

rins Sachsen anreiten; eine ungeheure Hand hebt ihn von dem hohen Felsen, auf dem er eben noch gestanden, und schmettert ihn in den Abgrund.

Wie der Blitz springt Wulf aus dem Sattel, reicht ihm das Schwert, und wieder auf den Gaul.

„Nichts ist zu spät!“ ruft Weking schallend aus und reißt den Schimmel mit prachtvollem Schwung herum, „drauf, meine Brüder aus Sachsen, drauf auf den Feind!“ Und als habe er wirklich die Tausendschaften hinter sich, sprengt er durch den rasch sich öffnenden Kreis sprachloser Bewunderer in die fränkische Flanke.

„Ihm nach! Ihm nach!“ schreit Emming mit markerschütterndem Ton, „rettet Sachsen, Brüder! Helft dem Herzog!“ Und die es hörten, vergessen den Aufschrei bis an ihr Ende nicht, denn noch einmal ist durch die ungemeine Geistesgegenwart Wittekind die Freiheit in ihre Hand gegeben. Wohl an zweihundert Reiter folgen ihm mitgerissen, der erste feindliche Zug wird überritten, und die Franken, des fürchterlichen Schimmelreiters gewahr werdend, knäulen sich in völliger Überraschung und ratlosem Entsetzen über diese niederträchtige Falle wirt durcheinander. Wie der mähende Tod braust Weking an Warins Heerespitze vorüber. Warin kann es nicht anders deuten, als daß seine Anschläge mißglückt und seine Anhänger auch auf seinen Wekings seien. Über die Mähne gebückt flüchtet er hinter seine Reiter, die ebenfalls, kopflos und geblendet von Wekings Erscheinung, nicht wissen, was geschehen und an ihnen zu tun ist.

„Drauf!“ schreit Weking sie an und weist mit dem Schwert auf die Franken, „Sachsen der Sieg!“ Und wie der Gott des Krieges rast er an der Spitze seiner Getreuen abermals in den Feind. Aus vollen Lungen brüllt sein Fähnlein: „Heil Weking! Sachsen der Sieg!“ Und die Leute Warins werden getäuscht und schließen sich in großer Zahl dem alten Führer an. Das Durcheinander ist unbefreiblich, keiner auf dem Feld weiß genau, woran er ist; von den Franken fallen viele unter den Schwertern derer, die eben noch freundlich mit ihnen geritten waren, und es dauert eine ganze Weile, bis sich der Wirrwarr löst. Da zeigt es sich, daß der Verräter, Lauen, Ungläubigen zu viele sind, daß die Begeisterung, die alle Guten mitreißt, zu wenig Gute traf, und daß die sächsische Sache aus sächsischem Herzen heraus verloren wird. Warin läßt sich nicht blicken, aber seine Boten reiten eilig über das Feld und schreien die Wahrheit aus, daß die Empörer gefesselt und Weking mit zwei Duzend Leuten ein tolles Spiel treibe.

Nun kommen Weking die Luchsohren zuhatten, er fühlt, jetzt erst ist der Streit verloren, und den Tod im Herzen lenkt er das Getümmel um sich herum abseits. Bis zu diesem Augenblick glaubt Wulf, das Wunder aller Wunder sei geschehen, und nun bricht der Himmel über ihm zusammen, als er zurückblickt und Sachsen und Franken bereits im Verein gegen die letzte kämpfende Truppe anstürmen sieht.

„Mir nach!“ ruft Weking zum letztenmal und jagt den Hengst durch die feindliche Sperre in das freie Feld.“ — Soweit der von Unwahrscheinlichkeiten strotzende Bericht!

Nur das Wichtigste aus dieser Schilderung will ich herausstellen. Wittekind (Weking) findet also das unter Emmings Führung stehende Heer der Freiheitskämpfer gefesselt mit Ketten und Striden im Lager des Landesverrätters Warin vor! Es kann kein Zweifel darüber sein: die zum Aufstande gegen das Frankenjoch gewonnenen entschlossenen Sachsen sind nicht vom Feinde überwältigt und gefesselt, sondern von ihren eigenen, den Freiheitskampf ablehnenden Volksgenossen. Sie sollen an die Franken ausgeliefert werden. Sie sind auch tatsächlich ausgeliefert und in Werden hingschlachtet.

Das Motiv ist weder ein sonstiges Zerwürfnis mit den kampfbereiten Volksgenossen, noch Zufriedenheit mit dem Joch der Fremdherrschaft oder gar Begeisterung für den verhassten Führer Warin. — Es ist ausschließlich das, was (in Abwesenheit Warins) die mitschuldigen Edelleute sagen: „wir brauchen Ruhe, nicht Aufruhr im verstorbenen Land!“ Jansen beschreibt sie als die müden, glaubenlosen, lauen und

abwartenden Leute im Lande. Sie aber sind es — nach Jansen — gewesen, die die Freiheitskämpfer in zweifellos furchtbarem, blutigem Kampfe bezwungen, entwaffnet und gefesselt haben, um sie dem von ihnen selbst gehaßten Feinde auf Gnade und Ungnade anzubieten!! Ein ganz unmöglicher Gedanke!

Es liegt schon, rein äußerlich militärisch angesehen, das Bedenken vor, ob es überhaupt als möglich angenommen werden darf, daß das ganze Emmingsche Heer von dem zahlenmäßig kaum stärkeren Warinschen Heere gefesselt werden konnte. Nach einer Kapitulation infolge Einsicht der Unterlegenheit hätte es ja keiner Fesselung bedurft, weil sich Entwaffnete auch ohne Fesselung führen lassen; — wo aber Fesselung notwendig ist, kann sie nur von sehr starker Übermacht ausgeführt werden. Lassen wir jedoch einmal diese äußere Unmöglichkeit der Lage dahingestellt und beachten nur die hier miteinander ringenden inneren Kräfte.

Die Geschichte weiß nur allzuoft von Kämpfen Deutscher gegen Deutsche zu berichten, und den Feinden ist es allzeit, auch im Weltkriege, nur durch Hilfe germanischer Brüder oder Vettern gelungen, Niederlage und Unglück über unser Volk zu bringen. Der Motive sind es viele: Kampflust und Herrschsucht, selten Raublust, Gefolgstreue selbst im Fremddienst, Starrsinn bei Händeln, Eigenbrödelei, Wahrung der persönlichen Freiheit, Eifersucht der Herrschenden oder nach Herrschaft Trachtenden, fanatische Verfolgung eines Ideals u. a. m. —, aber nie und nimmer kann es glaubhaft gemacht werden, daß Müdigkeit, Glaubenslosigkeit, Lauheit und Unterwerfungswilligkeit ausgereicht haben, um ein deutsches Heer die Waffen gegen die eigenen, für die Freiheit kämpfenden Volksgenossen erheben und in einem so unerhörten Maße siegen zu lassen.

Einerlei, ob es sich um Germanen oder um irgendein anderes Volk der Welt handelt, so etwas liegt aus inneren Gründen außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Wenn es eine Konsequenz aus dem Einhard'schen Berichte über Verden ist, so dürfen wir darin nur einen Beweis für die Lügenhaftigkeit des Berichtes erblicken.

Verdächtig werden diese unsere Bedenken nur durch die Darstellung, daß sich das Warinsche Sachsenheer erst zur Fesselung der aufständischen Volksgenossen gebrauchen ließ, dann Wittekind zubeißt und für den Aufstand gewonnen wird und schließlich im Sandumdrehen wieder bereit ist, die 4000 an die Franken auszuliefern. Das ist mit der besinnlichen, steifen und ausgeglichenen Sinnesart gerade des Sachsenstammes ganz unvereinbar.

Alles weitere in Jansens Erzählung steht nun unter dem Zeichen dieses unwahren, sinnwidrigen und ekelhaften Vorganges. Eine Irrung und Wirrung löst die andere ab. Wenn es Jansen nicht verstände, durch meisterhafte Darstellung erhebender Geschehnisse und edler Charaktere zeitweise die verfehlte Linie des Ganzen vergessen zu machen, würde man auf ein Weiterlesen verzichten.

Als verfehlt ist auch die Charakterzeichnung Karls anzusehen, selbst wenn wir uns auf westfränkischen, also französischen Standpunkt einstellen wollten. Ohne greifbare Aufweisung großer Eigenschaften steht Karl — nach Jansen — als ein in seinen Entschlüssen unsicherer und unselbständiger Mann da, mehr tändelnder Liebhaber seiner erschütternd herzlosen Frau Fastrada als Weltoberer.

Unter den prachtvollen Lichtgestalten des Buches ist Wittekind mit hinreißender Glut geschildert, um dann auch seinerseits in den Schattentempel der Geschichtslüge zu geraten. Ein Glaube an die Zuverlässigkeit der Literatur des karolingischen Völkerzeitalters verlangt es, daß die Beziehungen zwischen dem Sachsenherzog und dem Sachsenverderber in Versöhnung ausklingen müssen.

Darauf bereitet eine Szene am Abend der unentschiedenen Schlacht bei Detmold vor,

etwa ein Jahr nach der Verden'schen Hinrichtung von 4500 Sachsen an einem Tage. Der tollkühne Wittekind stürmt, alles vor sich niedermähend, mitten in das Frankenheer und gelangt bis in das Zelt, wo sich der König mit dem Verräter Warin befindet. Wittekind hat das Leben beider in seiner Hand.

Es wäre besser gewesen, wenn Jansen nicht durch Erfindung dieser Szene den Zusammenbruch der Heldenlaufbahn Wittekinds unter das Licht eines so grellen Scheinwerfers gesetzt hätte. Schon die auf Grund der Berichte herrschende Anschauung läßt Wittekind ein Jahr nach Verden schwach und willig werden zu Verhandlungen, zur Preisgabe seiner persönlichen Freiheit und zur Taufe, während sein Volk noch Jahre weiterkämpft. In dieser Szene wird Wittekind ganz klein. Er läßt den Peiniger seines Volkes — ein Jahr nach Verden!! — leben und gibt sich einer ausgiebigen Befriedigung seines Rachegefühls gegen den Verräter Warin hin. —

Die Erzählung von einer Art innerer Umkehr Wittekinds im Friesenlande ist bei Jansen zwar das schwächste Stück; aber äußerlich klappt nun alles bis zum Schluß. Während die Geschichtsforschung immerhin den Ausgang Wittekinds als rätselhaft und dunkel anerkennen muß, hat sich Jansen leider dafür entschieden, aus den Versöhnungsnachrichten die letzte Konsequenz zu ziehen. Das Buch schließt mit der Umarmung Karls und Wittekinds. Ich fasse zusammen:

Die Geschichtsberichte aus jener Zeit und die darauf fußende Geschichtsauffassung sind unglaublich. Was Jansen aus sich heraus hinzufügt, ist nur zu einem Teile geeignet, dem Stoffe zu einem erzieherischen Werte für unser Volk zu verhelfen.

Mit Bedauern müssen wir daher diese Lösung ablehnen und wünschen, daß bald ein Dichter erstehet, der gemäß der neuerkannten Wahrheit das Heldenhafte und Erhebende jener Jahre fruchtbar für die Gegenwart gestaltet¹⁾.

Das vom „Zerstörer der Heiligtümer“ handelnde 17. Kapitel meines Buches „Germanische Heiligtümer“ hat vielfach stürmische Zustimmung gefunden. Wenn Prof. Redel dieses Kapitel den Historikern zum Studium empfiehlt, so vermag es wohl auch dem Dichter mancherlei Fingerzeige zu bieten. Die Verden'sche Tat findet die einleuchtende und einwandfreie Erklärung, daß die 4500 die seit einigen Jahren in Verden zusammengebrachten Strafgefangenen und Widerspenstigen gewesen sind — Führer, Religionsdiener, Sänger und Schriftkundige, Altgläubige. Zwei Jahre später wurden dann die schauerlichen Paderborner Kapitularien mit ihrem eintönigen „morte morietur“, „der soll des Todes sterben“, erlassen, wodurch nachträglich der Verden'sche Mord zu einem gesetzlich berechtigten Verfahren erklärt wurde.

In den Vordergrund eines die Sachsenkriege behandelnden Romanes gehören die unbeugsamen Kräfte des germanischen Volkstums, die völlige Romanisierung verhindert haben und denen die Herüberrettung wertvollen Erbgutes in spätere Zeiten zu danken ist.

¹⁾ Auch Ernst Wachler ist in seiner Besprechung des Buches (Nordische Stimmen, 1932, Heft 2) nicht voll befriedigt. Er sagt: „Der Dichter läßt (wohl ein erfundener Zug) die Paladine Karls . . . in dem verschneiten Sachsenlande selbst erscheinen und bringt sie mit den sächsischen Gegnern in Berührung . . . einige Abschnitte sind im Buchmäßigen stecken geblieben . . . der Schluß ist etwas rührselig und unzulänglich . . . Wie weit das Germanische in jeder Einzelheit gespiegelt ist, sei dahingestellt.“ Wenn aber Wachler im ganzen zu einem freundlichen Urteile gelangen kann, so liegt das an der Verstrickung in die Verden'sche Geschichtslüge, mit der sich auch Wachler noch glaubt abfinden zu müssen — bis es uns gelingen sein wird, das Netz zu zerreißen.

„Würde man die Menschheit in drei Arten einteilen: in Kulturbegründer, Kulturträger und Kulturzerstörer, dann läme als Vertreter der ersten wohl nur der Arier in Frage. Von ihm stammen die Fundamente und Mauern aller menschlichen Schöpfungen. Er liefert die gewaltigen Bausteine und Pläne zu allem menschlichen Fortschritt.“

Adolf Hitler

Der Gollenstein bei Blieskastel (Saar)

Die „Rheinischen Vierteljahrsblätter“ (Mitteilungen des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn. Jahrg. 2, Heft 3, Juli 32)¹⁾ bringen einen sehr sorgfältig und klar gearbeiteten Aufsatz von Albert Becker über dieses gewaltige Steindenkmal. Es erhebt sich unweit Blieskastel (Saarpfalz) auf der Höhe bei Lauthkirchen und Mischbach; 7 Meter über dem Erdboden und wohl noch 2 Meter tief in der Erde, am Boden in einer Stärke von 1,20 zu 1,50 Meter.

Nicht, daß dieser Aufsatz die Fragen löste, die sich an diesen und ähnliche Steine knüpfen: aber er zeigt, wie vielfältig die Aufgaben sind, die noch der Lösung harren, und bringt einen reichen Literaturnachweis.

Schon der Name Gollenstein bietet Schwierigkeiten. Da wir für andere derartige Steindäler die Bezeichnung Kunkel, Nadel, Spindel haben, liegt es nahe, auch hier nach einem Worte zu suchen, das von der Form ausgeht. Becker zieht das lateinische colus = Spinnrocken heran, das sowieso in anderer Entwicklung im Deutschen fortlebt.

Dem steht aber gegenüber, daß die Silbe „Goll“ in Naturnamen der Pfalz häufiger vorkommt (Gollenberg, Gollenfels), sicher nicht von colus abzuleiten, wobei außerdem noch zu fragen, ob nicht auch in dieser zweiten Gruppe ein klanglicher Zusammenfall verschiedener Wurzeln vorgekommen ist (niedd. gole = feuchte Niederung, obd. u. nd.



Abb. 1. Der Gollenstein

¹⁾ Das Institut hat uns freundlichst die Druckstöcke für die Abbildungen zu diesem Bericht überlassen, wofür wir auch an dieser Stelle unseren besten Dank aussprechen. — Die Aufnahmen hat A. Löwenberg-Ludwigs-hafen angefertigt.

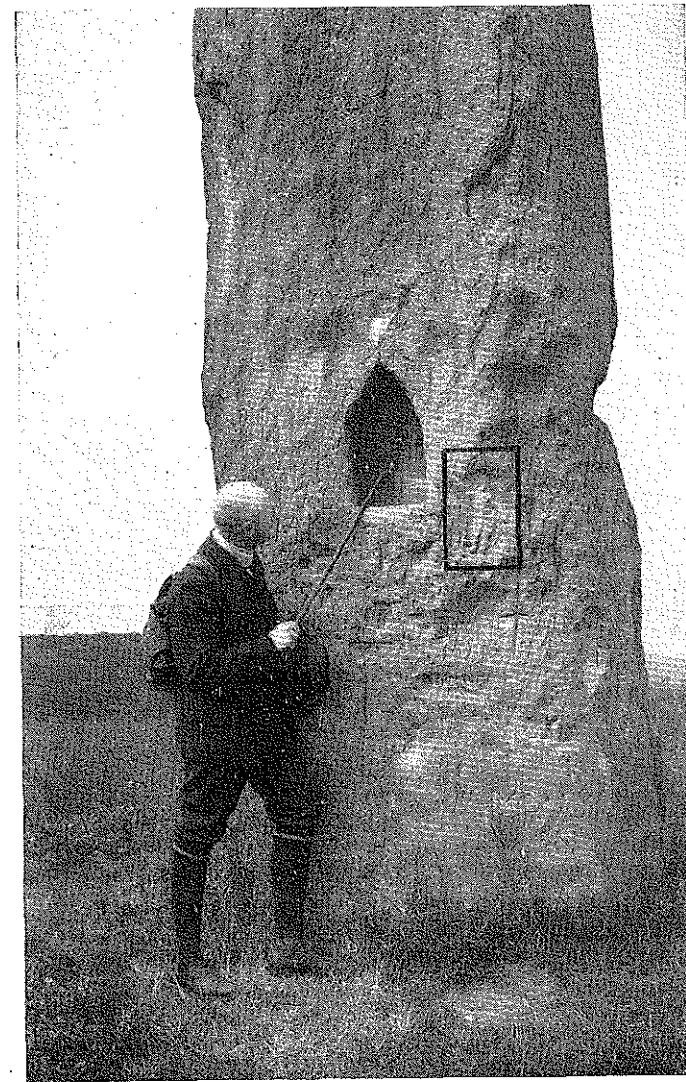


Abb. 2. Gollenstein mit Nische und Flachbild (umrahmt) 1920

Galle = nasse, quellige aber auch steinige Stelle; St. Gallus). Möglicherweise sind Flurbezeichnungen mit Goll- aber auch noch weit über die Pfalz hinaus verbreitet. Auch das wäre zu erwägen, ob „Gold“ namengebend gewesen ist; es ist ja eine bekannte Tatsache, daß so gebildete Namen an Fluren usw. haften, die vorgeschichtliche Bedeutung haben. Schließlich erwähnt B. noch die Möglichkeit, daß der Name Gollenstein mit einer Wurzel gul zusammenhängt, die das Emporsprießen und Wachsen bezeichnet. Dazu möchten wir noch bemerken, daß man von dieser Wurzel aus aber auch zum Begriff kultische Freudenfeier kommen kann. Um dem nachzugehen, wäre nötig festzustellen, ob an solchen Steinen noch heute Feste, insbesondere Frühlingsfeste, gefeiert werden oder früher gefeiert worden sind. — Buch (Oberdeutsches Flurnamenbuch, 2. Aufl. 1931, S. 80), erwähnt, leider ohne Ortsangabe, die Flurbezeichnung „Beim steinernen Gaul“, die möglicherweise auch hierherzuziehen ist.

Was den Ursprung dieser Art Steine angeht, so schreibt B. sie dem Kreise der Megalithkultur (jüngere Steinzeit) zu, wobei aber die Beziehungen zum Westen und zum Niederdeutschland noch nicht geklärt sind. Eine kartographische Zusammenstellung aller mit älteren oder jüngeren Monolithen zusammenhängenden Örtlichkeiten würde sicher für die Klärung förderlich sein. Aber diese Aufnahme dürfte sich nicht auf den deutschen Südkosten beschränken. Denn — Heft 7 „Germanien“ (S. 213) zeigt das schon — diese Steindenkmäler haben in Deutschland eine weitere Verbreitung, wenn auch die südwestdeutschen am bekanntesten sind.

Nicht geklärt ist auch bis heute der Zweck dieser Steine. Daß eine Reihe von ihnen einmal Grenzsteine gewesen sind, steht fest. Es bleibt aber fraglich, ob sie diese Bestimmung erst in frühgeschichtlicher Zeit erhalten haben; auch die Grenze ist ursprünglich etwas Heiliges, ebenso die Zeitmessung, der einige Steine gedient haben können. Dem Kult aber haben die Denkmäler sicher gedient — unklar ist nur die Art —, dafür spricht, daß später eine große Anzahl mit christlichen Symbolen versehen worden sind (das Bild am Gollenstein geht vielleicht schon auf vorchristliche Zeiten zurück). Wesentlich ist der

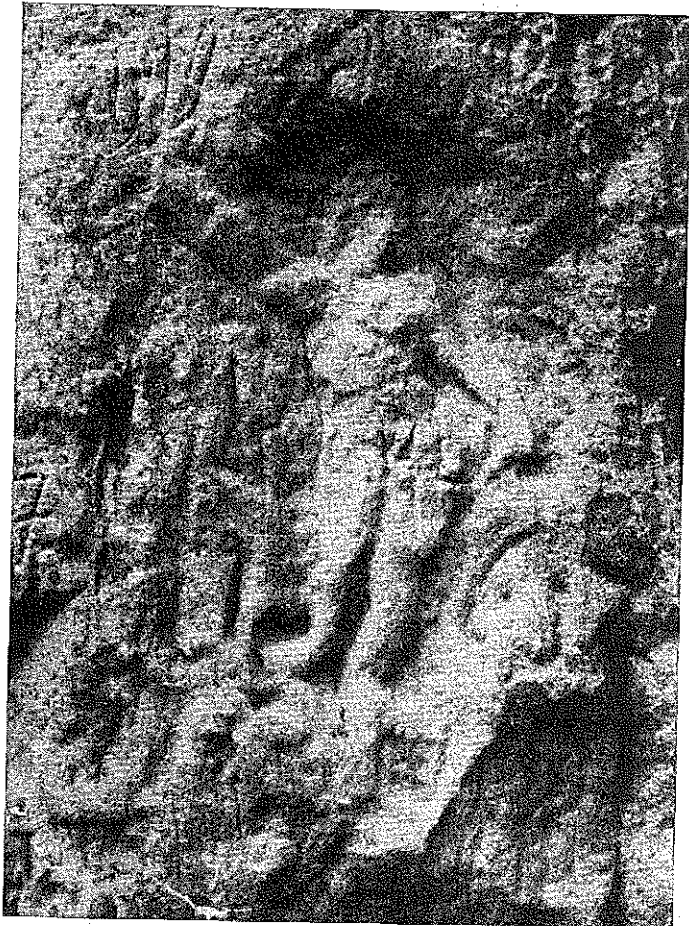


Abb. 3. Das Steinbild am Gollenstein

Hinweis, daß bis zum Jahre 1000 der Steinkult immer wieder verboten werden mußte: „Auf dem Konzil zu Tours 567 wurde den Steinanbetern der Eintritt in christliche Kirchen untersagt, 678 erging auf dem Konzil zu Nantes der Befehl, die Menhire umzu stoßen und an ihrer Stelle christliche Kapellen zu errichten; 789 verbot Karl der Große die Anbetung der Steinsäulen. Möglicherweise klingt in manchem unserer Frühlingsgebräuche die Erinnerung an die Christianisierung jener Steinsäulen fort.“ Beweise für die alte Heiligkeit der Steine. Sehr erfreulich ist, daß der Verfasser nicht an eine grob materielle Steinverehrung denkt; er schließt seine Arbeit: „Wie dem Menschen der Vorzeit an den Steinmalen zuerst das Bewußtsein des Heiligen aufging, so wird auch uns, denen alles Irdische nur Gleichnis ist, die Natur Führerin zum Überweltlichen und des Gollensteins ragendes Mal Wegweiser zum Urphänomen aller Religionen: Auf den Höhen, da ist der Gott! Er wohnt auf den Bergen, von denen uns Hilfe kommt!“.

Pfälzer Sonnenverehrung

Von Prof. Dr. Albert Becker

Unweit der pfälzischen Badestadt Dürkheim an der Saar liegt eine hohe Felswand, die heute unter dem Namen „Brunholdisstuhl“ bekannt ist. Der Name ist zwar nicht unumstritten und erscheint ebenso in der Form Brunoldesstuhl — der allerdings weiter südlich liegen soll — wie als Krummholzerstuhl, der vielleicht an einen Familiennamen oder an dort hastende Holzberechtigung der Krummholzer oder Wagner erinnert. Aber wir haben doch ein Recht an die Königin Brünhild der Nibelungen saga auch hier zu denken, wenn wir ihren Namen auch sonstwo im Volksglauben und Namenschatz weiterleben sehen. Nicht allzuweit vom Wormser Nibelungenland finden wir auf dem Feldberg im Taunus ein Brunhildenbett (urkundlich erwähnt 1043); einen Brunhildenstein (812) in der Nähe von Wörsdorf („Hohe Kanzel“) nördlich von Wiesbaden; in Wormser Urkunden von 1141 und 1355 eine Brunhiltwisi und möglicherweise einen Brunhiltgraben. Weiter ab vom Nibelungenland kennt man eine Pierre Brunehaut im Felde bei Tournai. So darf man wohl auch an dem Namen „Brunholdisstuhl“ für jenen Felsen bei Bad Dürkheim festhalten und daraus vielleicht die Erkenntnis schöpfen, daß das Motiv von Brünhilds Zauberschlaf und Erlösung, die Gestalt der schlafenden Kampffrau auf der Felsenburg und die Erweckungs sage gerade hier um Rhein und Main schon vor der dichterischen Festlegung der Epen volkstümlich war und vom 9.—12. Jahrhundert die Naturumgebung beeinflusst hat. Eine weitere Stütze findet diese Annahme in Namen wie Kreheldestein (Monolith bei Heiligenmoschel in der Nordpfalz 1490) oder Kriemildespil (Monolith unweit St. Ingbert 1354)¹⁾.

Aber die Geschichte unseres Dürkheimer Brunholdisstuhl reicht noch viel weiter zurück, in die Zeit, da hier am Rhein die Römer saßen. Das Buntsandsteinmassiv des Brunholdisstuhls wird von einer Reihe rechtwinklig aneinanderstoßender, senkrecht abfallender Felswände gebildet. Die Höhe des Hauptfelsens, soweit er freigelegt ist, beträgt 16 Meter. Es handelt sich, wie Friedrich Sprater nachgewiesen hat, um einen römischen Steinbruch (wie wohl auch bei dem Teufelstein bei Frankelbach); vorrömische Zeit komme für die Benützung des Steinbruchs nicht in Frage, da die an den Felsen erkennbare Technil Werkzeuge voraussetze, die in vorrömischer Zeit noch unbekannt gewesen seien (Abb. 1).

¹⁾ Über den Brunholdisstuhl und sein Schrifttum vgl. F. Sprater — A. Becker im Pfälzischen Museum 1917 (auch Sonderdruck); H. Naumann im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens I 1670. A. Becker in der Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde 1926, 136.

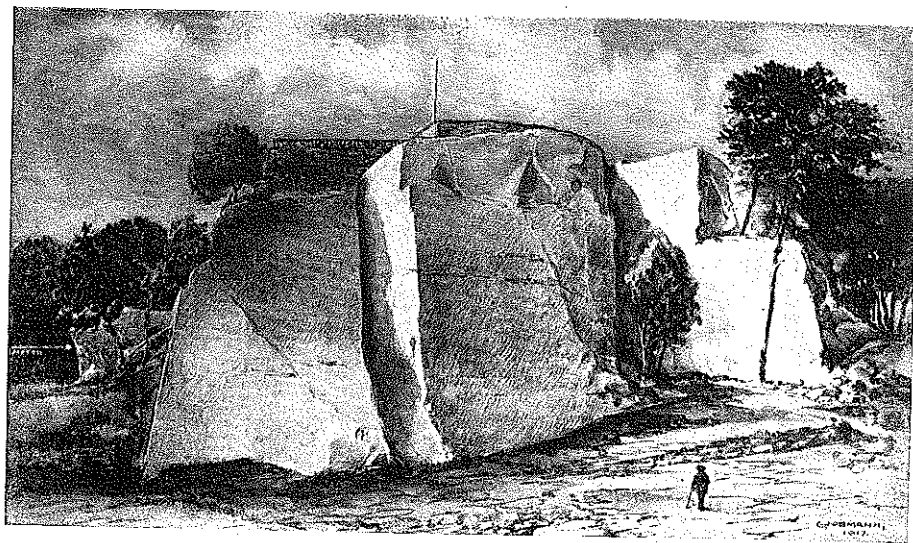


Abb. 1. Brunhildisstuhl bei Bad Dürkheim

Was für uns Volkstundler die Stätte so besonders reizvoll macht, das sind die an der Felswand eingehauenen Bilder und Zeichen, die keinen Zweifel darüber lassen, daß man in römischer und vielleicht auch schon vorrömischer Zeit dem Sonnengott zu Ehren hier wohl Feiern veranstaltete, die bis in unsere Tage herein fortfliegen. Die an den Felswänden angebrachten Bilder stellen eine menschliche Figur dar, ferner vier Pferdefiguren und drei Räder, teils mit teils ohne sie haltenden Stab. Alle diese Sinnbilder aber sprechen für einen einst hier geübten Sonnenkult. In der menschlichen Gestalt darf man wohl einen heimischen Licht- und Sonnengott erkennen, der in römischer Zeit hier die Form Jupiters angenommen haben mag; Pferde und Räder aber treten ergänzend und bestätigend in den Sonnenkultkreis, der diese alte Pfälzer Stätte der Verehrung umschließt (Abb. 2 u. 3).

Wenn irgendwo, so hat man ja dort an den sonnigen Hängen der rebenumkränzten Gaardt Recht und Pflicht der licht- und wärmespendenden Sonne zu huldigen. Es ist das Stückchen deutscher Erde, wo der Frühling mit am frühesten in ganz Mitteleuropa Einkehr

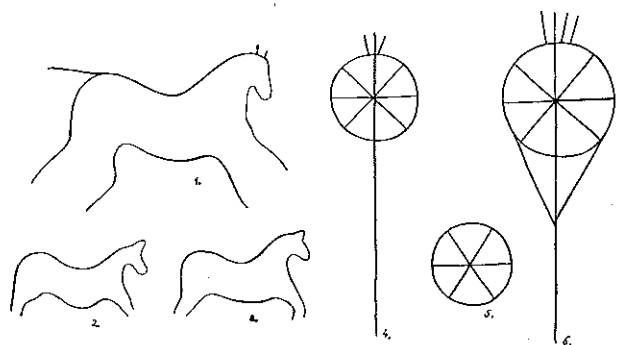


Abb. 2. Sonnenkultsymbole vom Brunhildisstuhl

hält, wo man noch heute auf Sonntag Lätare den Winter verjagt und den Sommer einholt.

Ki ra ro, der Sommertag ist do!

So schallt es aus Kindermund auf diesen „Sommertag“ hinaus ins Pfälzer Land. Stolz und froh tragen die Kleinen ihren Sommertagsstab umher, der mit Brezeln und Bändern, Eiern und frischem Grün geschmückt ist: die Sonnenradzeichnungen vom Brunhildisstuhl scheinen da lebendig geworden zu sein¹⁾.

Aber noch vor dem „Sommertag“ erwachte einst an jenem Brunhildisstuhl Brauch und Sitte. Auf Fastnacht schon belustigte sich die Jugend Dürkheims dort an einem „Freudenfeuer“. Was der pfälzische Geschichtsschreiber J. G. Lehmann hier aus dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts berichtet, ist als der verblaßte Rest eines einst weithin geübten, gehaltvolleren Frühlingsbrauches anzusehen, von dem uns die Chronik des von F. Behn jüngst wiederaufgedeckten Klosters Lorsch an der Bergstraße schon aus dem Jahre 1090 erzählt: die Ursache des Brandes, der Kirche und Kloster zum großen Teil vernichtete, war eine brennende Holzschibe, die man am Tag der Frühjahrs-Tag- und Nachtgleiche in volkstümlichem Brauch emporgeschleudert hatte.

Dies Scheibenwerfen oder Scheibenschlagen in der Fastenzeit ist eine uralte, heute noch im schwäbisch-alemannischen Gebiet, früher aber auch weiter nördlich über Franken hin verbreitete Volksfeste.

Nach dem Zeugnis des Johannes Bohemus Lubanus (J. Böhm aus Lub an der Tauber) aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts erzählt Sebastian Franck in seiner

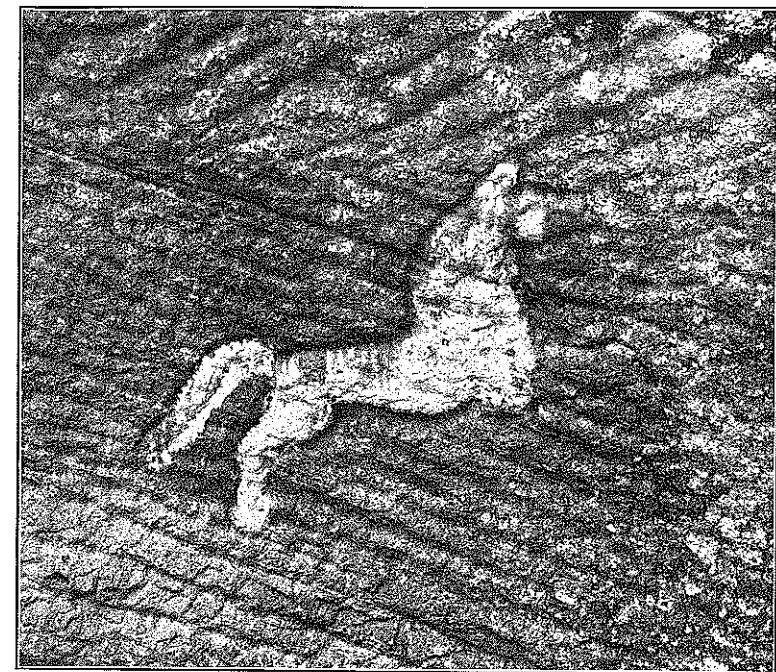


Abb. 3. Sonnenroß am Brunhildisstuhl

¹⁾ A. Becker, Sommertag (1931); ders., Pfälzer Volkskunde (1925) 303 ff.

„Wahrhaftigen Beschreibung aller Teile der Welt“ von dem dem Scheibenschlagen ähnlichen Radtreiben: „Zu Mitternachten flechten sie ein alt Wagenrad voller Stroh, tragen's auf einen hohen, jähem Berg, haben darauf den ganzen Tag ein guten Mut, mit vielerlei Kurzweil, Singen, Springen, Tanzen, Geradigkeit und anderer Abenteuer, um die Vesperzeit zünden sie das Rad an und lassen's mit vollem Lauf ins Tal laufen, das gleich anzusehen ist, als ob die Sonne vom Himmel lief.“ Dieser Vorgang, schon an sich ein Stück Poesie, wird noch von gesprochener Dichtung begleitet; so sang man früher den Reim dazu:

Liebe, liebe Sonne,
Butter in die Lonne
Mehl in den Sack!
Schließ das Tor des Himmels auf!
Liebe Sonne, komm heraus!

Die Sitte war einst auch hier in der Pfalz am Rhein bekannt, so im Lautertal, weiter an der Mosel und Saar; sonst hätte so manche Kirchenordnung des 16. und 17. Jahrhunderts nicht schon dergleichen „Gaudelwerck“ zu verbieten brauchen. Es ist wohl eine Folge kalvinistischer Strenge, wenn wir in der Pfalz heute weiterhin nicht mehr kennen, was im benachbarten Badener- und Schwabenland noch oder wieder am ersten Sonntag der Fastenzeit (Invocavit, Alte Fastnacht), dem „Funkensonntag“, als sinniger Brauch geübt wird.

Mit dem Scheibentreiben verbunden ist das Anzünden von großen Strohfeuern, an denen man Rad und Scheibe anbrennt. Diese Feuer sind noch heute verbreitet¹⁾ auch da, wo man vom Scheibenschlagen nichts mehr weiß; vom Scheibentreiben früherer Zeiten ist wohl auch an jenem Fels bei Bad Dürkheim das heute gleichfalls vergriffene Fastenfeuer vor hundert Jahren noch übrig gewesen. Dort, wo wir das — in der Pfalz (Lautertal) vor einigen Jahrzehnten noch übliche — Radtreiben auch nicht mehr finden, wird vielleicht noch eine Strohuppe („der Mann“, sonst „die Hege“, „der Winter“) in dem Strohfeder verbrannt, so in mancher Gegend der Pfalz. Um das Feuer tanzen und jubeln Burschen und Mädchen; dabei schwingen jene wohl auch brennende Fackeln. Die gleichen oder ähnliche Sitten knüpfen sich anderwärts an die Osterzeit oder den Johannistag²⁾.

Um solcherlei Bräuche zu verstehen, muß man sich in die Seele des Landmanns versetzen: er ist mit seiner sauren Arbeit von des Himmels Gunst abhängig, an des Wetters glücklichen Verlauf und der Felder üppiges Grün gebunden. Die Kraft der Übelabwehr und des Schutzes gegen alle ihm feindlichen Mächte besitzt aber vor allem das Licht und das Feuer, der Himmels- und irdischer Widerschein. Und wie man die bösen Geister durch brennende Räder und Scheiben vertreibt, so werden die guten Geister des Wachstums geweckt und Fruchtbarkeit und Segen gesichert.

Aus der reinigenden, übelabwehrenden Kraft des Feuers erklärt sich auch schon das Fastnachtsfeuer auf dem Brunholdstuhl bei Bad Dürkheim. Aber zu dieser Auffassung tritt noch eine andere: Räder und Scheiben sind schon in alter Zeit Abbild der Sonne, das Rollen der Räder und Werfen der Scheiben gilt als ein Fruchtbarkeitszauber, der die Saaten hervorlockt. Durch eine Art Ähnlichkeitszauber kommt man der Sonne zu Hilfe; nach urtümlichem Glauben zwingt man das Urbild zu tun, was mit dem Abbild geschehen.

Der Glaube an die übelabwehrende Kraft des Feuers entsprang dabei auch vielleicht praktischer Erfahrung. Wie das Feuer des Holzstoßes lehrte, daß die Flamme die Luft von

schädlichen Stoffen reinigt; wie man noch in unseren Tagen durch Feuer Krankheiten zu vertreiben sucht, so gingen unsere Vorfahren mit einem Feuerbrand um den neuertworbenen Grund und Boden herum; so entstand bei Seuchen oder ansteckenden Krankheiten das Notfeuer oder Räder-schieben, wie es auch genannt wird, gegen das als einen heidnischen Brauch sich schon die Synoden des 8. Jahrhunderts ohne Erfolg wandten. Es wurde ursprünglich entfacht, wenn Volksseuchen ausgebrochen waren, und zwar auf Beschluß und mit Hilfe der ganzen Gemeinde. Wie das geschah, schildert uns eingehend der bekannte Zweibrücker Botaniker und Pfarrer von Hornbach Hieronymus Bock gen. Tragus (1498—1554) in seiner „Deutschen Speißkammer“ (Anhang zum „Kräuterbuch“, neu 1580) 6: „So haben etliche der Deutschen, sonderlich im Wäsgau, ein solchen glauben und Zuversicht, sobald ein Bihesterben einher fält, vermöge dasselbig durch kein ander mittel abgeschafft werden, es werde dann ein Notfeuer angezogen, das bringen sie auß dürrer Eichen Holz mit großem Rothgezwang einer Stangen zuwegen, dieselbig muß man auff dem dürrer Eichen Holz mit Gewalt, wie ein Schleiffstein, herunter treiben, und ist solche Stang auff beiden Seiten der understen Hölzer mit Ketten angebunden, das sie keines wegs mag weichen. Und so man gemelte gebundene Stang ein Zeitlang mit Arbeit umbtreibet, so kommt nach vieler Bewegung erstmals ein große Hitz, nach der Hitz folget ein Rauch, und nach dem Rauch entzündet sich das Notfeuer, das empfahet man mit Andacht und großer Reberenz in Zunder und anders. Auff solche gezwungen Notfeuer seind etliche Jungfrauen bloßes Leibs mit etlichen Ceremonien ordniert und bestellt, tragen bloße Schwerter in ihren Händen, darzu sprechen sie ihre Reimen und Sprüche. Als bald dernach würdt ein großes Feuer angezündet mit viler Holz, zu Stund treibet man das Bihe mit Ernst und Andacht durch das errungen Notfeuer, guter Hoffnung und Zuversicht, der Unfall und Bihesterben soll dadurch gewendet werden.“ Auch in seinem „Kräuterbuch“ (1572, 348b) spricht sich Bock über die Westricher Notfeuer aus.

Mit dem Wäsgau meint Bock den Westrich, das deutsche Grenzland um Saar und Ahe, dem das Notfeuer in der geschilderten Form eigen gewesen ist. Mag der Name Notfeuer auch verschieden erklärt werden, so darf man doch an die Ableitung von hniutan abh. schlagen, stoßen denken und in einer Anlehnung an das heutige „Not“ auch eine volkstümliche Deutung sehen, die bei Bock durchzuschimmern scheint, wenn er von „gezwungen“, „Rothgezwang“, „mit Gewalt“ u. a. spricht; offenbar erschien ihm da das Notfeuer als ein durch die Not gebotenes, auf urtümliche Weise zu erzwingendes Feuer. Das Notfeuer ist ja uralt und ist bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts weit verbreitet. Von pfälzischen Zeugnissen erwähne ich noch den Flurnamen „Notfauer“ und ähnliche; auch die alten Vulcanalia, von denen der Westrichapostel Pirminius berichtet, darf man mit Vorbehalt in diesem Zusammenhang erwähnen.

Unsere Jahresfeuer, wie das am Johannisabend, das Martinsfeuer, die Fastenfeuer, die Osterfeuer, sind alle dem Notfeuer eng verwandt. Noch klingt es in dem früher nur durch Reibung von Holz, mit Feuerstein oder Brennglas entzündeten kirchlichen Samstagfeuer nach; mitunter muß auch das Johannisfeuer auf jene urtümliche Weise angezündet werden. Auch das Jahresfeuer mit seiner segnenden Kraft ist ein Sonnenzauber und damit ein Fruchtbarkeitsbrauch. Als solchen bezeichnen aber auch die besonderen Begleitererscheinungen das Westricher Notfeuer: die dabei sonst mitwirkenden kultisch reinen Knaben und Mädchen, der Ausschluß der Frauen, der unter Aussagen von Sprüchen und Reimen aufgeführte Schwertertanz, die mitgeführten Waffen sollen die zauberische Wirkung des in religiöse Stimmung getauchten Notfeuers erhöhen. Es ist ohne Zweifel seinem Gehalt und seiner Bedeutung nach ein Stück urtümlicher Volksreligion, in dem höher entwickelte Religiosität eben nur einen Aberglauben zu erkennen vermag.

Das Notfeuer — und deshalb gingen wir näher darauf ein — lehrt uns aber auch am besten den mythischen Zusammenhang des Feuers mit der Sonne. Die heilende

¹⁾ Vgl. E. Christmann in der Zeitschrift für Volkskunde N. F. 111 48 ff. zu den hier nur ange deuteten pfälzischen Jahresfeuern, auf die dort näher eingegangen ist.

²⁾ Dazu R. Wehrhan in Germanien 1933, 129 ff.; ebd. auch M. Wieser, S. 167 ff.

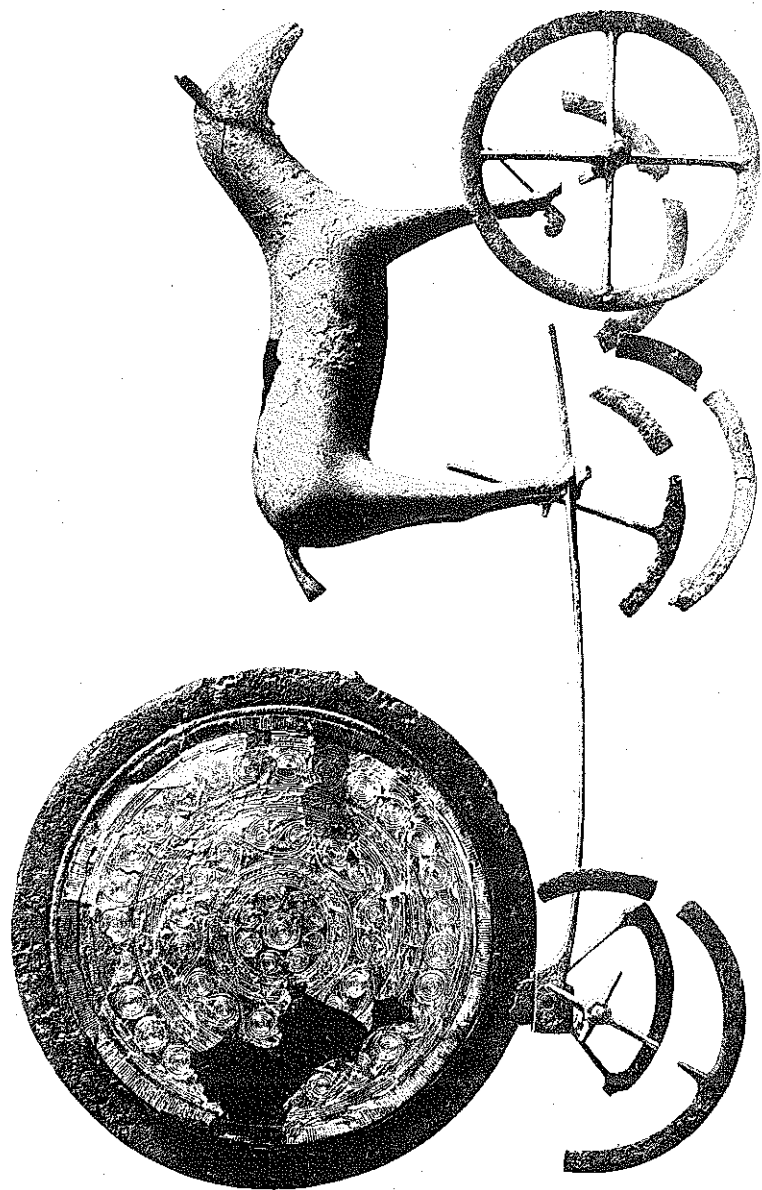


Abb. 4. Sonnenwagen von Brundholm

und stärkende Kraft, die man der Sonne zuschrieb, schien dahin; durch das zauberkräftige Neuseuer mußte ihr junge Kraft zugeführt werden. Und aus diesem Gedanken heraus entwickelten sich vielleicht die regelmäßigen Johannisfeuer wie andere Jahresfeuer, die einer Verseuchung vorbeugen sollten. Das irdische Feuer und das Sonnenfeuer sind ja nach der Auffassung des Naturmenschen ein und dasselbe. Und die licht- und lebenspendende Sonne hat nur ein irdisches Abbild, das Feuer, ein Wunder für den urtümlichen Menschen. Nun ist es bei fast allen Völkern zu beobachten, daß man durch bildliche oder körperhafte Darstellung gewisser Gegenstände die Urbilder selbst zauberisch in den Bannkreis seines Willens zieht. So wird die bekannte goldene Sonnenscheibe von *Trund-*

holm auf Seeland (Abb. 4) verständlich, die auf bronzenem Wagen von einem Pferd gezogen wird¹⁾; so erklären sich die zahlreichen Darstellungen des Sonnenrades, die wir schon aus der älteren Bronzezeit in skandinavischen Felszeichnungen finden; so die Darstellung des vier- und mehrspeichigen Sonnenrades, des Kreises und Doppelskreises, des Swastika, des einfachen Kreuzes, der Steinart; so die Sonnenräder auf Gigantenreitergruppen etwa des Fallberges bei Zabern und Jupitergigantensäulen sowie andern Denkmälern, Grabsteinen, Münzen des römischen Kolonisationsgebietes am Rhein; einer der schönsten Grabsteine des Wasserwaldes bei Zabern zeigt so dreimal das vierspeichige Sonnenrad, wie wir es ähnlich auch am Brunholdstuhl oder an einer römischen Gesichtsurne aus Rheinzabern (Museum Speyer) finden (Abb. 5).

Wir wissen aus Cäsar, wie die alten Germanen nur das ihnen sichtbare, licht- und wärmependende Gestirn verehrten; das große Fest, das die Skandinavier vor dem Ende der Winternacht feierten, galt der wiederkkehrenden Sonne. Wie man die Sonne verehrte, das sagen uns aber auch die Verbote eben der Sonnenverehrung noch aus später Zeit. In Genf verehrte man noch im Jahre 1403 die aufgehende Sonne als ein fast menschliches Wesen, das mit der persischen Sonnengottheit *Mithras* verwandt zu sein scheint (vgl. auch Fußnote S. 275), jener Gottheit, die gerade auch in unserer Gegend zum gefährlichen Nebenbuhler des jungen Christentums wurde. In einer Weihnachtspredigt noch aus dem 5. Jahrhundert hat Papst Leo der Große an die Kirchengänger der St. Petersbasilika die Mahnung gerichtet, doch nicht dem emporsteigenden Sonnengotte mit geneigtem Haupte ihre Huldigung darzubringen. Und am Ausgang des italienischen Mittelalters hören wir, daß, um 1300, Giotto's berühmtes Mosaikbild, das das Schiff der Kirche mit Christus und Petrus darstellte, in der Petersbasilika so angebracht sei, daß bei den nach Osten gewandten Gläubigen jeder Verdacht eines Sonnenkultes vermieden wurde. So zäh haftete die Erinnerung an die Verehrung des unbefiegtten Sonnengottes in der Erinnerung noch des mittelalterlichen Menschen, ja in der Ansetzung des christlichen Weihnachtsfestes auf den Geburtstag dieses *Sol invictus* klingt die Erinnerung auch heute fort. Im Bereich unserer Volkskunde sind das weitverbreitete Scheibentwerfen, das Anzünden und Rollen des Sonnenrades im Vorfrühling, Gebädbrote, Schnefengebäcke zur Weihnachts- und Fastenzeit, in deren Form das alte Sonnensinnbild des glückhaften Hakenkreuzes fortlebt, Reste jenes urtümlichen Glaubens und Brauches, der unsern Altvordern einstmals als gehaltvolle religiöse Sitte erschien und heute noch immer lebendig ist; was uns heute freilich vielfach nur als Aberglaube erscheint, das war einmal bedeutungsvolle *Kulthandlung*.

Was aus den leider nicht überlieferten Westlicher Notfeuer sprüchen und Notfeuerreimen; was aus dem alemanni-

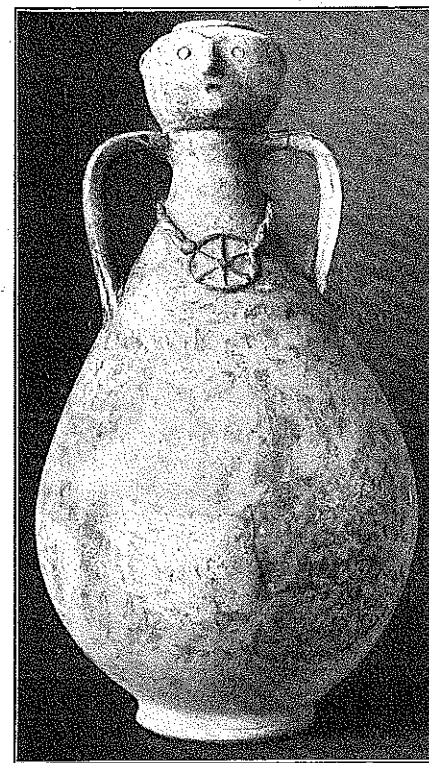


Abb. 5. Römische Gesichtsurne mit Sonnenrad (Rheinzabern)

¹⁾ Dazu jetzt R. Hindringer, *Weiheroß und Roßweihe* (1932).

schen Scheibenschlagen und dem Westricher Wälzen eines feurigen Rades; aber auch was aus dem Schwertanz der Germanen wie dem der Jungen noch heute zu Überlingen am Bodensee uns entgegenklingt, das ist stets das gleiche: in allen Fällen unterstützt der Mensch, sogar mit den Waffen, einen guten Gott, einen Heilbringer, beim Rotfeuer wie im Jahresfeuer die allheilende Sonne gegen finstere Mächte, gegen Unsegen und Unfruchtbarkeit — ein Ausdruck der Sehnsucht nach Licht und Leben und Sonne, nach Segen für Mensch und Tier, Felder und Früchte, Familie und Staat.

Als ein Denkmal uralten Glaubens spricht demnach auch der „Brunholdisstuhl“ mit seinen Zeichen und Figuren zu uns. Wenn das dort dargestellte Bild Jupiter bedeutet, so verbindet sich mit dem in solches römische Gewand gekleideten keltisch-germanischen Wetter- und Himmelsgott, vielleicht Taranis, die Beigabe von Roß und Sonnenrad zu dem hier nur lose gefügten Kreis germanischer Vorstellungen, der von künstlerisch geübter Hand in den eigenartigen Jupitergigantensäulen seinen gewichtigeren Ausdruck gefunden hat. Diese Denkmäler eines fesselnden Kultes sind am Rhein, in der Pfalz, im

Moselgebiet, kurz in den obergermanischen Landen rechts und links vom Rhein recht eigentlich zu Hause. Der Gott, der da als härtiger Reiter über ein schlangenförmiges Wesen wegreitet, ist ein einheimischer Gott, ein Himmels- und Wettergott, ein Lichtgott, der hoch in die Lüfte gehoben durch die Wolken fährt. Und darauf weist auch das Rad, das Zeichen des Gottes Taranus (=is), das Sonnenrad, weist der Blitz, das Himmelsfeuer, mit dem dieser Gott bisweilen geschmückt ist. Auch an jene Lichtgottheit sei erinnert, die z. B. ein merowingischer Grabstein aus Niederdollendorf im Bonner Provinzialmuseum zeigt und die, mit dem Sonnenrad auf der Brust, das Haupt vom Strahlenkranz umgeben, wohl einen germanischen Sonnengott darstellt¹⁾. (Vgl. dazu auch Abb. 6.)

In solchem Umkreis will auch der Pfälzer „Brunholdisstuhl“ bei Bad Dürkheim gesehen sein. Mit seinen bildlichen Darstellungen und dem Brauchtum, das sich an ihn knüpft, führt er uns das Fortleben altheimischen Wesens deutlich vor Augen. Der bloße Gang der Zeit hat dabei das Altererbe nicht zu zerstören gewußt. Schon die Romanisierung unserer Gegend hat das eigentliche heimische Volksleben im Grunde wenig berührt. Vorübergehend zurückgedrängt, ist der alte Volksglaube doch in vollem Umfange erhalten geblieben und drang auf Denkmälern auch in römischer Form und Gewandung immer wieder durch. So hat germanische Religion das Eindringen der römischen Götter wie der orientalischen Kulte mit Zähigkeit überdauert und ragt in ihren letzten Verästelungen noch weit in das Reich der Religion hinein, die das alte Erbe übernahm und in neue Formen goß. Damals, als um das Jahr 1000 eine neue Gläubigkeit im Heliand Wort ward und die Dome zu Worms, Speyer und Mainz sich zum Himmel reckten, da fiel noch ein verglimmender Schimmer von des uralten, unbefiegten Sonnengottes leuchtender Herrlichkeit auf den jungen, sieghaften „Landeswart“ aus der „Bethlehemsburg“, den Christkönig und sein neues Reich.

Das Haus des Toten

Holzbauten in stein- und bronzezeitlichen Grabhügeln

Von Hans Müller-Brauel, Leiter des Museums „Väterkunde“, Bremen

Seit über 44 Jahren habe ich in freiwilliger Rettungsarbeit zahlreiche vorgeschichtliche Grabhügel meiner engeren Heimat untersucht. Es mögen über 200 geworden sein, an die ich in letzter Stunde ihres Daseins den Spaten setzte, um ihre Geheimnisse kennenzulernen, ihren Inhalt vor Vernichtung zu retten.

Im Jahre 1907 untersuchte ich zu Offensen im Kreise Zeven ein Hügelgräberfeld von gut 30 großen oder kleineren Hügeln, welche eingeebnet werden sollten zu Ackerland. Sie erbrachten eindeutig klare Funde der letzten Tage der jüngeren Steinzeit, — der ersten Tage der aufkommenden Bronze — zeitlich waren sie also in die Jahre 2500—2000 v. Chr. zu setzen. Die Funde waren schön, aber gerade nicht überwältigend: Steindolche und Steinfeilspitzen in den steinzeitlichen Gräbern, ein geschäftetes Beil von Bronze und elf ganz wundervolle Pfeilspitzen in dem besten bronzezeitlichen Grabe, in anderen Gräbern einfache Bronzenadeln.

Viel wertvoller als die Fundstücke war die Bauart der Gräber. Zu Offensen stand

¹⁾ Literatur Anm. 1; auch E. Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit (1922) 250. Dazu F. Sprater, Die Pfalz unter den Römern II (1930) 87 ff. (mit Abbildungen). Für gütige Überlassung der Druckstöcke sei Herrn Museumsdirektor Dr. F. Sprater in Speyer verbindlichster Dank gesagt.



Abb. 6. Assyrischer Thronaltar des Tukulti-Ninurta mit achtfach geteilten Rädern auf den Stangen.

ich zum ersten Male vor einem Rätsel. Klar hoben sich im gelben Sande der Hügel dunkelbraune Flecke ab, die ersichtlich in kreisartiger Anordnung im Hügel standen, die weiter ersichtlich etwas umgrenzt hatten und die letzten Endes ein Dach getragen haben mußten. D. h., das Dach war nur zu erschließen in Gedanken, Reste davon waren nicht erhalten, denn die dunklen Erdsäulen von meist 10 cm Durchmesser verloren sich nach oben hin in den Hügeln in einer tiefdunklen ortsteinhaltigen Rinde, welche nichts mehr erkennen ließ. Über der dunklen Rinde, die sehr hart war, lag nur noch die übliche 30 cm dicke Verwitterungskruste, die alle unsere Grabhügel tragen.

Nach unten hin ergaben die senkrecht vorgenommenen Abschnitte, daß die dunkelbraunen Erdsäulen (die oft eine ganze Länge von 1.60—1.80 m hatten) zugespitzt waren. Sie waren also einst bei Erbauung der Grabhügel in die Erde eingeschlagen — denn die Untersuchung im Laboratorium des Hamburger Botanischen Museums ergab, daß die dunkelbraunen Erdsäulen einst Holzpfähle gewesen waren. Infolge Verwitterung dieser Pfähle war eine Umbildung in eine schwärzliche Modermasse erfolgt, der auf fallende Regen mit seinem Gehalt an Eisen und Silikaten hatte einmal den durch Verwitterung entstehenden Hohlraum mit herabgespülter Erde ausgefüllt, dann aber das Ganze zu einer festen harten Säule umgebildet. Was einst Holz war, war nun eine runde Erdsäule, die sich manchmal in einer Länge von 60 cm herausheben und aufbewahren ließ.

So ergab sich der Rückschluß, daß die tiefschwarze Masse zuoberst, wo die Pfähle endeten, auch einst Holz gewesen sein müsse, — also ein Dach irgendwelcher Art. Die festgestellte Tatsache nun, daß diese Pfähle in kreisartiger Anordnung von meist 5 m Durchmesser im Hügel angeordnet waren, gab mir zunächst den Gedanken ein, ich hätte hier Hütten der alten vorgeschichtlichen Siedler vor mir.

An sich war dieser Gedanke richtig gewesen, aber, ich greife hier vor: es waren doch nicht Wohnhütten, sondern es war „Das Haus des Toten“; hervorgegangen aus dem uralten Grabgedanken, daß der Tote, gleich dem Lebenden, sein Haus haben müsse. Noch heute drückt sich dieser uralte Grabgedanke in der Redensart vom „letzten Haus“ aus.

Ich teilte dem mir seit langen Jahren befreundeten Museumsdirektor Schuchhardt in Berlin meine Grabungsbeobachtungen mit. Sie waren bis dahin in Deutschland niemals gemacht und von keinem beobachtet worden, und fragte ihn, was denn mit diesen Gräbern wäre. Sch. sandte mir als Antwort ein Telegramm: „Grabungen einstellen, ich komme!“. Wir haben darauf mehrere Tage miteinander zu Offensen, Godenstedt, Lavenstedt und Twistenbostel gegraben und überall an gleichgearteten Hügeln, die alle endsteinzeitlich oder frühbronzezeitlich waren, dasselbe feststellen können. Zu Lavenstedt gelang sogar die saubere Herauspräparierung eines Einganges aus Holzbalken, — in Gestalt etwa eines heutigen Weidehecks.

Schuchhardt beglückwünschte mich sehr zu meiner Entdeckung, und ich weiß noch, wie er mir auf der Heide zu Offensen auseinanderlegte, ich hätte hier die bis dahin unbekannten Urbilder der griechischen Säulenbauten gefunden. Denn steinzeitlich-germanische Völkerstämme kamen auch nach Griechenland, beherrschten es als Herrenvolk und formten in Marmor (als dem dort gegebenen Baumaterial) die weltberühmten Tempelbauten.

Zu Seeslingen ergrub ich dann zusammen mit Schuchhardt ein richtiges Kuppelgrab. Wir konnten einwandfrei (weil hier gut erhalten) feststellen, daß die Pfähle Überlagshölzer getragen hatten, welche sich kuppelartig zusammenwölbten.

Seit dem Jahre 1907 habe ich dann sehr viele Grabhügel, welche zu Ackerland eingeebnet wurden, beobachtet und wenigstens teilweise (denn ich hatte damals noch keine amtliche Grabungserlaubnis) auch untersuchen können. Aber erst in jahrelanger Arbeit wurde mir die Sache völlig klar. Erst nach dem großen Kriege, als die Einebnungen alter Grabhügel ungeahnten Umfang annahmen und in den Jahren 1918—1921 mehr als

200 Grabhügel eingeebnet wurden zu Land, ich endlich amtliche Grabungserlaubnis bekam, wurde mir Bauart und Form, Entwicklungsgang und spätere Abwandlung der Bauform restlos klar. Zugleich damit die Kulturzugehörigkeit und die Herkunft des Volkes, welchem diese eigenartigen Gräber angehörten. — Ich komme darauf noch eingehender zurück. Vorerst sei kurz über den Entwicklungsgang dieser Gräber berichtet.

Die ältesten Formen sind Holzeinbauten, welche dem Toten ein „Haus“ bieten: rund, mit einer sich oben wölbenden Kuppel, rechteckig mit flacher Balkendecke, diese zuweilen (nicht immer) mit einem Zugang, genau in der Art, wie sie die ältesten Megalithbauten zeigen. Diese Grabform enthält meist mehrere Bestattungen, — sie sind also genau wie die Megalithgräber Geschlechter- bzw. Familiengräber.

Die zweite Grabform dieser Gräber mit Holzeinbauten hat kein Dach mehr, sondern nur kreisartig eingeschlagene Pfähle, oft bis zu acht Pfahlreihen. Zuweilen stehen die äußeren und die inneren Pfahlreihen zweireihig. Hier ließen sich in einzelnen Fällen Reste von Flechtwerk nachweisen, die einst eine Wand gebildet hatten. Also innen eine Einhegung des eigentlichen Grabraumes, nach außen hin eine senkrechte Wand des Hügels. Dazu stimmte, daß die äußeren Pfahlreihen stets in einer Entfernung von 1.50 bis 2 m vom heutigen Außenrand standen. Als die Pfahlwand umfiel und sank, floß der Erdhügel darin auseinander, und es bildete sich die flachrunde Form, die wir heute an allen Grabhügeln sehen.

Die dritte und letzte Form ist die, daß nur noch ein Pfahlkranz eingeschlagen wird, oder auch nur ein halber, endlich gar nur noch einige vereinzelt Pfähle, — bis sie endlich völlig aufhören. Das kommt daher, daß sich jeder Brauch und jede alte Sitte im Zeitenlaufe wandeln und anderes an deren Stelle tritt. Hier ist es der Steinpackungsbau im Innern der alten Hügel, der den Grabstich ersetzt.

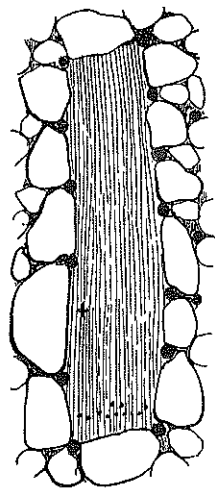
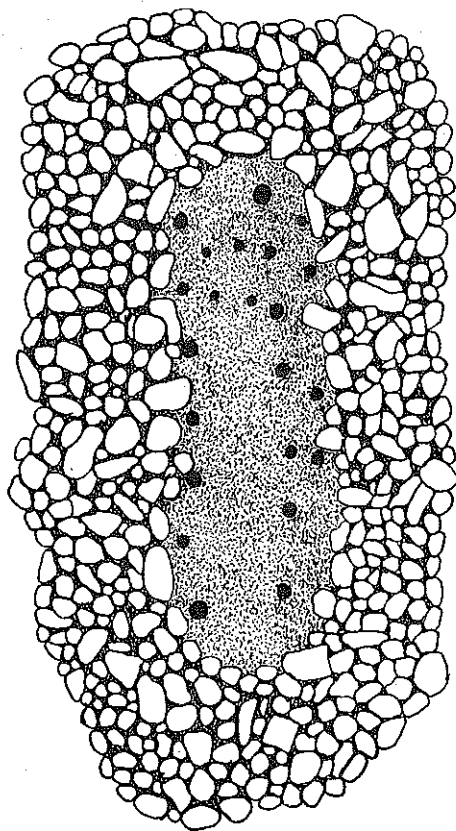
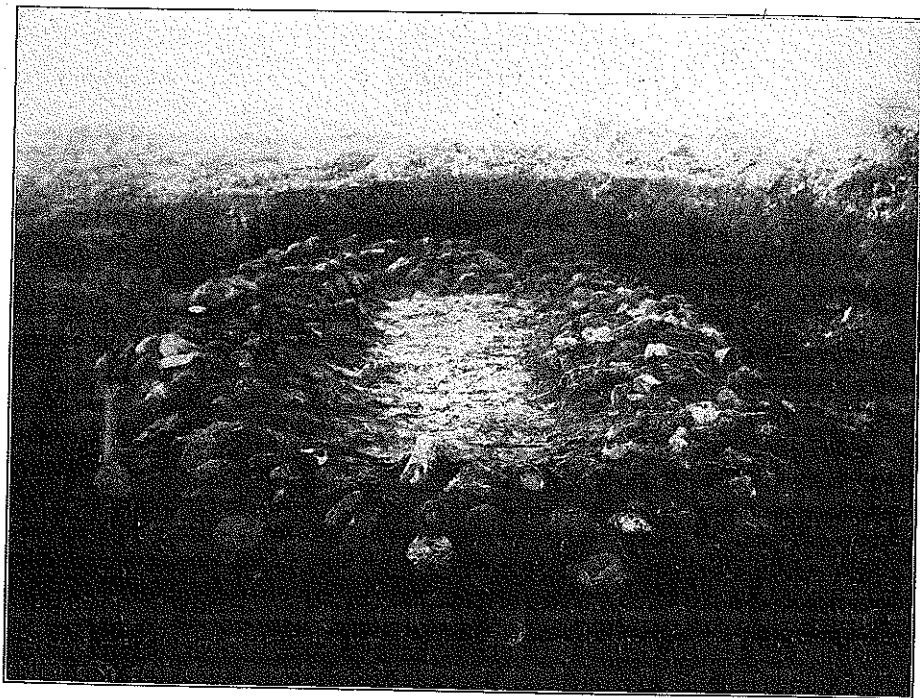
Denn die ältesten Hügel mit Holzbauten haben keinen einzigen Stein im Innern, in den ehemals hohlen Grabraum ist der Baumfarg gestellt, der den Toten aufnahm. Dann erhält der Baumfarg, sozusagen zur Festlegung und als Stütze, seitlich einzelne Steine. Weitere auf dem Baumfarg als Bedeckung. Endlich wird der ganze Baumfarg dicht und fest mit vielen kopf- bis eimergroßen Feldsteinen umpackt. (Abb. 1—3.)

Inzwischen tritt bei uns die Verbrennung der Leichen auf, die ersten Fälle wohl um das Jahr 1800 v. Chr. Nun sehen wir, wie die unverbrannt gebliebenen Knochenreste sorgsam und pietätvoll mit Steinen bedeckt werden. Diese Bedeckung mit Steinen wird mit der Zeit dichter und zusammenhängender — aus beiden Grabarten: denen mit begrabenen und verbrannten Toten, erweist sich das Steinpackungsgrab, welches manchmal bis zu 10 Kubikmeter Steine enthält. So war es zu Offensen, so zu Godenstedt und Lavenstedt.

Auch in solchen, oft gewaltigen Steinpackungsgräbern, findet sich mitunter ein geschlossener Pfahlkranz, bzw. finden sich einzelne Pfähle desselben vor. Diese Pfähle sind Zeugen einer alten, mit der Zeit abkommenden Grabsitte.

Hervorzuheben ist aber noch eine Besonderheit dieser Gräber mit Holzkonstruktionen: sorgfältige Grabung ergab genau über dem Grabe (wie oftmals durch Hineinlegen in die Grabanlage ausprobiert werden konnte), d. h. über der Brust des Bestatteten eine Anordnung aus vier Pfählen, im Quadrat von 40—45 cm mit einem Mittelpfahl. Diese Pfahlordnung zeigte, wenn sie von oben waagerecht abgrabend angeschnitten wurden, mit absoluter Sicherheit das darunterliegende Grab an.

Ich sehe darin ein sogenanntes Totenhäuschen, welches einst aus dem Grabhügel herausragte: ein Seelenhaus für den darunterliegenden Schläfer, einen Raum, worin die ausfliegende und zurückkommende Seele rasten könne. Ich habe diese Anordnung mit aller Sicherheit etwa 27mal ergraben. Sie ist nicht immer nachweisbar, niemals dann, wenn die verbaute Hügel Erde dunkelfarbig ist, dann sind diese Pfähle auch nur meist halb so stark wie die anderen.



Vorzeitliche Gräber

Abb. 1 (oben)

Abb. 2 (links unten)

Abb. 3 (rechts unten)

(Erl. Text nebenstehend)

Ich sagte oben, daß ich zu Anfang glaubte, wirkliche Wohnhütten ergraben zu haben. Daß der Gedanke, dem Toten „sein Haus“ zu bauen, bestimmend gewesen war für die Anlage dieser Gräber, zeigte sich im Verlaufe weiterer Untersuchungen. Zu Hestorf im Kreise Zeven ergrub ich aus einem Hügel eine ganze Gehöftanlage. Die Nachbildung mehrerer Bauten — wenn man so will, Haus und Scheune.

An den Formen der gefundenen Grabbeigaben war weiterhin zu erkennen, daß die Grabhügel mit rundlicher Anordnung der Holzeinbauten die älteren waren, die rechteckigen und die Langbauten die jüngeren, — was wiederum dem Entwicklungsgang der germanischen Hausbauten und Wohnanlagen entspricht.

Soviel über Art und Bauform dieser Gräber.

Was enthielten sie an Grabbeigaben, die man in der Vorzeit dem Toten mit ins Grab zum Gebrauch in der anderen Welt gab?

Soweit die Gräber der Endsteinzeit angehörten, waren es meist die gleichen Dinge: Steinhammer, Steinbeil, einzeln oder zusammen, dazu meistens ein schön geschlagenes Messer aus Feuerstein und, und — das war stets der am freudigsten begrüßte Fund — ein mehr oder minder schöner Tonbecher in einer Ausführung, die wir Vorgeschichtler Schnurbecher nennen. Das sind schlanke vasenförmige Becher, die am oberen Rande eine Verzierung tragen. Das ungebrannte Gefäß wurde mit einer Schnur umwickelt und diese in den Ton eingedrückt.

Die vorgeschichtlichen Siedler, welche diese Keramik übten, bezeichnen wir seit Jahren als das Volk der Schnurkeramiker.

Nun ward auch die Herkunft dieses Volkes klar: sie saßen im schönen Thüringen. Dazu stimmte mehr als gut, daß in Thüringen gerade diese Gräber oftmals eine sogenannte Amphora neben den Schnurbechern enthalten; das sind weitbauchige Tongefäße mit enger Halsöffnung, welche auf der Bauchbiegung oder auch unter dem Halsansatz mehrere Henkel tragen. Von diesen Gefäßen fand ich allein im Kreise Zeven drei, ganz oder in Resten, von den Schnurbechern nicht weniger denn sieben, ganz oder in restlichen Scherben, wenn die Gräber von Bauern zerstört waren.

Auch in Thüringen haben wir Gräber mit „Totenhäusern“ im Innern der Hügel ausgegraben, — aus Holz und aus dem dort in Platten vorhandenen Stein.

Die Durcharbeitung der ganzen reichen Literatur über schnurkeramische Gräber ergab, daß diese in ganz Nordwestdeutschland verbreitet sind, besonders in Holland, Mecklenburg, Pommern, Holstein, dann in Böhmen usw. Immer aber der gleiche Grabinhalt: Hammer, Beil, Messer, Schnurbecher, hier und dort dazu eine Amphora.

Es muß ein Volk von großer Verbreitungskraft gewesen sein, das überall diese seine

In den Abbildungen:

In dieser Gegend stehen keine gewachsenen Steine zur Verfügung. Das Grab ist daher aus Holzbohlen hergestellt und von kleinen Findlingsteinen umpackt und überdeckt. Hebt man den Erdmantel des Hügels ab, so entblößt sich zunächst ein wirrer Steinhaufen. Die Steine der Um- und Überpackung sind nach dem Verrotten der Sargbohlen in das Grab gefallen. Räumt man sie vorsichtig ab, so erhält man die Grabmulde wie Abb. 1 (= bronzezeitliche Steinpackung eines Hügelgrabes zu Offensen, Kreis Zeven) sie zeigt, mit dem Steinmaterial ringsum. Am Rande des eigentlichen Grabes, wo die Seitenbohlen standen, sind am Boden die Standspuren der kleinen Pfähle zu erkennen, die die Bohlen hielten. Abb. 2 zeigt das gleiche Grab im Grundriß. Der Sarg wurde eben nicht als fertiger Kasten in die Erde gesenkt, sondern hier erst aus diesen Bohlen hergestellt und natürlich auch mit solchen überdeckt. Im eingesunkenen Längsmittenteil standen, wie ersichtlich, Holzpfähle. Abb. 3, der Grundriß eines anderen Grabes zeigt eine mit ausgewählten Steinen umhegte Grube, wo immer in den Zwickeln zwischen den Steinen die Pfahlköpfe erscheinen. Der Bohlensarg läßt sich hier ganz genau messen, er war 2,30 Meter lang und nur 50—60 Zentimeter breit (Abb. aus Schuchhardt/Vorgeschichte von Deutschland. 1928).

Gräber hinterließ. Alle Spuren aber wiesen auf Thüringen — von dort konnte dieses Volk nur gekommen sein!

Als mir dieses klar geworden war, schrieb ich es an Schuchhardt, der zuerst Einwände hatte, dann aber in seiner deutschen Vorgeschichte darauf hinwies und die besondere Schönheit meiner Becher aus dem Kreise Zeven hervorhob.

Die Grabhügel der älteren Bronzezeit (also hier der Zeit von 2000—1700 v. Chr.) enthalten anfangs auch noch diese gleichen Schnurbecher, dann werden sie seltener, bis sie verschwinden und Ersatz in schönen Bronzen folgt. Nur zu den frühen Stufen der bronzezeitlichen Gräber finden sich keine oder nur sehr selten Beigaben. — Professor Hans S h n e - Halle hat mir aber auseinandergelegt, daß sich in solch kühlen halboffenen Grabbauten beigegebene Bronzen nach Art und Beschaffenheit des Metalls hätten restlos auflösen müssen. So wird in vielen Fällen das Nichtvorhandensein von Bronzebeigaben hierauf zurückzuführen sein.

Die Erfahrung an weit mehr als an hundert dieser Grabhügel hat mich aber belehrt, daß auch die Beschaffenheit der Holzbauten eine zeitliche Eindatierung dieser Gräber durchaus gestattet.

In der Endzeit dieser Grabbauten dienen die Pfähle nicht mehr dazu, dem Toten sein Haus zu bauen, sondern lediglich der Sicherung des Hügel gegen Abrutsch und Auseinanderfließen. Nur selten liegen die alten Grabhügel in einer Ebene, um so häufiger dagegen auf einer natürlichen Anhöhe, meist nach Süden hin, oft nach Westen oder Osten, niemals aber auf einem Abhang, der sich nach Norden hin absenkt. Sie sind alle dem Lichte, der Sonne, zugekehrt, was somit einen bestimmten Rückschluß auf die religiöse Seite dieser Siedler gestattet.

Nun wird mir jeder zustimmen, daß die von der Sonne erwärmte Seite eines aus loser Erde aufgeworfenen Grabhügels lockerer bleibt als die der Nordseite. Infolgedessen kann der Hügel nach dieser Seite hin leichter auseinanderfließen als an der Nordseite. So sicherte man die Südseite, auch die Südostseite, durch Einschlage von Pfählen, oft in drei Reihen. (Grabungen zu Abensen-Eversdorf unweit Lohstedt.)

Es erhebt sich die Frage, worin denn die Bedeutung dieser Gräbersunde für uns besteht. Im Jungpaläolithikum, in der Periode, die wir nach einem bekannten Fundorte der Dordogne-Frankreich als Periode des Aurignacien bezeichnen (nach der absoluten Zeitrechnung etwa in der Zeit um 40 000 v. Chr.), sehen wir, wie die Leute der Aurignacien-Kultur ihre bisherige Heimat verlassen. Einmal ward des Volkes so viel, daß sie in den natürlich vorhandenen Höhlen keinen Raum mehr hatten. Dann aber zog ihr hauptsächlichstes Nahrungstier, das Ren, dem abziehenden Eise nach gen Norden, und sie folgten ihm. Ihren Wandertweg erkennen wir mit klarster Deutlichkeit an den Steingeräten, welche sie an allen Orten, wo sie auf ihrem Wanderwege rasteten und siedelten, hinterließen.

Einer dieser Wege führt über Frankreich, Holland, Westfalen, Oldenburg zu uns. Zu Labenstedt im Kreise Bremervörde entdeckte ich im Jahre 1909 in Nordwestdeutschland die erste Fundstelle dieser Zeit und Kultur. Heute kennen wir zwischen Elbe/Weser etwa zehn solcher Fundstellen, in Schleswig-Holstein etliche mehr — einige derselben konnte ich beim Absuchen des Geländes feststellen. Diese Siedler landeten etwa bei uns rund um 15—12 000 v. Chr.

Ein anderer Weg, der den Rhein überquert, läßt sich bis ins Thüringische verfolgen.

Beide dasselbe Volk — die Leute von Aurignac bzw. der Mensch von Cro-Magnon — der Mensch mit dem langen Schädel, der hohen Stirn, Eigenschaften, die heute noch typisch sind für den nordgermanischen Menschen.

In Thüringen werden diese Einwanderer im Laufe der Jahrtausende vom Jägervolke zum Ackerbauvolke. Hier kennen wir ihre Gräber und ihr körperliches Aussehen, der fette

Behmboden Thüringens erhielt die Skelette und Schädel der darin Bestatteten in gutem Zustande. Sie haben uns die schönsten Langschädel, die wir kennen, hinterlassen, und so können wir auch nach dieser Seite hin sagen, daß es die Nachkommen der Leute von Cro-Magnon — Aurignac sind.

Die Gräber liegen unter Boden oder aber in großen Hügeln, mit Grabeinbauten, wie ich schon sagte. Diese haben nun zwar nicht die Form, welche wir vorhin als bei uns exgraben kennengelernt haben, aber der Grabgedanke ist derselbe: unter Verwendung des am meisten vorhandenen ortsgegebenen Materials, dem Plattenstein, und Holz wird dem Toten in den Hügeln seine dachförmige Grabkammer, sein Grabhaus gebaut.

Etwa um 2500 v. Chr. erleben wir in Thüringen eine Wiederholung des Auswanderungsvorgangs aus der Dordogne: ein Teil des Volkes wandert ab, irgendwo in der Welt eine neue Heimat zu suchen; ihre eigenartige Kultur, welche sie mitnehmen und in ihren Gräbern hinterlassen, läßt uns erkennen, wo überall sie hinkamen. Sehr stark war dieser Zustrom nach Holland. Hier hat Professor van Giffen - Groningen sie exgraben und in seinem meisterlichen Buche: „Die Bauart der Einzelgräber“, in Wort und Bild darüber Bericht erstattet.

Weiter ist der Zustrom dieser Einwanderer sehr stark in unserer nordwestdeutschen Heimat, und darum sind die Ergebnisse dieser Grabungen so wichtig für Niedersachsen.

Wie stark der Zustrom dieser Einwanderer war, beweist meine engere Heimat, der Kreis Zeven. Hier kenne ich, abgesehen von einzelnen, oder nur zu zweien und dreien liegenden Grabhügeln dieser Art nicht weniger denn zwanzig Hügelgräberfriedhöfe, welche diesen Einwanderern, dieser Kultur angehören. Sie liegen auf den Heidesflächen der Dörfer Klein-Medelsen, Freherßen, Ehestorf, Hagte, Heeslingen, Osterheplingen, Boiken, Steddorf, Meinstedt, Hof Bohnste, Offensen, Bräuel, Borwerf, Godenstedt, Osterstedt, Heppstedt, Larmstedt, Badensfeld, Westertimble, Wilsstedt-Dipsborn und Buchholz. Es sind Hügelgräberfriedhöfe, welche jeweils 5—70 Grabhügel umfassen. Und im angrenzenden Teile des Kreises Bremervörde ist es ebenso.

Nun ließen die Grabungen an vielen Stellen dieser Fundplätze den sicheren Schluß zu, daß einmal die Gräber dieser schnurkeramischen Zuwanderer in engster Grabgemeinschaft mit den einheimischen, älteren Gräbern, den bekannten Megalithgräbern, liegen. Die Regel sogar ist die: wo ein Megalithgrab ist, also eine geheiligte Totenstätte der älteren Einwohner, schließen sich die wenig jüngeren, ja oft gleichaltrigen Hügelgräber der Schnurkeramiker an, ja oft lassen sich schnurkeramische Nachbestattungen in alten Megalithgräbern nachweisen!

Das aber ist ein ganz klarer und sicherer Beweis, daß diese Zuwanderer nicht, wie die Forschung bisher gesagt hat, als „kriegerisches, eroberndes Volk“ (weil immer ausgestattet mit Hammeraxt und Beil) zu uns kommt, sondern als stammverwandtes. Daß sie ihre Toten auf den bereits vorhandenen Totenstätten betten, zeugt von völkischer Geslossenheit.

Nach der Zahl der von diesem Volk im Kreise Zeven angefertigten Grabhügel darf geschlossen werden, daß es einen wesentlichen Anteil an der rassistischen Zugehörigkeit der heute dort wohnenden Bevölkerung hat. Daß aber die heutige Bevölkerung unmittelbar Nachkommen der vorgeschichtlichen Bevölkerung sind, war mir seit langen Jahren felsenfester Glaube; wohl hat unser durchlässiger Heidesand die Erhaltung von Schädeln nur in ganz seltenen Fällen zugelassen — wir können diese also nicht vergleichen. Aber auf manchen der oben aufgezählten Hügelriedhöfe ist das Übergehen der Kultur der Schnurkeramik in jüngere Kulturformen mit ungemeiner Deutlichkeit zu erkennen. Man kann klar sehen, wie Geräte und Waffen des neuen Metalls, der Bronze, in die alten Grabformen einziehen, wie ganz allmählich an die Stelle der Körperbestattung die Ver-

brennung der Leiche tritt, wie die längeren und größeren Gräber der Körper sich in kleinere und kürzere Urnengräber wandeln, die als Hauptgrab im Hügel auftreten und über sich noch das alte Wahrzeichen des Totenhäuschens tragen — also mit unbedingter Sicherheit noch der geschilderten Kultur angehören. Dann finden wir nach bestattete Urnengräber in den stein- und frühbronzezeitlichen Hügeln. Endlich findet sich zwischen den Hügeln ein richtiger Urnenfriedhof in ebener Erde. Form und Art der Urnen, Gräber und Beigaben lassen wieder erkennen, daß dasselbe Volk hier bestattete, d. h. die Nachkommen der schnurkeramischen Einwanderer. In den Urnenfriedhöfen der Zeit von 600 bis 400 v. Chr. finden wir die letzten Ausläufer der Holzbauten: um die eingesezte Urne sind sieben Pfähle eingeschlagen.

Daß aber ist wichtig für unsere Heimat, denn wir sehen, daß vom Jahre 2500 v. Chr. bis zu den Urnenfriedhöfen der Zeit um 600—400 v. Chr. immer dasselbe Volk hier bei uns sitzt. Seit dieser letzten Zeit haben wir aber nur noch einmal eine neue Zuwanderung erfahren, die der aus dem Holsteinischen kommenden Sachsen, die als Herrensicht um 240 n. Chr. einwanderten.

Wir sehen somit, daß die Gräberforschung uns die Gewißheit gibt, daß wir in Nordwestdeutschland seit vielen Jahrtausenden in ununterbrochener Folge sitzen — auch die Stürme der Völkerwanderung sind an unserem Heimatgebiet vorübergegangen, und Verschiebungen haben nicht stattgefunden. Angesehene Fachleute (Dr. Stieren-Münster, Dr. Sprockhoff-Hannover-Mainz, Dr. Gummel-Osnabrück u. a.) haben in der Osnabrücker, der Rienburger Gegend, in Ostfriesland und sonstwo dieselben Gräber ergraben, die ich seit 25 Jahren in meiner Heimat ergrub.

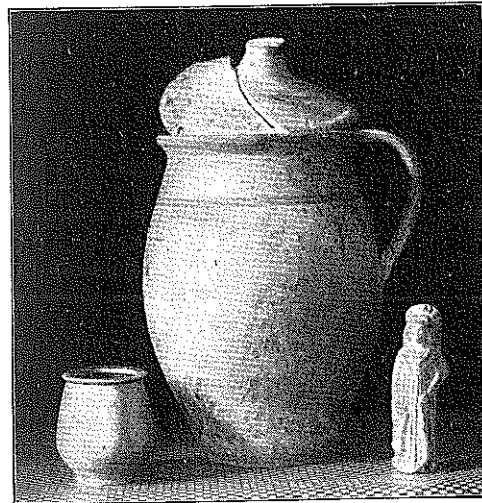
Die jahrelange Beobachtung und Erforschung der Holzbauten im Innern unserer alten Grabhügel hat uns jedenfalls unerwartet wesentliche Ergebnisse für die Aufhellung eines großen Zeitraumes unserer vorgeschichtlichen Vergangenheit und der Erkenntnisse des Weges unserer Herkunft gebracht.

Schätze der Scholle

Brandopfertöpfe in schlesischen Städten. In vielen schlesischen Städten (Breslau und Liegnitz, Lauban und Görlitz usw.) hat man beim Grundgraben und bei Kellerarbeiten sogenannte Brandopfertöpfe, deren wir einige im Bilde zeigen, gefunden. Sie bestehen aus außen rohem, innen gelb- oder bräunlichglasiertem Ton. Immer aber ist ihr Deckel angeschlagen. Zum mindesten weist ihr Boden eine Öffnung auf. Diese Brandopfertöpfe baute man nach den großen mittelalterlichen Stadtbränden als eine „Opfergabe an die Hausgeister, denen man das Wohl des Hauses anempfahl“, in den Baugrund mit ein. In Liegnitz hat man in solch einem

Brandopfertopfe, den man mit Hühnerbrühe oder Mehlspeise anfüllte, eine kleine Zinntanne gefunden. Aus ihrer Meistermarke hat man die Jahreszahl ihrer Herstellung und damit zugleich die Jahresangabe feststellen können, in welcher man die Brandopfertöpfe in den Baugrund gestellt hat. Es ist dies in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts (wahrscheinlich in den Jahren zwischen 1480 und 1490) gewesen. Man meinte, daß zu nächstlicher Stunde die das Haus bewachenden Hausgeister und Hauskobolde, in deren Gestalt sich ein gewisser uralter Aberglauben offenbart, die in den Brandopfertöpfen enthaltene Flüssigkeit ausschürften. Als Dank

dafür bewahrten sie das Haus vor Feuer und anderem Unheil. In Lauban hat man, — das deutet auf eine ganz frühe Zeit zurück —, im Baugrunde eines Hauses einen Kinderfuß gefunden. Vielleicht hat man vor Jahrtausenden sogar Menschenopfer den Hausgeistern dargebracht. An anderer Stelle begnügte man sich mit Nachahmungen von Kinderfüßen in der Gestalt kleiner gebrannter Tonschuhe. Die Brandopfertöpfe werfen in ihrer Eigenart ein seltsames Licht auf die Kultgebräuche einer früheren, längst verschwundenen Zeit. Ein seltener Fund ist die kleine Madonna



aus gebranntem weißen Ton, die rechts neben dem Brandopfertopfe steht. Ob das ein Spielzeug oder — was mir wahrscheinlicher ist — auch eine Opfergabe ist? Wer weiß? Plüschke, Lauban.

Der „Grabfelsen“ an den Externsteinen

(Schluß aus Heft 8)

Leider ist an dieser Stelle eine weitere Grabung im Augenblick nicht möglich. Auf der ansteigenden Fläche befinden sich in einem bestimmten Abstand voneinander 6 Stufen, von denen drei besonders hervorragen. Deren erste ist 6 cm, die zweite 9, die dritte 12 cm hoch. Hier ist also wiederum eine Treppe in den Fels gehauen, die Treppe III, die allerdings außerordentlich tief gelegt ist und durch ihre nur flache Steigung völlig rätselhaft in den hinter ihr steil emporsteigenden Hügel einführt. Der Zweck dieser Treppe III,

auf der man nicht auf die Felsenhöhe gelangen kann, ist nur schwer einzusehen, jedenfalls aber scheint die ganze nordöstliche Seitenwand (BC) nur zu dem Zweck bis zu einer solchen Tiefe abgemeißelt zu sein, damit man bequem auf der Treppe III ansteigen konnte.

Vom Felsendach selbst ist an seiner Nordostseite (Punkt B) ein Stück, das 1 m lang und ca. 40 cm tief ist, abgehauen.

Weiterhin trägt das Felsendach etwa in der Mitte seiner nordöstlichen Hälfte ein eigentümliches Zeichen, dessen Formen aus der Zeichnung hervorgehen. Dieses Zeichen ist in den Felsen hineingerissen, nicht aber nach der alten Technik gebohrt worden¹⁾. An der Südostseite des Felsendaches (bei Punkt C) sind weitere vier, anscheinend eingetragene Zeichen zu erkennen.

Hieraus ergibt sich im ganzen, daß der mächtige, auf allen Seiten senkrecht abfallende Felsen einen Block bildet, der auf der südwestlichen Seite (AD) in das Massiv der Externsteine übergeht, während von der Front- (AB) sowie der nordöstlichen Seite (BC) der natürliche Fels in einer erheblichen Tiefe seitwärts herauspringt und weiter ins Erdreich abfällt. Die Treppen II und III, die an den Seitenwänden entlang laufen, führen zu der Tiefe der Frontseite herab, die, wie der sogenannte Felsenjarg zeigt, im Mittelpunkt des Interesses stand.

Von der durchaus nicht bequemen Grundlage aus, die der seitwärts zu Füßen der Frontseite herausspringende Felsen bildet, trat man an den Sarg heran. Bis zu dieser Tiefe ist der Felsen benutzt worden, und das umgebende Gelände wird von hier aus noch weiter abgefallen sein, so daß die Umstehenden den Felsen von unten erblickten.

Fraglich bleibt 1. warum die Treppe I auf beiden Seiten abgemeißelt wurde, 2. warum auch die Treppe II an der nordöstlichen Seitenwand (Punkt C) abgemeißelt wurde und 3. wohin einmal die nur so wenig ansteigende Treppe III geführt haben mag?

Die Lösung dieser drei Fragen würde zweifellos das Verständnis für die weitere Einrichtung des Felsens und die Art seiner Verwendung außerordentlich fördern.

Dr. H. Meier.

¹⁾ Vgl. H. Wirth, Das Felsengrab an den Externsteinen, Germanien, 5. Jg., S. 9—15, insbes. Abb. 6a.

Die Bücherwaage

Müller, Wilhelm, Amtsgerichtsrat in Weimar, „Von Hörter bis Horn, ein strategischer Lösungsversuch zur Teutoburger Frage“, Weimar, Fritz Zink, 1933. 29 S. Gr. 8°. 1.50 RM.

Der Verfasser dieser vortrefflich geschriebenen Studie scheint der erste zu sein, der die Frage nach der Örtlichkeit der Teutoburger Schlacht von ihrer strategischen Seite erfaßt. Wenn dies bisher noch niemals geschehen ist, so liegt das wohl an der falschen Voraussetzung, die heidnischen Germanen seien strategischer Überlegung unfähig gewesen — wilde Draufgänger, wie sie vermeintlich waren —, und ein bedeutender Feldherr, der dem Feinde seinen Willen aufzwingt und den Ort des Zusammenstehens selbst bestimmt, könne unter diesen Barbaren nicht aufgestanden sein. Und doch sollte schon das, was Cäsar mit den belgischen und mit überheinischen Germanen erlebt hat, gegen diese Art, die Dinge zu sehen, skeptisch machen: ich denke an die Kriegsliste des Eburonenkönigs Ambiorix, seine planvolle Befehlshührung in einem für die Römer unheilvollen Treffen, das mit dem Teutoburger Schlachtplan Ähnlichkeiten aufweist, und an die Sugambrier, die durch ihre unergiebige Teilnahme an dem römischen Unternehmen gegen die unterlegenen Eburonen sich als harte Köpfe und im Besitze einer guten Landsturmorganisation erweisen¹⁾. W. nun ist nicht durch Quellenstudium auf seinen fruchtbaren Gesichtspunkt geführt worden. Er mißtraut nicht ohne Grund den textphilologischen Untersuchungen, denen leicht der Charakter reiner Theorie anhafte, und die besonders dann höchst problematisch seien, wenn sie zu Korrekturen der alten Schriftsteller übergehen, und stützt sich einerseits auf Aussprüche des Altmeisters Carl Schuchhardt, andererseits auf die Landkarte. Jemem scheint er die Einsicht zu verdanken, daß Arminius, des Hammerfürsten Siegmars Sohn, dem das Feuer des Geistes aus Antlitz und Augen leuchtete (Vellejus) ein staatsmännisches und militärisches Genie ersten Ranges gewesen ist, und die empfindliche Schlappe, die er im Herbst 15 Germanicus bringt, die verzweifelte Lage Cäcivas, die

Anlage zur Schlacht bei Idissaviso und zu dem erfolgreichen Rückzugsgesicht am Angrivarierwall, endlich sein Sieg über Marbod, den hervorragenden Feldherrn, verrät. Auf der Landkarte hat er unter Zuhilfenahme der Geschichtsquellen festgestellt, daß die Lippestraße von Xanten bis Paderborn, die anerkanntermaßen das Haupteinfallstor der Römer in Niederdeutschland gewesen sein muß, zwei Fortsetzungen ostwärts hatte, eine über Horn durchs Emsertal nach Hameln und eine über Driburg nach Hörter, und zwar letztere als Fortsetzung des uralten Helweges, und sein Ergebnis ist: Varus wählte den kürzesten Weg, den über Paderborn in den Nettegau bei Hörter, und in der Nähe seines hier angelegten Ständlagers — wahrscheinlich auf der Sieburg bei Carlshafen — war es, wo die Verschwörer Zeit und Ort des Überfalles festlegten. Die „Entfernteren“, welche die Empörung beginnen sollten, waren die Chasuarier in der Gegend von Osnabrück und das auf dem Wege dorthin zu durchschreitende Waldgebirge der Ramm der Egge, der im Mittelalter an dem Gesamtamen Osnig teilhatte und heute noch bei den Geographen der südliche Teutoburger Wald heißt. Bei Driburg bog Varus am zweiten Marschtag von der Hauptstraße ab und zog am Osthange jenes schluchtenreichen Bergzuges nordwärts, um auf kürzestem Wege — wie Arminius vorausgesehen — den Herd des Aufstandes zu erreichen, hier, an einer Stelle also, die völlige Vernichtung des Feindes versprach, erfolgte der wohl vorbereitete germanische Angriff auf seine langgestreckte Kolonne, und die Schlusfkatastrophe spielte sich bei Horn ab, dem bedeutendsten Pässe des ganzen Osnig. Diese Auffassung stimmt mit den Quellaussagen besser überein als früher lautgewordene, insbesondere als die noch heute beliebte Delbrücker Hypothese; sie genügt nicht nur den Berichten von der Schlacht, sondern ebenso dem, was wir sonst über Arminius erfahren oder folgern können, und verdient also unsere Zustimmung. Ein guter Gedanke ist auch der Hinweis auf die Irminsäule, die auf dem Düwelsnacken an der Ostseite der Egge gestanden habe und wie die 510 von den Sachsen errichtete zu beurteilen sei; folglich als

Siegeszeichen, und über die den Schluß bildenden Ausführungen über Siegfriedsage kann sich sogar der Germanist freuen. Zwar gelingt es dem Verfasser nicht, die alte Gleichsetzung von Siegfried mit Arminius annehmbarer zu gestalten; die geistreiche Vermutung, der Drache Fafnir sei die römische Heereschlange und sein Hort die goldene Beute aus der Varusschlacht, hat — abgesehen davon, daß wunderbar große Goldbecher weder in der Odde noch anderswo als Bestandteile des von Sigurd erkämpften Schatzes genannt werden und nicht Adler ihm weisagen, sondern igdur (Spechtmeisen) — alles gegen sich, was wir über die Schaffensweise der

germanischen Heldendichter und über Drachenhortsagen wissen; aber der Widerspruch gegen die Lehre, unsere heroische Dichtung sei nicht älter als die Völkerwanderung im gewöhnlichen, engeren Sinne, ist vollberechtigt, und der Hinweis auf das, was für niedersächsische (cheruskische) Heimat der Siegfriedsage spricht, gibt zu denken. Siegfried und Arminius sind nah verwandte Typen, nicht identische Gestalten; aber auch in diesem Sinne kann jener der Folgerung als Stütze dienen, daß der Cheruskenfürst, der dolo propinquorum fiel und „noch heute bei den Barbaren besungen wird“, in Heldenliedern besungen worden ist. Berlin-Charlottenburg. Gustav Neefel.

Zeitschriftenchau

Aus der geistigen Kultur der Germanen

W. Betsch, Sind Felsgesteinbeile „mit angefangenem Bohrloch“ unvollendete Geräte? Mannus, Bd. 25. Heft 2. 1933. In Gegenden reicher Steinzeitkultur kommen häufig Felsgesteinärte mit unvollendetem Bohrloch vor. Bisher war Streit darüber, ob es sich dabei immer um unvollendete Stücke handelt, oder ob etwa rituelle Zwecke dieser Erscheinung zugrunde gelegen haben. Jetzt wurde bei Mehlingen, Kreis Grimmen ein kleines Beil aus gebranntem Ton gefunden, das eben diese unvollendeten Eintiefungen zeigt. Da hier Materialschwierigkeiten ausgeschlossen sind, scheint die Absicht erwiesen. Vermutlich hat hier ein Amulettgedanken zugrunde gelegen. / E. Zinner, Die astronomischen Kenntnisse des Stern-Odde. Mannus. Bd. 25. Heft 3. 1933. Otto Siegfried Reuter hatte 1928 in der „Festschrift für den 70jährigen Gustav Rossina“ (Manus 4. Ergänzungsband) in einem Aufsatz über Odde Helgison den Stern-Odde, der Knecht bei Lörd auf Mulli und Fischer auf Flato gewesen ist, nachgewiesen, daß dessen eigenartige astronomische Berechnungen über die Sonnenwenden, die Sonnenhöhen u. a. auf einer urgermanischen vorchristlichen, und zwar hoch bedeutenden Astronomie beruhen, die sich auf Island bis ins 12. Jahrhundert gehalten hat. Prof. Zinner, der Leiter der Remeis-Sternwarte in Bamberg, glaubt demgegenüber

die Ansicht vertreten zu müssen, daß Odde sein Wissen von der Geistlichkeit bezogen habe und die Eigentümlichkeit seiner Berechnungen sozusagen nur die volkstümliche und den besonderen Verhältnissen Islands angepaßte Übersetzung des südeuropäischen Einflußwissens sei! / Hermann Stoll, Einige alamannische Schmuckstücke von Hailfingen (Württemberg). Ebenda. Das wichtige und mit besonderer Sorgfalt ausgegrabene Gräberfeld von Hailfingen, das bereits wertvolle Aufschlüsse über die soziale Gliederung, die raffische Verteilung innerhalb derselben u. a. für die Zeit vom 5. bis 7. Jahrhundert geliefert hat, ergab unter dem reichhaltigen Fundinhalt auch drei eigenartige Schmuckstücke: Zwei Fingerringe mit der Darstellung eines gekrümmten vierbeinigen Tieres mit großem Rachen, das durch Vergleich mit ähnlichen Darstellungen an frühromanischen Kirchen des gleichen Gebietes als Fenzristwulf erkannt werden konnte, und eine Rundfibula aus Weißmetall, auf deren Platte sich eine stark stilisierte, echt germanische Darstellung dreier menschlicher Gestalten befindet. Ihre Deutung als die drei germanischen Hauptgötterheiten liegt nahe. Da jedoch diese gemeinsame Darstellung ungewöhnlich sei und die Attribute nur teilweise stimmen, möchte Verfasser darin eher eine germanische Darstellung der Kreuzigungsgruppe sehen, obwohl die christliche Mission in diesen Gebieten erst

¹⁾ f. meine „Germanen und Kelten“ (1929), S. 67

später eingesetzt hat. Eins jedoch steht auf alle Fälle fest: daß es sich hier um eine germanische Arbeit und nicht um ein Einfuhrstück handelt.

Dom Ursprung und Werden

der Indogermanen und Germanen

W. Schwantes, Eine neue jungpaläolithische Zivilisation in Holftein. Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, 8. Jahrg. Heft 11. Neuerdings sind in der Umgebung Hamburgs jungpaläolithische Fundplätze erschlossen worden, deren Kultur zweifellos der Ahrensburger Stufe vorausgeht und damit die erste echt jungpaläolithische Stufe für Norddeutschland darstellt. Sie trägt starken Aurignaciencarakter, obwohl besondere Einflüsse mehr auf Gleichzeitigkeit mit dem Magdalénien hinweisen. Mehr und mehr schält sich im Norden eine bis Holland reichende Kulturprovinz mit starken Aurignacieneinflüssen heraus, woraus sich erklärt, warum hier kein Magdalénien festgestellt werden konnte. Dagegen sind Zusammenhänge mit dem Swiderien bemerkbar. / Martin Richter, Die Kniegrotte bei Döbriß. Mannus, Bd. 25. Heft 1. 1933. Die Ausgrabung der Kniegrotte bei Döbriß ergab ein reichhaltiges mitteldeutsches Magdalénien. Bemerkenswert war ein 46 Quadratmeter großes Plattenpflaster vor der Höhle. Unter den Kulturfunden befand sich auch ein gewölbter Knochenmeißel mit der besonders schönen Ritzezeichnung eines Wildpferdes. / W. Pelsch, Zum Depotfund von Bygholm. Mannus, Bd. 25. Heft 2. 1933. Der Aufsatz setzt sich eindeutig auseinander mit dem Versuch Paul Reinedes (Ein Kupferfund der Dolmenzeit aus Jütland. Mälinger Zeitschrift. Bd. 24/25), an Hand eines einzigen Scherbens, der als Bruchstück eines Trichterbeckers erkannt wurde und zusammen mit einem Depotfund der Kupferzeit gefunden worden ist, die gesamte norddeutsche Chronologie über den Haufen zu werfen und sie zeitlich erheblich herabzudrücken, um so den unbequemen Vorrang der Nordkultur zu erledigen. Auf diesem Wege kommt er zu dem merkwürdigen Schluß, die Muschelhaufenkeramik, die die älteste Töpferware überhaupt darstellt, von der späten Michelsberger Kultur herzuweisen u. a. m. Schade nur, daß z. B. die Reinedes-Kupferbeile, die so anregend auf die Nordkultur gewirkt haben sollen, niemals in einem Ganggrab gefunden worden sind! Vielmehr hat ein neuer Fund von Robbin a. Witton (Rügen) erwiesen, daß eine späte Form der Trichterbecher, bis an das Ende der Jungsteinzeit fortlebt, wie im Anhang durch den Grabungsbericht von August Wilde dargelegt wird.

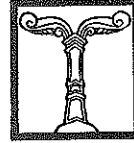
Kultur und Technik

Wolfgang La Baume, Der vorgeschichtliche Pflug — Ein prähistorisch-ethnographischer Vergleich. Mannus. Verlag Rabisch-Leipzig 1933. Bd. 25. Heft 1. Im Anschluß an das umfassende, vorwiegend völkerkundliche Werk von Paul Zeser „Entstehung und Verbreitung des Pfluges“ stellt Verfasser fest, daß die dort gewonnene Einteilung in „Pflüge mit Krümel“, „Vierseitige Pflüge“ und „Ältere Pflugformen“ auch für die vorgeschichtliche Forschung zutrifft. Für die nordische Jungsteinzeit ist der hölzerne Pflug erwiesen. Die bisher häufig als Pflugchar geduteten steinernen sogen. Schuhleisteile der bandkeramischen Kultur werden in dieser Bedeutung abgelehnt, da sich weder eine dafür geeignete Pflugkonstruktion denken läßt, noch auf der ganzen Welt steinere Pflugcharen je vorgekommen sind. / R. S. Wels, Eine bronzezeitliche Töpferei bei Altbuchhorst. Mannus, Bd. 25. Heft 3. 1933. Bei dem zwischen Beehsee und Möllensee gelegenen Dorfe Altbuchhorst ist nahe bei dem dortigen Burgwall eine vollständige Töpferei aus der Bronzezeit aufgedeckt worden. Außer einer Anzahl von Öfen, deren Fundament aus muschelförmig behauenen Steinen gemauert war und deren Oberteil aus gebranntem Lehm bestanden hat, wurden auch die Materialgruben und eine ganze Reihe von Töpferwerkzeugen gefunden.

Kulturbeziehungen

Eduard Hölzerbach, Der Ursprung der salischen Kultur. Die Sonne. Armanenverlag-Leipzig 1933. 10. Jahrg. Heft 2—4. Die Bedeutung des Sakentums, das arischen Einfluß bis weit nach Asien hineingetragen hat, ist von der liberalistischen, „voraussetzungslosen“ Wissenschaft fast noch mehr verkannt worden, als der Eigenwert der germanischen Kultur. Verjagen hier neben dem gleichen Mangel an „historischen“ Quellen doch auch noch Brauchtum und Volkskunde, denen wir für das Germanentum wertvolle Aufschlüsse verdanken. Dagegen vermögen wir durch methodische Vergleichung der salischen Kunst in ihren Einflußgebieten, etwa Assyrien oder Babylon, mit der kulturellen Hinterlassenschaft in ihrem riesigen Stammesgebiet wichtigste Erkenntnisse zu gewinnen. Die Erforschung des Sakentums, das es verstanden hat, sich von der griechisch-römischen „Zivilisationswalze“ frei zu halten und erst den Mongolenstürmen des 13. und 14. Jahrhunderts erlegen ist, ist im Hinblick auf die gesamte Indogermanenfrage wie auf die germanische Kultur eine dringliche Notwendigkeit. Gertha Schemmel.

Vereinsnachrichten



Mannheim-Ludwigshafen. Im Anschluß an die Vortragsreihe „Altgermanisches Geistesleben“ von Prof. Dr. Uebel an der Handels-Hochschule, deren guter Besuch das steigende Interesse an germanisch-deutscher Vorgeschichte bewies, lud der Genannte Ende Juli zu einer Gründungsversammlung ein, zu der sich etwa 25 Teilnehmer einfanden. Obwohl in Mannheim ein Altertumsverein und eine Ortsgruppe des Kampfbundes für deutsche Kultur besteht, ergab die Aussprache, in der die besonderen Aufgaben unserer „Vereinigung“, die mehr als nur „Verein“, die eine Arbeitsgemeinschaft sein will, die Bejahung der Notwendigkeit einer selbständigen Ortsgruppe. So konnte, da fast alle Anwesenden sich als ordentliche Mitglieder oder als Teilnehmer eintrugen, die Ortsgruppe satzungsgemäß gegründet werden. Anschrift des Leiters: Prof. Dr. Uebel, Mannheim, Schwarzwaldstr. 24, des Schriftführers: Th. Weber, Ludwigshafen am Rhein, Mundener Straße 246.

Odenburgische Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte gegründet. Nach dem bereits vor einiger Zeit dank der Bestrebungen des Provinzial-Museums Hannover in Hannover eine Arbeitsgemeinschaft für die Urgeschichte Niedersachsens entstand, ergab sich auch für Odenburg, als dem Mittelpunkt des Weser-Ems-Gebietes, die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit, dem Beispiel Hannovers zu folgen. Dem Odenburgischen Landesverein für Heimatkunde und Heimatpflege gelang es, nahezu alle Heimatvereine des Odenburger Landes für den Zusammenschluß in einer Arbeitsgemeinschaft zu interessieren, so daß vom 27. bis 29. Juli in Odenburg im Staatlichen Gymnasium eine Tagung stattfinden konnte, die aus dem Grunde unter dem Leitwort „Niedersächsische Urgeschichte und Schule“ stand, weil sie einmal die odenburgische Lehrerschaft mit dem elementarsten Wissen um die Vorgeschichte der eigenen Heimat vertraut machen wollte, — da seitens der Vertreter der vorgeschichtlichen Forschung schon seit einiger Zeit die

dringliche Forderung erhoben wurde, die Urgeschichte in den Lehrplan des öffentlichen Unterrichts aufzunehmen, — und weil zum andern der Plan einer Arbeitsgemeinschaft verwirklicht werden sollte. Dem Odenburgischen Landesverein für Heimatpflege war es gelungen, als Redner zu dieser Tagung zu gewinnen: Dr. Schröller und Dr. Tadenberg vom Provinzial-Museum Hannover, Studienrat Dr. Michaelssen-Odenburg (der für den erkrankten Prof. von Büttel-Reepen einsprang), Ministerialrat Tanzen-Odenburg, Dr. h. c. Schütte-Odenburg und Mittelschullehrer Brashorn-Odenburg.

Die Tagung wurde am 27. Juli eröffnet mit einem Lichtbildervortrag von Dr. Schröller-Hannover: „Einführung in die Eisenzeit“. Studienrat Dr. Michaelssen-Odenburg sprach sodann über „Die Baggerfunde aus der Weser“. Neben Führungen im Naturhistorischen Museum, das eine reichhaltige Sammlung prähistorischer Funde birgt, war für den ersten Tag noch ein Vortrag von Dr. Tadenberg-Hannover vorgesehen, der über die Bronzezeit sprach.

Im Mittelpunkt des zweiten Tages stand ein sehr bemerkenswerter Vortrag von Rektor Dr. h. c. Schütte-Odenburg, der den Zuhörern „Eine kurze Übersicht über die geologische Entwicklung der Nordseeküste bis zum Mittelalter“ bot. Der Vortrag Schüttes, der durch seine Küstenentstehungstheorie das Interesse der gesamten deutschen Wissenschaft erregt hat, zeugte von außerordentlicher Sachkenntnis und wirkte auch auf den Fachmann sehr überzeugend. Dr. Schröller sprach am gleichen Tage noch über „Die Zeit von Christi Geburt bis 1000 n. Chr.“ und in einem zweiten Vortrage über „Die Kultur der Werten“. Am gleichen Tage gelang dann die Gründung der seit längerer Zeit erstrebten Arbeitsgemeinschaft. Zum Leiter wurde Mittelschullehrer Brashorn-Odenburg bestimmt. Unter der Bezeichnung „Odenburgische Arbeitsgemeinschaft f. Ur- und Frühgeschichte“ haben sich 9 Stadt- und Land- odenburgische Heimatvereine zu gemein-

Altgermanische Kultur. Deutschland und Skandinavien im Frühlicht der Geschichte. Ausstellung in Bad Somburg. Juni—September 1933. Daß nun dort, wo bisher — Saalburg — die römische Altertumskunde besonders gepflegt wurde, diese Ausstellung einen Begriff von germanischer Kulturhöhe vermitteln will, mag als ein Gleichnis angesehen werden. Dr. v. Holst, der die Schau zusammengestellt hat, beruft sich im Vorwort des kleinen Führers auf die mahnenden Worte, die R. Schumacher erst vor wenigen Jahren seinen Fachgenossen zurief: „Wann wird die Zeit kommen, die — getragen von bewußterer Nationalempfindung — auch unserer älteren deutschen Geschichte die gleiche Liebe und Pflege widmet wie der römischen?“ Diese Zeit ist jetzt erfüllt, und derartige Ausstellungen sollten recht viel auch anderswo gezeigt werden, eine dankenswerte Aufgabe für die R. S. Kulturbundstellen und die Ortsgruppen der Vereinigung der F. r. g. B., vielleicht auch in Verbindung mit dem Deutschbunde,

Bei der Zusammenstellung werden, wie es in Homburg geschehen ist, benachbarte Museen sicher gern Hilfe leisten. Es ist dabei gar nicht nötig, kostbare Echtsünde durch Verleihen der Gefahr der Beschädigung auszusetzen, da für solche Schau Nachbildungen genügen (die Kunstfertigkeit in der Herstellung von Nachbildungen ist groß, s. Bremen, Väterkunde-Museum) und gute, große Aufnahmen ergänzend hinzutreten können. Allerdings sollte man sich nicht auf die Darbietung von Sachen beschränken, geistesgeschichtliche Vertiefung und Verbindung ist nötig, wie das auch in Homburg geschildert und eindrucksvoll durchgeführt ist. Die Homburger Ausstellung geht von den örtlichen Verhältnissen aus (Auftreten der geschichtlichen Germanen im Mittelrheingebiet), wesswegen sie ihre erste Abtheilung erst mit 500 v. Chr. beginnen läßt. Die Berücksichtigung des Örtlichen wird sich für jede derartige Ausstellung empfehlen, aber für das allgemein Nordisch-Germanische wird man zeitlich sehr viel weiter zurückgehen müssen. Einmaliges richtiges Anschauen ist wirksamer und gibt lebendigere Vorstellung als das Lesen von einem halben Duzend Büchern — deshalb sollte jeder, der es ermöglichen kann, die Ausstellung besuchen und die Anregungen, die er dort empfängt, weiterwirken lassen. S.

„Astronomie der alten Deutschen“ lautet das Thema eines öffentlichen Lichtbildervortrages **Hans Wolfgang Behms** im großen Vortragssaal der **Treptow-Sternwarte**, Berlin, mit einer vorauszugehenden Ansprache von Direktor Dr. **Archenhold**. Es handelt sich um die 800. und damit Jubiläumscharakter tragende Veranstaltung der bekannten Sternwarte der Reichshauptstadt. Die Veranstaltung findet am **13. September** abends **8 Uhr** bei volkstümlichen Eintrittspreisen (**0,70 RM.**) statt.

Heft 10

Zum „Männchen von Dechsen“

Das oechener Männchen ist der wintersonnenwendliche Jahrgott im Ur-bogen. Die sakrale Armhaltung kennzeichnet ihn als den „Zwiefachen“: gehobener Arm = steigendes



Abb. 1. Das Männchen von Dechsen.

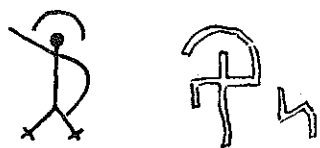


Abb. 2 und 3 entsprechende Stücke aus Santa-Barbara in Kalifornien (links) und Genhoum in Portugal (rechts).



Abb. 4 und 5. Zwei Steine aus Banoss, Sphère, deren Figuren das gleiche sinnbildliche Motiv zugrunde liegt. Rechts aus dem Bilderatlas zur Religionsgeschichte von W. Krause, links aus der „Heiligen Urschrift“ von S. Wirth.



Abb. 6. Füllungen des Bogenfrieses an der Kapelle zu Schmersloch bei Tübingen. (Nach Jung, Germ. Götter und Helden in christl. Zeit.)



Abb. 7. Fränkischer Grabstein von Niederdollendorf.



Abb. 8. Darstellungen am Peter-Paulsturm in Sirsau. Oben Südseite (Mittagshöhe), in der Mitte die Nordseite, unten die Westseite.

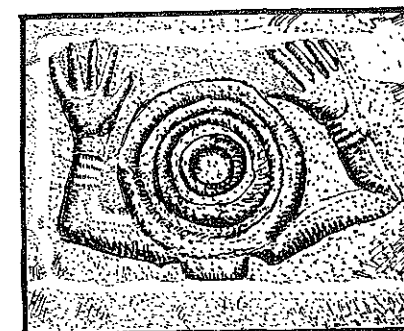


Abb. 9. Zeichen des hohen Sommers an der Spitalkirche in Tübingen. (Nach Jung.)

Licht (Frühling — Sommer), gesenkter Arm = sinkendes Licht (Herbst — Winter). Der Jahrgott ist der Tod- und Lebenbringende, der Sterbende und Auferstehende und seine Todes- und Geburtsstunde ist die Mittwinternacht. Dasselbe besagt der Bogen („Ar-

rune“); er ist ein uraltes Winter Sonnenwendzeichen, dessen Sinn in der uns längst vertrauten Verbindung mit dem Jahrgott in dieser Armhaltung (siehe Abb. 2, 3, 4, 5) wir so „übersetzen“ können: die Urmutter Erde nimmt den Sonnensohn in sich auf, um ihn wieder zu gebären.

Nun seien einige Parallelen zum Dachsener Männchen genannt. Der fränkische Grabstein aus Niederdollendorf (Provinzialmuseum Bonn; Abb. 7) zeigt den Jahrgott mit gesenktem und gehobenem Arm im „Ur“ (mit Schlangemäulern). Der Gott in dieser „winter Sonnenwendlichen Armhaltung“ erscheint auch in Plastiken romanischer Kirchen Deutschlands, auf deren Beziehung zu germanischer Kultsymbolik vor allem E. Jung („Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit“, München 1922, Lehmann) hinwies, und zwar auf einer des Hirsauer Glockenturms St. Peter und Paul (Jung a. D. S. 155; f. Abb. 8) und einer des Quedlinburger Doms. Der Hirsauer Turm bewahrt zudem noch den Jahrgott in den beiden anderen Haltungen — der mit beiden erhobenen und beiden gesenkten Armen —, die in der „winter Sonnenwendlichen Haltung“ gewissermaßen zu einer verschmolzen sind. Man möge die vielfachen Wechselformen bei Wirth nachsehen (S. U. Taf. 282 ff. und 338 ff.). Hervorgehoben sei nur die häufige Verbindung auch dieser Runen des sich Senkenden und des sich Erhebenden mit der Urrune. Diese kann mit dem Armpaar auch völlig verschmelzen, wie das bei der Rune in den Griternsteinen der Fall ist, deren Parallelen man jetzt S. U. Taf. 287 ff. findet. Der Gott mit den erhobenen Armen ist ebenfalls in Quedlinburg erhalten, ferner an der Kapelle zu Schwertsloch (Jung a. D. S. 31; f. Abb. 6 und der Spitalkirche in Tübingen (Jung a. D. S. 219; f. Abb. 9). Er taucht bekanntlich schon unter den skandinavischen Felsbildern auf (S. U. Taf. 299, Nr. 7).

Die winter Sonnenwendliche Armhaltung haben ursprünglich auch die sog. „Rolande“ d. i. die mittelalterlichen Symbole der Stadtfreiheit und Gerichtshoheit, die sich vor allem in Niederdeutschland finden. Der Jahrgott ist auch Rechtsgott, denn das Jahr, das ewige Werden und Vergehen, ist das Urbild aller Ordnung, das Urgesetz (vgl. altind. *ṛtā* „Jahr, von den Göttern festgesetzte Ordnung, heiliger Brauch, Recht“). Wir haben Gründe anzunehmen, daß die „Roland“-haltung beim Schwur eingenommen wurde. Auch der germanische Gruß, bei dem die Rechte erhoben wird, die Linke aber gesenkt bleibt, ist letzten Endes diese Haltung. Wenn die Rolandsfiguren mitunter auf dem Brunnen angebracht werden, so ist das im Grunde dasselbe wie die Verbindung des Gottes in der winter Sonnenwendlichen Armhaltung mit dem Ur-bogen; denn Bogen, Tor, Brunnen sind Symbole gleichen Gehalts. Der nach dem Volksglauben unergründliche, grundlose Brunnen, aus dem die Kinder kommen und in den die Toten gehen („Kinderbrunnen“ und „Höllbrunnen“ sind ursprünglich gleich), ist Symbol der Mutter Erde, in die der Sonnengott eingeht, um neu zu erstehen (vgl. Huth, „Janus, ein Beitrag zur altröm. Religionsgeschichte“ [Bonn 1932], Kap. IV: „Tor und Mundus“) ¹⁾. Das Leben des Jahrgottes ist das Urbild allen Lebens, auch des menschlichen Lebens. Der Jahrgott galt als der Urahn der „Menschen“, denn das germanische Wort „Mensch“ d. i. mannisko bedeutet „Nachkomme des Mannus“ (älter Manus) und Manus ist ein urindogermanischer Name des Jahrgottes. Während die Rune *Y* man, die das Linearzeichen des armhebenden Jahrgott ist, Manus lediglich als den Lebenbringer kennzeichnet, muß dies urindogermanische Wort doch ursprünglich den Jahrgott als den Zwielfachen, den Tod- und Lebenbringer bezeichnet haben, da das Latein umgekehrt „manus“ nur in der Bedeutung „Todbriinger, Toter“ bewahrt.

Wir schließen mit einer Stelle aus Werner Deubels Aufsatz: „Der deutsche Weg zur Tragödie“ (Mages Festschrift, Leipzig 1932, Barth, S. 51), in der Schiller angeführt wird:

„Die Sonne, die um sich zu erneuern im Westmeer stirbt, ist das heiligste Bild altgermanischen Symbolwissens um die Verjüngung alles Lebens aus großen Untergängen. Es mutet an wie ein aus Bluttiefen dringender Erinnerungsblick, . . . wenn Moor in den Anblick der sinkenden Sonne verloren, in die Worte ausbricht: „So stirbt ein Held! — Anbetungswürdig! — Da ich ein Bube war, war's mein Lieblingsgedanke, wie sie zu leben, zu sterben wie sie! . . . Daß ich wiederkehren dürfte in meiner Mutter Leib! . . .“

Der Lebensbaum

Der Granitblock aus Hunds d o r f (Abb. 1), dessen Übermittlung wir der Freundlichkeit des Herrn Ing. M e s s e n b ö c k = L i n z a. D. verdanken, ist ein neues schönes Beispiel für jenes Vorkommen des Lebensbaummotivs, wie es Herman Wirth schon in zwei ähnlichen Überlieferungen auf Tafel 159 der „Heiligen Urschrift“ veröffentlicht hat (Abb. 2). Auszugsweise geben wir hierunter zunächst die Mitteilungen des Einsenders.

„Der mächtige Stein mit der Rillenzeichnung wurde voriges Jahr von Oberlehrer Radler in Hagenberg, und zwar in Hunds d o r f im unteren Mühlviertel beim Hause Nr. 9 am Fuße des Hundsberges aufgefunden. In unmittelbarer Nähe des Steines befindet sich die Waldparzelle Kirchbühl (Schriftdeutsch Kirchhügel, -bühl -bühl). Eine Viertelstunde nordwestlich davon am Fuße des kleinen Hundsberges liegt in einem zum Rosnergute ge-

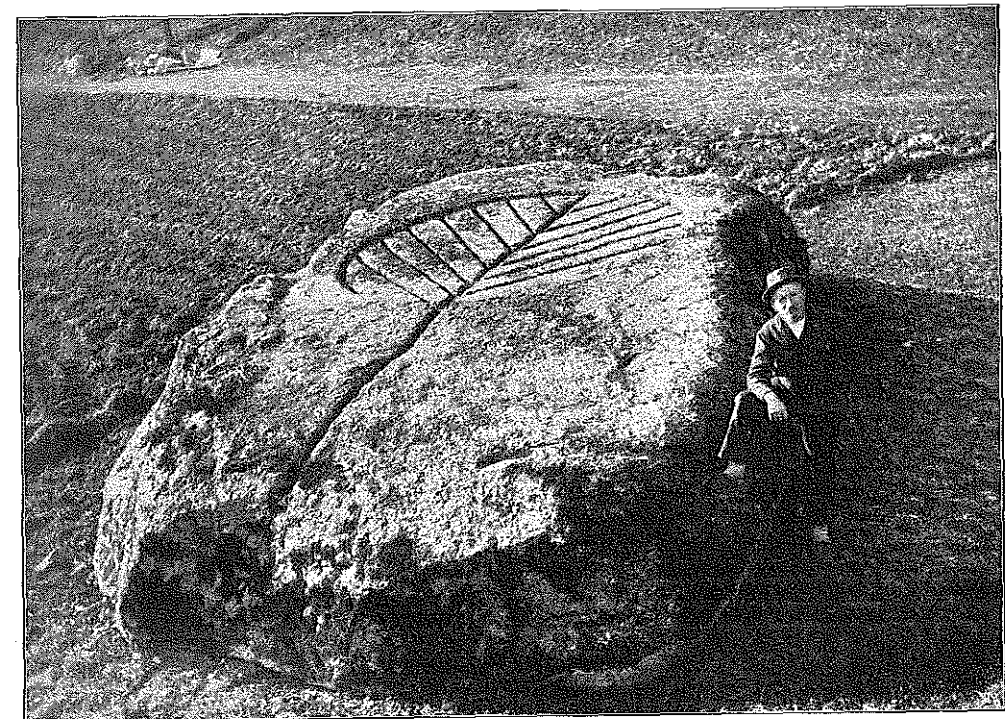


Abb. 1. Granitblock aus Hunds d o r f mit Lebensbaummotiv.

¹⁾ f. Besprechung in „Germanien“, 1933, S. 28. Schriftltg.

hörigen Föhrenwald (Sfernbühl genannt) ein kleinerer derartiger Stein, dessen Rillenzeichnung weniger sorgfältig ausgeführt ist. In nächster Nähe liegt das Brandmahrgut, welches seinerzeit der Maierhof des ehemaligen Schlosses Prantshof, Gutau war.

Die Bäuerin am Wurmsbergergute erzählte Oberlehrer Radler, daß diese Steine zum Pechbrennen verwandt würden, so der kleinere Stein das letztemal vor acht Jahren und schilderte auch den Vorgang dabei. Man gewinne demnach Pechöl (mundartl. Böchl), welches vornehmlich für Heilzwecke verwandt würde; mit Schweinsfett vermengt, ergab es Wagenschmiere. Oberlehrer Radler schrieb mir, daß ihm neun derartige Steine bekannt sind.

Von Hundsdorf im unteren Mühlviertel heißt es übrigens in der Volkslage, daß unsere liebe Frau (die hl. Maria an Stelle der Frouwa!) an der Spitze der unschuldigen (verstorbenen) Kinder nach Maria Schnee (Wallfahrtsort in Südböhmen knapp nördlich der östlichen Grenze) wallfahren geht. Der Altar befindet sich über einer heiligen Felsenspalte, einem Pfening- oder Fensstein.

Als ich das mir gesandte Bild anschaute, war mir sofort klar, daß es sich um das Sinnbild des Lebensbaums handle, jenes Sinnbild, das sich heute noch häufig in unserer Volkskunst vorfindet (siehe Kreuzsäule bei Brandegg usw.). Ich fand dieses Symbol übrigens auch in Italien an Denkmälern aus solcher Zeit, die noch unter langobardischem Kunstinflusse gestanden haben mag. Ich nenne die Chorschranken von S. Sabina, jene im Museum der Engelsburg, weiter von S. Maria Trastevere in Rom usw. Mittlerweile hatte der Prähistoriker des Linzer Landesmuseums ein Bild des abgebildeten Steines Herrn Prof. Dr. Herman Wirth gesandt, der ausdrücklich feststellte, daß es sich um den Lebensbaum handelt. Wenn man dieses Sinnbild noch im 19. Jahrhundert wahrscheinlich auf Grund älterer an selber Stelle befindlicher Bildstöcke (siehe Brandegg) auf Marterln anbrachte, warum sollte man dasselbe dann nicht an alter geheiligter Stelle zur Herstellung von heilemdem Öl verwenden? ...

Gibt es derartige Steine auch noch in Deutschland? Abgelegener als das untere Mühlviertel dürfte dort ein Winkel kaum sein."

Über Entstehung und Ursinn dieses religions-, kult- und symbolgeschichtlichen Hauptmotivs handelt S. Wirth im 15. Hauptstück der „Heiligen Urschrift“ (die mythologische, religions- und kultgeschichtliche Darstellung soll erst später im „Urglauben“ erfolgen). Zum Verständnis dieses Zeichens stellen wir einige Sätze aus dem genannten Abschnitt zusammen.

„In unmißverständlicher Weise lassen die Denkmäler erkennen, daß das Sinnbild des Jahres-, Welten- oder Lebensbaums aus der linearen Verbindung der Hauptpunkte des Gesichtskreisjahres entstanden ist.“ (Urschrift S. 403.) Das Gesichtskreisjahresjahr tritt uns in drei verschiedenen Formen entgegen, entsprechend der geographischen Breite; jeder dieser Formen ist eine besondere Teilung eigen (s. Textabb. 10 S. 85, Urschrift). Die lineare Grundform des Jahresbaumes entsteht dadurch, daß die spiegelbildlich einander entsprechenden Punkte auf dem Kreisumfang waagerecht miteinander verbunden werden; die Nord-Südachse des Jahreskreises bildet dann den „Baumstamm“. Der Kreis fällt weg, und die Waagerechten werden in gleicher Länge gezeichnet. Da jedoch die so entstehenden Linearformen den Reichtum der überlieferten Denkmäler nicht erklären, nimmt Wirth an, daß auch das Schema des Sonnenlaufbogenjahres bei der Entstehung mitgewirkt haben möge.

Neben den Hauptformen des Linearzeichens haben sich Spaltungsformen entwickelt in der Weise, daß man den „Stamm“ von oben nach unten der Länge nach teilte. Außerdem bilden sich Kurzformen, welche die „Äste“ schiefwinklig aus dem „Stamm“ herauswachsend zeigen. Auch diese Kurzformen können gespalten auftreten (siehe Textabb. 72

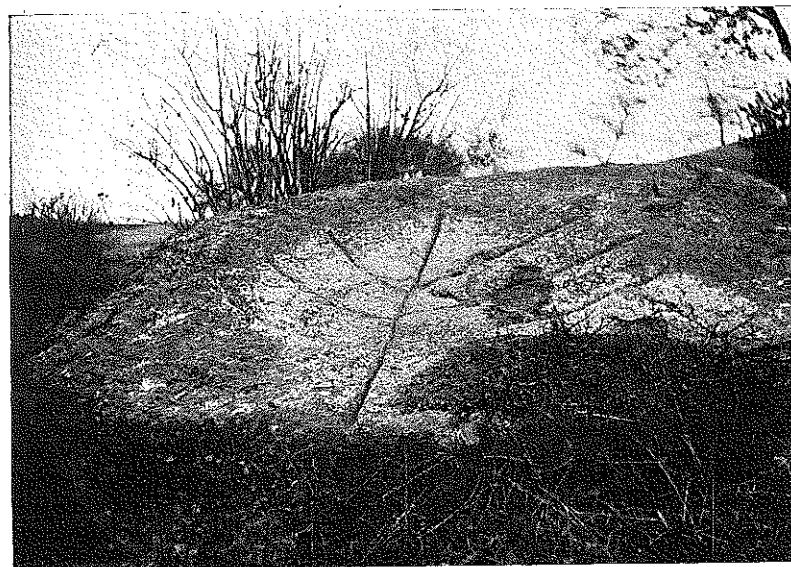


Abb. 2. Vorgeschiedliches Denkmal mit Lebensbaummotiv aus Oberösterreich (Hagenberg bei Hagen).

S. 404, Urschrift). Späterhin entwickeln sich die Linearformen zu mehr oder weniger naturalistischen Baumbildern, bei denen aber die kosmisch-symbolische Beziehung durch Jahreslaufzeichen angedeutet wird.

Die ältesten atlantisch-europäischen Belege für die lineare Darstellung des Weltenbaumes liegen vor aus den Kulturstufen von La Madeleine (geritzte Renntierhornstücke, rd. 20 000 v. Jw.) und Lascaux (bemalte Kiesel, rd. 10 000 v. Jw.). Die Dauerüberlieferung läßt sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts verfolgen, und wegen der Bedeutung des Motivs ist es naturgemäß sehr zahlreich und in mannigfachen Formelverbindungen belegt.

Seinem Ursinne nach stellt der kosmische Weltenbaum das Jahr Gottes dar, welches die Offenbarung Gottes in Zeit und Raum als ewiger kosmischer Wandel ist. Wie das Jahr ansteigt, seine Höhe erreicht und wieder absinkt, so wird der göttliche Sohn geboren, steht in der Höhe des Lebens und stirbt — in der ewigen Wiederkehr des steten Kreislaufes. Aber „auch des Menschen Leben ist wie ein Jahr — ein Jahr Gottes. Auch der Mensch durchlebt das Frühjahr seiner Kindheit, die Sommermittagshöhe des Erwachsenseins, seine Reife und sein Spätjahr, den Winter seines Alterns, um dann wieder in die Winter Sonnenwende seines Lebens einzugehen, in die Mitternacht, die Mutternacht, aus der er, wie alles Leben durch Gottes Atem und Licht wieder auferweckt werden wird, wieder auferstehen wird in seinen Sprösslingen, seinen Nachkommen.“ (Urschrift S. 16.)

Das Leitmotiv fast aller atlantischer Symbolik ist irgendwie das „Stirb und Werde“: Geburt und Grab, ein ewiges Meer, ein wechselnd Wehen, ein glühend Leben ... alles nur der Gottheit lebendiges Kleid. Und ebenso lebendig und wechselvoll kehrt das gleiche Leitmotiv „in größter Mannigfaltigkeit und reichster Wechselbeziehung der sinnbildlichen Zeichen wieder“.

So ist es jener Weltenbaum, von dem die Edda im Hávamal sagt, daß die Menschen nicht wissen, aus welchen Wurzeln er wuchs, der drei Wurzeln hat, welche tief im

Innern der Erde an der Urquelle haften, der im altnordischen Runenlied als der wintergrünste der Bäume genannt wird (Urchrift S. 407).

Uralte Zeugnisse zeigen uns den Jahres-, Welten- und Lebensbaum mit den sechs oder acht Punkten, :: oder :: bzw. * oder * als Bestimmungszeichen. In sehr fester Dauerüberlieferung läßt sich dieser Brauch von der älteren germanischen Eisenzeit bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts verfolgen. Ein besonders schönes Stück dieser formalen Dauerüberlieferung uralter Kultsymbolik im Volksbrauch ist die farbige Federzeichnung von etwa 1780 aus Nordhausen, die von H. Wirth 1924 in ihrer Bedeutung erkannt wurde (zur Zeit auf der Ausstellung „Der Heilbringer“). Die Zeichnung stellt den Maiestzug der Schuhmacherzunft zur Merichskinde dar, einem alten Kultbaum, der früher bei Nordhausen stand. In der erläuternden Unterschrift setzt der Zeichner noch das * Zeichen hinzu! „Zug der Schuhmacher zum Merichskinde Feste *“. Der Baum hat in der Krone einen Ring von neun (irrig für acht) Sonnenkugeln um einen Mittelpunkt. „Der Vor Leufer“ (der Maigraf), der an der Spitze des Zuges geht, trägt einen Kranz am Stabe P, Sinnbild des Jahres (S. 410 Urchrift). Den Jahreskranz zeigt auch die schwedische Mittsommerstange (Abb. „Germanien“, 1933, S. 167) und die Dueste (Abb. „Germanien“, 1933, S. 168 u. 169). Die Höhe von Duestenberg bei Vennungen im Südharz ist die einzige Stelle in Deutschland, wo heute noch der uralte Jahrbaum Gottes steht (Urchrift S. 430).

Es ist völlig ausgeschlossen, die Fülle der sonstigen Belege und Überlieferungen, die in allen Gebieten sich finden (und zweifellos sich noch mehr werden), die irgendwie atlantisch-nordischen Einfluß aufzuweisen haben, auch nur anzudeuten. Wir beschränken uns darauf, die eindrucksvollen Worte wiederzugeben, mit denen Wirth seine Abhandlung über den Lebensbaum beschließt (Urchrift S. 431):

„Einst verehrten die Sachsen — wie Rudolf von Fulda um 850 berichtet — einen „Baumstamm“ (truncum ligni) von keiner geringen Größe, aufrecht errichtet unter dem freien Himmel, welchen sie in ihrer Heimatsprache Trminsul nannten, was auf lateinisch universalis columna, „Weltenstütze“ heißt, weil sie gewissermaßen alles trägt (quasi sustinens omnia). Und so steht sie heute noch als Wahrzeichen in der Zeitenwende der Lebensgeschichte des deutschen Volkes und der Völker der Nordlandraße, in dem Zusammenbruch eines abgeschlossenen Zeitalters, das sich von diesem „Baum des Lebens“ und „des Wissens“ um die ewigen göttlichen Weltgesetze, dem rta abgewandt hatte. Wie ich es in meinem Duestenlied für meine Jugend schrieb:

„Berghoch am Walde
ragt von der Halde
morgenwärts schauend des Lebens Baum.
Dämmerung umwoben
harret er droben,
ferne entrückt in der Zeiten Raum.

Segnenden Lichtes höchster Gewinn,
Wahrer des Rechtes
freien Geschlechtes,
Weißbild des ewigen Grünens Geschlechtes
heiliger Erde Hort und Sinn.“

Tierkreis und Sonnenbeobachtung

Don Prof. Dr. J. Kiem

Mancherlei mündliche und schriftliche Besprechungen mit unsern Freunden zeigen, daß die Gleichung Tierkreis, also der breite Gürtel der zwölf Bilder des Tierkreises, und Ekliptik, also die scheinbare Bahn der Sonne als etwas ganz Selbstverständliches, weil durch die Beobachtung am Himmel ohne Schwierigkeiten feststellbares hingenommen wird.

Dennoch ist dem durchaus nicht so, und eine primitive Astronomie — das ist eine solche, die ohne halbwegs brauchbare Uhren und Winkelmessinstrumente arbeitet — wird nur schwer und nach sehr langen Zeiten der Beobachtung dazu kommen, diese Gleichung aufstellen zu können. Zwar mußte das Zusammenfallen der Bahn des Mondes, der ja nur in den Tagen des Vollmondes eine überstrahlende Helligkeit besitzt, mit den Bahnen der Planeten innerhalb eines nur wenige Grad breiten Streifens sehr bald festgestellt werden. Und daher haben wir zunächst die Einteilung dieses Streifens in die 27 oder 28 Mondhäuser, die bei sehr vielen Völkern vorhanden sind. Aus diesen sehr ungleich verteilten Mondhäusern hat man dann später die zwölf Bilder des bekannten Tierkreises zusammengefaßt.

Wenn wir nun berücksichtigen, daß eine mit Wasseruhren und Messinstrumenten arbeitende Astronomie erst in der Blütezeit der Alexandriner auftritt, daß aber die Beziehung der Sonne zum Tierkreis schon viele Jahrhunderte vorher den Babyloniern bekannt war, so fragen wir uns, wie man dies hat feststellen können. Wir haben da als Mittel den Mond. Es war zunächst zu erkennen, daß der Vollmond immer der Sonne gegenübersteht. Sodann war festzustellen, daß der Vollmond immer um ein Sternbild weiterückt und nach einem Jahre wieder im gleichen Sternbild steht. Eine weitere Erkenntnis war dann die, daß der Vollmond immer in demjenigen Tierkreisbild steht, in dem die Sonne ein halbes Jahr vorher gestanden hat.

Dazu gehört freilich schon eine ganze Menge, d. h. ein einigermaßen brauchbarer Kalender, die Möglichkeit, solche Beobachtungen aufzuzeichnen, und eine sehr lange Zeit der Beobachtungen. Aber die Zeit von einem Vollmond bis zum nächsten, nämlich rund 29,53 Tage, ein synodischer Monat, geht nicht in einem Jahre auf. Zwölf dieser Monate sind 354,36 Tage, so daß an einem Jahre ein Tag fehlt. Bedenkt man nun, daß in dieser Zeit der Mond ein halbes Tierkreisbild durchläuft, und daß der Zeitpunkt des Vollmondes mit bloßem Auge nur sehr ungenau festzustellen ist, so sieht man ohne weiteres ein, daß sehr viel dazu gehört, ehe man mit Sicherheit sagen konnte, daß die Sonne zur Zeit etwa der Sommer Sonnenwende in einem bestimmten Sternbild stünde. Es ist auch die Frage, ob einem primitiven Volke an dieser Feststellung etwas liegen konnte, denn die Sterne sind bei Tage nicht zu sehen, und der Himmel des Tages und jener der Nacht sind zwei verschiedene Dinge.

Wo man aber darauf achtete und aus Gründen der Mythologie oder der Ordnung des Kalenders den Sonnenlauf beaufsichtigte, da mußte man bei hinreichend genauen Feststellungen finden, daß ein bestimmter Punkt, etwa der Frühlingspunkt, im Laufe der Zeiten seinen Ort zu verschieben schien. Wir können heute rückschauend sagen, daß dieser Punkt um 4000 v. Chr. aus den Zwillingen in den Stier rückte, um 2000 in den Widder, um 0 in die Fische, aber ehe die Babylonier diese Veränderung als wirklich vollendet feststellen konnten, da war sie sicher schon mehrere Jahrhunderte vorbei. Wir stehen ja wieder am Ende von einem solchen sogenannten Weltzeitalter.

Der Frühlingspunkt wird in absehbarer Zeit in den Wassermann rücken. Aber es ist unmöglich, anzugeben, wann das der Fall sein wird. Man sehe sich einmal die Sternkarte in dieser Gegend an. Wo liegt die Grenze zwischen Fischen und Wassermann? Sie ist von uns zu ganz anderen Zwecken recht willkürlich gezogen worden. Für die Alten und für die Primitiven ist ein Sternbild eine Gruppe hellerer Sterne, die zusammengepaart werden. Aber der manchmal breite Raum dazwischen, ohne helle Sterne, wohin gehört er? So wird immer eine große Unsicherheit über den Zeitpunkt des Grenzübertrittes bestehen müssen. In 70 Jahren rückt der Frühlingspunkt um einen Grad vor, wie wenig ist das auf der Sternkarte! Wir brauchen also die Grenzen nur um ein paar Grad anders anzunehmen, und verrücken damit auch jenen Zeitpunkt um etliche Jahrhunderte.

Diese Ausführungen zeigen also, daß es nicht so einfach ist, den Ort der Sonne am Himmel ohne Instrumente anzugeben, daß ferner die Festlegung vom Äquator gegen die Ekliptik ziemlich schwierig ist, und daß zuletzt die Abgrenzung der Weltzeitalter gegeneinander nur sehr roh geschehen kann. Wenn aber Hermann Wirth im „Aufgang der Menschheit“ (Tafel IX) die Weltzeitalter bis gegen 16000 v. Chr. zurückverfolgt und nach einer mündlichen Mitteilung überzeugt ist, diese Feststellung als richtig betweisen zu können, so wäre damit ein Beweis für ein uns unbegreiflich hohes Wissen und Können unserer nordischen Ahnen geliefert worden.

Mittelalterliche Kalkbrennereien in Ostthüringen

Von Rudolf Hundt

Nur selten findet man in alten Kulturgeschichten, in Geschichten der technischen Wissenschaften Angaben über mittelalterliche Kalkofenkonstruktionen. Das machte sich so recht bemerkbar, als man die ältesten Kalköfen Mitteldeutschlands bei Caaschwitz ausgegraben hatte¹⁾. Dem Entgegenkommen der Fa. Fr. W. Anacker ist es zu danken, daß durch ordnungsgemäße Ausgrabung der alten Kalköfen ein Beitrag zur Geschichte der Kalkgewinnung hier gegeben werden kann.

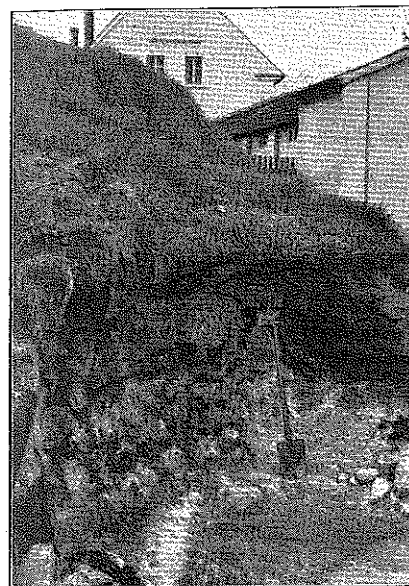
Im Mai 1932 baute man in Caaschwitz an der Straße von Gera nach Zeitz—Leipzig oder Gera—Eisenberg im Gelände der alten Kalkbrennerfamilie Fr. W. Anacker (Kalk- und Ziegelwerke) eine Laderampe. Dabei legte man rotgebrannte Lehm frei, die sich kreisförmig verfolgen ließen. Man ging dieser Erscheinung, die sich unter einer landwirtschaftlich seit Jahrhunderten genutzten Bodendecke zeigte, nach und stieß dabei auf Reste von gesetzten Kalksteinen (Ausfütterung), die auf einen alten Kalkofen hinviesen (Abb. 1 und 2). Auf der Feuerzunge, als die man die gesetzten Kalksteine erkannte, lag ein „Spinnwirtel“, dessen Rohmaterial aus der Eisenberger Gegend stammt und der Glasur zeigt. Die Feuerzunge ist eine Trennmauer zwischen 2 Feuerungen, die in halber Höhe in den Ofen hineinragt.

Nachdem dieser Kalkofen (Abb. 3) ausgegraben worden war, entdeckte Hans Anacker einen noch primitiven Feldbrandofen hinter der Ziegelei am Berghange, der aber einen nicht so deutlichen Einblick in die Art des Kalkbrennens erlaubte, wie der erste. Er hatte nur eine Feuerung und machte sich nur durch den rotgebrannten Lehm bemerkbar.

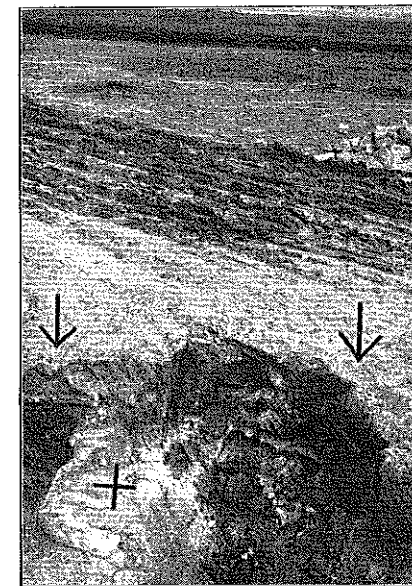
Das Sonderbare war, daß keine Flurkarte — die älteste geht bis zum Jahre 1842 zurück — etwas von der ehemaligen Anwesenheit der Kalkbrennereien verriet. Die ältesten Bewohner von Caaschwitz konnten sich nicht an irgendwelche Erzählungen ihrer Vorfahren erinnern, in denen von diesen Kalköfen die Rede gewesen wäre. Das 1195 zuerst erwähnte Rittergut Caaschwitz besitzt keine Altensaufzeichnung, in der diese Kalkwerke Erwähnung finden. Und doch zeigt der eine Ofen, daß die alte Kalkbrennerei nicht unbedeutend gewesen sein muß.

¹⁾ Die „Kalkfrage“ ist verschiedentlich in „Germanien“ schon gestreift worden (s. a. Stichwort „Kalkmörtel“ im Sachverzeichnis bei Teudt, German. Heiligtümer). Wir glauben deshalb, daß dieser Bericht über die Aufdeckung einer mittelalterlichen Kalkbrennerei die Teilnahme zahlreicher Leser finden wird. Schriftleitung.

„Der nordische Boden und der nordische Mensch unter dem ruhigeren Himmel werden der Schauplatz sein, wo die asiatische Spinnenarbeit zerrissen wird. Hier wird ein anderes und besseres Gemüt sich betätigen und ein höheres Vertrauen sich aufrichten, als es je unter den Kassen der Halbmenschen aufkommen konnte, die uns mit ihren Religionsausgeburten heimgesucht und so lange gegen unser eigenes besseres Wesen getäuscht haben.“ Eugen Dühring



Phot.: Hans Anacker.
Abb. 1. Futter des alten Kalkofens bei Caaschwitz.



Phot.: Hans Anacker.
Abb. 2. + = Feuerzunge des Kalkofens.
↓ = Feuerungen.



Phot.: Hans Anacker.
Abb. 3. ♂ = die beiden Feuerungen des Kalkofens.
⊞ = Feuerzunge.
+ = Ofenfutter an der Abhangseite des Ofens.

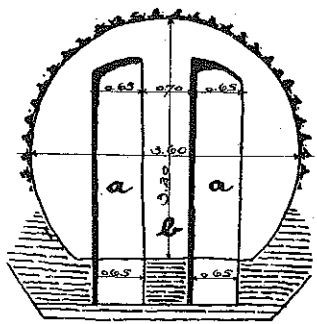


Abb. 4. Querschnitt durch den Unterbau des Kalkofens.
a = Feuerungen, b = Feuerzunge.

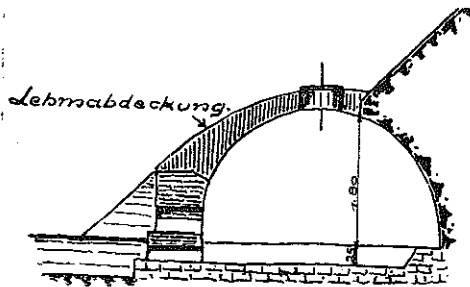


Abb. 5. Längsschnitt durch den rekonstr. Kalkofen.

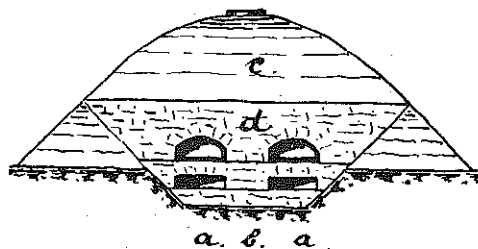


Abb. 6. Kalkofen wiederhergestellt. a = Feuerungen
b = Feuerzunge, c = Teil des Ofens, der nach jedem Brande erneuert wurde; d = fester Unterbau.
(Zeichnungen von Dir. Hänse)

Feuerkanals kann man sich die Feuerungsmethode folgendermaßen rekonstruieren: In die im Ofen befindlichen, durch die Feuerzunge getrennten Vertiefungen wurde das Brennholz aufgefüllt. Über das Tunnelgewölbe der Feuerung hinweg ging die Heizung vor sich, die durch den Kanal unter dem Lehmgewölbe Frischluft bekam. Über das Holz und zwischen das bis zur Oberfläche des bei jedem Brennvorgang erneuerten Oberbaues reichenden Holzes baute man den Rohkalk ein.

Genau nach Westen hin verläuft zwischen den beiden Feuerungen die Feuerzunge, die aus Kalksteinen gemauert ist. Die Heizzunge ist zwischen den Feuerungen 70 Zentimeter breit, setzt nach 1,10 Meter ab und verläuft als Feuerzunge in einer Breite von 20 Zentimeter und gegen 20 Zentimeter Höhe weiter. Sie mag früher noch höher gewesen sein, aber beim Ausgraben lösten sich die glasierten Decksteine der Feuerzunge ab. Von der Feuerzunge aus muß der Ofen, den man sich als eine Art von Backofen vorstellen muß, noch 1,80 Meter hoch gewesen sein. Die Heizzunge ist auf der Zeichnung gleich breit und gleich hoch rekonstruiert.

Der Durchmesser des stabileren Ofens beträgt 4 Meter. An der Ostseite befinden sich zwei Feuerungen, die durch Kalksteinsetzung kenntlich gemacht sind und durch Lehm geschlossen wurden. Nach Freilegung des südlichen Feuerloches kam eine interessante Erscheinung zutage. Das Feuerloch ist 1,50 Meter lang und 65 Zentimeter breit (s. Abb. 4—6). Auf dieser 1,50 Meter Länge befindet sich eine aus gebranntem Lehm bestehende Brücke, unter der sich ein 25 Zentimeter hoher Kanal befindet, den man als Unterzug auffassen muß. Auf dem Lehmgewölbe fand sich als Feuerloch in Ofennähe eine 15 Zentimeter starke Steinsetzung aus Sandsteinen des unteren Buntsandsteins, der in der Nähe ansteht und sich insofern großartig bewährt hat, als der kalkigkieselige Zement zwischen den Quarzkörnern, aus denen der Buntsandstein aufgebaut ist, das Material zu den festanhaltenden Glasurbinden lieferte, die den stark feuerbeanspruchten Stein stellenweise überziehen. Die Quarzkörner sind erhalten geblieben —, und die Löcher im Gestein stellen die Reste des ausgebrannten Zements dar. Weiter nach vorn fand sich nochmals eine 20 Zentimeter starke Steinsetzung aus Kalksteinen, deren Zweck nicht erkannt werden konnte. Am Ausgang der Feuerung bemerkte man sehr deutlich eine Wechsellagerung von Lehm im Liegenden, darüber dunkel gefärbte Brandschichten und darauf 0,50 Meter aufgeschütteten Boden.

Nach diesem Querschnitt des freigelegten

Außerst interessant ist das Futter der Kuppel und der Vertiefungen zu beiden Seiten der Feuerzunge. Dieses Futter baut sich aus zwei verschiedenen Schichten auf, einem Lehmfutter außen und einem Kiesel Futter innen.

Um die Rundung des kuppelförmig gebauten Ofens bei jeder Ingebrauchnahme herauszubringen, hat man Weidenruten gebogen, um außer der Form eine Anheftungsfläche für das äußere Futter, für den Lehm, zu bekommen. Heute ist noch überall dieses rotgebrannte Futter in einer Stärke von 8 Zentimeter vorhanden. Man sieht an den Außenseiten dieses Lehmputters noch sehr deutlich die Eindrücke der parallellaufenden Weidenruten. Um diesem Lehmfutter innerlich erhöhte Festigkeit zu geben, hat man den Lehm mit Gräsern vermengt, von denen deutliche Eindrücke erhalten sind.

An das Lehmfutter klebte man Sand und feinkörnigen Kies, der die Innenseite des Futters in einer Stärke von 8 Zentimeter ausmacht. Dieses Kiesel Futter ist überall geschmolzen und bildet eine breckzige Masse. Auf der Bodenplatte bildet das Kiesel Futter die Innenseite und ist zwischen Wand und Feuerzunge als Bodenplatte vollkommen zusammengeschmolzen.

Man fand beim Ausgraben noch Brennstoffreste. Gefeuert wurde mit Holz oder Holzkohle, die von den Feuerlöchern aus in die Bodendellen gelegt und sicher von da aus auch senkrecht nach oben aufgerichtet wurde. Um solche Holzsäulen herum hat man sicherlich die zu brennenden Kalksteine gebaut. In der Kuppel befanden sich mehrere Öffnungen, die dem Feuer den Zug vermittelten.

Aus den Maßen ergibt sich, daß man in diesem Ofen gegen 100 Zentner Kalkstein unterbringen konnte, aus dem man gegen 50 Zentner gebrannten Kalk gewann.

Man hat Proben von Weiß-Steinkalk und gelöschtem Pulverkalk gefunden. Auch Holzkohlen fanden sich. Man muß sich vorstellen, daß die Hitze durch Insohlung erzeugt wurde, so wie es heute noch beim Meiler vor sich geht. Wenn das Holz mit offenen Flammen gebrannt hätte, wäre Asche übriggeblieben. Obgleich der gebrannte und mit der Zeit gelöschte Kalk schon Jahrhunderte in dem Ofen lag, haben Bindungsversuche an Ziegeln den Beweis erbracht, daß er die Bindkraft noch nicht verloren hatte.

Es interessiert uns nun, welches Rohmaterial die Kalkbrenner des Mittelalters in Caaschwitz verwendet haben.

Gebrannt wurde Weißkalk aus dem Oberen Zechstein, und zwar nach den aufgefundenen Proben ausschließlich Weißkalk. Das ist deshalb verwunderlich, weil die heute in Betrieb befindlichen Kalkwerke Ostthüringens, die ihr Rohmaterial aus dem Zechstein nehmen, außer einem Kalkwerk in Königsee, ihre Steine dem Dolomit entnehmen und daraus Graukalk brennen. Nur im Caaschwitzer und im Wetterzeubener Profil des Oberen Zechsteins schalten sich einzelne Weißkalkbänke ein. Die geologischen Verhältnisse des von den Alten ausgebeuteten Profils von Caaschwitz behandelt die Arbeit des Verfassers: „Fazielle Entwicklung des Oberen Zechsteins Ostthüringens“ (Zeitschrift für Naturwissenschaften; 90. Jahrg. Halle, 1933). Der Caaschwitzer Kalkbrenner des Mittelalters kannte diese Bänke und bezog aus ihnen sein Rohmaterial.

Wenn man die Größe des Ofens und die Menge des darin gewonnenen gebrannten Kalkes betrachtet und sich vorstellt, daß der Bedarf im 14., 15., 16. Jahrhundert für eine Gemeinde nicht so groß gewesen sein dürfte, dann kann man verstehen, daß man deshalb Weißkalk brannte, weil man ihn sumpsen und in dieser Form sehr lange aufbewahren konnte. Er wird als Mörtel in der weiteren Umgebung gesucht gewesen sein. Wahrscheinlich stammt der zum Bau der alten „Kaiserpfalz Kempe“ bei Breitenbach und zum Bergfried von Hahnsburg des Schlosses Croffen an der Elster verwendete Mörtelkalk auch schon aus Caaschwitzer Feldbrandöfen.

Nach der primitiven Bauart muß man den Beginn der Caaschwitzer Kalkbrennerei in das 13. Jahrhundert zurückverlegen. Der aus der Feuerzunge gefundene glasierte Spinnwirtel

stammt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, was mir dankenswerterweise der Geraer Prähistoriker Bruno Brause mitteilte. Also um 1550 war nach dem Fund des Spinnwirtels der Ofen noch im Betrieb; um 1640, also im Dreißigjährigen Kriege, deutete nach P. E. Kretschmer („Bei Raschwitz in der unteren Elsteraue“, Gera 1924) nur noch der Personenname „Kalkhofen“ auf die ehemalige Kalkindustrie hin.

Vermutlich hat also diese Industrie im Dreißigjährigen Kriege ihren Untergang gefunden.

Ganz in der Nähe dieses Kalkofens war der Sage nach eine hochentwickelte keramische Industrie zu Hause. Robert Eisel schreibt in seinem „Sagenbuch des Voigtlandes“ (Gera 1871): „Gleina bei Röstitz hatte vordem eine viel größere Bedeutung als heute. Ein Haus dort heißt zum Beispiel noch heute Vicareh, und Alder in der Nähe werden von damals her noch heute die Spitteläder genannt und die Töpferäder. Auf letzteren fand man zuweilen noch die Scherben von dem Markte, der dort abgehalten wurde und bei dem besonders die Töpfer feilgehalten haben. Die Burg aber stand auf dem nahen Kalkhügel.“ Dazu ist zu bemerken, daß in der Nähe von Gleina und Caaschwitz des öfteren aus Gräbern und Wohngruben neusteinzeitliche Scherben ausgeadert oder ausgegraben worden sind.

Einen alten Feldbrandofen, in dem Kalk gebrannt worden ist, hatte man im Jahre 1925 in Wünschendorf auf dem Gelände des Kalkwerkes des Verkaufs-Vereins Sächs.-Thür. Kalkwerke angeschafft. Er war regelrecht gemauert und besaß ein Futter aus Platten, die dem Hauptquarzit des Unterfilurs der Hüttchenberge bei Wünschendorf entstammen. Dieser Kalkbrandofen stammt aus dem 18. Jahrhundert, ist also dem Caaschwitzer gegenüber jung. Leider ist er, ohne vorher im Bilde festgehalten zu sein, dem Abbau der Dolomite zum Opfer gefallen.

P. E. Kretschmer gibt in seinen „Kulturhistorischen Wanderungen im alten Neuenlande und seinen Nachbargebieten“ an, daß in der Elsteraue im 10. und 11. Jahrhundert der erste Steinbau begann, und die eigenartige Zugentechnik, wie sie der Crossener und Hainburger Turm aufweist, etwa bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts hier geübt worden ist. Es muß demnach schon damals in der Elsteraue Mörtelkalk gewonnen worden sein. Kretschmer führt weiter an, daß bei Wetterzeube schon im frühen Mittelalter von Pegauer und Zeitzer Bürgern Kalksteine gebrochen worden sind. Ob Kalk gebrannt wurde, oder die Steine als Werksteine verwendet wurden, geht aus den Aufzeichnungen nicht hervor. 1525 erwarb nach Kretschmer der „Böhlweise Rath zu Zeitz“ von Bastian Reichardt eine Kalklagerstätte zu Wetterzeuhl. Der Droßiger Schloßherr von Bünau schloß 1563 mit dem Zeitzer Rat einen Vertrag ab, wonach für eine Kubikrute Kalkstein 9 alte Schod 5 Gr. gezahlt werden mußten, 1579 und 1603 geriet man wegen des Steinbrechens zu Wetterzeuhl und Bodehols mit dem Amte Weiskensels in Konflikt. Um 1100 ist auch das Mauerwerk der alten Steinburg, heute Kempe, als kaiserliches Jagdschloß erbaut worden.

Obgleich das Zechsteinprofil von Wetterzeube im großen und ganzen dem von Caaschwitz gleich — auch hier finden sich Weißkalkbänke —, scheint es, daß man bei Wetterzeube vorzugsweise Werksteine gebrochen hat, und bei Caaschwitz Kalk brannte.

Höchstwahrscheinlich ist die Form des Caaschwitzer Kalkbrandofens vom Töpferofen übernommen worden und gehört so zu den primitivsten Kalkfeldbrandöfen Mitteldeutschlands.

Nur der Unterbau war stabil angelegt, während die Kuppel höchstwahrscheinlich vor jedem neuen Brennprozeß durch gebogene Weidenruten immer wieder erneuert wurde.

Ein dritter Kalkofen wurde in der Nähe des beschriebenen stabileren Kalkofens ausgegraben. Er liegt unmittelbar am Abhang, der aus Lehm aufgebaut ist. Man hat in die Lehmwand einen Hohlraum gegraben, der an der Basis, 2,50 Meter Durchmesser

hat und Manneshöhe aufweist. Dieser freisrunde Hohlraum zeigte weder Futter noch Steinsetzung. Von der Feuerung konnte nichts mehr studiert werden, da Gebäude die vollkommene Freilegung verhindern. Allen Anschein nach baute man die zu brennenden Kalksteine in den Hohlraum im Lehm hinein und benutzte die Lehmwand als Futter. Bis 40 Zentimeter Stärke ist der Lehm durch das Feuer ziegelrot gebrannt. An diesem Futter hängen an der Innenseite noch Stücke gebrannten Kalkes. Diese Ofenform scheint die primitivste zu sein, die in den Caaschwitzer Brennereien üblich war.

Dem Alter nach reihen sich die Caaschwitzer mittelalterlichen Kalköfen folgendermaßen auf: Der älteste ist der in den Lehm des Abhanges hineingebaute Ofen. Dann folgt der Feldbrandofen, den man auf der Terrasse hinter der Ziegelei freigelegt hat und der schon Futter zeigt. Der jüngste ist der Feldbrandofen mit dem stabilen Unterbau, der eine ausführliche Schilderung erfahren hat.

Leider konnten durch die errichteten Baulichkeiten die beiden ältesten nicht erhalten werden. Die Bodendecke des jüngsten Ofens mit der stabileren Bauart ist von dem Fr. W. Anacker'schen Kalk- und Ziegelwerke insofern der Nachwelt überliefert, als man den Unterbau, ohne ihn zu zerstören, zuschüttete, weil man eine Grubenbahn über die Stelle hinweglegen mußte.

Für die freundliche Unterstützung durch Photos und Rekonstruktionszeichnungen sage ich Herrn Kalkwerksbesitzer Hans Anacker, Herrn Rittergutsbesitzer Kurt Räge und Herrn Direktor Walter Hünje meinen besten Dank.

Durch das Auffinden der Caaschwitzer mittelalterlichen Kalkbrennereien ist ein beachtenswerter Beitrag zur Geschichte der Kalkbrennerei im Norden überhaupt geleistet worden.

Die „Jägerstühle“ bei den Bodensteiner Klippen im Hainberg

von Dr. Harmsen

Im Hainberg, dessen drei von Norden nach Süden sich erstreckende Höhenrücken zwischen den Orten Sillium im Norden und Bodenstein im Süden sich emporheben, liegt im Gebiet der sog. Bodensteiner Klippen (die zur Feldmark der Gemeinde Sehlde gehören) ein Felsen, der im Volksmunde die „Sofaflippe“ genannt wird. An dessen Westfuße befindet sich ein kleiner Platz, der im Volksmunde das „Paradies“ oder die „Jägerstühle“ genannt wird (Abb. 1 [= Skizze] und Abb. 2).

Es steht dort eine gewachsene 4 m hohe, 2½ m schmale Klippe a. An ihrer östlichen Schmalseite befindet sich eine kleine, ca. 2 m breite, ca. 60 cm tiefe und ca. 30 cm hohe Erdauffschüttung c. Diese ist durch zwei flache, in die Erde eingelassene Steine an der Vorderseite begrenzt b. Außer einzelnen Felsbrocken liegen auf der Nordseite des Platzes zwei Felsstücke d¹ und d², die in Form von Lehnstühlen bearbeitet sind. Welcher Art die Bearbeitung ist, kann man heute nur schwer noch feststellen. In dem Sitze des Sessels d² (Abb. 1 u. 3) sind verschiedene Zeichen eingemeißelt. Das eine in Form eines liegenden M. Ein weiteres darüber ist heute nur noch schwer feststellbar.

Geht man von dem Felsen auf dessen verlängerter Mittellachse einige Schritte (6 m) nach Osten, so sieht man in dem Boden einen nach dem Felsen zu offenen Halbkreis (e¹ der Abb. 1) von 2 m Durchmesser, der ca. 20 cm in den Boden eingelassen und durch senkrecht gestellte Steine abgesteift ist. Nördlich dieses Halbkreises, in einer Entfernung

von ca. 4,5 m und ebenfalls 6 m von dem Felsen entfernt, ist ein Halbkreis (e^2 der Abb. 1) ganz gleicher Bauart in die Erde eingelassen.

Vergleicht man diese Anlage mit der in „Germanien“, Jg. 1933, S. 186, abgebildeten

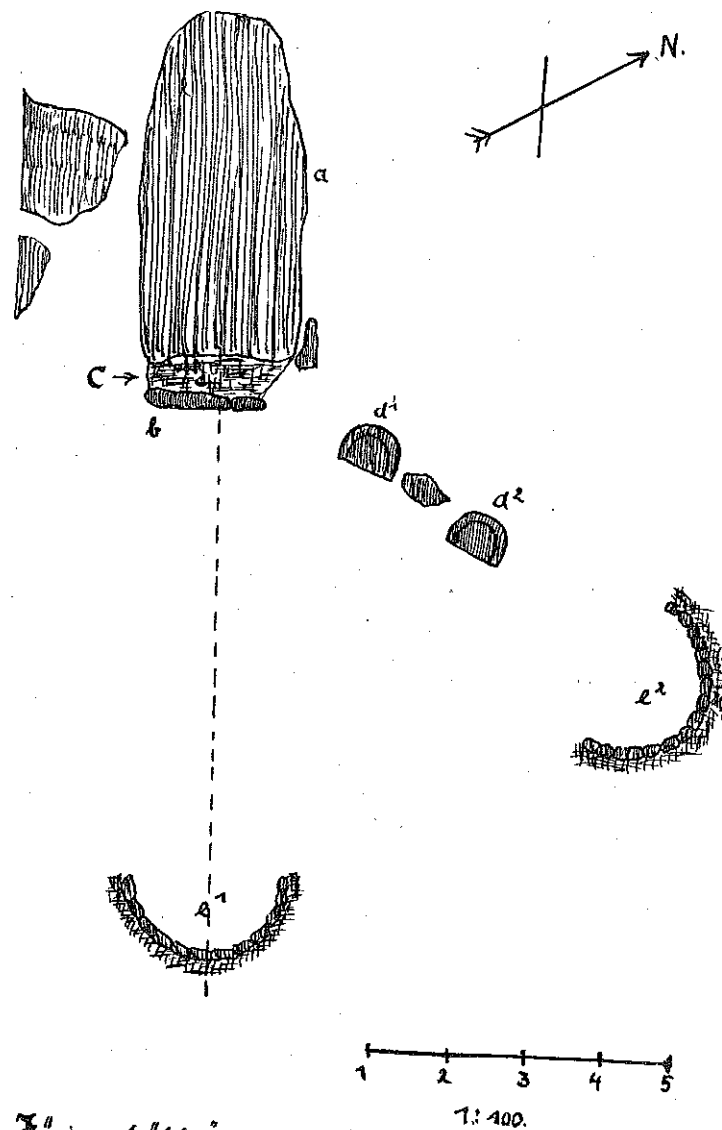


Abb. 1. „Jägerstühle“
a. Bodensteinerklippen.

Dr. Karmann.

Hersforder Gerichtsitzung, so fallen einem bei der Betrachtung dieses Bildes die im Vordergrund stehenden zwei Schranken auf. Diese bilden ein nach dem Richter zu offenes halbes Sechseck. In ihnen stehen scheinbar die streitenden Parteien mit ihren Streit-

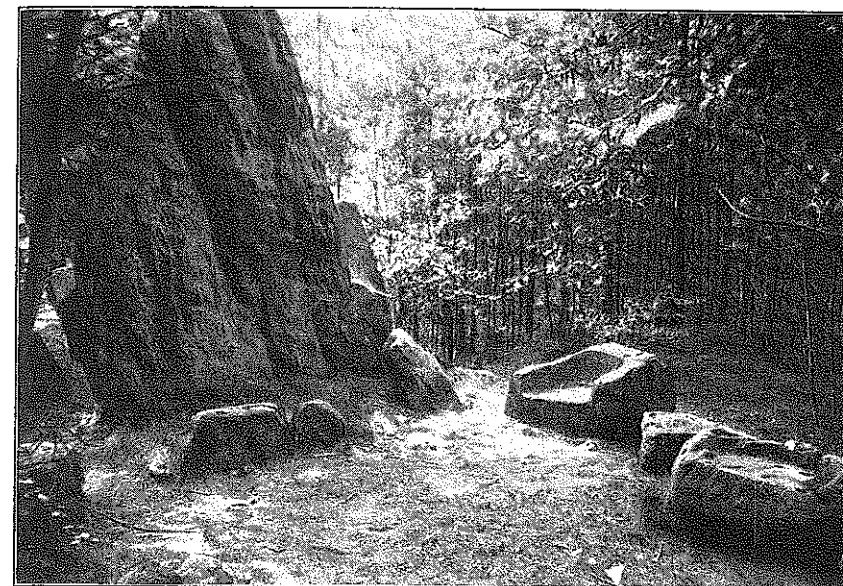


Abb. 2. Die „Jägerstühle“ am Westfuße der „Sofaflippe“ bei Hainberg.



Abb. 3. Sesselfisch (d^2 der Abb. 1) mit eingemeißelten Zeichen.

helfern. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese ganze Anlage der Jägerstühle mit den halbkreisförmigen Steinsetzungen, der Aufschüttung am Fuße des Felsens und den Steinsesseln ebenfalls Gerichtszwecken gedient hat. Denn diese Anlage der sogen. Jägerstühle zwingt einem fast dazu, die Anlage der Hersforder Schöffenstühle auf diese Anlage sinngemäß zu übertragen. Demnach könnte man also annehmen, daß die „Jägerstühle“ eine uralte Thingstätte gewesen sind.

Volkstündliches aus dem Riesengebirge

(Tallsackmarkt, Walenzeichen und Sühnekreuze)

Von Studienrat Dr. Max Göbel, Hirschberg

Alljährlich am Palmsonntage herrscht auf den Plätzen und Straßen von Bad Warmbrunn im Riesengebirge buntes Jahrmakttreiben. Alle Genüsse eines Volksfestes bieten sich den Besuchern, die aus dem ganzen Hirschberger Tale dort zusammenströmen. Die unbestrittene Hauptrolle aber spielt der „Tallsack“, der dem Feste den Namen Tallsackmarkt gab. In jedem Bäckerladen, in jeder Bude, die Schwaben feilhält, prangt er, stattlich und schön aus Kuchenteig gebildet, die Arme halbkreisförmig in die Hüften gestützt, die Beine in der Paradesellung der Grenadiere des Alten Fritz stämmig und trugig gespreizt, guckt mit listigen Rosinenaugen in die Welt, die sich immer gleich bleibt, und wartet, bis sich sein Schicksal erfüllt und der Bauernbursch ihn seinem Mädchen als sichtbares Zeichen zärtlicher Beziehung überreicht.

Ursprung und Bedeutung der Tallsackfigur sind vielumstritten. Neben der Namensform „Tallsack“ findet sich auch die Bezeichnung „Dallsack“, mundartlich „Dollack“. Man hat an das gotische *dulhs*, das eine Opferfeier bezeichnet, zur Erklärung gedacht; im Dialektworte „Dult“, das im Bahrischen den Jahrmaktt bedeutet, ist es noch heute erhalten. Freilich wird diese Deutung der zweiten Silbe des Wortes Tallsack keineswegs gerecht, ganz abgesehen davon, daß sprachliche Beziehungen der schlesischen Mundart zur bahrischen, was den Wortschatz im engeren Sinne anlangt, ferner liegen. Man hat weiterhin die im Hochstift Eichstätt in Mittelfranken bis etwa ums Jahr 1800 herrschende Sitte, am Fastnachtsdienstage einen Strohmann, den „Döll“, als Sinnbild der Vernichtung des Winters zu verbrennen, zur Erklärung herangezogen. Daß er mit dem schlesischen Tallsack verwandt ist, wäre an sich nicht unmöglich, wenn man an die Einwanderung fränkischer Kolonisten in Schlesien im 13. Jahrhundert denkt. Aber leider läßt die Historie mit genaueren Nachrichten völlig im Stich: keine Urkunde, kein Schöppenbuch bringt den Nachweis für das Vorhandensein des Wortes „Dult“ im schlesischen Sprachschatz, und auch der Döll ist eine in Schlesien sonst ganz unbekannte Erscheinung, die nirgends belegt ist. Wir wissen aus der Geschichte lediglich, daß im Jahre 1403 der Ritter Gotische II. Schöff vom Rhnast die „weißen Mönche“, die Zisterzienser, in die Propstei nach Warmbrunn berief und daß diese am Palmsonntage das mit einem Jahrmaktt verbundene Fest der Palmenweihe feierten. Da nahmen sich dann die Bergbauern die geweihten Palmen mit heim als Schutz gegen Krankheit von Menschen und Vieh, gegen Ungemach und Unheil aller Art.

So bringen die historischen Quellen in den Deutungsversuchen nicht weiter, und auch philologische Autoritäten wie Grimm und Weinhold wissen mit dem Worte im Grunde nichts anzufangen. Lediglich eine Betrachtung der Tallsackfigur selbst kann Klarheit bringen. Schon die halbkreisförmig gebogenen Arme sind auffällig. Sie erinnern an das Fahrzeichen, dessen Vorkommen Herman Wirth so vielfältig belegt hat. („Heilige Urschrift“, Tafel 2; 6; 7, Nr. 1—3; 299, Nr. 5, 8, 9, 10). Aber weit auffälliger sind die Zieraten, die der Tallsack auf dem Leibe trägt. Es sind sämtlich Wirthsche Kultsymbole. Da findet sich die Spaltform des Ψ Zeichens, also Ψ , ferner das Zeichen \mathcal{Q} , das Hakenkreuz, das Malkreuz, das Horn, die Schlange, der zur Verschnürung umgedeutete Lebensbaum. Und wenn auch dadurch noch nicht der Charakter des Tallsackes als eines uralten Opfergebäudes bewiesen erscheint, der möge sich die Tallsackfigur ansehen, die verblüffend an die Haltung des von Will Vesper beschriebenen Männchens von Dachsen erinnert

(Germanien 1933, 1. S. 16 u. 7. S. 214: der linke Arm ist halbkreisförmig in die Hüfte gestützt, der rechte ebenso zum Haupte erhoben (vgl. Wirth, Urschrift, Tafel 284). In der erhobenen Hand trägt die Figur waagerecht über dem Kopf einen kleinen Tallsack, eine Stellung, die ebenfalls an Wirthsche Kultsymbolik erinnert: es ist der „alte Gott“ mit dem aus ihm hervorgehenden jungen Gott, dem Menschen (Wirth, Urschrift, Tafel 343).

Was soll nun aber der Name Tallsack? Unter Ablehnung der bisherigen Erklärungsversuche möchte ich an das mittelhochdeutsche Wort *dult* oder *dolt* denken, das das Ertragen eines Leidens, die Geduld, bezeichnet. Wenn man sich erinnert, daß das Volk am Sonntag Vatare als Ausdruck der Freude über die abgelaufene Herrschaft des Winters ausgestopfte Puppen verbrannte, die den Winter symbolisierten, so wird einem das Wort ohne weiteres klar. Vor dem Feuertode hatten diese Puppen noch Schlimmes zu erdulden: sie wurden im Takte mit Knüppeln geschlagen, wozu Hohn- und Spottlieder gesungen wurden. Erst dann wurde der Dult, der ausgestopfte Sack, der „Dultsack“ oder „Dollack“, dem Flammentode überliefert. Der „Dollack“, „Dollack“ oder „Tallsack“ ist also nichts als ein jahreszeitliches Sinnbild.

Auch sonst finden sich im Riesengebirge manche Spuren uralten Volkstums. Die in Felsen eingehauenen sogenannten Walenzeichen sind durchaus nicht immer auf die Walen, die Benediger, die geheimnisvollen welschen Eindringlinge, zurückzuführen. Dafür zeugt die Bemerkung in einem der alten Walenbücher: „An den Steinen sind gehauen mancherlei Formen, in einer Form eines Mannes, da ein Hund, da ein Schild, hier ein Kreuz und sonst andere Zeichen. An dieselben darfst du dich nicht kehren.“ Sie waren also schon vor den Walen da. Bemerkenswert ist auch der Satz desselben Buches: „Von der hohen Leithe durch einen Grund nach der kleinen Leithe ... da findet man einen Wallerstein, darein ist gehauen ein Bischof und viele andere Zeichen.“ Hände, Füße, Kreuze, Halbmonde, Spieße, Beile, Pilgerstäbe sind ferner in den Walenbüchern erwähnt: lauter Zeichen, die aus der Kultsymbolik Herman Wirths wohlbekannt sind. Es dürfte nicht schwer halten, eine beachtliche Sammlung solcher Zeichen zusammenzustellen, die heute noch vorhanden sind. Besonders bemerkenswert sind die Hammerkreuze zweier Felsen auf dem Sattel zwischen Goldloch und Höllengrund am Fuße des Rhnasts, in einer durch dort lokalisierte Sagen vom Wilden Jäger auf kultische Beziehungen hinweisenden Umgebung, ferner der dreifach gekreuzte Stab mit den beiden Jahressonnen in der Nähe des Adlerfelsens in Schreiberhau, schließlich die Hand und das Kreuz am Mannstein in Gaim. Doch das sind nur Beispiele aus einer längeren Reihe verwandter Zeichen, die sich im Gebirge finden¹⁾.

Unstreitig gehören in diesen Zusammenhang auch die sogenannten Sühnekreuze mit ihren seltsamen Darstellungen, den Äxten, Beilen, Armbrüsten, Rädern und Schwertern. Auf sie wurde kürzlich in dieser Zeitschrift hingewiesen (1933, Heft 4, S. 120 f.). Auch hierfür bietet das Riesengebirge und sein Vorland Material. Auffallend ist vor allem das Sühnekreuz an der Friedhofsmauer in Arnsdorf, das neben dem Schwert auch zwei Füße zeigt und so eine Beziehung auf mittelalterliche Rechtspflege von vornherein unmöglich macht.

Die in Angriff genommene genauere Untersuchung der Walenzeichen und Sühnekreuze wird gewiß noch manchen Beleg für die kultsymbolischen Theorien Herman Wirths zutage fördern.

¹⁾ Abbildungen von sogenannten Walenzeichen sind veröffentlicht von Robert Cogho (Volksagen aus dem Riesengebirge. Warmbrunn 1903), vor allem aber von W. Loe- wig (in der Zeitschrift „Schlesien“ 3, 1909/10, S. 464—466 sowie in der Illustrierten Beilage zur Schlesischen Zeitung vom 12., 19. und 26. Juni 1926). Dort sind die Zeichen sämtlich den Walen zugeschrieben.

Rufer im Streit

Erstes Nordisches Thing. Veröffentlichtungen der „Väterkunde“. Bd. 1. Bremen: Angelfachsen-Verlag. 1933. 90 S. 8°. 1.25 RM.¹⁾ Wenn diese Besprechung in Druck geht, ist die 1. Auflage dieser Sammelschrift, die die in Bremen gehaltenen Vorträge enthält, schon ausverkauft. Ein vorläufiges Zeichen für den starken Widerhall, den das Erste Nordische Thing (vgl. Heft 8, S. 241), einberufen von Dr. h. c. Ludwig Roselius, überall gefunden hat. Seine Begrüßungsansprache kündete Sinn und Lehre des Things: „Nöt heißt Sieg“ für Nordlands Söhne. Aus der Not entsteht Selbstbesinnung: Machen wir endlich einmal Schluß mit dem Ammenmärchen, daß wir vor 2000 Jahren noch Barbaren waren und unsere Kultur den Südländern verdanken.“ Roselius hat den Besuchern Bremens die Möglichkeit gegeben, sich zu überzeugen: er ließ durch S. Müller-Brauel die Sammlung „Väterkunde“ aufbauen. „Es soll bewiesen werden, daß die nordische Kunst der anderer Völker nicht nur nicht nachsteht, sondern daß sie schöpferisch war und in fremden Ländern Kunstzeugnisse nach sich gezogen hat, die die Nachwelt irrtümlicherweise als selbständige Schöpfung der betreffenden Völker angesehen hat.“

Müller-Brauel berichtet in einem besonderen Beitrag, wie die Sammlung entstanden ist. Sein Ziel ist: die Herkunft und die Entwicklung des Volkes unserer nordischen Heimat aufzuzeigen, durch Zeugnisse darzutun, daß die im Norden Europas entstandene germanische Kultur die höchste aller Kulturen sei. M.-Br. war zunächst auf Nachbildungen angewiesen, und man hörte in Bremen in großer Freude, wie sehr man ihm in den skandinavischen Ländern entgegenkam, und mit Mißfallen, daß Kopenhagen jegliche Nachbildung verweigerte. Aber es gelang M.-Br. dann auch, Echstücke zu erwerben (jetzt rund 25 000). Von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß unsere Herkunft bis in die Altsteinzeit zurückgeht, ist M.-Br. besonders darauf bedacht gewesen, die altsteinzeitlichen Kulturen übersichtlich in ihrer Entwicklung zu zeigen. Dieser Teil der

Sammlung ist sehr reichhaltig und muster-gültig aufgebaut. Es ist besonders zu begrüßen, daß nicht nur die sogenannten Leittypen ausgestellt sind, sondern zahlreiche auch die bisher so oft und zu Unrecht beiseite geschobenen untypischen Stücke, die dringend notwendig sind, um das Gesamtbild einer vergangenen Kultur zu zeigen. Wir können hier nicht darlegen, was für die jüngeren Zeiten noch an prachtvollen Echstücken und meisterhaften Nachbildungen bis in die Wikingzeit vorhanden ist oder noch in Aussicht steht, und welche Fragen mit all diesen Dingen verknüpft sind — aber der Satz, mit dem M.-B. schließt, soll hier noch vermerkt werden: „Das Bild unserer Vergangenheit ist mir zeitlebens et was heiliger gewesen und geliebter.“

Den ersten, höchst zeitgemäßen Vortrag hielt Prof. Dr. O. Neche-Leipzig: Die Urbevölkerung Nordwestdeutschlands. Wir wissen zwar, daß dies Gebiet in der letzten Zwischeneiszeit besiedelt gewesen ist, aber erst für die Nacheiszeit können wir an die Aufstellung einer rassenmäßigen Ahnenreihe denken. Die nordeuropäische Bevölkerung muß aus mitteldeutschen und westeuropäischen Anteilen entstanden sein, da diese Gebiete auch während der letzten Eiszeit klimatisch begünstigt gewesen sind. Für die Nordwanderung der Leute aus dem Westen ist auch das heute versunkene Nordseegebiet von Bedeutung. Rassenmäßig gehören die Einwanderer zur fälischen Rasse (Cro-Magnon), für die heute helle Haut, blondes Haar und blaue Augen ziemlich als erwiesen gelten können, und zur Nordischen Rasse. Andere Rassen kommen nicht in Betracht, Kurzköpfe treten erst viel später auf. R. hält — und das ist besonders bedeutsam gegenüber der seinerzeit von Paudler durchgeführten scharfen Trennung — die fälische und die Nordische Rasse für nahe verwandt, nur für Varianten „von denen die fälische vielleicht eine etwas altertümlichere Ausprägung zeigt, und zwar besonders im Bau des Gesichtes, das um eine Schattierung härter und einfacher ist“. Unserer Meinung nach bestehen aber deutliche Unterschiede in der seelischen Haltung. Die bislang in Mit-Niederdeutschland gemachten Funde bestätigen die Richtigkeit des Schlusses, den man auf Grund

der Verhältnisse der benachbarten westlichen und südlichen Gebiete ziehen mußte.

An die rassenmäßige Untersuchung schloß sich die Betrachtung der ältesten Werkzeughinterlassenschaft durch Prof. Dr. J. Andree-Wünster i. W.: Die Besiedlung NW-Deutschlands an der Wende des Eiszeitalters. Auf diesen Vortrag kommen wir in größerem Zusammenhange noch zurück. Nur auf gewaltigen Fortschritt in der Erkenntnis, den uns die still und zäh arbeitende Altarchäologie gebracht hat, möchten wir hier hinweisen: wir gehen heute schon daran, die Kulturreise, die vor etwa 25 000 Jahren in Niederdeutschland bestanden haben, nach ihrer Verschiedenheit zu gliedern, und vor 6 Jahren dachte man noch nicht an die Möglichkeit, daß diese Gebiete regelrecht besiedelt gewesen sein könnten!

Einen äußerst aufschlußreichen Vortrag hielt Prof. Dr. G. Schwantes-Kiel: Germanische Völkerwanderungen vor Christi Geburt. Seine lezenswerte Einleitung schließt mit den Worten: „Am ungestörtesten behaupteten nur die Germanen ihre Urheimat und so ergibt sich der . . . Schluß, daß kein Volk seine Ahnenreihe weiter zurückdatieren kann als das germanische.“ Das Ergebnis seiner Untersuchung, in der in Einzelheiten die Arbeit eines Menschenalters steckt, faßt Schwantes so zusammen: „Um 550 v. Chr. Einwanderung der Elbgermanen aus dem nordischen Gebiet. Gleichzeitig Vorstoßen der Bastarnen — Skiren nach Schlefien und weitgehende Verdrängung der Illyrier an der gesamten Germanenfront. — Um 300 v. Chr. Abwanderung der Bastarnen-Skiren nach Südrubland. Vorstöße der Elbgermanen nach dem Osten und Südosten (wahrscheinlich auch ins Alpengebiet) und nach dem Westen. — Um 100 v. Chr. Einwanderung der ersten Ostgermanen nach Deutschland und Umsiedlungen im Elbgebiet, erstes Auftreten der Langobarden im östlichen Hannover. — Um Christi Geburt Einwanderung der Goten in Ostdeutschland.“

In seinem Vortrag „Die Religion der Megalith-Kultur und die Entstehung der abendländischen Schrift“ gab Prof. Dr. P. Wirth die Hauptlinien seiner Arbeit, die immer wieder davon ausgehen, daß die Schrift, als zweckhaft dem Tagesgebrauch dienend, erst recht jung ist, daß die Schriftzeichen ursprünglich Sinnbilder für die Abschnitte des Jahreslaufs sind und daß dieser wiederum in der nordischen Urzeit als Offenbarung Gottes angesehen wurde. Der kurze Beitrag in der Sammelschrift gibt nur die knappsten Umrisse des Vortrages, der in seiner Klarheit, Strassheit und Ergriffen-

heit einen außerordentlichen Eindruck auf die Hörer machte.

Prof. Dr. G. Neel-Berlin, behandelte in seinem Vortrage „Die Herkunft der Runenschrift“ teilweise das gleiche Gebiet. R. gibt zunächst eine ausgezeichnete, kurz gefasste Übersicht über die verschiedenen Entlehnungstheorien. Er schließt: „Das Entlehnsein des Futhark (also der Folge der germanischen Runen) ist eine sehr unwahrscheinliche Behauptung. Seine Verührung mit einer Reihe südlicher Alphabete heißt Aufklärung auf anderem Wege.“ Die Entlehnung ist ihm ein Dogma, „das im Grunde der Ausfluß ist des Vorurteils, wonach alles, was bei den heidnischen Germanen nach Kunst, Wissenschaft, Gesittung, Fortschritt oder sonstwie bedeutend ansah, notwendig Entlehnung aus dem an Fähigkeiten bevorzugten Süden sein mußte, da der nordischen Menschheit die Voraussetzungen zu spontaner Kultur gefehlt hätten.“ Wir freuen uns sehr, daß unser führender Germanist dieses Dogma und dieses Vorurteil entschieden ablehnt (s. a. seine grundsätzliche Stellungnahme zum Schlagwort ex oriente lux am Schluß seines Aufsatzes „Altnordische Himmelstunde“, Völkische Schule, 1933, S. 5). — R. beschäftigt sich dann mit einem zweiten, für ihn ebenfalls unhaltbaren Dogma, das Alter der Runensteine erst auf etwa 250 nach Zeitwende anzusetzen. Wesentlich ist hier die erst seit einigen Jahren entdeckte Rikung von Rarstadt am Nordfjord, für die R. mindestens die Mitte des letzten Jahrtausends vor Christus in Anspruch nimmt, aber auch eine noch frühere Ansetzung für möglich hält. — Aus der Übereinstimmung germanischer, keltischer, italischer und altgriechischer „Runen“ folgert R. ein indogermanisch-runisches Uralphabet. „Das indogermanisch-runische Uralphabet darf also ebenso als Tatsache gelten, wie die Einheit der Indogermanen und innerhalb ihrer die der Kentumvölker selbst.“ Dies angenommen, sind wir aber gezwungen, das Alter des gemeinsamen „Ur-Alphabets“ sehr hoch anzusetzen, denn es muß doch schon vorhanden gewesen sein, ehe die Kentum-Völker in ihren späteren geschichtlichen Räumen auftreten! Und mit aller Vorsicht, doch mit Entschiedenheit

¹⁾ Wir bringen diese Ausführungen zweckmäßig unter „R. i. Str.“, zumal der Raum in der „Bücherwaage“ zu knapp bemessen ist. Schriftleitung.

¹⁾ Die Kentum-Völker bilden jene Gruppe innerhalb der indogermanischen Sprachverwandtschaft, die gewisse alte R-Laute bewahrt haben (Germanisch, Lateinisch, Keltisch, Griechisch); es sind eben jene Völker, die auch Übereinstimmung in den ältesten Schriftzeichen haben. Um den Lautvorgang kurz zu kennzeichnen, verwendet man das Beispielwort Kentum = lat. hundert.

beantwortet. N. schließlich die Frage nach der Heimat dieses Uralphabets: „Man wird es vorziehen, die Heimat der Schrift dort anzunehmen, wo die Niederschläge ihrer Altertümlichkeit am dichtesten gesät und am besten erhalten sind: im Gebiete der Runen-, einschließlich der Futharkfunde.“ —

Mit diesem Norden sind wir verbunden. Jene Kräfte, die als wesentliche Aufgabe der deutschen Schulen etwa den geistigen Austausch mit Frankreich forderten und in gewisser Weise dadurch ihre Forderung durchsetzten, daß dem Französischen eine Vortzugsstellung eingeräumt wurde, haben wir überwunden. Aber wir sollten es dabei nicht bewenden lassen, sondern die uns gemäße Verbundenheit mit dem Norden wirklich pflegen. In Bremen ist es geschehen. Prof. A. Berg-Stockholm sprach über die „Beziehungen Skandinaviens zu Deutschland in der Völkerwanderungszeit.“ Er behandelte jenen Abschnitt des 6. Jahrhunderts, in welchem die nordische Kunst tonangebend ihren Weg über Europa fand, zu Angelsachsen und Franken, zu Alemannen und Südwärts bis zu dem langobardischen Italien — um so bemerkenswerter, als teilweise bereits christianisierte Germanen-völker in ihrer Kunstentwicklung sich bestimmen ließen durch das „barbarische“ Skandinavien, das damals noch ganz bei seinem Eigenglauben (dem „Heidentum“) und Eigenwesen verharrte. Zu dieser Überlegenheit kamen die nordischen Völker durch ein „Unglück“ — vom klassischen Standpunkte aus gesehen, denn durch die politische Entwicklung im 5. Jahrhundert wurden sie der Möglichkeit beraubt, sich weiterhin an klassischem Kulturgut zu bilden. Aber gerade dadurch erhielten sie Gelegenheit, die Anregungen, die sie früher aus der Fremde empfangen, ihrer eigenen Wesensart entsprechend umzuschmelzen, und sie konnten nun Leistungen vollbringen, die ihren Stammverwandten im Süden zur gleichen Zeit versagt blieben. Und gerade, weil der entwickelte Zierstil nicht klassisch war, wurde er von den verwandten Empfindenden begierig aufgenommen. Wir können nur bedauern, daß die Eigenentwicklung auf dem Festlande wieder unterbrochen wurde, daß das Altgermanische dem Klassischen wieder weicht, daß es verdrängt wird in eine letzte Freistätte in dem wieder abgeschnittenen Skandinavien, während die Kunst der Festlandsgermanen der „karolingischen Renaissance“ entgegengeht.

Es war beabsichtigt, neben dem Vertreter Schwedens auch einen holländischen und englischen Gelehrten zu Worte kommen zu lassen, um zu zeigen, daß wir zu einer Verbundenheit der nordischen Völker kommen müssen. Leider war Prof. van Giffen-Groningen verhindert, sein Vortrag sollte ein besonders zeitgemäßes Gebiet behandeln: „Megalithgräber und Germanenfrage“. Prof. Harald E. Dunning-London sprach über „Angelsächsische Kunst und Kultur der Frühzeit“. Er behandelte zunächst die Lage des keltischen Kunsthandwerkers in der Römerzeit und dann seine Lage nach der angelsächsischen Eroberung vom 6. bis in das 9. Jahrhundert hinein. In der ersten Zeit nach der römischen Eroberung zeigt sich ein Aufblühen des keltischen Handwerkertums, sehr bald aber wird es erdrückt durch die billige Ware, die durch römische Händler eingeführt wird. Nach dem Abzug der Römer herrscht große Unsicherheit im Lande — ein Zustand, der für die Entwicklung des Kunsthandwerks wenig günstig ist. Dann kam die Besitzergreifung durch die Angelsachsen. D. betont, daß die sächsischen Bauern im großen und ganzen ein friedfertiges Volk waren; diesem angelsächsischen Frieden wird gewöhnlich bei Betrachtung der Auswirkungen angelsächsischer Eroberungen nicht die erforderliche Beachtung geschenkt. Also die gleiche merkwürdige Einstellung, wie man sie häufig bei Betrachtungen der italienischen Zustände im 5. und 6. Jahrhundert findet: Odwaker und Dietrich haben dem Lande jahrzehntelangen Frieden gebracht, einem Lande, das selber keine Ordnung mehr kannte — aber es bleiben Barbaren. Die Zustände in England nach der angelsächsischen Einwanderung beurteilt D. so: „So fand sich zum ersten Male seit 300 Jahren der keltische Handarbeiter unter angelsächsischer Regierung frei von Unsicherheit und ohne ernstliche Konkurrenz.“ D. berichtet noch über angelsächsische Siedlungen, die bezeichnenderweise vor 10 Jahren überhaupt noch nicht bekannt waren, und schließt mit Ausführungen über die Feinden der späten Angelsachsenzeit, um an besonders lehrreichen Beispielen einige der neuerlichen Fortschritte in der Kenntnis der aq. Zeit zu zeigen.

Das Heft, so schmal es ist, gibt reiche Anregung, da jedesmal auf einem besonderen Gebiete der gegenwärtige Stand der Forschung klar umrissen wird.

„Die leiblichen und geistigen Eigenschaften der Menschenarten erben sich durch Jahrtausende fort.“
Ludwig Wülser

Aus der Landschaft

Bemerkungen zur Wünschelrutenfrage

Um den Wert der Wünschelrute (vgl. auch „Germanien“, Heft 3, 1933) für die Vorgeschichtsforschung zu beurteilen, muß man zunächst die Frage klären: Sind die Rutenausschläge durch die Grabanlage verursacht, oder haben die Vorfahren dort ihre Gräber und Heiligtümer angelegt, wo Besonderheiten der geologischen Verhältnisse sich durch Rutenausschlag fundtun?

Von seltenen Ausnahmen abgesehen kann meines Erachtens nur die zweite Möglichkeit in Betracht kommen. Man wird auch beim Versuch der Klärung dieser Fragen nicht umhin können, das physikalische Problem einer Erklärung der Ursachen des Rutenauschlages anzuschneiden. Ich habe in der mittlerweile eingegangenen Zeitschrift „Die deutsche Woche“ im Jahr 1929 die Anschauung entwickelt, daß der Rutengänger auf Veränderungen des elektrischen Feldes anspricht. Diese Veränderungen können durch Strahlungen z. B. von radioaktiven Gewässern verursacht sein, jedoch genügt auch schon die durch Erzlager, Wasseradern usw. bedingte Veränderung der Leitfähigkeit des Erdreiches, um in dem stets vorhandenen elektrischen Felde zwischen Erdboden und Atmosphäre Verschiedenheiten hervorzurufen. Diese Anschauung wurde nun kürzlich durch eine Veröffentlichung von Dr. ing. G. Lehmann in der Zeitschrift „Elektrizitätswirtschaft“ vom 15. 8. 32 wieder aufgegriffen und dankenswerterweise auch durch genaue Messungen mit physikalischen Geräten erhärtet. Der Verfasser, der übrigens meine Veröffentlichung nicht kennt, hat Feldstärkemessungen über Wasseradern und über trockenem Gelände miteinander verglichen und in allen Fällen die Angaben des Rutengängers bestätigt. Die Leitfähigkeitsmessungen ergaben über Wasseradern größere Werte, was der Verfasser durch die Annahme des Gehaltes an Radium-Emanation im Wasser einleuchtend erklärt. Ein großer Teil der Messungen und Angaben des Rutengängers wurden außerdem durch Bohrungen bestätigt und in diesem Falle zur Verbesserung der Erdung der Masten einer Hochspannungsleitung praktisch verwertet.

Diese Anschauung erklärt zwar noch nicht alles, was mit der Rute zusammenhängt, läßt aber doch brauchbare Schlüsse auf ihre Verwertung zur Vorgeschichtsforschung zu. Es läßt sich damit die Beobachtung wohl vereinbaren, daß durch Strahlungen vorläufig noch unbekannter Art Ausschläge verursacht werden, die ein geübter Rutengänger wohl von den durch Wasseradern bedingten unterscheiden kann. Indessen muß bemerkt werden, daß dieses Unterscheidungsvermögen noch einigermaßen unsicher ist, daß mindestens nicht jeder Rutengänger in solchem Maße darüber verfügt, daß er daraus sichere Schlüsse ziehen kann. Ich selbst konnte an den hier einigermaßen bekannten geologischen Verhältnissen feststellen, daß ich auf Adern von Sole verhältnismäßig stärker anspreche, als auf solche von Süßwasser, und daher unter Umständen eine sehr tiefliegende oder schwache Soleader mit einer starken Süßwasserader in geringer Tiefe verwechselte. Ich würde mir daher auch niemals zutrauen, meine an sich vorhandene gute Empfindlichkeit praktisch für die Mutung von verwertbaren Wasservorkommen auszunutzen. Dazu gehören nämlich m. E. außer der unbedingt notwendigen Übung noch gründliche geologische Kenntnisse.

Es erscheint also nicht durchaus ausgeschlossen, daß man auch Grabbeigaben oder Vorratsfunde aus Metall durch die Rute auffinden kann. Doch dürfte dieses nur bei verhältnismäßig starken Lagern von Gegenständen dieser Art möglich sein, also kaum bei Einzelgräbern. Wenn bei letzteren die Rute ausschlägt, so muß sie das schon getan haben, bevor das Grab dort angelegt wurde. In Ergänzung der Angaben des Herrn Winkelmann in „Germanien“ Heft 2, 1932, teile ich hier mit, daß unabhängig von Herrn Winkelmann und mir die Lage der Urnengräber auf dem Haiberg bei Kalldorf über der Kreuzung von Wasseradern festgestellt wurde. Meine Untersuchungen im Leistruper Wald führten leider nicht zu gesicherten Ergebnissen, da ich durch eine lange Kraftradfahrt zu sehr ermüdet war. Doch glaube ich sagen zu können, daß auch der große Opferstein, der auf dem Meistischblatt als solcher eingezeichnet ist,

über der Kreuzung zweier Wasseradern liegt.

Wenn man sich die religiösen Vorstellungen, wie sie Herman Wirth entwickelt, gegenwärtig, so erscheint mir diese eigenartige Anlage der Gräber usw. durchaus einleuchtend: an solchen Stellen der Erde mußte man den Toten oder den Ausübenden einer Weihehandlung dem heiligen Mutterwasser im Schoße der Erde besonders nahe verbunden wähen. Man kann geradezu davon sprechen, daß durch die Rutenuntersuchungen Wirths Gedankengänge bestätigt wurden und hoffentlich noch weiterhin bestätigt werden, wenn diese Untersuchungen noch planmäßiger und ausgebreiteter angestellt werden.

Dr. F. König, Soest

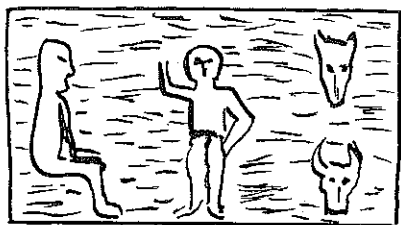
Nachschrift: Inzwischen konnte der Verf. die Lage über Kreuzungen von sogenannten Wasseradern einwandfrei, z. T. durch andere Rutengänge bestätigt, bei drei steinzeitlichen Gräbern und zwei mutmaßlichen germanischen Kultstätten feststellen. Die Befunde wurden in Kartenskizzen 1:1000 oder 1:500 niedergelegt, Verf. zeigte auf dem Begrüßungsabend in Pyrmont am 6. 6. Lichtbilder dieser Karten und regte an, daß hierfür interessierte Rutenwandler in allen Teilen des Reiches ihre Beobachtungen in dieser Form aufzeichnen. Die Karten müßten in einem Archiv gesammelt werden, damit später im Zusammenhang auf Grund umfassender Materials über diese Frage berichtet werden kann. Auch negative Befunde müßten dem Archiv, um dessen Anlage Herr Winkelmann, Bad Deynhausen gebeten worden ist, mitgeteilt werden, z. B. lag die Steinkiste auf dem „Ruinenbrink“ bei Schmerlede Kr. Lippstadt über nur einer Ader, da eine zweite in dieser wasserarmen Gegend nicht aufzufinden war. Die vorliegenden Befunde dürften immerhin schon genügen, die Zufallsfrage auszuschließen. Die merkwürdigen starken Rutenauschläge auf den kultischen Hügeln bei Desterholz und auf der Schellenburg bedürfen noch der Nachprüfung und Erklärung.

Der Opferstein an der Kirche zu Oberöbblingen. Herr Tierarzt Erwin Baumann, Oberöbblingen am See, machte mich darauf aufmerksam, daß die Stellung des Männchens von Dachsen (Heft 1, 7, 10, 1933) große Ähnlichkeit mit der Stellung einer Figur auf dem sogenannten Opferstein an der Kirche zu Oberöbblingen am See habe.

Dieser „Opferstein“ ist in die Südwand der Kirche zu Oberöbblingen in ziemlicher Höhe eingemauert. Er ist umgeben von glatt

behauenen gewöhnlichen Kalksteinen, die keine Plastiken aufweisen, so daß er dem Beschauer „wie nebenbei hineingekommen“ erscheint. Er ist nicht viel größer als die umgebenden Bausteine. Die Eigenart seiner Plastik gibt dem denkenden Betrachter Gelegenheit zu allerlei Vermutungen. Und als Vermutungen bitte ich auch die folgenden Ausführungen zu betrachten.

Links vom Beschauer sitzt eine plastische Menschengestalt. In der Mitte steht ein Mann



in ähnlicher Haltung wie das „Männchen von Dachsen“, nur stehen die Füße in Grundstellung. Möglicherweise, daß hierin ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Oberöbblingen-Bild und dem „Männchen von Dachsen“ bestehen kann. Die Armhaltung jedoch ist der des Männchens sehr ähnlich. — Rechts sind zwei Tierköpfe erkennbar, die man vielleicht als Pferdekopf und Rinderkopf ansprechen darf.

Der Stein erscheint sehr alt. Prof. Gröbner schreibt in den „Bau- und Kunstdenkmälern“: „Oberhalb dieser Tür (der zugemauerten Südtür der Kirche) ist in die Südwand ein merkwürdiges Steinbildwerk eingemauert, das in die heidnische Zeit zurückweist. Die Mitte nimmt eine aufrechtstehende menschliche Figur ein, die den rechten Arm erhebt, so daß die Hand Kopfhöhe erreicht, während der linke auf die von einem Gürtel umschlossene Hüfte gestemmt ist. Zur Rechten dieser Figur sind übereinander zwei Dachsenköpfe ausgehauen, von denen der obere jedoch auch einen Pferdekopf darstellen kann. Links sitzt, die Hände auf die Knie gelegt, eine zweite menschliche Gestalt; die Bedeutung dieses Bildwerkes dürfte die sein, daß die links sitzende Gestalt eine Gottheit vorstellen soll; die in der Mitte stehende, die Hand betend und verehrungsvoll erhebende einen Priester oder Opfernenden; die beiden Tierköpfe die von letzterem darzubringenden Opfer.“

Die Rößlinger Gegend ist auch noch in manch anderer Beziehung für den Vorgesichtler interessant. In Unteröb-

lingen gibt es einen „Wallberg“, ein Ostertal, einen Neumarkt; der Wallberg wird auch noch Osterberg genannt und soll die „Wallburg“ getragen haben. In unmittelbarer Nähe des Ortes wurden Funde aus der Zeit des Thüringer Reiches gemacht. Das Siegelbild der Gemeinde Unteröbblingen trägt ein springendes Roß, das vereinzelt auch als Rappe gedeutet wird. Der Name Rößlingen wird von Professor Gröbner auf „Grabaningun“, d. h. bei den Nachkommen des „Graban“ (Rabe) zurückgeführt; in der Gegend westlich von Oberöbblingen gibt es ein „Rapp“ oder „Rabtal“; das Ministerialgeschlecht derer „von Rößlingen“ führte im Wappen den ringtragenden Raben. („Rabe“ und „Rappe“ gehen auf dieselbe germanische Wurzel zurück.) — Alles Zusammenhänge, die zwar geahnt werden können, aber noch nicht wissenschaftlich klar liegen!

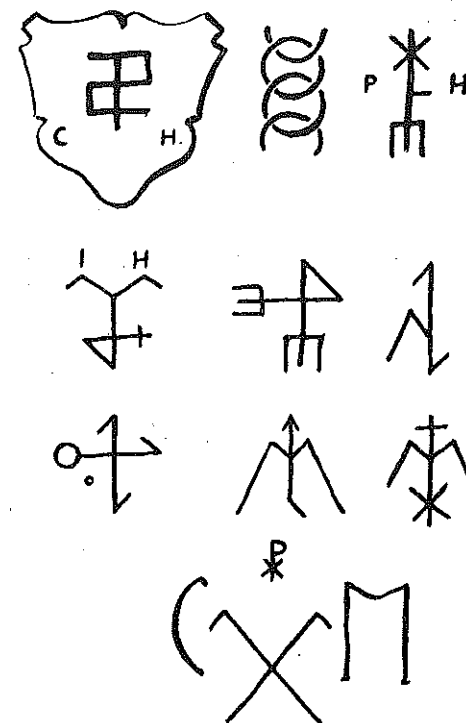
Diese letzten Bemerkungen habe ich wesentlich deshalb angeführt, um die Bedeutung des Opfersteins in einem Gesamttrahmen erscheinen zu lassen.

Kurt Wunderlich, Rektor, Unteröbblingen am See.

Hausmarken in Wipperföhrth und Marienheide. Von dem Unterprimar Konrad Schubert am Realgymnasium Essen-Bredeneh erhielt ich vor kurzem die Skizzen von neun Hausmarken, die sich an einem alten Brunnen in Wipperföhrth befinden. Der Brunnen wurde im Jahre 1331 angelegt. Man kann annehmen, daß die Hausmarken auch zur selben Zeit angebracht wurden. Sie sollen wahrscheinlich die Familien kennzeichnen, die den Brunnen gestiftet haben. Der Kenner wird in den Bestandteilen der Marken manches uralte Symbol wiederfinden (s. Abb.). Besonders bemerkenswert ist die siebente Marke, ein Hakenkreuz, bei dem sich auf der einen (westlichen) Seite an Stelle des Hakens noch der wahrscheinlich ältere Kreis findet.

In dem etwa 12 km von Wipperföhrth entfernten Marienheide trägt ein Stein, der aus Anlaß einer Hochzeit gestiftet wurde, die zu unterst dargestellten Zeichen. Über den Sinn der in der Mitte stehenden Bindekette hat Herman Wirth in Heft 1 dieses Jahrgangs berichtet. Die zu seinem Aufsatz gehörende Abb. eines jungsteinzeitlichen Gefäßes von Großgartach (Württemberg) zeigt die Bindekette in der gleichen Form. Die Bindekette auf der Fels-oberfläche des Felsengrabes an den Erternsteinen trägt an dem rechten unteren Schenkel ein Kreuz und stimmt genau überein mit

einer Hofmarke, die ich vor einigen Jahren auf dem alten Friedhof von Hohenburg an einem Grabkreuz vom Jahre 1597 fand. (Abb. in Wefelscheid, „Ruhrland. Grab-



steine aus vier Jahrhunderten“, S. 16). Die Beständigkeit, mit der sich diese Zeichen durch die Jahrhunderte bis zum Ende des 17. Jahrhunderts im Volke erhalten haben, ist immer wieder erstaunlich und beweist die magische Gewalt der alten Kultsymbole.

Dr. S. Wefelscheid, Essen-Bredeneh

Kultisches Reiten auf dem Eichsfelde. Bei dem Orte Steinbach im Kreise Worbis liegt die Wallfahrtskapelle Egelsbach (früher Alzelsbach). Um diese Wallfahrtskapelle reiten auf „Maria Schnee“ (5. August) die Bauern fast vom ganzen Eichsfelde dreimal herum, und man glaubt, daß im folgenden Jahre die Pferde gegen jegliches Unheil gesiegt seien. Man hat versucht, diese Sitte mit Hilfe christlicher Legenden zu erklären, jedoch ohne befriedigenden Erfolg. Vielleicht ist Maria an die Stelle einer Göttin aus der Zeit des Eigenglaubens getreten. Erinnerung sei auch an den Leonhardsumritt am 6. November in Leonhardspfunzen am Inn. S. Senft-Heiligenstadt.

*) Essen-Bredeneh, Interessengem. f. Heimat-schut. 1929, 120 S., 1.— RM.

Die Bücherwaage

Beher, Paul Gerhard, „Die Germania des Tacitus“. Eine deutsche Übersetzung nach neuen Gesichtspunkten. Der Deutsche Quell: Schöninghs Textausgaben. Paderborn und Würzburg ohne Jahr (1933). Steif geheftet, — 40 RM.

Diese ansprechende Ausgabe der ältesten Schrift über unsere Vorfahren wird viele Freunde finden, da sie mit Erfolg bemüht ist, an Stelle des üblichen philologischen Latein-Deutschen ein richtiges, auf Deutsch gedachtes Deutsch zu bringen. Man liest daher die kleine Schrift des großen Römers wie einen gut geschriebenen völkerverständlichen Bericht unserer Tage. Allerdings hat das auch seine Kehrseite: bei der „überlegenen“ Einstellung des Römers, die er trotz allen Wohlwollens hat, ist ja manches nicht als objektiv in unserem Sinne anzusehen; und so wird denn der an sich frische und lebendige deutsche Ausdruck leicht etwas geringschätzig, was ja nicht der Absicht entspricht. So etwa wenn es bei der Beschreibung des Barditus heißt: „Insbesondere legen sie Wert darauf, gewaltig loszubreüllen und stoßweise ein dumpfes Gemurmel hören zu lassen.“ Das entspricht nicht ganz dem, was Ed. Norden über den Barditus als wohlgeordneten, nicht etwa „herausgebrüllten“ Schlachtrup festgestellt hat. Oder: „Man trinkt Gebräu aus Gerste und Weizen“; dieser Ausdruck bezeichnet bei uns meist etwas Minderwertiges, was hier doch nicht gemeint sein soll. Unter den aufschlußreichen Anmerkungen möchte ich beanstanden, daß der Luisto hier noch als der „Doppelgeschlechtige“ bezeichnet wird. Gerade Herman Wirth, der hier erfreulicherweise zitiert wird, hat doch einleuchtend dargetan, daß es nicht der „Zwitter“ ist, wie man in einer niedrigeren orientalischen Vorstellungswelt ihn ausgelegt hat, sondern der Zwiesache, der „Zwimach“ der späteren nordischen Überlieferung. Das erotisch gebundene Denken, wie es in der Vorstellung von dem „Doppelgeschlechtlichen“ sich ausdrückt, lag und liegt dem Germanen völlig fern; schon in seiner Poesie, und noch viel mehr in seinen religiösen Vorstellungen, wie Wedel eindringlich dargelegt hat. Aber das nur nebenbei! Gerade die Aufgeschlossenheit, mit welcher der Herausgeber, sonst dem neuen

Denken über Germanisches gegenübersteht, macht das Büchlein schätzenswert und lesenswert auch für den, der sich von Beruf wegen immer wieder mit der Germania beschäftigt. J. D. P.

Jung-Diefenbach, Joseph, Die Friesenbekehrung I. Mödling bei Wien 1931, (= Missionswissenschaftliche Studien, Neue Reihe I), 118 S., 8°, 4.— RM.

Die vorliegende Schrift ist die erste ausführliche Sonderdarstellung der Befehrungsgeschichte der Friesen. Der 1. Teil reicht bis zum Tode des Bonifatius; ein 2. Teil „bis zur Befehrung der Nordfriesen“ soll folgen. Der katholische Verfasser beschränkt sich auf eine Darstellung des äußeren Ganges und es ist gewiß von Interesse, über manche Einzelheit Genaueres zu erfahren. Was jedoch das 1. Kapitel unter dem bezeichnenden Titel „Das Missionsobjekt: Friesen und Friesland in jenen Tagen“ auf knappen fünf Seiten bringt, ist kaum der Erwähnung wert. Von der uralten eigenen Kultur der „edlen freien Friesen“ ahnt der Verfasser nichts und weiß er nichts. Eine Problemgeschichte der Befehrung gibt es für ihn nicht. Unserer Meinung nach wäre eine Abhandlung vom Umfange des vorliegenden Bandes nötig, um zunächst einmal die eigene Religion, Kultur und Geschichte der Friesen darzustellen. Diese Aufgabe auch nur zu sehen, hindern den Verfasser ein völliger Mangel an völkischem Empfinden und ein starr dogmatisch-kirchlicher Standpunkt. Eine eingehende Auseinandersetzung wird dadurch unmöglich gemacht.

Einige Einzelheiten. — Seite 113 lesen wir: „Da die Beschlüsse der Synoden zugleich Reichsgesetze wurden, so sind auch die Kanones, die das kirchliche Eherecht unterstreichen, für die friesischen Gebiete von Bedeutung geworden. Wo der Staat gegen unerlaubte Ehesitten einschritt, war der christlichen Familiengründung der Boden vorbereitet.“ Mit dieser Legende von der Kirche als Sittenlehrerin der barbarischen Germanen macht die Wissenschaft heute gründlich Schluß (siehe Bernhard Kummer, Herd und Altar, Leipzig 1933). Seite 89 heißt es: „Wie Beda [hist. eccl. V, 10] berichtet, mußte der

Staatsmann Pippin auf eigentümliche Art dem Evangelium die Wege in die Familien der friesischen Edeling zu bereiten. Er öffnete das Reichsgut dem Dienste der Mission. Königliche Lande leihen standen den Katechumenen zu Gebote. Es liegt in der Natur der Sache, daß für solche Benefizien zunächst die vornehmen, begüterten Geschlechter des Landes in Frage kamen.“ „Auf eigentümliche Art“... Wie wurde doch das Christentum in Island eingeführt? Durch „Befestigung in aller Form“ (H. Heusler). — Bedeutsam sind die Ausführungen über das Zusammengehen der angelsächsischen Missionare mit dem fränkischen Staate, den Karolingern (vgl. bes. S. 116: „Missionsarbeit und Staatsdienst fielen hier zusammen.“). Es ist eindeutig, daß die Mission auf friedlichem Wege nie etwas erreicht hätte in Friesland. Die Zerstörungen der Heiligtümer durch Willibrord wie durch Wynfrith-Bonifatius geschehen unter bewaffnetem Schuß (S. 105 und 117). Die Friesenmission vollzieht sich also nicht anders als die Sachsenmission. Es handelt sich um Zwangs-„Befehrung“, sogenannte „Staatsmission“.

Dr. Otto Huth.

Der Depotfund von Bludow (Rügen) und andere bronzezeitliche Funde aus Vorpommern. Mitteilungen a. d. Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer der Universität Greifswald. Herausg. Priv.-Doz. Dr. Wilh. Behisch. Heft VI, 1933. Greifswald: Univers.-Verlag, Ratsbuchhandlung L. Bamberg. 32 S. m. 8 Taf. 8°. 3 RM. Der Herausgeber und seine Schüler veröffentlichen 4 Fundberichte, sorgfältig bearbeitet und durch sehr gute Tafeln anschaulich gemacht. Es sind: ein Depotfund der VI. Periode der Bronzezeit von Bludow (Jasmund) von Dr. W. Behisch; ein bronzezeitliches Tongefäß von Bleschow a. Rügen von W. D. Als mus; ein Grabfund der mittleren Bronzezeit von Gustebin (Kr. Greifswald) von R. Gutjahr; ein Griffzungenschwert der früheren Bronzezeit von Wiekow b. Treptow a. d. Toll. von R. M. Wilde.

Einige der Bronzezeitfunde stehen nicht nur in Pommern, sondern überhaupt einzig da. Das gilt besonders vom Verwahr Fund von Bludow. Die massiv gegossenen Bronze tafeln haben entsprechende Vergleichsstücke in Deutschland bisher nicht; solche Doppeltrensen, für ein Zweigespann bestimmt, sind in Nordeuropa aus der Bronzezeit nicht bekannt geworden. Besonders bedeutsam sind nun die Hohlwulste wegen ihrer riesigen Größe, die sich mit gewissen, bisher vertre-

tenen Anschauungen über den Gebrauch der Wulste nicht vereinbaren läßt. Der Fund ergab im ganzen drei Wulste und das Bruchstück eines vierten. Der eine Wulst hat folgende Maße: Höhe 16 Zentimeter, Umfang 84 Zentimeter außen, 27,5 Zentimeter innen, Durchmesser 24 Zentimeter (innen 9—10 Zentimeter). Gewicht 3 Kilogramm! Der zweite ist fast ebenso groß. „Die Hohlwulste Nr. 1 und 2“, sagt Behisch, „dürften wohl die größten Exemplare sein, die bisher gefunden sind. Ihre Verwendung als Körperschmuck (Arm- oder Fußringe) erscheint als ausgeschlossen. Wohl aber läßt die gelegentlich beobachtete Anbringung einer Nase an der Außenseite, wie es bei dem Hohlwulst von Gnetwin (Kr. Lauenburg) der Fall ist, an die Möglichkeit einer Verwendung, als Klanginstrumente (Gong) denken“ (in der Vorlage keine Sperrungen). Damit sind wir aber wieder bei der Ansicht angelangt, die Goethe vor mehr als 100 Jahren ausgesprochen hat, als man im Vogellande die ersten Hohlwulste gefunden hatte. Siefert.

Wirth, Herman, Die Heilige Urschrift der Menschheit. Lieferung 11, Text S. 513—576, Tafel 396—427. Gr. 4°. Verlag Koehler u. Amelang, Leipzig 1933.

Das 20. Hauptstück (in Lief. 10 beginnend) zieht aus dem bisher entwickelten Grundgedanken die Folgerung, die sich in die Formel zusammenfassen läßt: „Sprache und Schrift als kosmisches Erlebnis“. Der kopierenden, an das sinnfällige Schauen gebundenen Bilderschrift südlicher, dunkler Rassen steht als revolutionäre, als einmalige geistige Tat der alten Nordatlantiker die Entdeckung der sinnbildlichen Ausdrucksweise, der abstrakten Linearschrift gegenüber. Die Formelreihen, die eine organische Überlieferung der entsprechenden Sinnzeichen vom Aurrignacien bis in die vordynastische ägyptische Linearschrift und unmittelbar bis in die Runenreihen des germanischen Nordens erkennen lassen, sind Ableitungen und Abklatsche dieses ersten, einmaligen kosmischen Erlebnisses im hohen Norden: das ist die Erkenntnis, die auf alle wissenschaftliche Entwicklungslehre umwälzend wirkt, wenn man sie einmal in ihren unwalzenden Ursprüngen erkannt hat.

Die Spärlichkeit der nordischen Überlieferung offenbart die Tragik, die darin liegt, daß die Menschheit, die den Ewigkeitsgedanken in seiner dauerhaftesten Sinnzeichenform zuerst erfaßt hat, mit dem vergänglichsten Werk- und Schreibstoff, dem Holze arbeiten mußte. Urteillich sind aber

die alten Elemente noch erhalten in den Büffelhautchroniken der Dakota-Stämme, die sich spiralg aus dem Ur-Bogen heraus entwickeln: die Jahresereignisse nehmen in der Wiedergabe den Weg des Jahreslaufes der Sonne selbst. Auch hier ist die Kalendersymbolik in ihren weiten, uralten Zusammenhangen zu verfolgen: von Dakota bis Kreta, von Kreta bis Schweden, von Schweden bis zum Jenissei, und von Sibirien bis Portugal. Das Schreiben auf Birkenrinde, uralter nordatlantischer Brauch, ist als urzeitliches Relikt noch an der Gestaltung der Devanagarschrift Indiens zu erkennen (S. 508). Der heilige Baum, erst später der Stein, trug das Sinnzeichen, die kosmische Mitte um neues Leben, um Nachkommenschaft, wie die Liebenden noch heute ihre Namen in die Baumrinde schnitzen, und wie in der altdeutschen Mystik noch der Name des „Minnenden“ und seines Gottes auf den Blättern des kosmischen Baumes steht. Der Sechsstern *, das Hagalzeichen, das ja der Grundriß des kosmischen Haines von sechs Bäumen um den mittleren ist, ist auch das Zeichen der Göttin Seshat (S. 509); ich vermute, daß es in der mittelalterlichen mystischen Vorstellung von dem „Insigel der Minne“ weiterlebt: der gemeinjamme Ursprung ist die „weiße Frau“ der Megalithkultur, die Priesterin am Dolmen, deren unmittelbare Nachfahren jene Seherinnen des mystisch gerichteten Nordlandes sind. Und als Mittelglieder dürfen wir wohl jene Altorunen oder Albrunen der alten Germanen deuten, die Wahrerinnen der heiligen Runen, der alten kosmischen Erkenntnis der Urzeit, deren berühmteste die Veleda der Bructerer war, die auf hohem Turme wohnte und die Schicksale ganzer Stammesverbände beeinflusste.

Die letzte, man möchte sagen die extremste Folgerung, die Herman Wirth aus dieser seiner Erkenntnis zieht, ist die Ableitung der indogermanischen Sprachgesetze aus dem kosmischen Jahreserlebnis des Nordens (S. 510 f.): der Ablaut durch die Vokalreihe a-e-i-o-u, wie es der Erkenntnis des Chândogha (Upanishad II. 23, 3) entspricht: „alle Vokale sind Verkörperungen des Indra“; ferner die Lautverschiebung durch den Wechsel der Verschlusslaute media-tennis aspirata; und endlich die Wurzelumkehrung der jahreswendlichen Begriffe l-r, l-l und r-f, l-f, die der Umkehrung des „Jahresbaumes“ entsprechen würde, wie er mythisch als der „agvattha“ der Rigveden erscheint, der „die Wurzeln aufwärts und die Krone abwärts“ hat. So findet Wirth den Ablaut der starken Zeit-

worte in den drei aettir, den drei Himmelsrichtungen des Jahres wieder: finde, fand, gefunden, was dem i-a-u als den drei „Zeiten“ des Jahres entspräche. Hier wird die kritische Verührung mit bisheriger Sprachgeschichtlicher Betrachtungsweise am deutlichsten sichtbar. Aber wenn wir bedenken, wie sehr durch die Erkenntnis der indogermanischen Sprachgesetze unsere Kulturbetrachtung umgestellt worden ist (viel mehr, als man noch heute wahr haben will), so wird man auch hier mit nur ablehnender Kritik nicht mehr weiterkommen — es sei denn, daß man nach wie vor die „Primitivität“ (ein höchst unklarer Begriff!) zum Vater aller Dinge machen will.

Keinesfalls kann man die mythen- und religionsgeschichtlichen Parallelen übersehen, die Wirth (S. 511) zu diesen Vorstellungen beibringt; etwa der altindische Brauch der „Rundöffnung“ des Neugeborenen durch den Vater, der ihm mit dem Goldlöffel von dem Milch-Butter-Honigopfer gibt, nachdem er ihm dreimal die Formel „Sprache-Sprache“ in das rechte Ohr gesagt hat. Noch in der Vita Lindgoir wird berichtet, daß bei den Friesen die Aufnahme in den Sippenverband erfolgte, indem der Vater dem Neugeborenen Honig einspökte. Beachtenswert ist die Entwicklung der germanischen Wortwurzel t-l, die in den zahlreichen til- und tal-Wurzeln fortwirkt, und die denn auch in dem westfäl. *kälē* gleichbedeutend mit „fste“ für die 20 Garben gebraucht wird, die auf dem abgeernteten Felde aufgerichtet werden — ursprünglich wurde ja aus dieser „Stiege“ der Roggenwolf oder das Roggenschwein heimgeholt. Man mag hieraus ersehen, wie auch der meist in den Mittelpunkt dieser Zusammenhänge gestellte „Fruchtbarkeitszauber“ nur als ein gesunkener Ausdruck ursprünglich sinnbildhafter Weltbetrachtung sich darstellt.

Zu der von Wirth in den Anmerkungen zum 18. Hauptstück näher ausgeführten Bedeutung der Wurzel t-l für die der winter Sonnenwendlichen, mythischen Vorstellung entlehnten Begriffe sei noch einiges nachgetragen: wenn *kalm* den Grabhügel bedeutet, so steht dies in sinngemäßem Zusammenhang mit dem von Wirth herangezogenen nd. *kälē* = „Erdloch“ einerseits und den Begriffen „kühl“ und „kalt“ andererseits. „Kühl“ (urgerm. *kōli?) wäre Hochstufe von *käl*, das ganz ursprünglich wohl den „kahlen“ winterlichen Baum bezeichnet; etwa wie es in dem Winterliede Walthers von der Vogelweide heißt:

Uns hât der winter geschadet über al —
heide unde velt diu sint beide nû v a l...

Jaehē ich an der strāze diu megede den bal
werfen, sô kaeme uns der vogele schal.

Auf das hier angedeutete Ballspiel als kultischen Frühlingsbrauch hatten wir früher schon hingewiesen; vgl. dazu auch Wirth, Anm. 17 zum 18. Hauptstück.

Das angelsächsische Runenlied hat den alten Mythos noch bewahrt, wenn es Gott (oss) „den Anfang jeglicher Sprache“ nennt; ebenso sagt der „Erhabene“ im indischen Bhagavad-Gita: „Unter den Lauten bin ich das A. Ich bin die Zeit, die nie vergeht“, und Gott in der Apokalypse: „Ich bin das A und das O, der Erste und der Letzte“. An der Wahrheit dieser Erkenntnis ältester Zusammenhänge wird man heute nicht mehr zweifeln.

Das 21. Hauptstück behandelt ein weit verbreitetes Zeichen, dessen Spuren gewissermaßen eine Geschichte der Sinnzeichen widerspiegeln, wie sie aus der trümmrigen Überlieferung vorgegeschichtlicher Zeitalter sich in die zum großen Teil zufälliger Erhaltung verdankten Runenhandchriften vererben, um daneben, und völlig getrennt davon, in der Volkskunst durch viele Jahrtausende Form und Sinn wunderbar zu bewahren. Es ist die ältere Form der Rune „ödl“, 8, ursprünglich eine Darstellung der hohen Sonne der Sommerwende und der tiefen Sonne der Winterwende, verbunden durch die alte nord-südliche Jahresachse der arktischen Breiten. Als obere und untere erscheint sie auf der Schwertscheide von Hallstatt, dazwischen das achteilige Jahresrad (S. 517); es sei darauf hingewiesen, daß auch das Motiv der Brillenfelsen mit der oberen und der unteren Spirale sehr wahrscheinlich auf dieses Grundmotiv zurückgeht, wie denn überhaupt Urformen des Schmuckes erst von hier aus sinnbildhaft deutbar werden, so daß der breite Raum, den man dem angeblichen „primitiven Formentrieb“ zugewiesen hat, sich immer mehr verengert. Die Entstehung aus der ältesten Rune „Jahr“, O, wird verdeutlicht durch die amerikanischen Überlieferungen. Besonders aufschlußreich ist es, daß der Mythos von den „Symplegaden“, den zusammenschlagenden Bergen, sich bereits in der indianischen Überlieferung findet; auch hier müssen die beiden „Brüder“ zwischen den Felsen, den Steinsteilen des alten Jahres-Steinkreises, hindurch; ein Motiv, das wir oben bereits weiter verfolgt haben. Als „Bestattungszeichen“, also als Ausdruck für das „neue Leben“ (was ödl in den germanischen Sprachen bedeutet), ist es gleichzeitig wohl in den Schalensteinen wiederzufinden. Ich

erinnere daran, daß man in der Hallstatt- und der La Tène-Zeit den merkwürdigen Brauch findet, den Krieger oder König auf der Erde, unter seinem Steitwagen liegend, beizusetzen. Auch hier scheint die Technik uralten Sinngehalt an sich gezogen zu haben: die Kreise, die beiden Räder, die durch die Achse verbunden sind, stellen gewissermaßen das Zeichen des „neuen Lebens“ dar. Vielleicht hängt dies auch mit dem alten Zeichen der gesenkten Arme zusammen, das vielleicht auch die Urform des Tierkreisbildes der „Waage“ ist. Die ältere Rune ödl 8 selbst erscheint nach Jahrtausenden volkhafter Dauerüberlieferung zweimal als Ornament auf einem schwedischen Brautstuhl von 1777: ein wunderbares Beispiel für die Dauerhaftigkeit des alten Sinngehaltes gegenüber der Vergänglichkeit des Werkstoffes, der eben schon in den Steinzeiten der wesentliche Werkstoff der Nordvölker gewesen ist. Sätte uns nicht eine Handschrift diese Rune mit ihrem Namen bewahrt, so ständen wir auch jetzt noch zweifelnd vor diesem Beweisstück für die seelische Fülle, die noch in später Zeit im „primitiven“ Volkstum des Nordens als uralte weltanschauliche Überlieferung lebt!

Im 22. Hauptstück findet das jüngere Zeichen „ödl“ seine weitausgreifende Deutung: es ist die „Schlinge“ oder Schlange = 8, die als Rune des nachwinter Sonnenwendlichen neuen Jahres bereits auf der jungsteinzeitlichen Felszeichnung von Fossum erscheint. Entstehungsgeschichtlich ist diese Rune eine sinnbildliche „Umschreibung“ der Rune „Ur“ = O, die den kleinsten Sonnenlaufbogen in der Winterwende darstellt, den „Ursprung“ des Jahres. Weitverbreitet ist noch im Volksbrauch die Vorstellung, daß dieses „Ur“ die Schlinge oder Schlange ist, in der die Sonne winterlich gefangen ist, und aus der sich daher ihre Wiedergeburt vollzieht. Uralt ist auch das Sagenmotiv, daß die Sonne in der Schlinge gefangen wird. Es reicht von der heute noch lebendigen Algonkinüberlieferung bis in die Grimmschen Märchen, wo stets dem jüngsten der drei Brüder der Fang gelingt (3 Brüder = 3 aettir = drei Jahresdrittel). Erstaunlich ist wiederum die Dauerüberlieferung von der nordischen Steinzeit bis nach Mexiko: auf der Kalenderscheibe in Fossum steht die steinzeitliche Art, die das „Jahr spaltet“, neben der ödl-Schlange = 8; und noch in der mexikanischen Buchzeichnung im Codex Vaticanus erscheint die Steinart.

(Schluß folgt im Heft 11.)

Zeitschriftenchau

Germanische Stammeskulturen und Wanderwege

Georg Kraft, **Alamannische Frühgeschichte im Lichte oberbadischer Bodenkunde.** Mein Heimatland. Herausgegeben im Auftrage des Landesvereins „Badische Heimat“ von Hermann Erich Busse, Freiburg i. Br. Der Aufsatz bringt eine umfassende Übersicht der badischen Frühgeschichte von der Landnahme durch die Alamannen bis zum Verluste der Selbständigkeit durch Ostgoten und Franken. In fesselnder Weise werden nicht nur die Funde selbst, sondern auch ihr Vorkommen in der Landschaft, die Bergungsmethoden und die besonderen Aufgaben der badischen Vor- und Frühgeschichtsforschung dargelegt, eine Darstellungsweise, die zweifellos vorzüglich geeignet ist, in weitesten Kreisen der Bevölkerung tätiges Interesse zu erregen. / Wsewolod Arendt, **Das Schwert der Wäringervzeit in Rußland.** Mannus, Bd. 25, Heft 2, 1933. Die Zahl der in Rußland gefundenen Schwerter der Wäringervzeit ist nicht groß, doch sind alle bekannten Stufen seit der Karolingerzeit darunter vertreten. Obwohl das Schwert dort schon vor den Wäringern bekannt war, wie die sprachliche Untersuchung zeigt, ist es nie in nennenswertem Umfange hergestellt worden, vielmehr erfolgte die Einfuhr aus den bekannten mittel- und westeuropäischen Klingenzentren, insbesondere auf dem allbekannten Donauwege. Die Bedeutung dieses Handels wird unterstrichen durch die Ausfuhrverbote, die die fränkischen Könige zeitweilig wegen drohender Kriegsgefahr gegen den Waffenhandel nach den slavischen Gebieten erließen. Daneben fesseln, außer einzelnen Typen fremden Charakters, vor allem die Schwerter, die deutlich Beziehungen zum Norden zeigen. Es sind die Schwerter der Wäringervzeit, die die großen Handelsstraßen erobert und sich zu Herren des Landes gemacht hatten. / Alois J. Schneidder, **Langobarden in Böhmen.** Mannus, Bd. 25, Heft 3, 1933. Eine Auseinandersetzung mit der unter dem gleichen Titel 1928 in Wien erschienenen Arbeit von Helmuth Breidel. Verfasser vertritt, unterstützt von

Waldther Schulz-Galle, an Hand der Bodenfunde die Auffassung, daß die Langobarden schon Anfang des 5. Jahrhunderts von der Niederelbe nach Böhmen eingewandert sind und dort geraume Zeit gesessen haben, ehe sie nach Pannonien übersiedelten. Breidel dagegen hält den böhmischen Aufenthalt der Langobarden nur für eine kurze Zwischenstation. / Wilhelm Pelsch, **Aus der Urzeit der Insel Hiddensee.** Unser Pommernland. Verlag Fischer & Schmidt-Stettin. 18. Jahrg., Heft 4/5, 1933. Eine anschauliche, kurzgefaßte Schilderung der Vorgeschichte der bekannten Insel, die trotz ihrer Kleinheit Bemerkenswertes aufzuweisen hat. So zeigen sich in der Jungsteinzeit deutlich zwei Kultur- bzw. Siedlungsströme: von Dänemark und vom Festlande her. In nachchristlicher Zeit gehört die Insel, ebenso wie die große Nachbarinsel Rügen, den Rugiern. Die bedeutendsten Funde sind ein überaus reiches Frauengrab aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. und der allbekannte Goldschmuck aus dem 10. Jahrhundert.

Zur Siedlungsforschung

Joseph Steinhausen, **Die Flurnamen im Dienste der Bodenforschung.** Rheinische Vierteljahrsblätter. Verlag Ludwig Röhrscheidt-Bonn, 3. Jahrgang, Heft 3, 1933. Der Aufsatz bringt eine eingehende Untersuchung des Zusammenhanges zwischen Flurnamen und Bodenfunden für das Eriener Gebiet. Auch hier wird bestätigt, daß während der Römerzeit wohl die Kultur weitgehend romanisiert worden ist, daß aber die einheimischen Kelten, zum Teil bereits von Germanen untermischt, durchaus sitzengelieben und als hauptsächlich Träger dieser Kultur zu betrachten sind. Die germanischen Einwanderer vermeiden sodann die alten Römersiedlungen durchaus und wählen ihre Wohnstätten rein nach ackerwirtschaftlichen Gesichtspunkten. / H. A. Priebe, **Die deutschen Gaue vor Karl dem Großen.** Mannus, Bd. 25, Heft 3, 1933. In bewußter politischer Absicht hat Karl d. Gr. das unterworfenen Sachsenland neu aufgeteilt, und so sind die alten Gau- und Stammesgrenzen bis zur Unkenntlichkeit verwischt worden. Die Forschung hat sich bisher nur an die neue, fränkische Gauseinteilung gehalten. Nun machte Verfasser

an einer Karte des Gebietes zwischen der Elbe bei Stade und dem Wiehengebirge bei Bramsche, auf der die Gemarkungsgrenzen nach amtlichem Katastermaterial eingetragen waren, eine eigentümliche Beobachtung: Während bei regellosen Gemarkungen sonst drei zusammenzustößen pflegen, konnte auf diesem immerhin geringen Streifen fünfmal beobachtet werden, daß fünf bis sieben Gemarkungen an einem Punkte zusammenstießen, der durch Namen und besondere Umstände als Thingstätte bekannt und gekennzeichnet ist. Auch die Hauptverkehrswege liefen strahlenförmig diesem Punkte zu. Die Gemarkungen umfaßten jede etwa 100 Hufen zu je 30 Morgen, woher sich die Bezeichnung Hundertschaft herleiten mag. Die Hauptgemarkung mit dem heiligen Hain war erheblich größer und enthielt offenbar die Allmende für besondere Zwecke, ja, die Namen dieser Gemarkungen lassen vermuten, daß sich dort auch der militärische Übungsplatz des Gaues befunden hat. Eine besonders kleine Gemarkung, die noch heutigentags im Gegensatz zu den sonstigen Verhältnissen der dortigen Landstriche Gutsheerrschaft ist, erregt den Verdacht, das Allod der führenden Familie gewesen zu sein. Verfasser schließt mit dem Ausruf, nach Kräften allen Teilen unseres Vaterlandes solchen Beobachtungen nachzugehen, da sich möglicherweise hier ein Weg erschließt, die alte germanische Gauseinverfassung wiederzuerkennen.

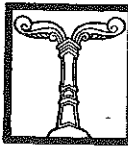
Kultur und Brauchtum

Kurt Langenheilm, **Ein Ganggrabfund aus Schleswig-Holstein im Museum Berlin.** Prähistorische Zeitschrift Bd. 23, Heft 3/4, 1932. Von diesem seit langem im Berliner Museum befindlichen Funde ist nunmehr auch der Grabungsbericht in Kiel gefunden und hier veröffentlicht worden. Bemerkenswert ist, neben dem schon bekannten Brauch, diese Erbbegräbnisse von Zeit zu Zeit zwecks neuer Bestattungen auszuräumen und die Reste an anderer Stelle des Hügels erneut beizusetzen, die in Schleswig-Holstein mehrfach beobachtete Sitte, nach der letzten Bestattung die Kammer mit einer Lage von Steinplatten oder einem dicken Mantel aus Feuersteinsplittern und Lehm oder Schluff zu umgeben, die teilweise noch durch Feuer hartgebrannt waren, und so einen sicheren Schutz gegen Wasser, Tiere und unberufene Menschen bildeten. / Franz Krüger, **Die Tonware der jüngeren Bronzezeit im Bardengau.** Ebenda. Im Gegensatz zur Jung-

steinzeit zeigt der Bardengau (die Kreise Bledede, Lüneburg, Winsen, Ulsen und Teile von Dannenberg und Lühöw), in der älteren Bronzezeit nur eine sehr bescheidene Tonware. Die jüngere Bronzezeit dagegen hat ein reiches, sowohl in der Technik wie in der Form hoch stehendes Material geliefert. Anlaß hierfür ist der Übergang zur Leichenverbrennung. Wird die Asche anfangs noch in einem richtigen Grabe beigelegt, vielleicht sogar noch im Baumsarge, so erscheint bald das Urnengrab. Ebenso wie die Leichenverbrennung von Siden gekommen ist, lassen sich auch in der Töpferware merklliche Einflüsse der Lausitzer Kultur feststellen, finden wir sogar doch die echte Aufkelurne in ihrem Formenschaß. Eine Einwanderung kommt jedoch unter keinen Umständen in Frage; vielmehr handelt es sich hier ausschließlich um Kultureinflüsse. Gertha Schemmel.

Altnordische Himmelskunde. Die völkische Schule. 11. Jahrg., Heft 5, Breslau 1933. — In Heft 9 „Germanien“ wird eine Arbeit des Bamberger Astronomen Zinner genannt, in der Z. sich nachzuweisen bemüht, daß der isländische „Sternen-Otto“ bei seiner himmelskundlichen Betätigung nur südeuropäisches Einfuhrwissen volkstümlich umgesetzt habe. Merkwürdig, daß dann dieser arme Fischer — wie nachzuweisen ist — den Sonnendurchmesser, sein Verhältnis zum Himmelsbogen und die Steigung der Sonne ungleich richtiger bestimmt hat als Makrobios und das ganze Mittelalter! Zinner verharret eben dogmatisch bei einem Standpunkt, wie er durch den Satz gekennzeichnet wird, mit dem der Beitrag „Astronomie“ (von F. Boll) im „Reallexikon der germanischen Altertumskunde“ (1913), beginnt: „Die astronomischen Kenntnisse der germanischen Völker bis zum Eintritt des arabischen Einflusses können, da eine Pflege der wissenschaftlichen Astronomie durch lange Zeiträume fortgesetzt und verarbeitete Beobachtungen erfordert, lediglich als ein Erbe des griechisch-römischen Altertums angesehen werden.“ Von einem solchen Standpunkt ist es natürlich unbegreiflich, „daß mit einfacher Zurechnung etwas erreicht ist, was nur entwickelter Fernrohrtechnik und Arithmetik zugänglich erscheint“ (Merkel). Nur eine Ausnahme gibt es für jene Dogmatiker: die Ägypter; sie durften mit einfachsten Hilfsmitteln (Sandlot und Wierfstaab) sich astronomische Kenntnisse erwerben. S.

Vereinsnachrichten



Osnabrück. Die Arbeitsgemeinschaft der Freunde germanischer Vorgeschichte hatte dank ihrer opferwilligen Werbetätigkeit mit ihren diesjährigen Sommerveranstaltungen

sehr großen Erfolg. Der Andrang zur 1. Fahrt war so groß, daß der Kartenverkauf gesperrt werden mußte: 170 Teilnehmer (etwa doppelt so viel wie durchschnittlich 1932) wurden zugelassen.

Zur Maienfahrt am 20. 5. 33 führte Lehrer Rohlmann (Hambühren) die Arbeitsgemeinschaft ins Teellburgerland. Die Grafentafel, der ein Jahrtausend alte Grenzstein an der hannoversch-westfälischen Grenze, bot einen Rundblick ins Gebiet der Fahrt; die vorgeschichtliche Bedeutung des Ortes, im Gedenken alter Sagen treu bewahrt, ist durch Funde eiszeitlicher Siedlungsspuren und durch Urnenfunde aus germanischen Zeiten wissenschaftlich erwiesen. Von den Grabstätten unserer Vorfahren, die hier auf freier Höhe herrschend ruhten, weiß die Sage zu berichten, daß der Hügel den goldenen Sarg eines Heidenkönigs birgt.

In der Kirche zu Gellenbeck zeigt Franz Heders Altarbild (1916) blonde deutsche Bauerngestalten, die in freier Haltung vertraut zur Gottesmutter aufblicken. Bei den alten Bauerngelehrten, so betonte Lehrer Rohlmann, soll man beginnen, Rassenkunde zu treiben, und nicht im Völkergemisch des Industriegebietes.

Zur Nacht in Stift Leeden begrüßte Rechtsanwalt Finkenstaedt die Teilnehmer und verwies auf die Pfingsttagung der Freunde germanischer Vorgeschichte in Bad Pyrmont und auf das Nordische Thing in Bremen. Lehrer Schwarze (Osnabrück) hielt einen Vortrag über die germanische Dichtung, einen Schlüssel zum Verständnis der ehrsüchtigen, beherrschten, stolzen Seele unserer Vorfahren; er zeigte ihre innigsten Zusammenhänge mit der Bewegung der Gegenwart und forderte, die altgermanische Dichtung müsse zu einem Begriff unserer Gegenwart werden. Der Vortragende erntete reichen Beifall. — In den Fenstern des alten Leedener Kirchleins sahen die Besucher noch die Hausmarken der umliegenden Höfe.

Über die Herkensteine führte dann der Weg zum Römerlager im Sabichtswalde und zum alten Hof Loose, dem Königsgut Curialosa aus dem Jahre 1058. Konrektor Schallenberg (Lengerich) hat hier Reste einer „Bottbäderei“ aus dem frühen Mittelalter gefunden.

Zum Schluß der Rundfahrt wurde das Kloster Osterberg aus dem Jahre 1410 aufgesucht, das einst kluge Mönche auf dem besten Boden des Teellburger Landes anlegten, und das heute ein ehrwürdiger Bauernhof ist. Lehrer Rohlmann mahnte hier, daß eigenwüchsiger, kraftvoller Stolz unserm Bauerntum erhalten bleiben müsse.

Rechtsanwalt Finkenstaedt dankte Herrn Rohlmann im Namen aller Freunde für die ausgezeichnete kundige Führung der Maienfahrt.

An der 2. Sommerveranstaltung (18. 6.) nahmen trotz der Reisekosten 30 Osnabrücker Freunde germanischer Vorgeschichte teil. Sie besuchten in Bremen die erste urreligionsgeschichtliche Schau „Der Heilbringer“, die Prof. Herman Wirth mit Unterstützung des Hauses Roselius veranstaltete. Prof. Wirth stellte sich der Gruppe selbstlos zu Führungen zur Verfügung. Die überwältigende Fülle von Beweisstücken aus allen Kulturkreisen und die einfachen und eindringlichen mündlichen Erläuterungen des Forschers ließen die Wahrheit der wirtlichen Grundgedanken einleuchten.

Vom Hause Roselius war der Besuch der Osnabrücker Gäste auch im weiteren Verlaufe fürsorglich vorbereitet. Fräulein Roselius zeigte im „Hause Atlantis“ die schöne, reichhaltige Sammlung „Väterkunde“, und das „Roseliushaus“ erfreute die Gäste mit ausgesuchten Kostbarkeiten norddeutscher Kunst von der Gotik bis zum Barock.

Führer durch den Osningshain. Unser Mitglied Fr. Fricke, Schwalenberg i. L., hat einen kurzen Führer zusammengestellt: *Freminsul und andere germanische Heiligtümer im Osningshain*. Das mit acht sehr klar gedruckten Abbildungen geschmückte Heft enthält alles Wesentliche in straffer Zusammenfassung. Der Führer ist im Selbstverlag des Verfassers erschienen und kostet 25 Pf.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933

November / Nebelung

Heft 11

Kleine Zeitglosse

Don Hans Friedrich Blund

Unsere englischen Vettern sind keine üblen Nachbarn, werden bei einem guten Getränk sogar ganz aufgeräumt und eigentlich haben wir vorm Weltkrieg viereinhalb Jahrhunderte Frieden mit ihnen gehabt, nämlich seit der Seeschlacht von Kent, in der die Hamburger die englische Flotte so übel zurichteten. Seien wir also auch taktvoll und übersehen wir lächelnd kleine Eigenheiten eines Nachbarn, mit dem wir, ohne seine Politik und Wirtschaft als vorbildlich anzusehen, doch sonst gut zu stehen wünschen und der uns so nahe verwandt ist. Ja, wenn man von jener angeblich englischen Erscheinung redet, die man einst mit dem unschönen Wort „Spleen“ bezeichnete, und die nur die Schwäche Vereinzelter ist, so ist es unsere Pflicht, den Vetter gegenüber schlimmeren Nachbarn in Schutz zu nehmen.

Daß manche Eigenart des Nachbarn gelegentlich ein wenig grotesk wirkt, soll zugegeben werden. Aber sind wir besser? Haben wir nicht genau zu der Zeit, als in einem englischen Buch nachgewiesen wurde, daß Christus, wenn überhaupt, nur als Engländer neugeboren werden könnte, versucht, das Paradies nach Mecklenburg zu verlegen? Und wenn wir vor drei Jahrzehnten über die Eitelkeit unserer Vettern lächelten, die durchaus von den Phöniziern abstammen wollten oder gar von dem verschwundenen zwölften Stamm der Juden, so hat es auch bei uns Gelehrte gegeben, die unserem armen Volk alle erdenklichen Mischungen nachweisen wollten und denen unser wirklicher Ursprung peinlich war. Liegt also nach unserer Meinung das Übergewicht an Absonderlichkeit jenseits der Nordsee, so wollen wir den Splitter im eigenen Auge nicht vergessen.

Aber was, in drei Teufels Namen, bringt uns neuerdings dazu, jene Eigenart der Vettern ernst zu nehmen? Da ist in Fortsetzung jener englischen Mentalität, die irgendwie und irgendwo nach langen Abstammungsketten sucht, ein Buch erschienen, über das ich schon eine Reihe von Berichten in der deutschen Presse fand, ein Buch, das die Bauten von Stonehenge kurzerhand auf ägyptischen Ursprung zurückführt. Bei Salisbury in Südengland stehen nämlich gewaltige steinerne Bauwerke unserer gemeinsamen Vorfahren,

Stonehenge genannt, die Montelius auf 2000 v. Ch. zurückdatiert, die man heute aber nach Durchforschung ähnlicher Baureste in Nordfrankreich, Niederdeutschland und Nordengland als steinzeitliche Werke aus der Zeit rund um 3500 v. Chr. festgelegt hat. Und nun kommt ein englischer „Gelehrter von internationalem Ruf“ und spricht die Vermutung aus, diese Werke müßten die alten Ägypter gebaut haben. Unsere Vorfahren hätten niemals dergleichen fertiggestellt. Er folgert zugleich, immer nach dem Bericht der Korrespondenzen, daß der Name des wackeren Robin Hood identisch sei mit dem ägyptischen Raa-Bennu, daß König Artus Osiris sei und dergleichen mehr. Genau wie wir's aus der Zeit des Paradieses in Mecklenburg kennen.

Es ist gewiß sehr drollig, diesen Vergleich zu ziehen und ein wenig über die Hypothesen des englischen Gelehrten, dessen Namen verschwiegen sei, die Stirn zu verziehen. Wir wollen sogar zugeben, daß wir noch nicht genau wissen, welche Geschlechter unserer Vorfahren jene riesigen vorgeschichtlichen Steinbauten errichtet haben, von denen ein gütiges Geschick uns hüben und drüben einige Reste erhalten hat. Wahrscheinlich ist, daß sie zur Zeit der Bildung unserer Rasse kultischen Zwecken dienten und sicher ist, daß in ähnlicher Art sehr viele Bauten vorhanden sind, die in verwandter Form in unseren Hünengräbern und in gewaltigen Steinsetzungen Niederdeutschlands sich vorbereiten oder wiederkehren. Wenn also die Ägypter Stonehenge errichtet hätten, hätten sie auch unsere Hünengräber gebaut, hätte es so sein müssen, daß der ganze Norden Europas sehr eng von ihnen besiedelt war. Wie hätten sie sonst die vielen Tausende von Totenmälern in unserer Landschaft errichtet? Aber ihrer Nachfahren Sprache und Äußeres ist vermißt wenig ägyptisch und außer der sehr zweifelhaften Ableitung des Namens von Robin Hood dürfte an Beweismaterial nicht viel anzuführen sein. Außer den schon bekannten englischen Ahnenwünschen.

Ich sagte zu Anfang, wir wollen die kleine Schwäche unserer Vettern übersehen. Der Grund dieser Glosse ist ein anderer. Wie ist es möglich, fragt man sich, daß über nord-europäische Vorzeitforschung so wenig bekannt ist, daß wir aus englischen Korrespondenzen den Unsinn über unsere ägyptische Abstammung nachdrucken und sogar in kleinen Artikeln die Bedeutung der englischen Entdeckung dem deutschen Leser klarmachen. Die Artikel standen ehemals nicht nur in Blättern der Linken, sondern gerade in Spalten der Rechtspresse, der man einiges Wissen von Geschichte und Vorgeschichte zutrauen sollte, die wissen mußte, daß die Wissenschaft des Spätens, zum wenigsten von jener Steinzeit an, heute ein lückenloses Bild unserer Vorgeschichte zu geben vermag. Unmöglich hätte es sein müssen, daß die Phantasie der Engländer, die alle Jahrzehnte neue Vermutungen über ihre Abstammung zur Welt bringen, unsere ernste Zeit und die ernste Arbeit unserer Wissenschaft belastet.

Ich höre Entschuldigungen: Aus den Schulen vorm Weltkrieg war Vorgeschichte Nord-europas verbannt, in den Schulen nach dem Krieg rückte sie zwar langsam vor, galt aber als nationalistisch, und Mittel und Männer für die Durchführung der nötigen Ausgrabungen und die Belehrung über vorgeschichtliche Funde in unseren Schulen fehlen noch heute oder sind dürftig gegenüber dem, was geschehen sollte. Dann aber bei allen guten Geistern, Sorge man von Seiten einer vielversprechenden und verbessernden Regierung für gute Lehrbücher (was inzwischen schon gründlich vorbereitet wird! Anmerkung der Schriftleitung.) und verhüte, daß die englische Parallele jenes Paradieses in Mecklenburg in deutsche Blätter einfließt. Wäre es nicht besser, den Raum für ernsthafte Behandlung der vorgeschichtlichen Zusammenhänge in Nordeuropa freizuhalten?

„Was wir heute an menschlicher Kultur vor uns sehen, ist nahezu ausschließlich schöpferisches Produkt des Ariers.“ Adolf Hitler

Die Ura-Linda-Chronik

Von Dr. J. O. Plafmann

Im Oktober 1872 gab Dr. J. O. Ottema, Konrektor des Gymnasiums zu Leenwarden, den Text einer altfriesischen Handschrift heraus, die als altüberlieferter Schatz der friesischen Familie Over de Linden, altertümlich Ura-Linda, ausgegeben wurde. Dieser Veröffentlichung waren wechselnde Schicksale der betreffenden Handschrift vorausgegangen; mehrere Gelehrte hatten sich — leider allerdings ziemlich oberflächlich — mit Sprache und Inhalt beschäftigt, bis Ottema das Werk der Öffentlichkeit durch eine sorgfältige wissenschaftliche Ausgabe zugänglich machte. „Der Inhalt ist höchst fremdartig, teils mythologisch, teils geschichtlich; die Sprache ist zum Teil alt, aber es kommen auch Ausdrücke darin vor, welche sehr jungen Datums zu sein scheinen“ — so hatte ein Gelehrter zwei Jahre vorher über die Handschrift geurteilt. Also ein wissenschaftliches Problem; zunächst stand natürlich die Frage der materiellen Echtheit im Vordergrund. Aber über diese Frage ist man leider niemals hinausgekommen. Erst jetzt hat Herman Wirth die alte, scheinbar längst begrabene Streitfrage wieder aufgegriffen und durch eine deutsche Übertragung das Problem von neuem aufgerollt. Aber er gibt gleichzeitig durch eine inhaltliche Untersuchung den Schlüssel zur Lösung, und diese lautet: die Ura-Linda-Chronik, länger als ein halbes Jahrhundert als Fälschung angesehen, muß auf echte Vorlagen zurückgehen; denn es stehen Dinge darin, die erst heute überhaupt in ihren Zusammenhängen zu überschauen und in ihrer geradezu sensationellen Bedeutung für die germanische Wissenschaft zu erkennen sind.

Es ist wohl gerade diese früher fast unvorstellbare Bedeutung, die bisher eine fast einmütige Ablehnung der Handschrift als angebliche Fälschung zur Folge hatte. Aber darüber hinaus witterte man in der „Fälschung“ eine bestimmte Tendenz, die dann von der bewußten oder unbewußten Gegentendenz um so entschiedener abgelehnt wurde. Ein biederer Schiffer, Cornelis Over de Linden, hatte 1848 durch eine Tante aus dem Nachlaß seines Großvaters die Handschrift erhalten und sich leider ziemlich lange gegen eine wissenschaftliche Veröffentlichung gestraubt. Dieser wissenschaftlich durchaus nicht beschlagene Sproß einer altfriesischen Familie sollte die Handschrift gefälscht haben: „Ein frühes Kettenglied einer freimaurerisch-pangermanistischen Bewegung, eine friesische Freimaurerbibel“, so hat man noch in den letzten Jahrzehnten die Ura-Linda-Handschrift bezeichnet; „Cornelis Over de Linden war der Pionier und Pfadfinder für Lagarde, Chamberlain, Delitsch und andere Antisemiten“, so äußerte sich ein holländischer Wissenschaftler, anscheinend ohne sich der darin liegenden Widersprüche bewußt zu sein.

Manches schien allerdings die Annahme einer Fälschung zu bestätigen oder doch nahe-zulegen: als wichtigster äußerer Befund zunächst die Beschaffenheit des Papiers der Handschrift, die Cornelis Over de Linden besaß. Eine eingehende Untersuchung des Papiers ergab nämlich, daß es nicht, wie die Sprache der Handschrift vermuten lassen konnte, aus dem 13. Jahrhundert stammte, daß es sich vielmehr um Maschinpapier aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts handelte. Dieser Befund ist 1925 auf Veranlassung von Herman Wirth mit Hilfe des Verlegers Eugen Diederichs noch einmal bestätigt worden.

Herman Wirth ist also gewiß ohne Illusionen an eine erneute Untersuchung der ganzen Angelegenheit herangegangen. Wenn er trotzdem jetzt in seiner deutschen Ausgabe¹⁾ für eine nochmalige Aufrollung der Ura-Linda-Frage eintritt, so kann er dies mit einer solchen Fülle gewichtiger Gründe stützen, daß die bisherigen „Beweise“ für die Fälschung

¹⁾ Die Ura-Linda-Chronik, übersetzt und mit einer einführenden geschichtlichen Untersuchung herausgegeben von Prof. Herman Wirth. Gr. 8°, etwa 300 S. mit 300 Abbildungen geb. 9.60 RM. Koehler & Amelang, Leipzig 1933.

davor verblaffen. Im Grunde ist nämlich ein Beweis niemals geführt worden. Die Papieruntersuchung besagt ja nur, daß die alte Handschrift in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch einmal abgeschrieben sein muß; was übrigens auch die zahlreichen „Hollandizismen“, die der altfriesische Text aufweist, ohne weiteres erklären. Völlig unerklärt hat man es ja bei allen bestimmten Urteilen über die „Fälschung“ gelassen, wie denn ein einfacher Schiffer überhaupt zu den Kenntnissen des Altfriesischen und zahlreicher germanistischer Einzelheiten gekommen sein soll, die für eine Fälschung der Handschrift erforderlich waren. Er hätte ja wissenschaftlich hochgebildete Helfershelfer haben müssen, aber von solchen ist nie eine Spur nachgewiesen worden.

Mit Recht stellt Wirth fest, daß eine quellenkritische Untersuchung des Inhaltes der Handschrift niemals erfolgt ist. Man kann sich nun nicht verhehlen, daß eine Anzahl von Zügen in der Darstellung leicht auf den Verdacht bringen kann, daß es sich um Einflüsse aus der germanistisch gerichteten Romantik der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts handeln könnte. So etwa die Erwähnung des „Twistlandes“, unter dem die Verfasser der Handschrift etwa das Land zwischen Friesland und den Donauländern verstehen, also das heutige Deutschland — dieses aber pflegte man damals mit falscher Herleitung des Wortes „deutsch“ wohl als „Twistoland“ zu bezeichnen — wobei übrigens der von Tacitus erwähnte Twisto ebenfalls falsch gedeutet wurde. Auch muß im Laufe der Jahrhunderte eine Umbenennung der in der Handschrift erwähnten Länder stattgefunden haben, da diese selbst ja im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende ihre Namen geändert haben. Wenn die Handschrift von den südlichen und östlichen Nachbarn der Friesen („Fryas“) als von den „Sachsmännern“ spricht, so kann diese Bezeichnung nicht älter als etwa das dritte Jahrhundert n. Chr. sein, denn erst von da an führen die Bewohner dieses Landes den Namen „Sachsen“. Ähnlich verhält es sich mit den „nahen und fernen Krefalanden“, die häufig erwähnt werden; es handelt sich um Unteritalien („Großgriechenland“) und das eigentliche östliche Griechenland, der Name „Graeci“ aber ist ja ursprünglich nur ein Teilname, der verhältnismäßig spät allgemein in Gebrauch kam.

Aber diese Schwierigkeiten lösen sich, wenn man mit Wirth eine mehrmalige Umredigierung des altüberlieferten Textes voraussetzt, wobei die erste etwa in die Väterzeit um 800 n. Chr., die zweite in das 13. und die dritte in die Zeit der Glaubenskämpfe des 16. Jahrhunderts zu setzen wäre, in der ja eine einheimische Überlieferung geistig-seelischer Art in besonders heftigem Kampfe mit dem Südländischen stand. Die Namen sind dann jeweils der veränderten Wirklichkeit angepaßt worden, was ja ohne weiteres möglich war. Vor allem in der letzten Redaktion, dem von Wirth angesehenen Codex C, der einen humanistisch gebildeten Verfasser hatte, mögen dann allerlei Dinge aus dem Gesichtskreis des mit der antiken Überlieferung vertrauten Schreibers hineingebracht worden sein; Dinge, die Wirth mit ziemlicher Sicherheit von dem Altüberlieferten zu trennen weiß. So wird man mit einigem Mißtrauen auch etwa vor der Erwähnung der „Schiffergöttin“ Nehallennia stehen, die aus antiken Denkmälern des Bataverlandes bekannt ist, und die als Urüberlieferung in der Ura-Vinda-Chronik erscheint. Ähnlich verhält es sich mit der Burgmaid Festa, die zweifellos irgendwie mit der römischen Festa zu tun hat, die man aber nicht ohne weiteres als eine Erfindung ansehen kann. Der humanistisch Gebildete mag hier manches, was ihm aus der antiken Literatur bekannt war, mit dem zusammengebracht haben, was er tatsächlich in der aus dem 13. Jahrhundert stammenden Version B vorfand.

Mit Sicherheit ist wohl eine Stelle als eine Zutat des letzten Abschreibers zu erweisen: wenn in den „Schriften von Helennia“ der Name Jesus erwähnt wird, und wenn der Abschreiber diesen mit dem Fo, dem Kris-en und dem Bada orientalischer Überlieferungen zusammenstellt. Diese Zusammenstellung findet sich in einem Buche von E. F. Vol-

neh, „Les Ruines, ou Méditations sur les révolutions des Empires“, von dem eine französische und niederländische Ausgabe sich im Besitze des Cornelis Ober de Vinden befand. Dies allerdings schwerwiegende Moment hat man nun dahin verallgemeinert, daß Cornelis die ganze Handschrift nach der spärlichen in seinem Besitze befindlichen Literatur gefälscht hätte. Daß dies schon aus sachlichen Gründen nicht möglich ist, weist Wirth in seinen ausführlichen Erläuterungen zur Ura-Vinda-Chronik nach — kein Gelehrter der damaligen Zeit hätte die Kenntnisse besessen, ein solches Werk einfach zu fälschen. Wohl aber kann angenommen werden, daß Cornelis die Handschrift aus derselben Hand bekommen hat, wie seine Bücher, und darunter das (1791 erschienene) Werk von Volney; und daß diese unbekannte Hand die letzte Redaktion der Handschrift mit der Entlehnung aus Volney angefertigt hat.

Mit diesen Fragen muß man sich auseinandersetzen, wenn man sich ein ungetrübtes Bild von der Bedeutung der Ura-Vinda-Chronik für unsere Urgeschichte machen will. Sehen wir nämlich auch nur in einem gewissen Umfange die Quellenechtheit voraus, so ergibt sich eine bisher unerhörte Tatsache: eine schriftliche nordische Überlieferung, die bis in die Bronzezeit zurückgeht! Und dem entspricht das, was man aus der Handschrift herauslesen kann, wenn man die Fähigkeit besitzt, das zweifelloso Kernechte von den zahlreichen antikisierenden und mythisierenden Zutaten zu trennen. Es sind Bruchstücke einer uralten Überlieferung von dem kultischen Leben, oder besser von der religiösen Vorstellungswelt des alten Nordseegebietes, des Ingväonenlandes, dessen eigentliches Zentrum das alte Friesland gewesen ist. Gerade das Bruchstückhafte aber ist es, was den Eindruck der Echtheit immer wieder dem Verdachte mythischer und antikisierender Erfindung gegenüber bestärkt. Das Wichtigste ist in diesem Zusammenhang wohl die Kosmogonie, die Lehre von Wralda (wer-alda, Welt), dem Weltgeschöpfer; er, „der allein gut und ewig ist, machte den Anfang, dann kam die Zeit; die Zeit schuf alle Dinge, auch die Erde (Frtha)“. Frtha erscheint als die mythisch gefaßte Stammutter der nordischen Rasse, insbesondere der „Fryas“ oder Friesen. Hieran mag manches hinzugehängt und humanistisch gedeutet sein; doch machen die Lehren, die als „Fryas Rat“ eingeflochten werden, einen zweifellos echten Eindruck. Ähnliches gilt von dem, was Frhas Nachfolgerin Festa sagt, vor allem auch die Gesetze, „die zu den Burgen gehören“; in ihnen erinnert nicht wenig an die Rürstinger Rechtsatzungen, die ja auch sehr altes friesisches und germanisches Geistesgut wiedergeben.

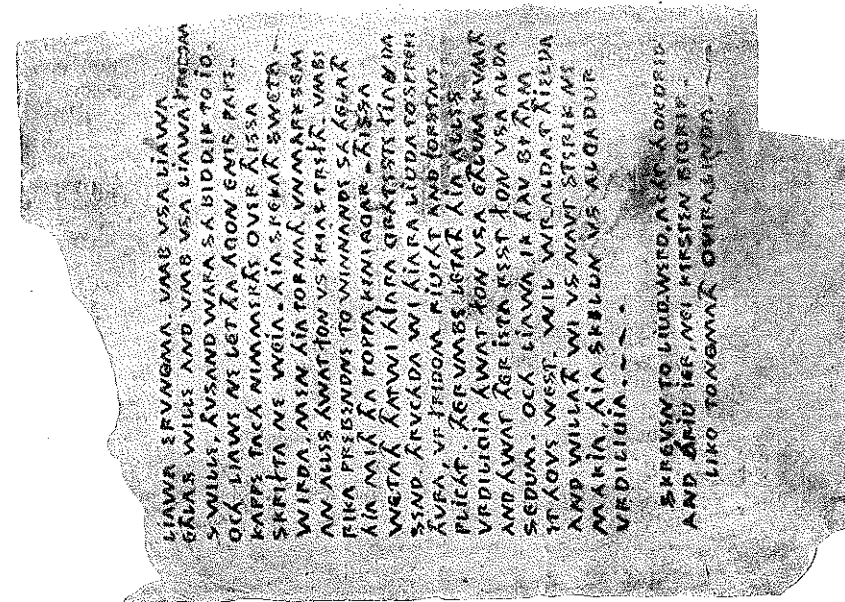
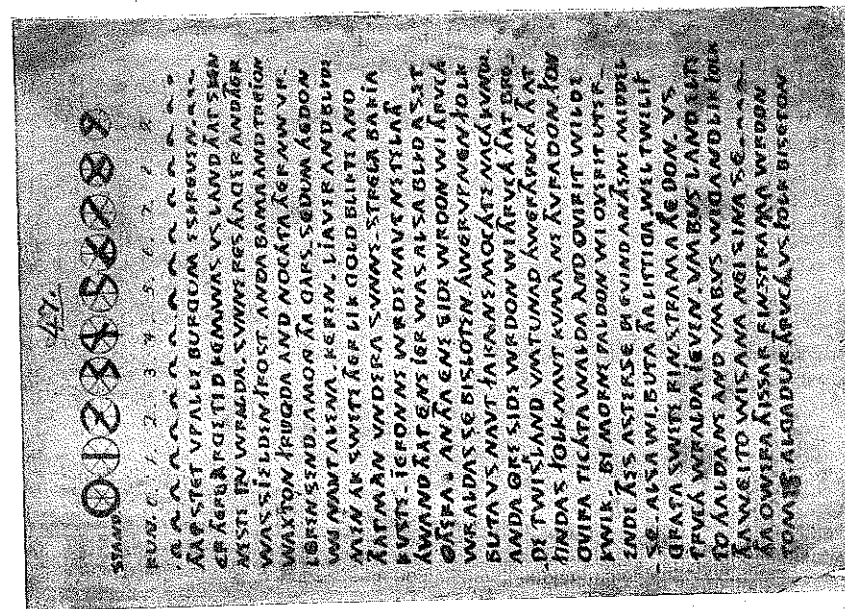
Aber wichtiger als all dieses erscheinen noch die unmittelbar symbolischen Überlieferungen, die in der Handschrift erhalten sind, und hier kann dann Herman Wirth zuerst ansetzen; um aus seinem eigenen reichen Forschungsgebiet den Nachweis für die Quellenechtheit wenigstens großer Teile der Ura-Vinda-Chronik zu führen. Das „Buch der Wdela-Folger“ bringt als Eingang drei sechspeichige Räder mit der Umschrift „Wralda der Anfang“; diese Räder aber sollen auf den Wänden der Waraburg eingeritzt gewesen sein: sie seien „Zeichen des Zuls, das ist das älteste Sinnbild Wraldas, auch von dem Anfang oder dem Beginn, woraus die Zeit kam: dieser ist der Kroder, der ewig mit dem Zul muß umlaufen“. Noch wichtiger ist vielleicht die Angabe, von diesem Rade habe die Ehrenmutter Festa die Runenschrift gemacht; diese Schrift aber sei bei den östlichen Völkern (Finnen, Krefaländern und Thyrern) in ihrer Bedeutung verdunkelt worden. Sie hätten nicht mehr gewußt, daß diese Schrift „von dem Zul gemacht war, und daß sie darum allzeit geschrieben werden mußte mit der Sonne herum“.

Dies ist eine klare Bestätigung dessen, was Herman Wirth auf dem Wege der epigraphischen Denkmälerforschung als Ursprung der Runenschrift und als Weg ihrer Ausbreitung nach Süden und Osten erschlossen hat. Von größter Wichtigkeit — weil es nämlich einen engen Zusammenhang mit der bisherigen Germanistik und Volkskunde herstellt — ist die Angabe, das Rad sei das „Zeichen des Zuls“. Sie bestätigt eine Annahme,

die schon Jakob Grimm vorausgeahnt hat, daß nämlich das vielumstrittene Wort *Jul* nichts anderes bedeutet als „*Rad*“; daß das *Jul*fest ursprünglich ein Fest des Jahresrades ist, „des Jahres umhübing“, wie es althochdeutsch hieß, und dessen sinnbildliche Gestalt *Wirth* in dem sechspeichigen *Rade* als Wiedergabe des Gesichtskreisjahres gefunden hat. Hier tritt uns nun dies sechspeichige *Rad* selbst unter dem Namen *Jul* entgegen; verbunden mit der mythischen Gestalt des *Kroder*, den wir nur aus einer verdunkelten sächsischen Überlieferung der Harzegend kennen; aber auch er erscheint in der späten und schon von allerlei Beiwerk überwucherten Darstellung mit dem sechspeichigen *Rade*. Daß das *Jul*fest also das Fest des in der Winter Sonnenwende stillstehenden Jahresrades ist, wie *Wirth* es immer behauptet hat, und wie ich es wiederholt aus der Überlieferung in Volksbrauch und Mystik bestätigen konnte, geht aus der Handschrift zweifellos hervor. Die Handschrift muß hier das Vorbild ihrer Vorgängerin wiedergeben, denn es ist schlechthin ausgeschlossen, daß ein Fälscher damals solches hätte erfinden können — selbst Grimm hatte noch kaum gewagt, eine Verbindung der Worte *Jul* und *Wiel* (*Rad*) herzustellen, und die Beziehung auf das sechspeichige *Rad* wäre damals noch gar nicht möglich gewesen.

So gewinnen andere Angaben der Handschrift im Lichte dieser Tatsachen ein ganz anderes Gewicht. Eine der merkwürdigsten ist die von der großen Burg der „*Volksmütter*“ auf *Tege*, deren Anlage genau beschrieben wird: In der Mitte ein hoher Turm, auf dem die *Burgmaid*, die *Volksmutter* wohnt; von diesem Turme gehen strahlenförmig sechs „*Häuser*“ nach den sechs Himmelsrichtungen aus. Es ist also eine in die Landschaft übertragene Wiedergabe des Sechssternes, des sechsgeteilten Rades des *Wald* oder des *Juls*; eine Anlage übrigens, deren Grundzüge *Wirth* in der sardinischen und apulischen Mittelmeerkultur der Bronzezeit wiederfindet. Hier zeichnen sich also ganz deutlich die Spuren der Fahrten der „*Fryas*“ nach den „nahen und fernen Kretaländen“ ab — Dinge, von denen ein „*Fälscher*“, und hätte er den gelehrtesten Kreisen angehört, damals unmöglich eine Ahnung haben konnte. So erklärt sich auch der Name *Apulien* als das Land des „*Apulu*“, des *Pol* oder *Phol* „im Wasser“, im „*Pfuhl*“, als welchen *Wirth* den *Apollon* der Griechen schon im „Aufgang der Menschheit“ gedeutet hat. Das ist ja das Großartige an der geschichtlichen Schau von *Herman Wirth* — mag man im einzelnen auch immer seine Vorbehalte machen — daß er gerade den Gedanken der Kontinuität, der ewigen Wiederkehr der großen Mission der Nordlandrasse an diesen tausend von ihm zuerst zusammengesehenen Einzelheiten erkennt und erkennbar macht. Denn diese nordische Übersichtung hat sich ja in Jahrtausenden immer wiederholt. Denken wir an die bronzezeitlichen Rundburgen der nordischen *Pulasata*, denken wir an die quadratischen Burgen der *Normannen* und *Staufen*, die ja auch von seefahrenden Nordvölkern, den Nachkommen jener alten „*Fryas*“ in denselben Ländern errichtet worden sind — das ist eben eine geschichtliche Schau, die ewige Grundkräfte sichtbar macht, während die Kritiker leider selten über die *Atome* ihres sogenannten exakten Materials hinausschauen.

Besondere Beachtung verdient auch der Bericht von der Staatsgründung des „*Minno*“ im fernen *Kreta*; eine Gestalt, in der man zunächst die Schöpfung eines phantasievollen Humanisten zu sehen glaubt. Aber ebenso wenig wie das Vorhergehende kann diese Gestalt von einem Fälscher um 1840 erfunden worden sein — ihm fehlten alle Voraussetzungen dazu. Ich kann hier aus meinem eigenen niederländischen Forschungsgebiete wieder exakte Einzelheiten nachtragen: die „*Minne*“, jene in der niederländischen Mystik bekannte Gestalt der *Seherin*, ist anscheinend nichts anderes, als das auf heimatlichem Boden weiterlebende Urbild jener alten *Volksmutter* auf *Tege*, deren Name nicht zufällig an „*Minerva*“ und *Minno* anklängen dürfte. Natürlich wird man weiteres nur auf Grund ganz exakter Forschung sagen können — aber an dieser wird es nicht fehlen. Ich habe eine eingehende Untersuchung über die „*Jungfrau auf dem Turme*“ als *Sagen- und Märchen-*



Textproben der Ura-Urinda-Chronik, einer schriftlich bewahrten ältesten nordischen Überlieferung aus Tagen der Bronzezeit

motiv fast abgeschlossen; ich hoffe darin nachzuweisen, daß Sage und Märchen bei uns auch hierin eine uralte kultgeschichtliche Wirklichkeit viel treuer bewahrt haben, als die nordischen Quellen der Verfallszeit. Wirth weist selbst schon auf die Beleda der Brutterer hin, die ja auf einem hohen Turme wohnte und hier offenbar Zeiten kultischer Abgeschiedenheit durchmachte. Kein Zweifel, daß diese Beleda die rechtmäßige Erbin jener alten ingwäonischen Volksmutter auf Tegel ist; eine Tatsache, die mit der Angabe der Ura-Linda-Chronik übereinstimmt, wonach sich in der Zeit des Kulturverfalles der alte Glaube bei den „Sachsmännern“ reiner erhalten habe, als bei den Friesen selbst. Die Sachsenkriege Karls haben uns dafür ja den erschütternden historischen Beweis geliefert.

Man möchte glauben, daß eine Grabung auf der Insel Tegel vielleicht doch noch Spuren jener alten Jül-Burg zutage fördern könnte — ein archäologischer Beweis würde die Quellenechtheit der Ura-Linda-Chronik zweifellos und endgültig bestätigen. Bemerkenswert ist es, daß zweimal die in den Sachsenlanden gelegene Burg Managardaforda genannt wird; zweifellos Mimigardesford, das heutige Münster, das ja als uralte Kultstätte von Karl als Bischofssitz bestimmt wurde. Hätte der „Fälscher“ diesen Namen erfunden oder aus historischem Kenntnis eingefügt, so hätte er wohl zweifellos eine richtigere Form gewählt (häufiger ist übrigens der Name Mimigernesford). Nun hat man schon im Mittelalter dieses Mimigardesford mit dem von Ptolemäus erwähnten „Mänosgada“ zusammengebracht — sollte die Ura-Linda-Chronik hier wirklich ein Zwischenglied bilden?

Was auf den ersten Blick wiederum Verdacht erregt, ist die häufige Beziehung auf den Untergang von „Atland“ oder „Atlant“, wie jenes sagenhafte atlantische Ursprungsland genannt wird; die Chronik kennt hier sogar eine genaue Zeitangabe, denn sie setzt die Jahre seit dem Untergang von Atland neben die christliche Zeitrechnung, wonach denn Atland genau 2193 Jahre vor Christi Geburt untergegangen ist. Die Bestimmtheit dieser Angabe macht stutzig — aber bei soviel zweifellos Echtem brauchen wir auch hier nicht ohne weiteres den Zweifel walten zu lassen.

Wir können hier nur das Allerwichtigste aus der unglaublichen Fülle von Einzelheiten und Fragestellungen herausgreifen, die uns durch die Ura-Linda-Chronik geboten werden. Von besonderer Wichtigkeit sind ja auch die Angaben über die von Osten hereindringende Herrschaft des „Magh“, eines östlichen Großherrschers nach Art des Dschingis-Khan, der in vorgeschichtlichen Zeiten einmal sein Reich weit nach Westen, bis zu den „Denemarken“ und nach Schonen ausgebreitet haben muß. Auch hier zeigt uns Wirth an einer sinngemäßen Deutung der Denkmäler, daß diese Angaben auf große Wahrscheinlichkeit rechnen können — und wiederum handelt es sich um Dinge, von denen ein Fälscher vor fast hundert Jahren keine Ahnung gehabt haben kann. Wirth kennzeichnet die Bedeutung der Handschrift mit folgenden Worten: „Die Ura-Linda-Chronik entrollt vor unseren staunenden Augen das Bild einer uralten gefestigten kultischen Organisation der Ingwäonen, welche in der Person der „Chrenmutter“ als Volksmutter gipfelt. Staat und Kirche bilden hier eine Einheit: die Religion ist die Grundlage des öffentlichen Lebens wie der staatlichen Ordnung. Der Kult ist daher eine öffentlich, staatlich geregelte Angelegenheit: sie beruht in den Händen der Frauenschaft. Und diejenige, die berufen ist, der kultischen Ordnung als Trägerin und Wahrerin der Gesittung des Volkes an höchster Stelle vorzustehen, trägt gleichzeitig die höchste Verantwortung für die Leitung des Staates.“

Ist das alles ein Wunschbild der germanischen Romantik vor 80 Jahren gewesen? Sind die Berichte über weltweite Fahrten nach den Krefalanden, nach Ägypten oder Phönizien Erfindungen gewesen, die ein erfundenes „Licht aus dem Norden“ an die Stelle des bisher herrschenden „Lichtes aus dem Osten“ setzen sollten? Es fällt schwer zu glauben, daß überhaupt damals jemand einen solch kühnen Gedanken gehabt haben sollte. Und hätte er all das erfunden, so hätte er schon mit übernatürlicher Seherkraft aus-

gestattet sein müssen, denn auf dem Wege des normalen Wissens konnte er seine Kenntnis damals gar nicht gewonnen haben.

Die Frage nach der Echtheit dieses einzigartigen Werkes der Vorzeit ist also von neuem aufgeworfen. Ihre Lösung wird vielleicht ungeahntes Licht in unsere Vergangenheit bringen — vor allem in jene Vergangenheit, die als lebendige Überlieferung unserer ältesten Volkheit noch bei uns lebt. In dieser Zeit, so verkündet die Ura-Linda-Chronik, soll das alte Geisteserbe wieder erwachen. Wir halten uns bereit: kritisch und wissenschaftlich, aber dem Zweifel um jeden Preis ist kein Raum mehr gegeben.

Germanische Gotteshäuser

Daß ein Laie, oder besser gesagt ein Autodidakt, grundsätzlich neue Gesichtspunkte in die wissenschaftliche Forschung einführt, ist in der Altertumskunde nichts Neues mehr. Und doch wird man immer wieder finden, daß die auf systematischen Pfaden wandelnde, sozusagen amtliche Wissenschaft sich gegen solche Erkenntnisse sträubt. Das ist an sich begreiflich. Denn dem Selbstforscher (Autodidakt) fließen ja seine Erkenntnisse oft auf Wegen zu, die wissenschaftlich Umwege sind, oder die sich wissenschaftlich gar nicht halten lassen. Und da glaubt man dann, das angeblich unsystematisch Gewonnene könne für die Beurteilung durch die systematische Wissenschaft keine Gültigkeit beanspruchen.

Solche Schlüsse sind Trugschlüsse; aber sie sind oft genug gezogen worden, wenn sie auch häufig durch die Wirklichkeit widerlegt worden sind. Man braucht nur an die Vorgeschichte der Ausgrabungen des alten Troja zu denken — es fehlte nur noch der „exakte Nachweis“, daß eine Stadt namens Troja niemals bestanden haben könnte, um der Ablehnung durch die Altertumskunde die letzte Bollendung zu geben. Auf der anderen Seite aber fehlt es nicht an Beispielen dafür, daß laienhafte Phantasiegebilde, die schließlich auf einer wahllosen und uferlosen Assoziationsfähigkeit beruhten, gerade bei interessierten Laien große Verheerungen angerichtet haben, wobei denn die durch das Geröll angerichteten Verheerungen schlimmer waren, als sie durch die paar Goldkörner, die auch in solchen Forschungen enthalten sein mögen, wettgemacht werden könnten. Die Frage nach dem Werte der Laienforschung läßt sich also nicht einfach so oder so entscheiden. Sie ist eine Frage nach der Legitimation, diese Legitimation ist aber nicht ohne weiteres gleichbedeutend mit irgendeiner amtlichen Prüfung oder Bestallung. Erkenntnis, und die ist ja das Ziel aller Wissenschaft, ist oft eine sehr persönliche Sache; sie ist gewissermaßen Sache des besonderen Organs, das der einzelne einer Sache gegenüber mitbringt. Dies kann beim Laien oder Autodidakten in einer bestimmten Richtung stärker entwickelt sein, als beim Fachwissenschaftler; man findet denn auch, daß die Erfolge der Laienforschung meist auf einem ganz bestimmten, häufig einseitig ausgewählten Gebiete liegen. So widersinnig es klingt: der Laienforscher ist oft in viel höherem Maße „Spezialist“ als der Fachgelehrte, weil er sich mit einem einseitigen Fanatismus auf ein ganz besonderes Teilgebiet stürzt, auf dem er meist intuitiv die zündende Entdeckung gemacht hat. Die Rehrseite ist der Drang, nun das gesamte, von ihm nicht übersehene Wissenschaftsgebiet im Rahmen seiner Einzelentdeckung zu sehen und womöglich unter diesem Gesichtspunkt umzugestalten.

Ich schicke diese Betrachtungen voraus, denn wenn man als Fachwissenschaftler auf einem bestimmten Gebiet zum Werke eines Autodidakten Stellung nimmt, so muß man diese Stellungnahme, wenn nicht rechtfertigen, so doch sachlich begründen. Zumal wenn, wie in diesem Falle, das Ergebnis einer jahrelang mit Ausdauer und Opfern durchgeführten Laienforschung vorliegt, das geeignet ist, unsere Erkenntnis vom Wesen und Leben unserer vorgegeschichtlichen Vergangenheit bedeutend zu erweitern und zu vertiefen. Das Buch „Ger-

manische Gotteshäuser“ von dem aus Oldenburg stammenden Architekten Hermann Wille¹⁾ ist das Ergebnis einer solchen Forschung, die von einem „Laien“ begonnen, mit zielbewusster Ausdauer endlich von einem Autodidakten zu Ende geführt und zu einem bedeutenden Beitrag zur Erkenntnis unserer vorgeschichtlichen Vergangenheit ausgestaltet worden ist.

Es ist kein Fehler, daß in dem Buche noch die Wege sichtbar sind, auf denen Wille zu seinen Forschungsergebnissen gelangt ist. Er ging, gefühlsmäßig könnte man sagen, in der Heide des südlichen Oldenburg umher; einem Gebiete, das wie kaum ein anderes in Deutschland unberührt und von großartigsten Denkmälern unserer Vorzeit erfüllt ist. Das Land ist — glücklicherweise möchte man sagen — sehr dünn besiedelt, und daran liegt es denn auch wohl, daß die vorgeschichtlichen Denkmäler bisher nicht gerade restlos erforscht sind. So hatte Wille Gelegenheit, mit dem Blicke dessen, der für solche Dinge ein natürliches Organ mitbringt, eine Anzahl von Urnengräbern zu entdecken und mit aller Sorgfalt, wie sie einem erprobten Fachmann nicht größer zur Verfügung gestanden hätte, auszugraben (vgl. Abb. 1). Es handelt sich um ein vorwiegend eisenzeitlich (etwa 600 v. Chr.) benutztes Urnengräberfeld bei dem Gute Moorbet; die Urnen, zum Teil ungewöhnlich gut erhalten und schön verziert, gehören zu dem Besten, was der Boden uns im nordwestdeutschen Gebiete in dieser Art erhalten hat. Besonders dankenswert ist es auch, daß die einzelnen Phasen der Ausgrabung uns in ausgezeichneten Aufnahmen erhalten und dem Buche beigelegt sind; wir haben wenige Aufnahmen solcher Art, die ja ganz besonders schön die Lage der Graburnen und die Art der Beisetzung veranschaulichen.



Abb. 1. Urnengrab „Moorbet“ (600 v. Chr.), Grabung H. Wille 1932

¹⁾ „Germanische Gotteshäuser zwischen Weser und Ems“ von Hermann Wille. Gr. 8°, etwa 200 Seiten mit über 50 Seiten Abbildungen, geb. etwa 7.50 RM. Koehler & Amelang, Leipzig, 1933.

Wenn der Autodidakt zunächst geneigt ist, die Gesamtheit der heimatischen Überlieferung in ihrem, wenn auch nur äußeren Zusammenhange zu übersehen, so ist das gewiß kein Nachteil. Er ist dadurch unbefangener, als der Spezialforscher, der ja leicht zu sehr an den einzelnen Dingen haftet, und der sich schwer von einer einmal festgelegten Deutung einzelner Denkmäler losmachen kann. Die wissenschaftliche Nachprüfung kann dann noch immer das Wahre vom Unrichtigen scheiden. In Willes Buch ist diese Scheidung bereits vollzogen; man merkt, daß er auf Grund persönlicher Beratung mit Einzelforschern vieles eingeschränkt, vieles aber auch wesentlich erweitert und ergänzt hat. Aber daß eine solche Ergänzung möglich war, beweist, daß seine intuitive Erkenntnis in vielen Fällen die richtige war. So, wenn er darauf kam, daß der Name des Gräberfeldes „Helle“ irgend etwas mit seinem Charakter als uralter Friedhof zu tun haben müsse: tatsächlich bedeutet ja die „hella“ ein Gräberfeld und dann in mythischer Deutung das Reich der Toten, zuletzt endlich verchristlicht die „Hölle“. Oder daß der Name „Kummerkamp“ in demselben Zusammenhange ein Feld mit Grabzeichen (angl. cumbor) bedeutet — Deutungen, die dem Verfasser aufgingen, ohne daß er eigentlich die Spezialkenntnis auf diesem Gebiete besaß. Aber gerade das sichere Gefühl für die uralte Verwurzelung von Rasse und Volkstum in seiner vorgeschichtlichen Vergangenheit führte Wille auf solche Spuren; wie etwa der Bauernname „Rehners tor Helle“, in dem gewissermaßen die Verbundenheit mit der Ahnenerde bis in die Bronzezeit lebendig geblieben ist.

Diese unmittelbare Empfindung einer wesenhaften Dauerüberlieferung, einer ununterbrochenen Dauerverwesenhaftigkeit von den fernsten Ahnen bis zu den jüngsten Geschlechtern, sie mag der Antrieb gewesen sein, der hier einen Autodidakten intuitiv auf die richtige Spur gebracht hat. Zunächst aufnehmend und weiter rückwärts tastend: vom Urnengrab zurück zum Großsteingrab. Was Wille hier an Beobachtungen und Bemerkungen über das Leben der Vorfahren einspricht, ist deshalb so erfreulich, weil es aus unmittelbarer und unbefangener Beobachtung geschöpft ist, die das aus Büchern Gewonnene in der lebendigen Wirklichkeit wiederzuerkennen weiß. Daß diese Wirklichkeitsnähe sich vor allem auch auf eine richtige Einschätzung des eigenen Volkstums bezieht, geht besonders aus dem Abschnitt „Abrechnung“ hervor, in dem der Verfasser eine Blütenlese von dem gibt, was bis in die jüngste Zeit hinein an abfälligen Urteilen über die Fähigkeit und die sittliche Höhe oder vielmehr Tiefe unserer Vorfahren, zum guten Teile aus beamtetem und daher der deutschen Nation doch besonders verpflichtetem Munde geäußert worden ist. Wenn man diese — übrigens fleißig zusammengebrachte — Blütenlese auf sich wirken läßt, so wundert man sich nicht mehr, daß ein wirkliches, wurzelhaftes Nationalbewußtsein bei uns so wenig wachsen konnte; nicht von unten her, vielmehr von oben herab ist ihm immer wieder die Grundlage entzogen worden. Denn wenn der Franzose oder Italiener sein Nationalbewußtsein auf seine legitime Erbschaft an der antiken Kultur stützt, so gründet er damit wenigstens theoretisch sein Selbstbewußtsein auf eine dreitausendjährige Vergangenheit. Aber der Deutsche? Er soll sich dankbar dafür erweisen, daß die Erben jener antiken Kultur seine eigene barbarische Vergangenheit vernichtet und ihm von seiner eigenen Kultur etwas abgetreten haben — aber auf welche Weise soll dabei ein Bewußtsein eines unverlierbaren Eigenwertes entstehen? Hätte der Laienforscher nur diese Zusammenhänge herausgestellt, es wäre schon ein Verdienst. Der aus lebendiger Anschauung gewonnene Glaube an die Fähigkeit, an die Eigenwertigkeit und die geistige Höhe unserer Ahnen ist aber erst die Voraussetzung für die richtige Einschätzung der Denkmäler, die sie uns hinterlassen haben. Ohne diesen Glauben, der wahrhaftig erst lebendig macht, sind uns die Hünengräber nichts anderes als klobige Kraftleistungen klobiger „Hünen“, deren ausschlaggebende Voraussetzung eine gewaltige Körperkraft gewesen ist.

Erst die *Sinnerfühlung* weist hier den Weg zur richtigen Deutung; ja auch — und das ist an diesem Buche das Wichtige — zur richtigen *technischen* Deutung

Und von hier aus greift der Laienforscher mit bedeutsamen Feststellungen in das Gebiet der amtlichen Vorgeschichtsforschung ein. Die uns geläufigen Hünengräber, die sogenannten Steinkammergräber, sind Totenhäuser, wahrscheinlich Erbbegräbnisse mächtiger Sippen; sie setzen schon gedanklich eine geistige Höhe voraus, mit der sich kaum der treibende Gedanke unserer modernen Technik messen kann. Denn die Erbauung dieser für Jahrtausende gedachten und auch Jahrtausende ehrfürchtig behüteten Totenkammern bedeutet ja für diejenigen, die sie erbaut haben, eine Erhöhung über den Gedanken der Vergänglichkeit, wie sie unserem, auf schnellebige Massenversorgung gerichteten Denken im Grunde eigentlich fremd ist. Es steckt weit mehr darin, als nur der Wille, die Reste der Verstorbenen vor wilden Tieren zu bewahren: sie bringen einen Gedanken zum Ausdruck, den Gedanken der „Dauer im Wechsel“. Will man darin etwa Urkunden für einen Glauben an das reale Weiterleben der Toten nach dem Ableben sehen, so würde das wieder auf die Abwege jenes Denkens führen, das alles zeitlich weit Entfernte nur darum als „primitiv“ ausgibt, weil es einige tausend Jahre hinter uns liegt. Mit Recht weist Wille darauf hin, welche Folgerungen für das „höhere Denken“ unserer Zeit man etwa aus unseren heute gebräuchlichen Grabmälern und Grabsitten in dreitausend Jahren ziehen wird, wenn jede schriftliche Überlieferung abgerissen sein sollte!

Die Steinkammergräber stellen nun, was Wille mit seinem architektonisch geschulten Auge besonders auffiel, einen völlig anderen Typ (vgl. Abb. 2 u. 3) dar, als die sogenannten Hünenbetten, die offenbar einen ganz anderen Gedanken ausdrücken. Man sieht: wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein; denn diese „Hünenbetten“ sind nun einmal mit der wissenschaftlichen Etikette versehen, die ihnen mit

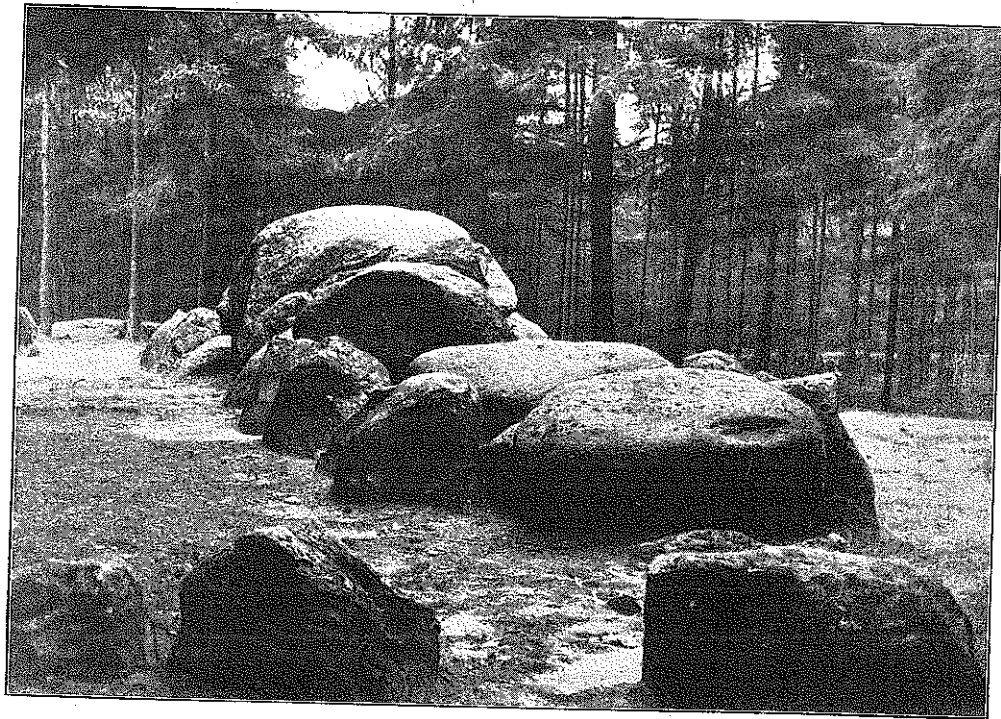


Abb. 2. Großsteingrab „Höfesteine“, Althorner-Heide, Oldenburg

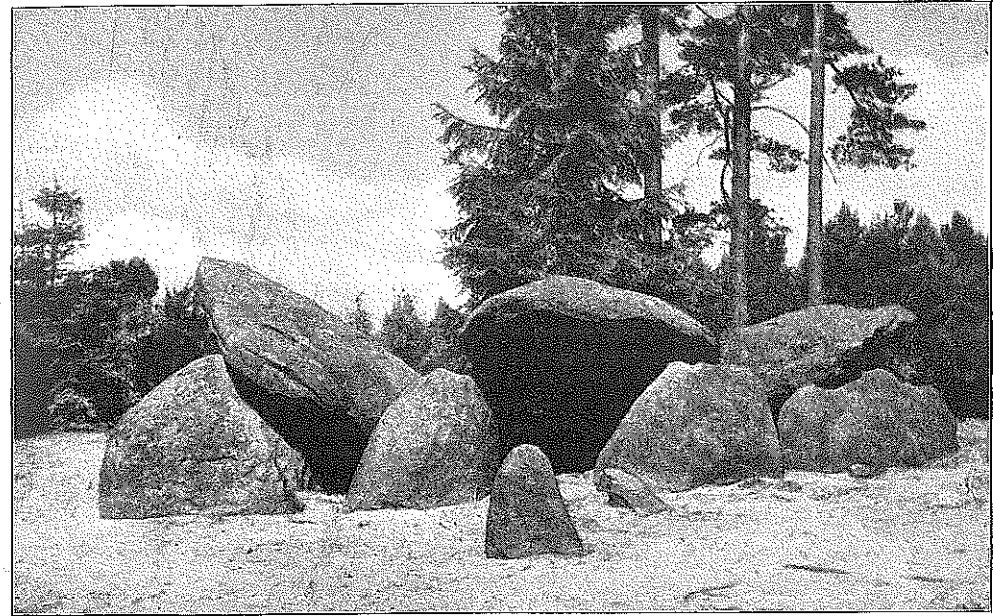


Abb. 3. Großsteingrab bei Fallingbommel, Lüneburger Heide (7 Steinhäuser)

dem durchaus willkürlich gewählten Namen aufgeklebt worden ist. Es handelt sich dabei um lange, schmale Steinreihen, die in Form eines länglichen Rechteckes aus Findlingen aufgebaut sind; im oberen Teile der Anlage liegt dann ein Tiefgrab, das nach Art der regelrechten Hünengräber erbaut ist. Man hat bisher im allgemeinen angenommen, es handele sich bei diesen Anlagen um Sammelbegräbnisse großer Führer mit ihrem gesamten Gefolge (daher „Hünenbetten“); die gesamte Anlage soll ursprünglich mit einem Erdhügel überdeckt gewesen sein, der dann allerdings in sämtlichen Fällen spurlos verschwunden sein mußte. Solche Hünenbetten finden wir in den schönsten wohl überhaupt bekannten Beispielen in der „Wisbeker Braut“ (Abb. 4), dem „Wisbeker Bräutigam“ und zwei entsprechenden, wenn auch nicht ganz so umfangreichen Anlagen bei Glane; alles in der Umgebung von Wildeshausen.

Was nun Wille an dieser Deutung unwahrscheinlich vorkam, war zunächst der fehlende Erdhügel, der ursprünglich diese Steinsetzungen (vgl. auch Abb. 5) überwölbt haben sollte. Wenigstens konnte er bei den von ihm untersuchten Steinsetzungen keine Spuren eines solchen mehr feststellen. Mehr noch fiel die ganz eigentümliche Gesamtanlage von Steinhegung, Tiefgrab und umgebenden Gräbern auf; dazu kam, daß bei einigen Anlagen die „Rückseite“ hinter dem Tiefgrab geradezu in Form einer Apsis abgerundet ist. Hieran schloß sich die gedankliche Wiederherstellung des eigentlichen Zweckes dieser Steinsetzungen: Wille glaubte zu erkennen, daß hier nur das feste, fast unzerstörbare Skelett einer Anlage erhalten ist, die ursprünglich viel mehr umfaßt hat. Besonders die ungewöhnlich langgestreckte Form der Anlage ergänzte die Ähnlichkeit mit dem Grundriß von Tempelanlagen, den Wille in diesen Steinsetzungen wiederfindet. Und seine überraschende Deutung ist diese: die unter dem Namen „Hünenbetten“ bekannten Steinsetzungen sind die stehengebliebenen Sockelmauern von Tempelbauten, Kulthallen, oder wie man sie sonst nennen mag. Die „Gotteshäuser“ sind einst errichtet worden, um bei den winterlichen Jahresfesten unserer Vorfahren, vor allem der Winter Sonnenwende, Schutz und Obdach vor der Kälte des Winters zu bieten. So

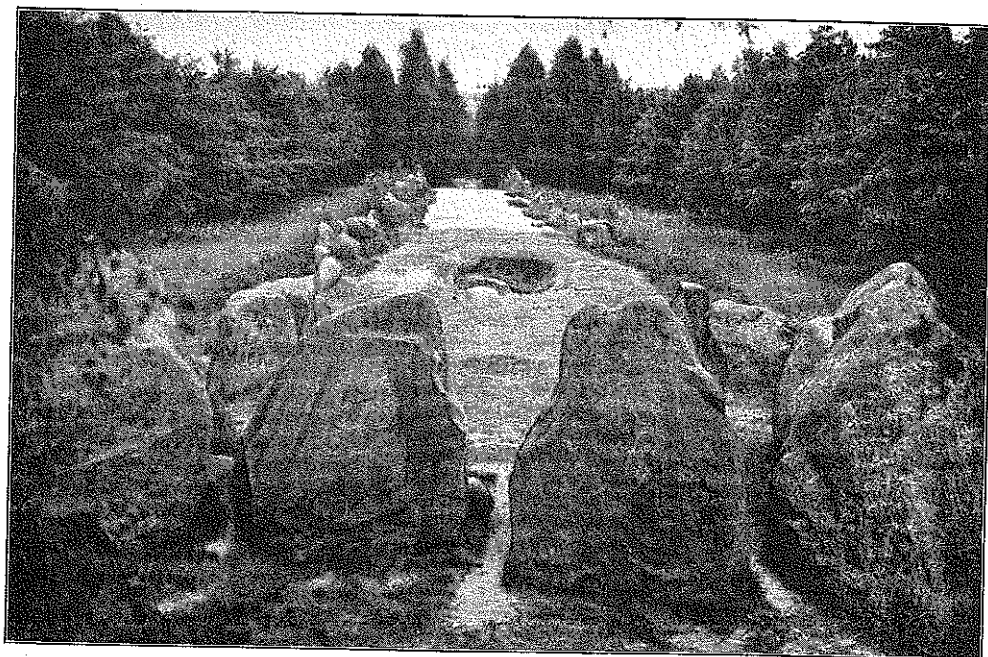


Abb. 4. Steinsetzung „Wiseker Braut“, Wihorner-Heide. Innen $5\frac{1}{2} \times 82$ m

läßt sich der Grundriß der späteren christlichen Kirche deutlich darin wiedererkennen: der obere Teil entspricht der Apsis, das Tiefgrab, zugleich als Altar verwendet, entspricht der Krypta und das Langhaus dem Langhaus in den späteren Kirchen. Die ungewöhnlichen Längen dieser Gotteshäuser erklären sich leicht daraus, daß sie nur in der Länge ausdehnungsfähig waren; die Breite des Raumes war ja zwangsläufig durch die Länge der als Dachsparren verwendeten Stämme bestimmt. Gestützt wird diese Deutung durch eine griechische Parallele, den Tempel der Stiere zu Delos, der fast genau die Anlage und die Längenverhältnisse der „Wiseker Braut“ besitzt.

Diese aus architektonischer Schau gewonnene Deutung unserer „Hünenbetten“ hat etwas ungemein Bestechendes. Wille bringt denn auch eine ganze Anzahl von Belegen, die zum Teil von fachmännischer Seite beigezeichnet sind, aus denen sich vieles für seine Theorie anführen läßt. Schwerwiegende Gegengründe wird man kaum gelten lassen; selbst wenn man die Grabbeigaben der Tiefgräber für fast ausschließlich bronzezeitlich ansieht, so darf man daraus noch nicht folgern, daß zwischen der bronzezeitlichen Anlage und der späteren Verwendung eine Lücke klafft. Wir wissen ja, daß Grabanlagen von der Bronzezeit über die Eisenzeit bis in historische Zeiten hinein nicht nur fortlaufende Benutzung, sondern auch eine entsprechende Verehrung erfahren haben; auch hier liegt die Parallele mit christlichen Gotteshäusern auffallend nahe. Daß manche Grabanlagen des Mittelmeergebietes unmittelbar auf bronzezeitliche nordische Einflüsse zurückgehen, ist längst bekannt; so mag auch der Tempel der Stiere zu Delos ein unmittelbarer Ableger jener nordischen Gotteshäuser sein, die Wille erschlossen hat. Noch die Ausdrücke, die der Seliand für die verschiedenen Teile des Tempels von Jerusalem hat, lassen sich zwanglos auf entsprechende Vorstellungen zurückführen. Daß geschlossene Kulkräume bei den Germanen vorhanden gewesen sind, können wir ja schon an der Praxis der Bekehrer erkennen, die zuweilen doch die heidnischen Gotteshäuser unmittelbar in christliche umwandelten. Dem steht auch nicht die

Angabe des Tacitus entgegen, daß die Germanen „die Himmlischen nicht in Räume eingeschlossen“ hätten. Es handelt sich hier eben um etwas ganz anderes als den südländischen Tempel: es ist ein Raum für religiöse Feste, die wir nach Herman Wirth jetzt wohl restlos für religiös bedingte Jahresfeste ansehen dürfen. Gerade in diesen Festen aber offenbarte sich der sinnbildliche Gehalt des ältesten religiösen Erlebnisses überhaupt: der Gedanke, daß aus dem Tode das neue Leben hervorgehe; ein Gedanke, der ja ursprünglich dem Weihnachtsfeste, dem „Feste der wiedergeborenen Sonne“ zugrundeliegt.

Zu den äußeren Gründen kommt daher ein innerer: wenn in diesen Hallen, deren mächtiges Dach auf den steinernen Sockelmauern der „Hünenbetten“ ruhte, wirklich das Fest der Winterjonnentwende begangen wurde, so erhalten wir vielleicht eine Vorstellung davon, auf welche Weise dieses Fest ehemals begangen worden ist. Das Ahnengrab, die Krypta, die vielleicht zu einem gemauerten Altar hergerichtet war, barg die Gebeine der Ahnen vielleicht schon aus ferner Vorzeit; auf diesen Altar aber wurde das Kind gelegt, das „odil“, das neue Leben der Sippe, als Sinnbild des im Jahres- und im Lebenslaufe sich stets erneuernden Lebens. Eine bestechende Vorstellung, daß wir hierin vielleicht unser ältestes Weihnachtsfest zu sehen haben! Aber auch hierfür fehlt es im Volksbrauch nicht an Anhaltspunkten: legen doch in der Bretagne noch heute die Mütter ihre Kinder auf die Dolmen, die anderswo „Kindlisteine“, „Pierres d'Enfants“ und ähnlich heißen. Ja in der Bretagne werden sie auch „Krippensteine“ (Pierres de crèches) genannt, und man läßt die Jungfrau Maria mit dem Kinde selbst an dem Dolmen rasten!

Wir können uns nur ahnend in diese alten Zeiten zurückversetzen; der tiefe seelische Gehalt, den das Weihnachtsfest bei uns wie kein anderes Fest besitzt, läßt seine uralte

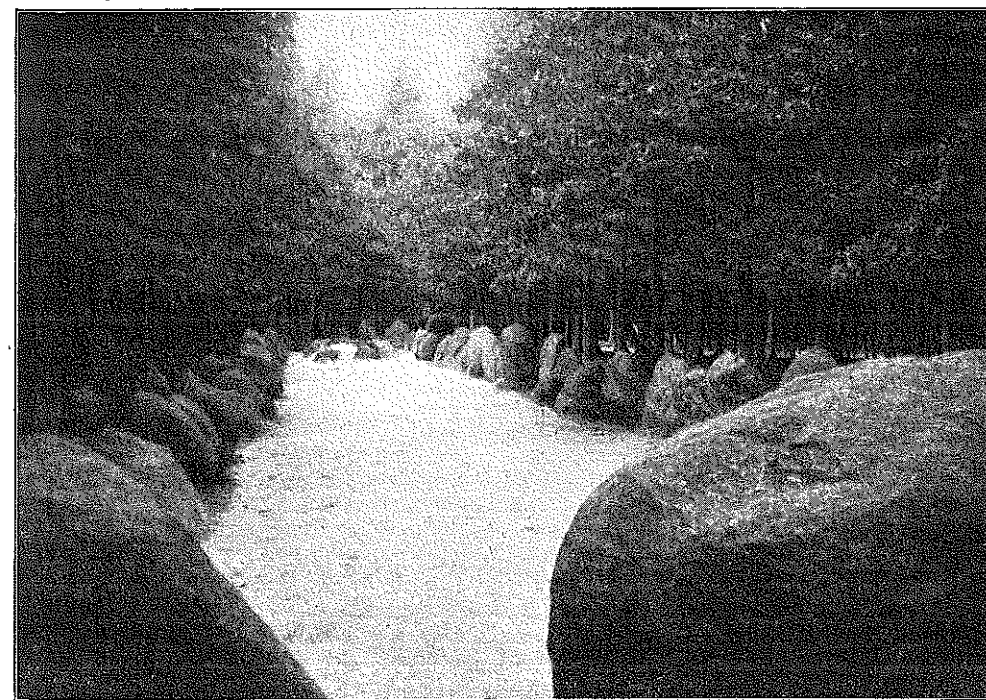


Abb. 5. Steinsetzung im „Niederwald“, Wüneburger Heide. Nord-Südrichtung. Von der nördlichen Giebelwand gesehen. Rechts Wand, Mitte des Langhauses ist der 2,20 m breite Eingang durch hohe Steine betont. Der Raumgedanke tritt hier klar in Erscheinung

seelische Verbundenheit mit unserem höchsten Jahresfest erkennen. Aber nur aus der Gesamtschau wird sich überhaupt ein solches Bild vor unserem geistigen Auge entrollen; und im Rahmen dieser Gesamtschau verdient Willes Deutung der Hünenbetten die volle Aufmerksamkeit sowohl der vorgeschichtlichen Fachleute, wie auch jener Germanisten, die die uralten und unausrottbar in unserer fernen Vergangenheit liegenden Wurzeln unseres Volkstums erkannt haben. So halte ich diese Untersuchung über zu Gotteshäusern umgedeutete „Hünenbetten“, die mit Recht dem ganzen Buche den Namen gegeben hat, für einen wesentlichen Beitrag zur Vorgeschichte, den auch der Fachmann seiner Bedeutung gemäß unboreingenommen prüfen wird.

Aber auch die anderen Abschnitte des Buches wird man mit größtem Nutzen in sich aufnehmen; es ist ja besonders reizvoll, die uns stofflich bereits bekannten Dinge in einer Darstellung zu lesen, die auf ein unmittelbares Erleben des Erarbeiteten zurückgeht. Hierzu rechne ich auch den letzten Abschnitt „Ende der Götter — Ende der Freiheit“, in dem mit richtigem Blick die religiöse Lage des Germanen um die Zeit der gewaltsamen Sachsenbekehrung erfasst wird — ein Vorgang, der vierhundert Jahre später in der Vernichtung der Stedinger noch einmal so etwas wie ein historisches Nachspiel erlebt.

Noch stehen die gemaltigen Findlingsblöcke der alten Gotteshäuser in der einsamen Oldenburger Heide. Ist einst in ihre Dächer der Feuerbrand geworfen, lohnte es sich nicht, in dem entvölkerten Lande sie in christliche Gotteshäuser umzuwandeln? Wir wissen es nicht; aber noch zeigt hier und da ein einfaches Heidekirchlein den Grundriß und die in Stein übertragene Bauart jener alten, heiligen Gotteshallen. Hat hier der Blick des „Laien“ etwas Wesenhaftes richtig erkannt — und ich zweifle nicht daran — so ist das kein Vorwurf für die Wissenschaft; es ist nur ein neuer Beweis für die innige Verbundenheit von Wissenschaft und Leben.

J. D. P.



Rufer im Streit

Der Entdecker des Friesentums

Zum 60. Todestage
Anut J. Clements.

Don Dr. Otto Huth

Am 9. Oktober d. J. jährte sich zum 60. Male der Todestag Anut J. Clements, eines der bedeutendsten Germanisten, der eben wegen seiner Bedeutung — so muß man ja leider sagen — so gut wie unbekannt ist. Zu Lebzeiten wurde er totgeschwiegen und ausgeschrien. Zwar mögen seine philologischen Arbeiten dem Fachwissenschaftler bekannt sein, aber Clements Werk ist in seiner vollen Bedeutung bis heute niemals gewürdigt worden. Wie die Kunde von der germanischen Kultur systematisch ausgelöscht wurde, so wurde auch Clement, einer der ersten Rinder

altgermanischer Kulturhöhe, bisher um den leuchtenden Ruhm gebracht, der ihm gebührt.

Clements Werk ist dazu angetan (wor- auf übrigens schon Ludwig Wilser bei Lebzeiten hinwies, Schriftl.) eine empfindliche Lücke in der bisherigen Germanienforschung einigermaßen zu schließen: nämlich die Erforschung der friesischen Stammeskultur und Stammesgeschichte. Das gesamte Werk Clements kreist um eine Zentralsonne, das Friesentum. Selbst gebürtiger Fries, begabt mit dem klar- und weitblickenden, untrüglichen Auge des Seefahrers, gilt seine ganze Liebe und ganze Mühehaltung der Erforschung der „Nordgermanischen Welt“ d. h. des urgermanischen Nordseekulturreiches. Die Werke Clements sind im wesentlichen Bruchstücke

einer Geschichte des friesischen Volkes, Fragmente jener erschütternden Tragödie, die die Geschichte dieses edlen Germanenstammes bedeutet. Immer wieder klingt in seinen Büchern die untröstliche Klage auf über die Zerstörung der arteigenen friesischen Kultur, den abwendbaren Untergang dieser Urrasse. Clement ist der sterbliche Zwilling Bruder des noch nicht erschienenen Dichters, in dessen Sängen das Schicksal dieses Volkes — die unerhörteste Tragödie, die wir kennen — Klang werden wird. —

Die große Zusammenfassung seiner Studien ist Clement versagt geblieben; lediglich den genialen Plan dazu hat er in dem Erklärenden Vorwort „Zur Geschichte der Nordgermanischen Welt“, mit dem er sich „an die germanischgesinnte Jugend“ wendet, vorgelegt. Es erschien ein Jahr nach seinem Buch „Die Nordgermanische Welt oder unsere geschichtlichen Anfänge“ (1840), das ihm selbst nicht genigte und in der Tat nur einen Teil seiner Forschungen birgt. Wichtigstes enthalten noch seine „Lebens- und Leidensgeschichten der Friesen“ (1845), ferner sein Buch über „Schleswig, das urheimische Land des nicht dänischen Volkes der Angeln und Friesen und Englands Mutterland, wie es war und ward“ (1862) und endlich sein Erstlingswerk über den „Ursprung der Theudisten“ (1836).

Es wäre völlig verfehlt in Clements Vorliebe für das Friesentum nur einen wunderlichen Stammesdünkel zu sehen. Clement vielmehr war ein tiefster Forscher, erfüllt von edler Leidenschaft, echtem Gros, dem allein wirkliche Erkenntnisse zufallen. Gewiß ist er einseitig, doch in seiner Einseitigkeit liegt seine Genialität. In der Zeit der Indienschwärmerei unserer Indo-Germanisten wendet er sich vom Sanskritstudium ab, da es Notwendigeres zu tun gäbe. Nordeuropa gilt es zu erforschen, den unbekannten Erdteil.

Clement sagt, daß, wer die Geschichte eines Landes schreiben wolle, dieses Land bereist haben müsse. Nur so sei es möglich, durch das Bild des Gegenwärtigen das Urälteste wiedergeben zu erhalten, für die überschätzten schriftlichen Quellen, insbesondere die von Mönchen verfaßte mittelalterliche Literatur den richtigen Maßstab zu gewinnen. Und so hat er selbst alle Länder um die Nordsee bereist und wichtigste

Beobachtungen aufgezeichnet. (Vor allem in seinen Reisebüchern: „Reisen in Irland“ 1845 und „Reisen durch Friesland, Holland, Deutschland“ 1847.) Allein schon seine bisher nie ausgetreteten raffentundlichen Bemerkungen, die seine große Begabung, Raffeneigentümlichkeiten zu erfassen, ausweisen, machen seine Werke heute zu Fundgruben. Neben vielen wertvollen Einzeluntersuchungen scheinen mir Clements Werke folgende 4 Haupterkenntnisse darzubieten:

1. Die Germanen sind keine Barbaren, sondern ein edles Kulturvolk. (Dies ist heute endlich selbstverständlich, Anfang des vorigen Jahrhunderts aber war es eine Kezerei, die damals niemand so klar vertreten hat wie Clement.)

2. Die Germanen sind eine reine Urrasse und in Europa alteingesessen (d. h. nicht aus dem Orient eingewandert, wie es die damalige Modetheorie wollte. Auch dies heute eine Selbstverständlichkeit, damals eine kühne Entdeckung).

3. Die Heimat der Germanen ist das versunkene „Doggerland“ (so wird es heute genannt, damals mußte die Geologie noch nichts von einem versunkenen Lande zwischen Dänemark und England). Die Germanen sind seit ältesten Zeiten Seefahrer.

4. Die Friesen sind der Kernstamm der Germanen. Die friesischen Sprache ist eine Ursprache.

Zu Punkt 3 wäre zu bemerken: Zwar wird die Annahme des hohen Alters der germanischen Seefahrt heute kaum noch bestritten, aber die hochwichtige Frage nach der Bedeutung des Doggerlandes für die Geschichte der nordischen Rasse ist von den wenigsten ins Auge gefaßt worden. Dies muß um so mehr in Erstaunen setzen, als auch der Engländer Latham, wie uns durch de Sapouge mitgeteilt wird — Latham selbst äußerte seine Meinung nur mündlich im Freundeskreis —, das Doggerland für bedeutsam in der indogermanischen Geschichte hält. Nach ihm ist es zwar nicht wie bei Clement die Heimat des Germanentums, sondern der Ort der Herausbildung der rassistischen Eigenart der Nordgermanen, während er die urindogermanische Kultur in Mitteleuropa entstanden denkt. Jedenfalls aber hat lange vor Latham Clement sowohl die europäische Heimat angenommen wie die Bedeutung des Doggerlandes für die nordische Geschichte

„Unerschöpflich fließt der Born der Germanenfunde in den deutschen Denkmälern.“

Roffina.

erkannt und nur aus Unkenntnis des Elementarischen Werks ist es zu verstehen, wenn de Lapouge vorschlägt, das heute sogenannte Doggerland, daß damals noch keinen Namen hatte, „Latham-Ebene“ zu nennen. Heute endlich spielt das Doggerland als Zentrum des germanischen Nordseefulturfeldes in den Forschungen Germanen-Wirths eine große Rolle. Schon deshalb ist es notwendig, daß die Ausführungen Clements endlich beachtet werden.

Zu Punkt 4: Eng zusammen mit der Auffassung des Doggerlandes als Germanenheimat hängt die weitere Ansicht Clements, der zufolge die Friesen der Kernstamm des Germanentums sind. Sie sind eben der Stamm, der diesem alten Kulturzentrum am nächsten liegt. Vielleicht wird die weitere Forschung Clements überzeugen bestärken, daß die friesische Volksgeschichte und Volksüberlieferung den Schlüssel zur germanischen und indogermanischen Kultur bietet. Jetzt endlich beginnt man ja zu begreifen, daß das von den Humanisten mit Theologenüberheblichkeit „die Antike“ genannte griechische und römische Altertum vom Norden her, und zwar — wie Clement zuerst richtig erkannte — von dem urgermanischen Nordseefulturfeld aus angesehen werden muß; denn hier liegen seine Wurzeln. So erscheint heute allererst die Zeit reif auch für Clements Werk. Wir geben anschließend bezeichnende Stellen aus seinen Werken wieder:

„Darum nenne keiner, der sich für einen Sprößling von dem edlen Stamm der Nordgermanen hält, seine Vorfahren mehr Barbaren, darum weil er es in römischen und griechischen Büchern liest, am wenigsten ein Protestant in protestantischen Ländern, am allerwenigsten aber der, der sich der Bildung auf Hochschulen rühmt. . . Wir müssen nur frei bekennen: Die geistlichen Schriftsteller des Mittelalters haben mit ihrem Mönchsgeist uns irreführt und unsre Geschichte verfälscht, wir müssen einen andern Glauben annehmen, um für unsre Vorfahren den Platz wieder zu erobern, der ihnen in den Annalen der Welt gebührt. . . Die Leute mit dem rauhen Varenfell sind feiner gewesen als viele Gelehrte ohne . . .“

„Wir beklagen, daß unsere Urgeschichte so dunkel ist wie Mitternacht, aber wir beklagen auch zugleich, daß es bisher noch dunkler gewesen ist in den Köpfen der Geschichtsschreiber unserer Geschichte. . . Die Schönheit des nordgermanischen Geistes, der in unsern Vorfahren viel schöner war, als in ihren vielfach vermischten Kindern, ist schon bewiesen durch die schöne nordgermanische Körperform. . .“

„Germaniens Wurzeln liegen am stürmischen Meer, Germaniens Größe kam vom Meer. Von diesem Meer trieb das Sehnen der Ebene ohne Ziel die Völker hinweg gen Mittag, und die Freiheit, die in den Söhnen des Meers wohnt, und das Grauen der Fluten, wann hoch und weiß die Brandung steht, und der Unmächtige in schweren Sturmesnächten durch schreckliche Wassern Inseln und Küsten zerreiht. Da mußten die Kimbern, die viermal große Römerheere vernichteten, aus ihren alten Sitten wandern, aus dem Land hinaus, das jetzt die wilde See bedeckt. Denn von Tessel hinüber durch Doggerland bis weit über das jütische Riff hinaus, nun eitel Brandung im Sturm, wo die Wogen über Kleigrund rollen, ist einst ein schönes Festland gewesen, und wo in alter Zeit herrliche Eilande lagen und Dörfer in großer Zahl, da ruhen nun die Robben nach Stürmen aus. Zeuge ist der Seemann, wann er sein Lot wirft, Zeugen die Sturmfluten, deren Zerstörung immer wie nach einer Regel der Natur, wiederkehrt, und in der Geschichte stehen sie verzeichnet bei Tacitus, Gregorius von Tours, Helmolz, Lambert und Duthof, Zeuge endlich der traurige Landverlust nach und nach an den Westküsten der Inseln im friesischen Meer, und die ungeheuer langen Eichstämme, welche man bei großen Ebben im Schlamm der nordfriesischen Watten gefunden hat. Noch in ihrem Moder mahnen sie an Frieslands einstige Größe. Von hier wo sie gestanden, ist die See weit entfernt gewesen, denn die salzige Seeluft duldet solche Höhe nicht. Die Allgewalt des Meeres aber ist ewig Eine. Wenn tausend Jahre vergangen sind, oder kaum soviel, seid ihr nicht mehr, Inseln meiner Heimat! Das Jahr 1825 mit seiner fürchterlichen Nacht hat dieses Datum über Friesland verkündet. . .“

„Die meisten unserer Gelehrten haben nur wenig Begriff davon, wie um Christi Geburt und wie um die Zeit der germanischen Völkerwanderung die Nordsee wohl ausgesehen haben mag. Ich spreche es hier zuerst aus, und bin völlig davon überzeugt, daß einst das ganze Brittenland keine Insel, sondern mit der Kimbernschen Halbinsel verbunden gewesen ist. Denn die Doggersbank, welche unter England am breitesten ist, erstreckt sich von England zu den gefährlichen Hornriffs. Die Tiefen, welche innerhalb der weiten Strecke zwischen Tessel, Doggersland und den nordfriesischen Brandungen liegen, haben teils die Flüsse, die von Süden kommen, deren uraltes Bett die See bedeckt, teils die reißenden Flußströme des Kanals und des Trichters gerissen. . . Ein großer Teil der Nordsee ist in uralter Zeit Festland gewesen, aus diesem wurden Inseln, welche im Lauf der Jahrhunderte in Sandbänke und in Brandungen sich verwandelt haben. . . Aus diesen weiten Landstrecken, welche die salze Flut verschlungen hat, ging die Wanderung der westlichen Germanen. . .“

„Wir nannten uns selbst die freien, edlen Friesen. . . Unser Grundsatz: Rüm Hart,

klar Rimmang (Herz weit, Auge hell). Unser Wahlspruch: Bemer duad iis Slaw. . . Die Friesen kannten keine lebenslänglichen Gewalten, sie wählten ihre Fürsten oder Anführer, einige im Kriege, einige im Frieden, doch nur auf kurze Zeit, sie wählten ihre Richter und Ratleute und alle, welche sonst im Dienst des Volkes standen bis zum Bauernvogt herab, auch auf kurze Zeit. . . Keine Republik irgend je in der Welt ist so kernig, so einfach, so dauerhaft gewesen, wie die friesische. . .“

„Die Zerstörung kam von außen. . . Fürsten und Kleriker mußten Hand in Hand sein, um die Friesen zu unterjochen. . . Während See und Sturm, die ewigen Gefährten des friesischen Glends, von vorne drohten, lauerten Fürsten, Abel und Kleriker der Geest im Rücken und bauten sich Burgen am Rande der Marsch entlang. . . Die Geschichte der Friesen ist vorzugsweise das große Trauerspiel im Leben der deutschen Völker, denn sie ist der gleichzeitige Doppellampf mit der See. . . und mit der Übermacht und Habgucht fremder Fürsten, mit der See um den heimatischen Boden, die Bedingung des Lebens, mit fremder Fürsten Macht um die heimatische Freiheit, die Bedingung des Volkstums und des Menschentums. . . Das Volk der Friesen: „Deutschlands Ehrenvolk“

„Die friesische Sprache ist keine Mundart der niederdeutschen, sondern von jeher eine selbständige, eine Ursprache gewesen. . . Wer weiß wie viel von unsrer Sprache mit den Tausenden und Hunderttausenden in den Jahrhunderten und Jahrtausenden in die Wassergräber gegangen ist. . . O wenn ich dir sagen könnte, wie viel du gelitten, Volk der Friesen! Aber du begreifst mich nicht und deine Feinde wollen es nicht. . . Zitternd kommt mir auf die Lippen das Wort: Sie haben unser Leben ausgelöscht! Der Entwicklungsgang unserer selbsteigenen großartigen Geschichte ward ganz gehemmt. Und wer kann jetzt noch lesen das große wüste Blatt. Was schon daran gewesen, ist alles tot und matt.“

„Wer weiß, wie uralte der Ursprung der Seefahrt unserer Völker ist. . . Das Seeschiff ein nordgermanisches Eigentum, die allgrößte und allersolgenreichste urgermanische Erfindung.“

„Die Idee Alwaters: eine echt germanische; Botan: eher ein Feld als ein Gott. . . Die Tempel der Heiden Englands waren. . . wirkliche Gebäude in heiliger Ringform, dar-

um hatten die alten christlichen Kirchhöfe dieselbe Gestalt. Es pflanzten sich die Kirchen auf die Tempel. St. Pauls zu London steht auf dem Grunde eines germanischen Tempels aus der ersten Zeit Englands. . . In den Totenhügeln und Grabstätten der Heidenzeit versammelten sich die friesischen Gemeinden zu Ding und Recht, zu Rat und Gericht, jedermann bewaffnet, im Kreise gestellt, so sprachen, so berieten sie, so sprachen die Richter, die klugen Männer, Recht.“

„Die Form des griechischen Angesichts ist dem germanischen am nächsten, und hierbon schließe ich mit gesundem kritischen Gefühl auf eine gegenseitige Verwandtschaft dieser beiden Völker. Es ist ein germanisches Element in der altgriechischen Sprache, und hiervon schließe ich auf eine germanische Einwanderung in das Griechenland. . . Dieses germanische Element der römischen Sprache läßt sicherlich auf urgermanische Einwanderungen in Italien schließen. Auch sind die Volksnamen jener uraltesten Völkerschaften Volsci, Tusci, Petrusci usw. nicht lateinisch, sondern germanisch. . . Urbölkerverwanderungen von nordgermanischen Seeländern gen Süden und gen Westen, lange vor dem großen Kimbernzuge, kann kein Geschichtsmann aus triftigen Gründen leugnen. . . Wenn es wirklich begründet ist, daß die Rassen Mexikos und die alten Beherrscher Perus ein ursprünglich weißhäutiges, blauäugiges und blondhaariges Geschlecht waren, so ist vielleicht der Ursprung einer so auffälligen Erscheinung viel weiter zurück zu suchen, als zu den Zeiten, in welchen Norweger nach Winland kamen und in Grönland sich niederließen.“

„Den Weg nach Westen und Nordwesten nehme jeder, der Germanien lieb gewinnt, denn dort geht dir, junger Mann vom Festland, ein neues großartiges germanisches Leben auf. Es ist an der Zeit, die nordgermanische Welt zu ergründen, unsere Völker fühlen den Trieb ihrer Bestimmung wieder, und es ist in keinem andern Heil, wir müssen in uns selbst zurück, in der nahen Zukunft liegt unsere Wiedergeburt. Ehe die Hagelschauer losbricht, tröpfelt es, und keine Umwälzung ohne Vorboten. Wehe dem, der die Zeichen der Zeit nicht verstehen will. Wir sind im Werden, wir brauchen Saft zum Wachsen, aber nur aus der Brust deiner eigenen Mutter fließt deine Kraft, Germaniens Bewohner, und nur an ihrem Herzen segnet der Himmel dich.“

„Wir erfahren an Hand der erschlossenen steinzeitlichen Schrift- und Kultsymbolenmäler des atlantischen Abendlandes, daß der Gang der Kulturentwicklung vom Norden und Westen nach dem Osten gewesen ist und daß nur unser mangelhaftes Wissen um jene älteren Urkunden die Ursache der bisherigen gegensätzlichen Annahme war.“

German Wirth

Aus der Landschaft

Dom Ringkreuz

Von Hans A. Lüdward

Auf leuchtenden Bannern weht heute über Deutschland das uralte Heilszeichen der Voreltern und ist seinen Trägern der Ausdruck ihres Glaubens an das Ewige — Deutsche. Funde zeigen das Patenkreuz schon in der Frühzeit auf deutschem Volksboden. Noch älter und zahlreicher scheint aber bei uns seine Nord-Art, das Ring- oder Radkreuz, der viergeteilte Ring, zu sein.

Unser Zeichen kommt an allen Küsten der Welt vor, sonderlich aber und wohl ursprünglich im Norden. Die folgenden Bilder wollen etwas von seinem Vorkommen auf deutschem Volksboden zeigen und zum Sammeln und Beachten auffordern. Denn zuviel ist uns schon durch Unachtsamkeit und feindlich-bewußte Zerstörung verlorengegangen! Die kommende deutsch-gläubige Zeit wird die Heiligtümer zu schützen wissen.

Bei der folgenden Zusammenstellung soll nicht behauptet werden, daß bei jedem Vorkommen auch derselbe Grundgedanke vorliegt. Das Gegenteil, Bedeutungswandel, ist bei der Verschiedenheit an Ort und Zeit, leicht möglich. Doch darüber wird hoffentlich bald bei reichem Stoff mehr zu sagen sein. Eine Aufteilung ist dabei heute wohl schon möglich, und zwar der Art nach kommt das Ringkreuz vor:

1. in zeichnerischer Darstellung;
 2. in körperhafter Darstellung (vollrund);
 3. als Bauschmuck;
 4. als Bauglied;
- dem Wesen nach
1. als Glaubenszeichen;
 2. als Glaubenszeichen schmuckmäßig neben anderen Zeichen oder gereiht;
 3. lediglich als Schmuck.

Die Sinnbedeutung eines jeden Heilszeichens sollte mit großer Vorsicht versucht werden, da es sich um einen Wesensausdruck handelt. Für unser Ringkreuz spricht, wenigstens in einer gewissen Landschaft, das Brauchtum noch deutlich: die nordische Urbevölkerung an der baltischen Küste, von Riga bis Narwa verstreut und auf den Inseln Esel, Worms, Dagö, Mohn, Runö und Öbischholm hat

manches in Sitte, Sprache und Glauben, in ihrer Rasse reiner als irgendein germanischer Volksteil bewahrt. Ihre Bewohner werden heute Insel Schweden genannt, da sie im Mittelalter Zuzug von Schweden her hatten. Unter ihnen wieder hervorragend in ihrer Eigenart sind die Menschen der kleinen Insel Runö im Rigaer Meerbusen. So bestand bis jetzt dort noch die alte Art der germanischen Gemeinwirtschaft. Der Boden und auch der Wald waren heilig und nicht für Geld oder sonst veräußerbar. Dort lebt auch unser Ringkreuz im Brauchtum: Zum Mitwinter, zum Julfest war es das Amt des Hausvaters, am Abend vor der heiligen Nacht mit einem Kreidstein das Zeichen über alle Fenster und Türen des Hauses zu machen, war es das Amt der Hausmutter, es ebenso auf dem Festbrot, dem Julgalt — Zuleber, anzubringen. Am Julmorgen wurde dieser Julgalt unter der Tischgemeinschaft verteilt und verzehrt, bis auf das Stück mit dem Zeichen. Dieser Rest wurde bis zum Tag des ersten Pflügens verwahrt. Dann teilt der Pflügende ihn mit seinem Tiere. Ja, bei der Frühjahrseinstellung ist das Tier ebenso wichtig wie der Mensch! — Für den Hausvater und die Hausmutter war dies ein heilig frohes Tun, in dieser Nacht des neugeborenen Lichtes, des aufsteigenden Lebens. Ursprünglich wurde jedes Brot mit diesem Zeichen versehen, da ja jedes Brot dem Leben dient.

So ist in der Sammlung zu Dorpat ein Knochenstempel, mit dessen viergeteiltem Ende das Zeichen eingedrückt wurde. Auf Runö wird das Ringkreuz auch heute noch von dem Hochzeitsbitter auf dem Feiertagshut getragen, wenn er ausgeht, um zu neuem Leben einzuladen. Die Hochzeitsrose wird aus bunten Bändern und Papier geklebt und an der Stelle, wo sie hinter das Hutband gesteckt wird, gerade abgeschnitten (Abb. 1). Und wie bei seinem Eintritt in das Leben, so grüßt das Ringkreuz den Runöer auch bei seinem Ausgang. Es steht in zwei Sonnen an der Tür zu jenem Ort, wo die Toten geborgen werden (Abb. 2).

Ob diese Bräuche nicht einen kleinen Teil der schwedischen Felsbilderfrage beantworten können? — Die Weltanschauung, deren

Ausdruck sie sind, heißt in den Worten eines alten Fischers: „Wenn ich an die schwedische Küste komme oder nach Finnland und einmal Fragen stelle, so ist einiges ähnlich wie bei uns, die meisten Dinge und Erklärungen sind jedoch ganz anders, aber so glücklich wie wir auf unserer Insel sind, ist sonst niemand. Als Neugeborene bringt uns das heilige Schiff unsern Eltern von der hohen See. Wir haben dann unser Leben: Arbeit und Freude. Beide gehören zusammen wie Sommer und Winter, wie Tag und Nacht, wie Leben und Tod. Wenn wir am späten Abend zum Fischfang hinausfahren, so sehen wir, wie gut die Nacht ist. So ist es mit dem Winter, so wird es mit dem Lode sein. Der Sinn unseres Lebens ist unser Runö, im Lode gehen wir dann ein in das Wesen, aus dem wir kamen.“

In den steinzeitlichen Gräbern kommt das Ringkreuz schon häufig auf Schmuckstücken vor, bei zwei norddeutschen Gräbern aber auch auf dem Deckstein und einem Stein der Umfassung. Bei Bunsloh, in der Nähe von Heide in Holstein, wurde eine bronzezeitliche Baumsargbestattung freigelegt und unter dieser ein unberührtes, steinzeitliches Grab mit drei Decksteinen. Zwei dieser Steine sind ohne jedes Zeichen, der dritte aber, ein Schalenstein, trägt u. a. ein kleines Ringkreuz (Abb. 3). Bei dem Dorfe Klein-Meinsdorf, in der Nähe von Plön, wurde ein Stein mit einem größeren Ringkreuz geborgen.² Dieser Stein hatte hier bei einem Grabe der älteren Bronzezeit Verwendung als Umfassungsstein gefunden und ist zu dieser Zeit schon durch Abschlagen an der unteren Seite stark beschädigt worden. Seine Bedeutung hatte er damals schon verloren. Neben den Ringkreuzen werden die bekannten Hand- und Fußabdrücke sichtbar (Abb. 4).

In jungsteinzeitlichen Gräbern Mitteldeutschlands kommt das Ringkreuz auf Muscheln vor (Abb. 5). Vor kurzer Zeit wurden zwei dieser Muscheln aus einem Kindergrabe geborgen.³

Sialdan bantursteinar standa brantu naer nema reisi niðr ad nið. „Es steht kein Stein an der Straße Rand, den die Sippe nicht seht“ (aus dem Hávamál).

An allen nordischen Küsten stehen steinerne Ringkreuze, zahlreich auch auf deutschem Volksboden. Halb versunken ist

¹) Der Mensch der deutschen Küste spricht dasselbe aus: Gorch Fock in seinen Tagebüchern.

²) Grabung Prof. Rottmann-Kiel, dem ich diesen Hinweis verdanke.

³) Grabung Prof. Schulz-Halle.

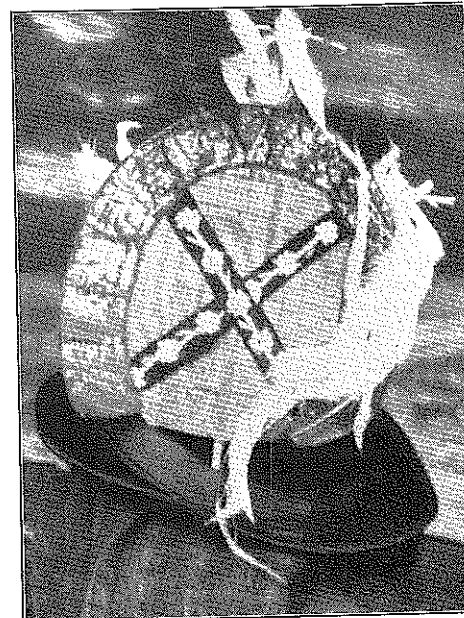


Abb. 1. Ringkreuz auf dem Put des Hochzeitsbitters von Runö.

das Ringkreuz von Varmisse n unweit Göttingens an einer Wegkreuzung. Hier am Berghang ging die alte Straße vorbei, die nachweisbar schon vor dem Jahre Tausend dort vorbeiführte. Das Mal befindet sich unter Bäumen an einem schönen Platz, und da es eines der wenigen ungestörten Ringkreuze ist, so wird es unter Denkmalschutz gestellt werden (Abb. 6). Ein Gegenstück hierzu, in der gleichen Steinmetzarbeit, stand an der alten Straße nach Rassel, am

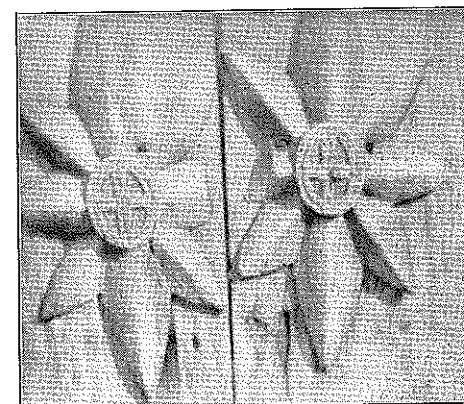


Abb. 2. Ringkreuz an der Tür zum Friedhof auf Runö.

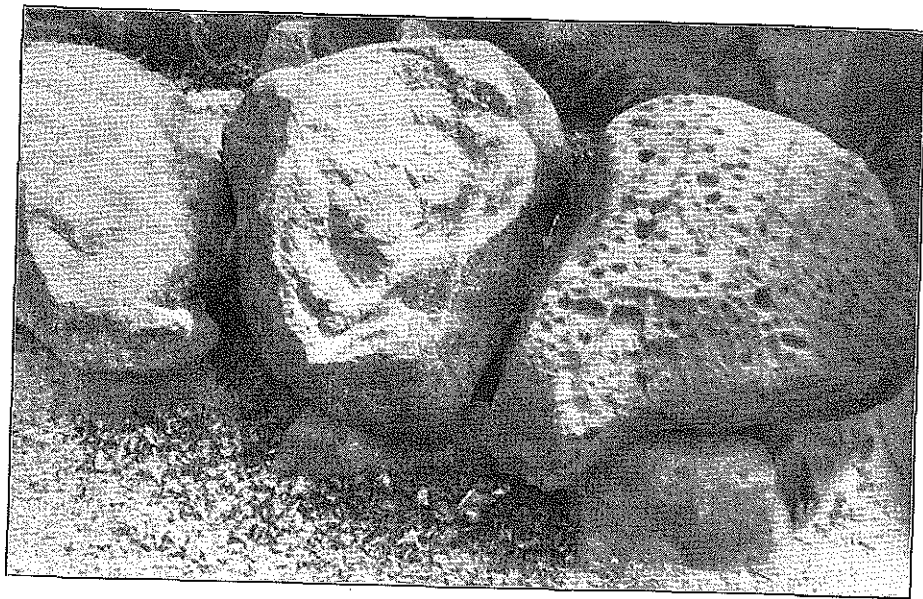


Abb. 3. Grab von Bunsloh (auf dem rechten Deckstein im Schnittpunkt d. Pfeillinien kleines Ringkreuz).

Gimterwege bei Hilwartshausen. Von dort kam es 1885 in den Vogelsangischen Forst und ist jetzt oberhalb von Hannoverisch-Münden aufgestellt (Abb. 7). Bisher wollten die Geschichtsschreiber dieser Gegend in beiden Steinen Mainzer Besitzzeichen sehen, Mainzer Räder. Die Frage, warum Mainz ein Rad als Hoheitszeichen führt, ist noch nicht klar beantwortet. Sicher aber ist,

daß das Mainzer Rad nie so gestaltet, nicht vierspeichig war. Zudem finden sich auch Gegenstände im Baltikum, bei Rodenhufen, fast 100 Kilometer flussaufwärts von Riga und auf der Insel Worm; sie sind von der gleichen einfachen Art.

Ein wenig abgewandelt sind die Ringkreuze bei Saggars, Kreis Harrien, an der baltischen Küste (Abb. 8). Dort leben sie in zahlreichen Weiterbildungen durch die Jahrhunderte. Mit der Jahreszahl 1598 ist der Stein Großjohannis bei Fellin versehen (Abb. 9). Mit diesem ist wieder der Stein aus Treffurt im Werratal (Abb. 10) zu vergleichen. Er

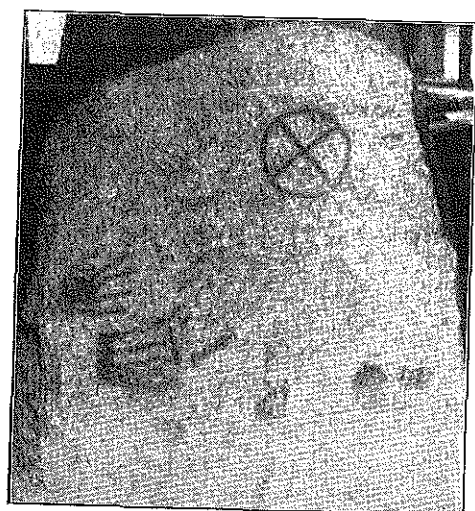


Abb. 4. Stein von Klein-Meinsdorf bei Plön.

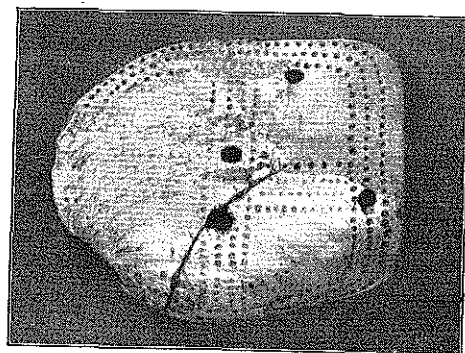


Abb. 5. Ringkreuz auf einer Muschel aus der Sammlung in Halle a. d. S.

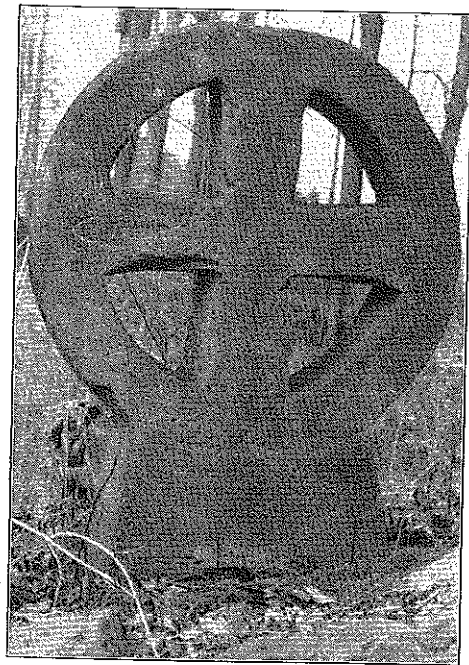


Abb. 6. Ringkreuz von Barmissen bei Göttingen.

stand ursprünglich am Siegrain und ist erst seit etwa 1911 an seinem jetzigen Platze. Der Volksmund nennt ihn das Spinnrad. Die Gestalt veranlaßt die Menschen zu dem

Ausspruch: „Ja, dort liegt ein Wagner begraben“, oder „Dort ist einer geräbert“.

Am Rakeburger See steht ein Mal (Abb. 11), von dem Oberst von Roth



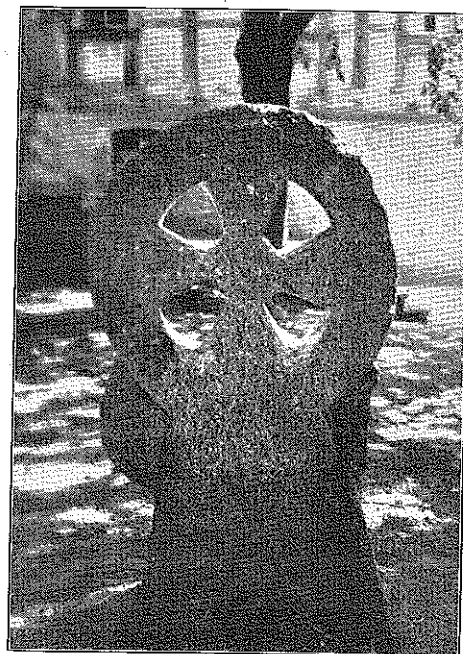
7



8



9



10

Abb. 7. Ringkreuz von Hannoversch-Münden.
Abb. 8. Ringkreuz beim Kirchspiel Saggars
(Baltikum).

Abb. 9. Stein von Groß-Johannis bei Telling.
Abb. 10. Stein von Treffurt im Werratal.

nachgewiesen hat, daß es der Art und dem Stein nach von Gotland stammt, wo noch ein Gegenstück erhalten ist. Er nimmt als Zeit der Errichtung die der ersten Befehlungsversuche durch die Christen an (?).

Die oberflächlich eingerichte Zeichnung stammt aus späterer Zeit. Ein zeitlich jüngeres, aber in der Art ähnliches Ringkreuz, steht in Lübeck in der Rödstraße (Abb. 12). (Fortsetzung folgt.)

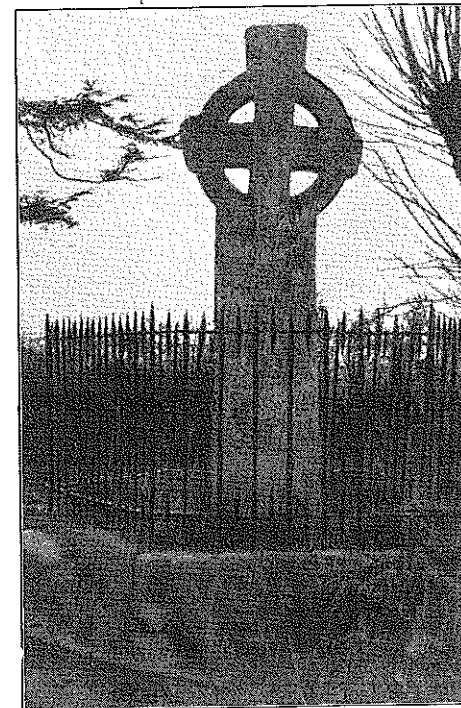


Abb. 11.
Mal am Rabeburger See.



Abb. 12.
Sogenanntes „Kleeblatt“ in Lübeck (Rödstraße).

Die Fundgrube

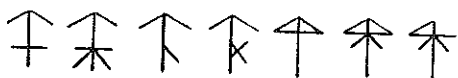
Runenmarken auf Rügen

Um Runen, nicht zum Dornröschenschlaf in Fachwerk und Spiel verdammt, sondern lebendig in jahrtausendalter Folge im Lande der Hünengräber und Opfersteine handelt es sich!

Auf Mönchgut, der südöstlichen Halbinsel Rügens, wo sich alte Tracht und Sitte am treuesten bewahrten, wo der vielfagende Name bannen sollte, was Gewalt nicht aus-

zurichten vermochte, wo Gustav Adolf zum ersten Male deutsche Erde betrat und auf der Insel Hiddensee im Westen, die im Jahre 1296 mit einem Zisterzienserkloster ausgezeichnet wurde (!), werden heute noch Runenzeichen als Haus- und Hofmarken gebraucht. Mit ihnen werden Haus und Hufe gezeichnet: Fisch- und Fanggerät, Feldbrauch und Vieh. Die altehrwürdigen Zeichen, die vom Türbalken des Hauses grüßen und die die alten Erbteller des Hofgeschlechtes

schmücken, sind oft älter als die Wappen berühmter adeliger Sippen. Sie vererben sich vom Vater auf den ältesten Sohn und bleiben Bestandteil des Besitzes; mit ihnen unterzeichnet der Bauer wichtige Verträge. Gründet der jüngere Sohn einen Hof, darf er die Familienrunen nur mit einer Beimarke tragen, wodurch sich die vielgestaltigen Spielarten erklären. Die Gottrune Herman Wirths, das Zeichen des Wintersonnwendlichen, des Jahrespalsters erscheint als Familienmarke. † und in vielen Abänderungen:



Welch' mächtiger Geschlechterbaum grünt in diesen Zeichen! Uns Heimatlosen mit der zerrissenen Sippengeschichte ein wichtiges Mahnmal für Bodentreue und Wurzelkraft.

„Ringt der Baum in Sturmesnöten,
Rinnt der Stamm aus offenen Kerben:
Tief im Boden — tausend Streben,
Eng geschlungen,
In die schwere deutsche Erde hart gedrungen —
Hält die Wurzel und saugt Leben.“
Kolbenheyer (1921).

(Eine Karte mit den wichtigsten Rügenischen Hausmarken [68 sehr klare Zeichnungen] ist zu erstehen für 10 Pfennige bei Nikolaus Niemeier, Witten-Hiddensee.)
Richard Geuß.



Pestmännchen

Das **Pestmännchen von Langenöls**. Ein seltsames Wahrzeichen befindet sich am Turme der katholischen Kirche in Langenöls, Kreis Lauban in Schlesien. Es ist allgemein als das „Pestmännchen“ bekannt. In 1. Stockhöhe befindet sich ein aus Stein gehauener Mann, der eine Schaufel in der Hand trägt. An dieses Steinbild knüpft sich eine alte Sage. Als anno 1630 beim Weggange der Lichtensteinschen Dragoner die Pest im Dorfe einzog, soll der Totengräber einen nach dem anderen begraben haben. Zuletzt ist er selbst der schlimmen Seuche zu Opfer gefallen. Die Nachwelt hat beim Umbau des Kirchturmes sein Steinbild „zum ewigen Gedenken“ an den Turm gesetzt. Leider sind in Dorfbränden die alten Urkunden, aus denen hervorgehen könnte, wer auf den seltsamen Gedanken der Anbringung des „Pestmännchens“ gekommen ist, verloren gegangen, verbrannt oder in den Kriegsjahren vernichtet worden.

Plüschke, Lauban.

Der **„Wod“**. Ein Westpreuße aus Landeck bei Schneidemühl, aus einer alteingesessenen Familie stammend, erzählte mir folgendes: Wenn auf ihrem Hofe ein Stück Jungvieh geboren war, so nahm die Großmutter die Eihaut, *Saam* genannt, mit einer Gabel (Heu- oder Mistgabel) und hängte sie in einen Apfelbaum des Gartens auf die Äste. Als der junge Mann sie fragte, was das bedeute, und warum sie das tue, entgegnete sie kurz: „Das ist der Wod“ (spr. Wöd). Krähen und Raben kamen dann und fraßen den „Saam“ auf; in etwa einer Woche war er verschwunden. (Gewährsmann Herr Templin, Berlin C 59, Koppenplatz 6.)

Bei diesem merkwürdigen Volksbrauch scheint es sich um das Nachklängen eines uralten „Wodansopfers“ zu handeln: Das Aufhängen am Baum war ja ein Opfer an Wodan, den hangathr, den Gott der Geschenke, wie noch im Hávamal (138) der Odin am „windigen Baume“ erscheint, „dem Odin geweiht, ich selber mir selbst“. Besonders eigentümlich ist es, wenn hier das Wodansopfer selbst den Namen des Gottes annimmt; auch hier ist also der „Wod“ sich selbst geweiht, am „windigen Baume hängend, ich selber mir selbst“. Auch die Raben oder Krähen, die als „Geleitvögel“ Wodans das Opfer zu sich nehmen, fügen sich in den mythologischen Rahmen, der hier, man kann sagen ausnahmsweise, in auffällender Vollständigkeit im Volksbrauche erscheint. — Wo gibt es noch ähnliche Bräuche unter ähnlichen Bezeichnungen?

Dr. J. D. Plafmann.

Die Bücherwaage

Hans v. Wolzogen: **Aus germanischer Vorzeit**. Ein Sagenschatz für das deutsche Volk. Mit 160 Federzeichnungen von Franz Stassen. Leipzig: A. Anton & Co. (1929). 3 Bde. 8° Ganzlein. je 2.25 RM.

Bd. 1: Sagen der Edda. 220 S., 50 Federzeichnungen. — Bd. 2: Germanische Heldensagen 244 S., 48 Federzeichnungen. — Bd. 3: Urwälderhort. 312 S., 62 Federzeichnungen.

Daß unsere Jugend, und zwar schon recht früh, den reichen Sagenschatz der nordisch-germanischen Welt nicht nur kennt, sondern daß er ihr zum inneren Besitz wird, ist notwendig und selbstverständlich. Glücklicherweise wird in jeder selbstverständlich, nachdem Jahre hindurch von einer gewissen Presse genug unternommen wurde, diese Forderung als unzeitgemäß hinzustellen. Der 1. Band der vorliegenden Sammlung enthält eine Auswahl aus den Götter- und Heldensagen der Edda. Da dank der Tätigkeit der westfränkischen Mission in Deutschland kaum altes Gut übriggeblieben, sind wir auf diese Quelle angewiesen. Ob Kindern nicht manche fremd klingende Namensform Schwierigkeiten macht und ob man nicht versuchen könnte, sie gut einzudeutschen? Der 2. Band bringt Beowulf, Gudrun und der Nibelunge Not, der dritte Dietrich von Bern, die altnordische Ballade vom Bauern und dem Riesen, Wodans Roß, Parzival und Eberhard Königs Dichtung Hermoders Ritt. — Wenn hier zunächst von der Jugend gesprochen wurde, so deshalb, weil vielleicht sie am ehesten wiedergewonnen werden kann, wie man denn heute allenthalben sehen kann, daß die jugendliche Freude am Heldischen nur verflüchtigt, aber nicht tot war. Aber auch mancher Erwachsene, der bisher der Vergangenheit seines Volkes fernstand, wird gerne zu diesen Mäherzählungen greifen, die alles Unwesentliche beiseite lassen. — Die Sprache ist dichterisch geholt, ohne falschen, übertriebenen Brunt; der Druck schön und klar auf gutem Papier. Der Preis ist bei der guten Ausstattung mäßig, die Bücher können durchaus als Geschenk empfohlen werden. Nur zu den Bildern wäre etwas Einschränkendes zu sagen, nicht zum Aufbau, der ist lebendig und anschaulich, sondern zu den sachlichen Einzelheiten. Bilder sollen Anschauung vermitteln, und

die Anschauung muß möglichst richtig sein. Odin am windkalten Baume: der Stich der Lanze trifft ihn in die Seite, nicht vorn in die Brust; Attilas Burz ist ein Werk gotischer Zimmermannskunst gewesen, um nur dies zu nennen. J. Friedrich.

Wirth, Herman, **Die Heilige Urschrift der Menschheit**. Lieferung 11, Text S. 513—576, Tafel 396—427. Gr. 4°. Verlag Koehler u. Amelang, Leipzig 1933. (Schluß der Besprechung aus Heft 10.)

Sie ist umschlungen von der Odil-Schlange über der Erdgöttin Ilacoltetl, welche die Schlange hält, aus der das neugeborene Kind hervorgeht — also hier eine gesunkene, späte südliche Anschauungsweise. Die beiden Odilzeichen, die das Kind in den Händen hält, die „Schlangen“ oder „Schlingen“, entsprechen übrigens genau den beiden Schlangen, die der neugeborene Herakles in den Händen hält: hier liegt in der griechischen Sage erkennbare Umdeutung eines uralten Motives vor.

Ganz deutlich wird die Dauerüberlieferung erst am deutschen Volksbrauch: im Braunschweigischen hängt man noch heute eine aus Glachs gewundene Odil-Schlange an das Spinnrad der jungvermählten Frau, das schon früh die Symbolik des Jahresrades an sich gezogen hat, wie wir wiederholt feststellen konnten. Es ist das Zeichen des neuen Lebens der Sippe, das aus der Ehe hervorgeht; und die Odil-Schlange hängt hier ebenso am Spinnrad, wie sie auf dem Scheibentale der von Josum nach der Winter Sonnenwende am Jahresrade hängt. Vollständigere und deutbarere Dauerüberlieferung wird man kaum noch verlangen wollen! Auch im ältesten Ägypten lebt das Zeichen fort, und zwar in Verbindung mit dem Reichtumskreuz: $++\lambda=$ oder λ , das Zeichen „ankh“, das ebenfalls „neues Leben“ bedeutet. Es erscheint als Grabbeigabe in pharaonischer Zeit, wie das einfache Zeichen λ in Ton geformt als Grabbeigabe in Abydos erscheint. Völlig klar wird jetzt die biblische Überlieferung, nach der Moses in der Wüste, als eine Epidemie ausbrach, „an einem Kreuze eine Schlange“ aufrichtete: es ist diese ur-

alte Formelverbindung, das Zeichen, das den Kranken das „neue Leben“ wiedergibt. Daß diese Odiskrune bereits in der nordischen Bronzezeit in der entsprechend geformten „Schere“ wiedergefunden wird, entspricht einer uralten nordischen Gotteschau: „wenn ein Gegenstand durch seine Form, Gestalt oder irgendeine Eigenschaft die Verkörperung eines jener kosmisch-kalendari-schen Kultsymbole schien, so wurde es damit sinnbildlich, trat in kultsymbolische Beziehung und erhielt einen kultsprachlichen, „theophoren“ Namen“ (S. 540). Dieselbe Erscheinung, wie beim Spinnrad oder Spinnwirtel, der Windmühle (Malkreuz) u. a. Es blieb einer „exakten“ Wissenschaft vorbehalten, in dieser Kalenderrune die Schere zu sehen, mit der man angeblich im Winter (!) die Kleider zu Weihnachten schneidert. Übrigens ist der Schlangensab des Hermes Psychopompos, des Seelengeleiters Merkur, dieselbe Verbindung zweier Runenformen. Und dieser „Botenstab“ lebt denn noch heute in den Schulzenknüppeln fort: merkwürdig gebundenen Hölzern, den „Krumphölzern“, die ursprünglich das Botenholz dargestellt haben mit denen zum Fuldung, zum höchsten Gerichtstag in der Winterjonnentwende aufgeboden wurde (S. 543). Sie tragen denn noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Einritzung die R-Runen, den Achtfuß * , das Malkreuz X und andere ganz eindeutige Zeichen; auch das Hufeisen kommt als „Geboteisen“ vor: sämtliche Formen erscheinen übrigens noch heute im Weihnachtsgebäck von Schweden, Friesland und anderen Gebieten der alten ingwäonischen Kultur. Die Odisklinge erscheint als sogen. „Fisknoten“ vorne auf dem Mantel, auf der Brust der Fisk (S. 544) und ebenso auf alabastrinen Frauenbüsten von Mykene und Kreta (S. 545). Ich vermute, daß wir darin das „vorsepan“ wiederfinden, das in der Mythik die „Mitte“ oder die Seherin selbst auf der Brust trägt.

Zu dem Motiv des Dreiblattes, das häufig in Verbindung mit der Rune „neues Leben“ erscheint (S. 546 ff.), sei auf einige Märchenmotive hingewiesen. Die Schlange mit dem Dreiblatt im Mund (Zafel 256), ursprünglich die winterjonnentwende Schlange mit der Y-Runen, erscheint in dem Grimmschen Märchen von den Drei Schlangenblättern: eine Schlange kriecht aus der Wand der Grabkammer (!) hervor, sie hat drei Blätter im Munde, durch welche der mit seiner gestorbenen Frau begrabene Königssohn jene wieder zum Leben erweckt — also ganz deutlich das Motiv des „neuen Lebens“ aus dem Grabe.

Ähnlich ist vielleicht das Märchen „Die drei grünen Zweige“ zu deuten, in dem ein Einsiedler von Gott dazu verurteilt wird, einen trockenen Ast so lange zu tragen, bis „drei grüne Zweige aus ihm hervorsprießen; aber nachts, wenn du schlafen willst, sollst du ihn unter dein Haupt legen“. Eines Morgens „fand man ihn tot, und aus dem trockenen Holz, auf welchem sein Haupt lag, waren drei grüne Zweige hoch emporgewachsen“. Übrigens ein deutlicher Anklang an das Motiv von der dürren Eiche, die wieder grünt, wenn der Retter, der Heilbringer wiedererscheint. So trägt Seleukos Nikator auf seiner rechten Schulter (!) das Dreiblatt (S. 548), das als Wechselform der Mensch-Runen auf friesischen Siebelzieren erscheint. Auch das Dreifleeblatt als irisches Sinnbild der Dreieinigkeit scheint ursprünglich aus demselben Vorbilde entstanden zu sein. (Die Besprechung des 23. u. 24. Hauptstückes folgt). *Ermita.*

H. A. Siebert, Heidental, Hartvören, Donoper Teich und Umgebung (Sonderdruck a. d. „Mitteilungen a. d. Rippischen Geschichte u. Landeskunde“ XIV). Detmold, 1933. Meierische Hofbuchhandlung (Max Staercke). 8°, 55 S. m. 3 Abb. und 2 Kartenskizzen. 0,90 RM.

Untersuchungen über ein Gebiet in unmittelbarer Nähe der Grotenburg beanspruchen unsere Teilnahme. Die vorliegende Arbeit des Oberinspektors am Ripp. Landesarchiv beruht auf sorgfältiger Durcharbeitung der vorhandenen Akten. Dadurch sind ihr zeitliche Grenzen gesetzt, sie bringt für die Zeit, die uns nahe liegt, keine Förderung, ist aber insofern wichtig, als sie vor falschen Schlüssen bewahren kann.

Auf zwei Einzelheiten sei kurz hingewiesen: Die Frage nach der ursprünglichen Bedeutung des Flurnamens „Heidental“ ist noch nicht erledigt mit dem Hinweis, daß Preuß (Ripp. Flurnamen. Detmold 1893) für die Ableitung von Calluna (nicht von Erica) eintritt und es in der Alte der Ripp. Forstverwaltung „Forstnamen und deren Herleitung“ heißt: „Unbedingt von Heidekraut“. Die älteren urkundlichen Zeugnisse scheinen für den Bach, der jenes Tal durchfließt, und nicht für das Tal vorzuliegen: der Bach wird nach Siebert 1484 und 1528 die „Heide“ genannt, während das „Heidental“ scheinbar erst 1586 auftritt. Danach ist zwar die Frage nach der Bedeutung „Heide“ noch nicht geklärt, aber den Bachnamen wird man kaum auf Calluna zurückführen können, wobei außerdem zu berücksichtigen, daß es noch strittig ist, ob Heide = Calluna überhaupt die älteste Schicht in der Bedeutungsentwicklung darstellt (Literatur bei

Feist, Etym. Wörterbuch d. gotischen Sprache. 1923). Dagegen wird man nach den Darlegungen Sieberts (S. 35) zunächst den Kahlen Ehberg“ (östlich vom Donoper Teich) sehr wohl mit altsächsisch ehu = Pferd zusammen bringen dürfen, und dann auch die benachbarten Bezeichnungen: Großer Ehberg (östlich der

Dörenschlucht), Kahler Ehberg (südlich von Hörste) und Ehberg (südwestlich von Hörste). Ob in dem Namen des Ortes Hörste, in dessen unmittelbarer Nähe die Bezeichnung Ehberg zweimal vorkommt, eine Weiterbildung des angelsächsisch überlieferten hors (altsächsl. hors, hers; altsächsl. hōrs) gesehen werden darf, läßt sich noch nicht entscheiden. Suffert.

Zeitschriftenchau

Kulturbeziehungen

Franz Delmann, Zum Problem des gallischen Tempels. Germania Anzeiger der röm.-germ. Kommission und des Deutschen archäologischen Instituts. Jahrgang 17, Heft 3, 1933, Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin. Die zahlreich bekannten gallischen Tempel zeigen im einzelnen zwar viele Besonderheiten, am hervorstechendsten jedoch ist die viereckige Cella mit überdachtem Umgang, die sowohl in Stein wie auch in Holzbau auf steinigem Grundriß aufgeführt wurde. Diese Tempelform befindet sich in genauester Übereinstimmung mit solchen aus germanischem und slavischem Gebiet, so dem Slaventempel von Arsona, wie dem alten Germanentempel, der unter der Kirche von Alt-Upsala festgestellt werden konnte, und einem Tempelgrundriß auf Island. Verfasser bemüht zur Erklärung dieser Übereinstimmung Kultureinflüsse aus Iran und dem allerersten Osten. Sollte man nicht zunächst eine nordische Gemeinsamkeit erwägen, um so mehr, als ja die nordischen Stabkirchen auf diesem selben Grundriß aufbauen?

Kultur u. Technik

Martin Sell, Zweierlei Gußtechnik in einem Hallstattgrabe aus Salzburg. Ebenda. Auf dem Salzburger Flughafen, der ein reiches Gräberfeld in sich birgt, sind unter zahlreichen anderen Funden zwei Bronzegegenstände gefunden worden, von denen die eine sehr zierlich und genau gearbeitet ist. Alles deutet darauf hin, daß sie in einer zweiteiligen, schalenförmigen Form gegossen worden ist, die nur mit Hilfe einer festen Vorform gewonnen worden

sein kann. Die größere Scheibe sieht plump und wie geknetet aus. Offenbar ist die verlorene Form über einem Wachsmodell hergestellt worden. / **W. La Baume, Der Pflug von Döstrup (Jütland).** Prähistorische Zeitschrift, Bd. 23, Heft 3/4, 1932. Bericht über eine erneute Untersuchung des bekannten, in Kopenhagen befindlichen Pfluges, dessen Konstruktion mit Hilfe von Zeichnungen erläutert wird. Es ist ein Krümpelpflug, der große Ähnlichkeit mit dem Hunsapflug des Rheinlandes und römischen Modellen in Köln aufweist. Seine Zeitstellung ist nicht bekannt, so daß eine Pollenanalyse des geringfügig noch vorhandenen Torfes bringend notwendig wäre. / **Heinrich Quiring, über Zweck und Handhabung des Faustkeils.** Ebenda. Der Faustkeil, das Hauptgerät des Altpaläolithikers, wird vorwiegend zur Aushebung der Fanggruben für das Großwild verwendet worden sein. Mit dem Aurignacien verschwinden die Faustkeile. Diese Rassen kannten den Speer und andere Waffen und waren infolgedessen auch zu anderer Jagdweise übergegangen. Bemerkenswert ist, daß in der mittleren Steinzeit wieder ganz faustkeilähnliche Geräte auftauchen: Sie dienen wiederum zum Aufspießen des Bodens, nunmehr aber bei der Ausübung des in dieser Zeit erfundenen Hackbaus.

Vom Ursprung und Werden der Indogermanen und Germanen

E. Peters und B. Töpfer, Der Abschluß der Grabungen am Petersfels bei Engen. Prähistorische Zeitschrift. Bd. 23, Heft 3/4, 1932. Am Petersfels bei Engen ist eine sehr umfangreiche Station des

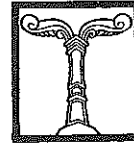
mittleren Magdaleniens ausgegraben worden. Außer zahlreichen Feuerstein- und Knochengeschäften konnten auch zahlreiche Frauenfigürchen aus Kohle, ein durchbohrter Käfer aus Kohle und andere verzierte und dem Schmuck dienende Stücke geborgen werden. Interessante Beobachtungen konnten über die Lebensweise der Bewohner gemacht werden; so wurden die schönsten Stücke jeweils in der Höhle selbst oder kurz davor gemacht, wo offenbar der Aufenthalt bevorzugter Persönlichkeiten war. Möglicherweise ist in den Frauenfigürchen bereits ein Stammesidol zu sehen, was dann auf das Bestehen regelrechter Stammesverbände schließen lassen würde. / **F. K. Bicker, Mesolithisch-neolithische Kulturverbindungen in Mitteldeutschland?** Mannus. Bd. 25, Heft 3, 1933. Aufgabe der Mesolithforschung ist es, festzustellen, ob und wie sich die mittelsteinzeitlichen Kulturen aus den Spätkulturen der Altsteinzeit entwickelt haben, und ob sich ein greifbarer Anschluß an die bekannten Kulturen der Jungsteinzeit finden läßt. Die Untersuchung der Sanddünen bei Fienerode im Fiener Bruch ergab, daß die hier gefundene mittelsteinzeitliche Kultur deutlich Einflüsse der nordischen Düvenseekultur, des sogenannten Lokalen Endmagdaleniens in Mitteldeutschland und des östlichen Swideriens ausweist, mithin aus den hier in Frage kommenden, spätaltsteinzeitlichen Kulturen entstanden ist. Andererseits ist schon mehrfach das gemeinsame Vorkommen von Spätformen dieser „Grobfeinen Mischkultur“ und frühen Scherben der Schnurkeramik beobachtet worden. Die hier angestellten Untersuchungen erheben die Vermutung zur größten Wahrscheinlichkeit, daß die Schnurkeramik sich hier bodenständig aus den erwähnten Kulturen entwickelt hat. Es muß also beim Auftreten gemeinsamer Züge bei den späteren Kulturen viel mehr mit einer Urverwandtschaft gerechnet werden, die sich schon aus der Altsteinzeit herleitet, als daß immer nach Kultureinflüssen gesucht wird. — Im zweiten Teile der Arbeit setzt sich Verfasser mit der Aufstellung einer „Altkeramik“ und der zeitlichen Ansetzung der Vinsekeramik durch M. Schneider auseinander. Die Aufstellung einer Altkeramik lehnt er ab. Selbst das mittelsteinzeitliche Alter der Vinsekeramik sei noch nicht eindeutig erwiesen; allerdings sei die Fundstelle Friesack 3. Rheinbrücke dazu auch schlecht geeignet. Während M. Schneider die Vinsekeramik auf Grund der Pollenanalyse um 7000 v. Chr. ansetzt, kommt Bicker zu auf-

fallend späten Zahlen. Eine Auseinandersetzung über die den Schneiderischen Arbeiten zugrunde liegende Pollenanalyse befindet sich, verfaßt von Werner Hülle, im Anhang. / **Eberhard Henneböle, Neue mesolithische Fundplätze in Westfalen.** Germania, Jahrg. 17, Heft 3, 1933. Auf dem Höhenzug, der den Haarstrang mit den Briloner Bergen verbindet, sind außerordentlich reich besiedelte, mittelsteinzeitliche Fundplätze festgestellt worden. Das Feuersteinmaterial ist fast durchweg schlecht gearbeitet, Ersatzstoffe sind häufig und führen zuweilen zu fast altsteinzeitlichen Formen. Merkwürdig ist das häufige Vorkommen von Schleif- und Poliersteinen. Da jedoch jungsteinzeitliche Spuren nicht vorhanden sind, müssen sie den übrigen mittelsteinzeitlichen Funden zugerechnet werden. Als Zeitstellung ergab sich für den Fundplatz mittleres Tardenoisien.

Aus der Forschung

Rudolf Grahnmann, Die „Venus von Baugen“ und ihre Fundstätte. Mannus. Bd. 25, Heft 3, 1933. Von den Brüdern Bräuer sind 1926 und 1927 die Zeichnungen eines Mammut und einer weiblichen Frauengestalt gefunden worden, die nach ihrer geologischen Lagerung angeblich frühaltsteinzeitlicher Herkunft sein sollen. Die Frage der Mammutzeichnung ist bereits als Fälschung erledigt. Die Frauenzeichnung ist auf Grund des Stiels, der Rassenmerkmale und der Beschaffenheit der Platte ebenfalls sofort als Fälschung erkannt worden, und Verfasser kommt auf Grund der geologischen Untersuchung gleichfalls zu einem vernichtenden Urteil. Die Hintergründe dieser Fälschungen harren noch ihrer Klärung. / **D. Reche und J. Richter, Der Schriftscherben von Seltisch.** Ebenda. Im Mannus. Bd. 11/12, 1919/20 veröffentlichte R. Moschler den sogenannten Schriftscherben von Seltisch bei Saab a. d. Eger, der einem bombenförmigen Gefäß mit Spiral-Mäanderverzierung entstammt und übereinander drei Reihen von schriftähnlichen Zeichen trägt. Die Ungewöhnlichkeit des Fundes hat den Verdacht einer Fälschung bzw. einer vielleicht vorgegeschichtlichen, aber erheblich späteren Einritzung der Schriftzeichen erweckt. Der Scherben ist jetzt mit einer Quarzlampe untersucht worden. Das Ergebnis bestätigt voll und ganz die Echtheit dieses denkwürdigen Fundstückes. Die schriftähnlichen Zeichen sind bei Herstellung des Gefäßes in den weichen Ton eingeritzt worden. Gertha Schimmel.

Vereinsnachrichten



Ortsgruppe Groß-Berlin. Die 1. Geländefahrt am 20. Erntings führte 30 Teilnehmer auf die Müggelberge zu einem uralten Weithum der märkischen Germanen. Ihre durch breite Wasserflächen gesicherte Lage und der weite Blick in die Umgegend hinein geben einen unmittelbaren Begriff von der Vorliebe der Germanen für solche heiligen Stätten. Das Modell der von Albert Kieckbusch 1924—25 in ihrem Grundriß festgestellten Festhalle (6×11 m) aus dem Jahre 1000 v. Chr. in dem kleinen Museum bot Anlaß zu dem Hinweis, daß solche Modelle noch manches zu wünschen übriglassen. Die Nachbildung des Gemäldes „Semnonenlager am Müggelsee“ von Karl Blechen (Berlin, Nationalgalerie) regte eine Aussprache darüber an, welche Forderungen hinsichtlich Zeit- und Stilechtheit an Künstler und Zeichner zu stellen sind.

Der gesellige Abend am 4. 9. vereinte über 30 Damen und Herren. Der Vorsitzende berichtete aus eigenen Eindrücken über die Pyramiden Tagung und verlas dann den warmherzigen Bericht über sie aus der Feder Elfe Kringels in der Nordischen Welt. Dann wies er auf das 1. nordische Thing in Bremen hin und ging dabei auf Gustav Neckels bedeutsamen Vortrag über die Herkunft der Runenschrift ein. Auf Wunsch aus der Versammlung wurde die Frage erörtert, was für die Vermutung spreche, daß die Müggelberge ein germanisches Heiligtum gewesen sind. Bei der Besprechung des Grundrißes des dort von Kieckbusch nachgewiesenen Vorlaubenhauses gab Herr General Hänichen sehr lehrreiche Hinweise auf Zimmermannswerkzeuge und Zimmermannsleistungen der Bronzezeit. Das führte zu einer Erörterung über germanische Hallenbauten, an der sich besonders Fräulein Siegert und Herr Krause beteiligten. Der Vorsitzende wies dabei auf B. G. Beyers neue Übersetzung der Germania des Tacitus hin (vgl. Heft 10, 1933, S. 314). Erst um 11 Uhr schloß die anregende Aussprache.

Die zweite Geländefahrt am 10. 9. vereinte um 10 Uhr morgens über 50 Teilnehmer vor dem Rathaus in Potsdam. Sie wurden in zwei Gruppen von Herrn Oberassistenten Hofmann und Herrn Strobach, die sich liebenswürdigsterweise zur Verfügung gestellt hatten, durch das Heimatmuseum geführt, in dem die Modelle der Ausgrabungen auf der „Römerschanze“ zu sehen sind. Dann ging es zum Tabakhäuschen, wo eine vorgegeschichtliche Ausstellung (mittlere Steinzeit und Bronzezeit) eingerichtet war, die am 17. 9. eröffnet werden sollte. Von dort wanderten die Teilnehmer zur Fähre nach Sakrow. Nach einer Erfrischungspause ging es zur Römerschanze. Unterwegs zeigte Herr Hofmann die 1000jährige Eiche im Sakrower Park und machte fesselnde Ausführungen über den Baumbestand der Gegend in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Nach dem Aufstieg zur Römerschanze und einem Rundgang auf ihrem Walle hielt Herr Krause einen von gründlicher Sachkenntnis getragenen Vortrag über die möglichen Zwecke solcher Anlagen wie Wallburgen, Wehrtürme, Dingstätten, Volksburgen usw. und ging dann auf die Römerschanze ein, deren Name wohl aus Röverschanze (Räuerschanze) entstanden ist; ihr älterer Name „Schwedenschanze“ ist möglicherweise aus ursprünglichem „Swebenschanze“ erwachsen. Herr Krause wies auch auf die außerordentlich zur Verteidigung geeignete Tor-Anlage der Burg hin. Hierauf führte Frau Gräfin von Schulenburg Versuche mit ihrer Wünschelrute vor, die mehrfach stark ausfiel. Zum Schluß sprach Herr Hofmann über die Römerschanze im allgemeinen und über den dort von Schuchhardt festgestellten Grundriß eines Hauses oder besser gesagt einer Halle (6,5×13 m) vom Vorlaubenhaustyp. Damit klang der vom schönsten Wetter begünstigte Tag gehaltvoll aus. E. Weber.

Ortsgruppe Hagen. Die 1. Winterzusammenkunft am 30. 9. 33 in Schwerte war rege besucht von Freunden aus den verschiedensten Orten der näheren und weiteren Umgebung. Nach kurzem Besuch einiger malerischer Winkel von Alt-Schwerte

und einer Besichtigung der alten Kirche mit dem großen, schönen Altar (Niederländische Arbeit aus dem 15. Jahrhundert) ging der Weg zum Ruhrtalmuseum.

Hier hat Herr Spiegel seine reichen Funde aus der nächsten Umgebung ausgestellt. Die Menschheitsgeschichte von Jahrzehntausenden zieht hier an dem Beschauer vorüber. Werkzeuge — Tongeschirre — Gräberfunde — Reste der Nahrung — Knochen der jeweiligen Tierwelt — Münzen aller Art (wer wußte, daß die Sigambrier bereits Münzen hatten?).

Das an Höhlen und Flüssen so reiche Gebiet gab sicher den Menschen schon frühe Wohngelegenheit und Nahrung. Dem Vorzeit-Menschen ist Herr Spiegel in jahrelanger, angestrengter Sammeltätigkeit nachgegangen, so daß den Heimatfreunden und Schulen nunmehr reicher Anschauungsstoff geboten wird. — Es fällt angenehm auf, daß Fremdworte vermieden wurden. Auch sei noch erwähnt, daß der Geologe hier manches seltene Stück findet.

Es ist eine besondere Aufgabe, die bisher auf Einzelposten stehenden Vorgeschichtsfreunde durch unsere Bewegung zu erfassen und ihre Gaben der Allgemeinheit zugänglich zu machen. An vielen Orten ist noch geschichtliches Gut in Kisten und Kästen verschlossen, das in die Öffentlichkeit gehört. Manches Fundstück könnte Hinweis sein auf Siedlungs- oder Arbeitsstätten unserer Vorfahren.

In welche Zeit sind die Anfänge unserer heimischen Industrie zu verlegen? Wann schürfte man zuerst Metall- oder Eisenerze? Seit wann brennt man Kalk? Buddellöcher oder Kalkbrennstellen sind noch zahlreich vorhanden. Wann wurden die ersten Tongeschirre hergestellt? In welche Zeit sind die ersten Anfänge unseres heimischen Fachwerkhäuses mit seinen oft sinnbildlichen Balkenlagen zu verlegen usw.? Wie viele Fragen sind hier noch zu klären, die beim Rundgang durch eine Sammlung sich unwillkürlich aufdrängen!

In der Nachversammlung wurde ange-regt, eine rege Werbetätigkeit für unsere Arbeit zu entfalten, es muß erreicht werden, daß in allen Städten sich Fr. german. Vorgeschichte zum örtlichen Forschen und Werben zusammenfinden. In zentral gelegenen Orten sollen dann die „Freunde“ zu größeren Vorträgen zusammengerufen werden.

Über „Sternkunde der alten Deutschen“

bringt u. a. die „Voss. Zeitung“, Berlin, vom 15. September 33 folgendes Referat: „Bauern der Vorzeit waren die ersten Astronomen, ihre primitive Kenntnis bildete die Grundlage der späteren geheimnisvollen Wissenschaft der Priester. Diese waren es dann, die die noch heute erhaltenen ‚Steinkreise‘ setzten und aus diesen Denkmälern, deren Zweck besonders in letzter Zeit, gefördert durch die Arierforschung, gedeutet werden konnte, geht hervor, daß der nordische Mensch Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung ganz erstaunliche und überraschende astronomische Kenntnisse gehabt hat. Was er dem Sternzelt abgesehen, zeichnete er in die Erde, setzte Steine, die nicht nur den Eintritt und Ablauf der Jahreszeiten auf den Tag genau bestimmten, sondern auch die Einteilung des Jahres in Monate und Tage angaben, also einen Kalender bildeten, der mit dem unserigen fast genau übereinstimmt. Das Märchen von den germanischen Barbaren zerflattert immer mehr, je tiefer die Forschung in dieses Gebiet eindringt.“

In einem außerordentlich fesselnden Vortrag (der inzwischen mehrmals vor zirka 2000 Mitgliedern des N.S.-Lehrerbundes wiederholt wurde, Schriftl.) gab Hans Wolfgang Behm in der Treptower Sternwarte, Berlin, einen Überblick über die bisherigen Ergebnisse. Erfreulich an seinem mit großem Beifall aufgenommenen und durch zahlreiche Lichtbilder anschaulich gemachten Bericht, daß er wiederholt darauf hinwies, wie vieles auf diesem umstrittenen Gebiete nur durch Deutung erklärt werden könne. So — beispielsweise —, daß diese geweihten Stätten der Vorzeit nicht nur dem Kult und der Wissenschaft gedient haben, sondern auch Begräbnisplätze hervorragender Persönlichkeiten jener Zeit gewesen sind. Weltweite Zusammenhänge werden jetzt entdeckt, und immer bestimmter und sicherer kann die Auffassung vertreten werden, daß der Fremdling aus dem Norden, der in die Länder des Orients vordrang, ein — namentlich in der Sternkunde — sehr kenntnisreicher Mann gewesen sein müsse, der durch sein Wissen andere Völker erst belehrte. Überall im Süden findet die Spatenforschung Beeinflussung von nordischer Art und Anschauung des Weltalls. Nicht alles Quellenmaterial, das dies bestätigt, ist ja verlorengegangen — zahlreiche Stellen der Literatur aus ältester Zeit ergänzen, was zuerst nur vage Vermutung war.“ e. gr.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933

Dezember / Julmond

Heft 12

Der Wert des Germanenbildes bei Tacitus

Don Wilhelm Teudt

Um den Wert geschichtlicher Nachrichten und Urteile richtig einzuschätzen, muß man sich über den Gesamtcharakter der Quellen und ihre Glaubwürdigkeit Rechenschaft geben. In Ansehung des Fehlens von Nachrichten und Darstellungen aus germanischer Feder ist der bedingte (relative) Wert der „Germania“ des Tacitus wie auch seiner Annalen und Historien natürlich nicht hoch genug einzuschätzen. Welches Volk besitzt ein solches Kleinod, ein so übersichtlich, sorgsam und verständig zusammengefaßtes Urteil über seine vorgeschichtlichen Verhältnisse? Bei dieser Frage sind die Römer selbst, deren geschichtliche Zeit auch erst spät, 4—500. Jahre nach Gründung Roms begann, nicht ausgenommen. Ihre vermeintlichen Kenntnisse über Roms Geschichte bis etwa 200 v. Chr. ist ein Gemisch von mythologischer Phantasie und mündlicher Überlieferung, und sie besitzen auch kein der Germania ähnliches Kulturbild aus der Feder eines zeitgenössischen ausländischen Schriftstellers, wie es annähernd z. B. Herodot gewesen sein könnte.

Diese hohe Wertschätzung der „Germania“ darf aber nicht dem Fehler einer begeisterten, kritiklosen Überschätzung eines Schriftstellers verfallen, der immerhin groben Mißverständnissen, verhängnisvoller Unkenntnis und vielleicht ungewollter, aber darum nicht minder schlimmer feindlicher Beurteilung unterworfen war.

Vortweg müssen wir für Tacitus eintreten und ihm voll gerecht werden: Tacitus war ein glänzender Geschichtsschreiber, der die Pflicht der Wahrhaftigkeit und Objektivität kannte, und dem die subjektive Ehrlichkeit nicht abzusprechen ist. Dazu kam die feinsinnige, überlegene Betrachtungsweise des gebildeten Mannes, der die Dinge vom höheren Gesichtspunkt aus ansieht.

Nun aber andererseits: Tacitus ist niemals in Germanien gewesen! Was er über Germanien schrieb, war demnach — was Grundlage und Grundstimmung anlangt — die bei den gebildeten Römern übliche Meinung, nur ergänzt durch fleißiges Befragen von Gewährsmännern, nicht aber durch längere Beobachtung und ein gewisses Mitleben im Lande selbst. Heutzutage würde sich jeder Schriftsteller lächerlich machen, der ein erst-

maliges Werk etwa über die Zustände in der Türkei herausgeben wollte, ohne je in der Türkei gewesen zu sein. Tacitus mußte, ob er wollte oder nicht, alles durch die römische Brille sehen.

Wie stand es nun um seine Gewährsmänner, auf deren Berichte er völlig angewiesen war? Es waren geschulte Händler, die von ihren Herbergen und Märkten aus allerlei Merkwürdiges beobachtet hatten. Ferner losgekaufte Gefangene, die wenigstens die genaueren Einblicke in ihrem engen Erlebnisfeld schildern konnten. Und schließlich das Personal besonderer Gesandtschaften, vielleicht auch Reisegeellschaften mit ihren zufälligen Beobachtungen.

Wertvoller für Tacitus werden wohl seine ohne Zweifel fleißig ausgenutzten Unterredungen mit Germanen, die sich in Rom aufhielten, gewesen sein. Es ist deutlich zu erkennen, daß die Unterredungen nicht nur mit einfachen Kriegern, Gladiatoren und Sklaven stattgefunden haben, sondern auch mit Gebildeten aus hohem Stande, die etwa zu Verhandlungen, zum Studium oder aus Reiselust nach Rom gekommen waren. Bei dem angeborenen germanischen Triebe, fremde Länder und Völker zu sehen, wird deren Zahl nicht gering gewesen sein.

Nun noch ein wichtiges Wort von dem Geschichtsschreiber selbst. Tacitus war ein römischer Patriot, der trotz offenen Blicks für die Mißstände im Vaterlande von dem höheren Werte seines Volkes und seinem Recht, die „barbarischen“ Völker und Länder zu knechten, voll überzeugt war. Das Germanentum war ihm vor allem eine bedrohliche und darum hassenswerte Erscheinung. Er war besorgt, daß seine Landsleute dies Volk unterschätzen möchten, und hielt es darum für nützlich, ihnen die germanische Sittenstrenge als Spiegel vor Augen zu halten. Tacitus als Gewährsmann für germanische Zustände ist nicht anders zu bewerten, als wenn ein anständiger Franzose ein Werk über Deutschland schreibt. Während er sich im allgemeinen zu beherrschen weiß und sich in den üblichen Grenzen objektiver Berichterstattung hält, gibt er seiner Stimmung gegen die Germanen doch an einer Stelle recht kräftigen und unmißverständlichen Ausdruck. Abschnitt 33 lautet nach der zutreffenden Übersetzung Beyers:¹⁾

„Neben den Treukratern wohnten früher die Bruckterer. Die hatten sich bei ihren Nachbarn, den Chamawern und Angrivariern, ihres hochmütigen Wesens wegen verhaßt gemacht. Dann sind diese beiden Stämme mit vereinten Kräften über sie hergefallen, haben sie geschlagen, völlig aufgerieben und sich in ihrem Lande festgesetzt. Möglich, daß alles in Wirklichkeit aus Beutegier geschah, vielleicht haben es aber die Götter uns zuliebe geschehen lassen. Über 60 000 Mann sind dabei umgekommen, ohne daß wir einen Schwerftritt zu tun brauchten.“

Eine ganz großartige Geschichte, für uns eine wahre Lust und Augenweide! Die unsterblichen Götter mögen — das ist mein sehnlichster Wunsch — dafür sorgen, daß der Bruderhaß dieser verfluchten Barbaren bleibe und dauere bis in alle Ewigkeiten! Sie sollen sich hassen, wennschon sie uns nicht lieben! Und wenn einmal unserem Reiche Gefahr droht und das Verhängnis über uns hereinbricht, dann kann uns das Schicksal kein größeres Glück bescheren als den Bruderzwist unserer Feinde.“

Wollen wir den Wert der „Germania“ und ihrer mündlichen Quellen recht würdigen, so sind noch weitere Erwägungen nötig. Es muß alles beachtet werden, was seinen Einfluß auf das Werk eines Mannes ausgeübt hat, der Germanien selbst nicht kannte, und aus dem wir doch unsere Kenntnis und unser Urteil über Germanien in so starkem, fast kann man sagen, ausschließlichem Maße schöpfen müssen. Vor allem darf die

Ursache von Mißverständnissen — auch größter Art —, die sich aus der Verschiedenheit der Sprachen für Römer und Germanen ergab, nicht übersehen werden. Bei allen römischen Schriftstellern finden wir auffällig wenig Erwähnung der Verständigungsschwierigkeiten. Daraus ist auf ausgiebige Verwendung von Dolmetschern oder auf recht verbreitete Sprachkenntnisse zu schließen. Hin und wieder ist von Briefen die Rede, die herüber und hinüber gingen, so daß wir das germanische Kulturbild neben der Kenntnis fremder Sprachen auch mit der Schreibkunst ausstatten müssen. Von einem germanischen Skythenstamme wissen wir durch Herodot, daß ihre Kaufleute in sieben fremden Sprachen Handel trieben. Wenn wir den Trieb und die Fähigkeit zur Erlernung fremder Sprachen als Gegenstand der Vererbung ansehen dürfen, so lag die häufigere Sprachkenntnis jedenfalls auf Seiten der Germanen, — ganz abgesehen davon, daß nach Lage der Dinge die Germanen mehr Anlaß hatten, Römisch zu lernen, als umgekehrt. So oder so, bei der Beurteilung der „Germania“ des Tacitus müssen die aus Sprachschwierigkeiten sich ergebenden Irrtümer voll in Rechnung gestellt werden. Einige sind erkennbar, andere können wir nur vermuten, die meisten aber bleiben uns ganz verborgen.

Sämtliche Römer, die Tacitus nach ihren Erlebnissen in Germanien ausfragte, haben wahrscheinlich ziemlich ausnahmslos ihren durch ihren Aufenthaltsgrund stark eingeschränkten Gesichtskreis geschildert. Auch liegt auf der Hand, daß sie alle in erster Linie berichteten, was ihnen als fremdartig, als unterschiedlich von den römischen Verhältnissen aufgefallen war, während das Gewohnte und Gleichartige weder in ihren Erzählungen, noch in der Niederschrift des Tacitus eine Rolle spielt. Das ist für uns schlimm, weil wir, die wir an die Stelle des übel verzeichneten ungerechten Gesamtkulturbildes vom Germanentum ein wahrheitsgemäßes Bild setzen wollen, nun vieles nicht unmittelbar aus taziteischen Mitteilungen entnehmen können, sondern mittelbar aus der Nichterwähnung schließen müssen.

Es liegt die Tatsache vor, daß in vielen wichtigen Punkten weder den römischen, noch den germanischen Berichterstellern wesentliche Unterschiede zwischen den römischen und germanischen Verhältnissen aufgefallen und als erwähnenswert erachtet sind. Wir haben es hier mit einer ganz allgemeinen, fast selbstverständlichen Erfahrung zu tun, die uns auch aus den modernen Reisebeschreibungen entgegentritt. Wir wissen das Bedenkliche aller argumenta e silentio (Beweise aus dem Schweigen) durchaus zu würdigen. Aber wenn wir sehen, welche einen breiten, wir dürfen wohl sagen ungeheuerlich breiten und handgreiflich unberechtigten Raum die Schlüsse und Annahmen aus dem Nichtvorhandensein der gewünschten Beweise in unserer bisherigen germanischen Archäologie einnehmen, — ausgesprochen oder unausgesprochen — dann stehen wir mit bestem Gewissen und glänzend gerechtfertigt da, wenn das Schweigen des Tacitus, überall, wo es uns entgegentritt, uns bis zum gegenteiligen Beweise zum Anlaß wird, die germanischen Verhältnisse als gleichartig mit den römischen anzusehen. Und das um so mehr, als die gemeinsame Wurzel beider Völker im Indogermanentum von vornherein annehmen läßt, daß wichtige Teile des gemeinsamen Erbgutes an Fähigkeiten, Trieben und praktischen Lebensgewohnheiten bis zur taziteischen Zeit durchgehalten haben. Die Dinge würden anders liegen, wenn Germanen mit Orientalen oder Japponen in Vergleich ständen.

Es leuchtet ein, daß bei Durchführung dieses unseres Grundsatzes eine ungemaine Erhellung und positive Ausgestaltung des germanischen Kulturbildes herausspringt. Immer mit Ausnahme der von Tacitus berichteten Besonderheiten werden wir uns demnach das gesamte germanische Kulturleben in ähnlicher Ausprägung und Auswirkung sowie auf ähnlicher Höhenlage vorzustellen haben, wie das uns aus ihrer reichen Literatur bekannte Kulturleben der Römer. Dies erstreckt sich von den Verkehrsformen, täglichen

¹⁾ Tacitus Germanien in neuer Übersetzung von Studiendirektor Dr. Beyer, Bad Döbrnhausen 1933, Verlag Schönigh, Paderborn, Preis 40 Pfg. Prof. Medel urteilt: Das Verfahren des Übersetzers verdient volle Anerkennung; er hält sich frei von latinisierenden Wendungen und liest sich durchweg angenehm, ohne daß irgendwo der Sinn des Urtextes zu Schaden käme. Ein außerordentlich empfehlenswertes Büchlein!

Lebensgewohnheiten, Gebräuchen und Gebrauchsgegenständen bis hin zu der gewerblichen Arbeit der Handwerker und der wissenschaftlichen Betätigung der geistigen Führer.

Die erste Aufgabe für unser germanengeschichtliches Denken ist es daher, mit allen den Vorstellungen aufzuräumen, die sich infolge von Schlagwörtern, wie „Barbaren“, „Wilde Sachsen“, „Naturvolk“ und dgl. in unserem Denken festgenistet haben, — befördert von nahezu sämtlichen Ismen, durch die die deutsche Volksseele seit ihrer Vergewaltigung durch den Westfrankenkönig Karl zerquält worden ist, und ermöglicht durch eine Überspannung des Strebens nach „Objektivität“ und den unseligen Mangel an nationalem Ehrgefühl, dem auch unsere Wissenschaft verfallen war.

Erst nach solcher Ausreinigung unseres Denkens und nach Raumschaffung für ein anderes, mit neuen Augen gesehenes Kulturbild ist die ausreichende kritische Ausrüstung zur Beurteilung von Einzelheiten vorhanden, die uns in der taziteischen Darstellung auffallen.

Neue Kultzeichen an den Externsteinen

Von Alarich Augustin, Rostock

In den ersten Septembertagen 1933 besah ich die Zeichen am sog. Felsenfarg. Im linken Hintergrund der Grabnische, auf dem inneren waagerechten Rand des „Sarges“, befanden sich einige Rillen, von mir zuerst für willkürliche Meißelstriche gehalten, bis ich auf ihren vermutlichen Zusammenhang aufmerksam gemacht wurde. Nach Beseitigung der die Rillen fast ausfüllenden Erde waren drei Zeichen deutlich zu erkennen (Abb. 1). Sie weisen dieselbe Technik auf wie das schon bekannte π -Zeichen auf der Oberfläche des Felsenfarges (Abb. 3). Nur das linke krummstabähnliche Zeichen ist weniger scharf eingerissen; es scheint dabei eine ältere Technik, etwa wie die bei dem Zeichen am Grotteingang (Abb. 2), zur Verwendung gekommen zu sein. Bei dem mittleren Zeichen \times und dem rechten Zeichen \times handelt es sich um eine Zeichenverbindung, eine Binderune. Auf das krummstabähnliche Zeichen soll weiter unten eingegangen werden. Als Runen erweisen sich \times und \times eindeutig, weil sie in dieser gleichen Reihenfolge als 22. und 23. Rune in dem langen germanischen Futhork von 24 Zeichen erscheinen.

Besonders wichtig ist nun der Befund, daß sowohl die Grotte als auch die Sargnische mit den gleichen Bestimmungszeichen versehen worden sind.

Abb. 2 war von Prof. G. Wirth bisher versehentlich als π angegeben worden. Das Werk von Dewitz¹⁾ über die Externsteine bestätigt jedoch π . Damals war die Rune sicherlich noch weniger verwittert. In Abb. 1 ist die Rune \times mit der Rune \times in der Weise verbunden, daß letztere auf das rechte untere Ende gestellt + dem \times -Zeichen aufgesetzt wurde, dagegen blieb bei dem relativ schmalen Rand in der Sargnische nicht genügend Raum, um das Zeichen \times dem \times aufzusetzen, weil die Rückwand dort senkrecht emporsteigt. Infolgedessen wurde es rechts oben dem \times -Zeichen angehängt. Eine Bestätigung, daß wir es hier nicht mit rein formal überlieferten Steinmetzzeichen zu tun haben ist: 1. das Alter der Technik bei der Eintragung des Zeichens am Grotteingang und 2. der Umstand, daß selbst bei der mit viel jüngerer Technik ausgeführten Binderune in der Nische das Zeichen \times nicht rechts gewendet dem \times -Zeichen (welches dann kleiner hätte ausgeführt werden müssen infolge des schmalen Randes) aufgesetzt, sondern in aller Deutlichkeit rechts daneben angebracht wurde. Die Schmalheit des Randes war gewissermaßen die Probe auf

¹⁾ Vgl. Tafeln zu Dewitz, Die Externsteine im Teutoburger Walde. 15 autogr. Tafeln. Kommissionsverlag der Hinrichs'schen Hofbuchhandlung in Detmold und Lemgo. D. F. (1886).

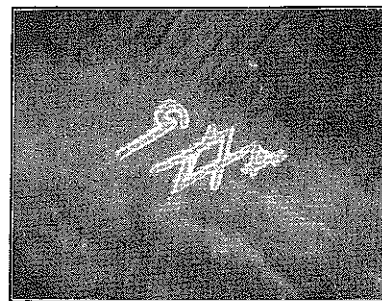


Abb. 1. Zeichen in der Grabnische.

Abb. 2. Zeichen am Grotteingang.



1

2

Exempel, ob derjenige, welcher einst jene Zeichen anbrachte, noch über das Wissen um ihre eigentliche Form und damit die Freiheit, ihre Verbindung nach eigenem Ermessen zu gestalten, verfügte oder ob er sich bereits lediglich an Vorbilder hielt, z. B. an das ältere Zeichen am Grotteingang. Die Germanen jener vorchristlichen Zeit an den Externsteinen müssen also noch die Runenkenntnis zur sinngemäßen Eintragung mehrerer Runen als Kultzeichen in Formelverbindung besessen haben.

Denn das ist am Befunde auch der übrigen (!) an den Externsteinen befindlichen Zeichen das Wesentliche: die Zeichen erfüllen hier keine alphabetische Funktion, sind keine Inschriften im bisherigen Sinne, in denen das Zeichen nur Lautwert zur Wortbildung ist, sondern die Schriftzeichen kommen einzeln oder in Verbindungen (Formeln) in ihrer Urform und Urbedeutung als Symbol mit Namen (= Bedeutung und Lautwert) vor. „Das einzelne Zeichen ist eine ‚schriftliche Quelle‘, eine hieroglyphische Kodifikation im religiösen Sinne, eine schriftliche Urkunde des Kultbrauchs. Von den alteuropäischen Schriftsystemen hat die nordische Runenschrift allein diese doppelte Verwendung des Schriftzeichens, sowohl als Symbol, wie nur als Lautwert- oder Schriftzeichen bewahrt“ (vgl. Wirth, „Heilige Urschrift“, S. 503). Dies ist m. E. bezeichnend für die Höhe der germanisch-nordischen Kultur! Ist schon von seiten der Mythenforschung auf die Fähigkeit des nordischen Menschen zur All-Beseelung hingewiesen, so bestätigt sich dies sichtbar an Hand der Zeichen- und Symbolgeschichte als ältester Quellenkunde für das Geistesleben des nordischen Menschen.

Seine Schriftzeichen waren nicht lediglich technischer Zweck, sondern ursprünglich etwas Sinnvolles, ein Symbol! Halten wir den Sinn, das Wesen in einer Äußerung der Kultur, z. B. der Schrift, für maßgebend zur Bewertung, so müssen wir gestehen, wenigstens in dieser Hinsicht primitiver zu sein als unsere „primitiven“ Vorfahren.

Wir erhalten nunmehr ein Bild von dem Wesen jenes germanischen Kultes an diesem zentralen sächsischen Heiligtum: denn als solches müssen die Externsteine allein schon

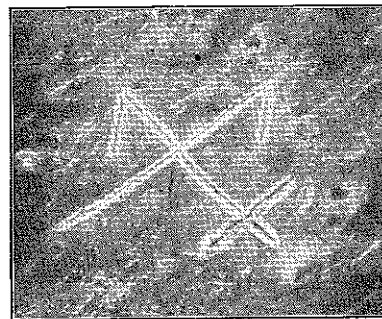
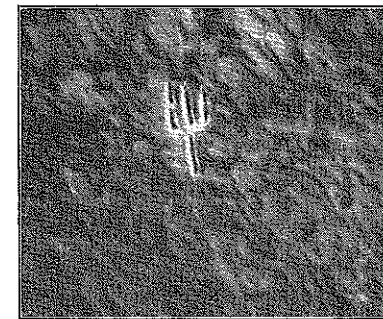


Abb. 3. Zeichen an der Oberfläche des Felsenfarges

Abb. 4. Runen am Treppenaufgang



3

4

ihrer epigraphischen Reichhaltigkeit wegen angesprochen werden! Unsere Vorfahren haben es uns hier verhältnismäßig „leicht gemacht“, das, was ihnen zugehörig ist, zu erkennen. Ist doch der untere Teil der Steine, die Grotte und der Felsenfarg, gewissermaßen „an allen Ecken und Kanten“ von ihnen als germanisch „gestempelt“. Denn jene Zeichen können in keiner Weise aus der christlichen Symbolik hergeleitet noch ihr zugesprochen werden. Durch die neuentdeckten Zeichen bestätigt sich wiederum das, was Prof. Dr. H. Wirth in dem Januarheft 1933 von „Germanien“ über die bisher entdeckten Zeichen geschrieben hat. Text und Atlas seines in der Fußnote genannten Werkes sind das einzige Quellen- und Handbuch für jeden Unvoreingenommenen zur Orientierung und Nachprüfung.

Das Zeichen \times ist als Kultsymbol seit der jüngeren Steinzeit, so auf dem Stein von Clonsfinlough in Irland, belegbar (vergl. Wirth: Tafel 196,2) zusammen mit dem Zeichen des senkrecht geteilten Kreises (vergl. unten b. Krummstab). Dieser Stein von Clonsfinlough sichert uns den jungsteinzeitlichen Ursprung der germanischen Runenzeichen aus der kultischen Linearchrift des Megalithkulturkreises der Nordsee! Auch in senkrechter Schreibung tritt das Zeichen auf \times z. B. in der Runenreihe des Messers aus der Themse. Aus der älteren Bronzezeit ist \times ebenfalls zu belegen, und zwar aus einer Steinkiste im Grab(!)-Hügel von Willinghausen (Hessen): Noch die heraldische Überlieferung Alt-„Fing“-däoniens zeigt uns in reichhaltiger formaler Dauerüberlieferung jenes Zeichen \times , welches angelsächsl., altsächsl., englisch, niederländ., hochd. -ing althochd., mittelhochd. -ine altnordisch -ingr überliefert ist. Der Name dieser Rune -ing erscheint bei Hauptworten als Ableitungssilbe zur Bezeichnung der Abstammung, des „Gezeugtseins von“ (vgl. Düding = Sohn des Dudo). Zeugung, Geburt ist offensichtlich der Vorstellungs-zusammenhang, der dem Namen des Zeichens -ing zugrunde liegt.

Das Alter des der -ing-Rune angefügten \times -Zeichens ergibt sich aus den Belegen für die ältere Steinzeit in den Kulthöhlen des franco-lantabrischen Kreises (Magdalenien um 12 000 v. Chr.). Die Form tritt in belegbaren Varianten von der älteren Steinzeit bis zum Runen-„Alphabet“ der Völkerwanderungszeit auf: \times \times \times . In den wissenschaftlich kaum ausgewerteten angelsächsischen Runenreihen wird der Name für \times mit oepil angegeben. Westsächsl. epel, altsächsl. othil, altfries. othol, ethel, altnord. odal gotisch utal (Salzburg. Handschr.) althochd. uodil, uodal. Die Silbe oth-, od-, -od, aus vorindogermanischem *ut bzw. *yt ist nach Wirth mit Odem, Atem, d. h. Beseelung > Leben zusammenzubringen, wie die Brust dichterisch auch od-borg „Od-Burg“ genannt wird als Sitz des Atems und Lebens. — Die Silbe -al, -el, -il, stellt nach Wirth einen noch aus den Brakteaten belegbaren Namen des Jahrgottes dar.

In der Grabnische haben wir demnach eine Zusammenfügung von ing und od, von „Zeugung“ und „Leben“-Zeichen vor uns. Die Verbindung ist bereits vorgeschichtlich, jungsteinzeitlich (Spanien, Cira d'os Mouros, Galicia s. Wirth, Tafel 196) und ist in getreuer und besonders reichhaltiger Überlieferung in den Haus- und Hofmarken der nord-deutschen Tiefebene zu belegen.

Die Form des krummstabähnlichen Zeichens in der Sargnische ist nicht christlichen Ursprunges. Die Symbolik der jungsteinzeitlichen-altbronzezeitlichen Felszeichnungen Schwedens (Satorp, Tanum) wie die Dolmen Nordfrankreichs (Petit Mont, Morbihan) weisen das Zeichen ς auf. Der „Krummstab“ versinnbildlicht genetisch das gespaltene oder halbe Jahr (oder ς) und wird in der nordischen Symbolik ursprünglich auch stets als offener halber Kreis dargestellt (Tanum, Schweden). Als Jul-Zeichen erscheint ς ebenso wie \times und \times noch in den altenglischen und skandinavischen Bauernholzkalendern. Als Jul- und Totengeleitzeichen steht der „Krummstab“ neben \times und \times in der Sargnische. Letzteres Zeichen \times steht im Südwesten der Kalenderscheibe von Fossum (Bohns-län, Schweden), von der Prof. Dr. G. Nedel in seinem letzten Vortrag vor der Moskauer

Studentenschaft sagte: „Ein jungsteinzeitlicher Kalender, wenn nicht alles trügt.“ Dort im SW zur Winterjonnentwende „spaltet“ sich der Jahreskreis, der solar-hringer (Björn Haldarson), zu ς oder ς . Noch in den angelsächsl. Runenreihen ist das Zeichen des geteilten Kreises ς oder ϕ mit der Bedeutung „Jahr“ (gear) überliefert.

Zur Julzeit ς , wenn sich sinnbildlich „der Himmel auf die Erde senkt“, ist die „heilige Gattung“ (hieros gamos) \times , wird das neue Leben \times geboren. Gott in seinem Jahreslauf als Jahr-Gott stirbt mit der „südlisch sinkenden Sonne“ (Atlatvipa 30), sinkt wie ein Toter (wahrsch. in kult. Nachbildung in \times „linar-laukar = Leinen (u.) Lauch gehüllt (s. Totenmünzen von Schonen und Enghstrup) in sein \cap Grab, um daraus als ψ „der Erde Vermehrer“ (Isl. Runenl.) wiederaufzuerstehen (vergl. die ψ -Runen am linken und rechten — Abb. 4 — Ausgang!) und „zur Höhe zu steigen“ (Treppenmotiv, Wirth, S. 11. Tafel 402). Das Ritual einer Grablegung und eines Auferstehungsglaubens läßt sich noch heute an Höhle und Felsenfarg ablesen. Denn an dieser Stätte des Todes \cap \times \cap stehen die Zeichen des Lebens \times \times ψ ! Nicht der „Sünde Sold“ ist der Tod, sondern eine Wende zu neuem Leben.

Mistelzweig und Tannenbaum

Von Dr. Ing. Herbert Hertbert

Schon oft ist die Frage aufgetaucht, warum Mistelzweige gerade um die Weihnachtszeit geschenkt werden.

Eine Antwort auf diese Frage brachte mir eine plötzliche Erkenntnis am Weihnachtsabend 1932. Ein einfacher Mistelzweig zeigte die k-Rune in immer sich wiederholender Form bei jeder Abzweigung, beginnend vom unteren Teil des Zweiges bis in seine Spitzen. Die Form des Mistelzweiges bzw. der genannten Rune ist die folgende: γ

Dieses Zeichen erscheint besonders sinnvoll zur Zeit der Winterjonnentwende und während jenen Tagen, in denen die in die Erde gelegten Keime dem zukünftigen Wachstum zugeführt werden.

Es gibt Mistelarten, die nicht so einfach sind und beispielsweise auf Apfelbäumen vorkommen.

Die Grundform, die diese Mistel zeigt, entspricht der m-Rune und hat als Merkworte: Man, bzw. Mann, Mensch, Menschensohn, Lichtbringer, wodurch gerade ein unmittelbarer Hinweis auf Christi Geburt gegeben ist.

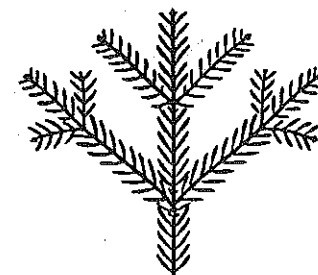
Diese Zusammenhänge vermögen eine Verbindung mit der Geistigkeit vergangener Jahrhunderte herzustellen und können daher tief beglückend sein.

Die Man-Rune bzw. der Mistelzweig von Apfelbäumen hat die folgende Form: γ

Beachtlich ist ferner, daß eigentlich auch der Tannenbaum die gleiche Rune zeigt, wie die nebenstehende Zeichnung verdeutlicht.

Bei einfachen Tannen stehen übrigens die Nadeln derart, daß sich die m-Rune immer wiederholt, wodurch die Wirkung und der Hinweis klar und einprägsam werden.

Die Sitte, den Mistelzweig zu Weihnachten zu verschenken, ist besonders in England zu finden und in Deutschland wird zu Weihnachten der Tannenbaum angezündet. Dies geschieht also in Ländern, wo Runen gebraucht wurden, währenddem beispielsweise in romanischen Ländern, wo keine Runen in Gebrauch standen, um die Weihnachtszeit weder Mistelzweig noch Tannenbaum üblich sind.



Die Krypten im Petridom zu Bremen

Von Pastor i. R. H. Ibbeken in Hude, Oldenburg

Aufnahmen von Rudolph Stiedemann in Bremen

Die Ostkrypta des Bremer Doms, unter dem Chor gelegen und sich von Westen nach Osten erstreckend, ist erst vor einigen Jahren aufgeräumt und für die Besichtigung freigegeben. In alter Zeit diente sie als Lager für Weinfässer. Tausende von Menschen, die jährlich den sogenannten Bleikeller mit den in offenen Särgen liegenden und rätselhaft gut erhaltenen Leichen besuchen, der neben der Krypta liegt, werden auch durch diese geführt, die meisten ohne das Bewußtsein, hier etwas zu sehen, was in Nordwestdeutschland wohl einzigartig ist.

Zuerst ist bemerkenswert, daß in der Krypta selbst kein einziges christliches Symbol angebracht ist. Wohl ist an den Wänden und auf Tischen viel Bildwerk aufgestellt, das aus dem Dom des Mittelalters stammt, zum Teil aus sehr früher Zeit, aber weder die Wände, noch die Säulen, weder der Fußboden noch die Gewölbe zeigen christliche Darstellungen. Dagegen sind die Kapitelle von sechs freistehenden Säulen und von mehreren Wandsäulen mit Sinnbildern aus vorchristlicher Zeit verziert. Diese sind wunderbar gut erhalten. Von maßgebender Stelle ist mir versichert, daß diese Steinbilder vor einigen Jahren wohl gereinigt, aber nicht erneuert worden sind.

An den Seitensäulen der Südseite sieht man in den Kapitellen mehrfach das Pentagramm dargestellt, geradlinig und auch mit gebogenen Linien (Abb. 1). An dem Kapitell einer freistehenden Säule sind die geflügelte Schlange und der Wolf zu sehen, die sich gegenseitig ins Maul beißen (Abb. 2). Die Südseite desselben Kapitells zeigt in der Mitte die achtblättrige Sonnenrose (Abb. 3) und in dem Winkel rechts einen Vogel, der ein Ei gelegt hat, links eine Volute. An der benachbarten Säule ist an der Südseite wieder die Sonnenrose und rechts davon die Ellipse mit einem Gesicht angebracht (Abb. 4). An der Nordseite des zuerst beschriebenen Kapitells windet sich um die Sonnenrose eine Schlange mit zwei Köpfen (Abb. 5).

An der Südwand der Krypta ist auf dem Fußboden ein nicht so gut erhaltenes Bildwerk aus Sandstein aufgestellt, bestehend aus zwei einander zugewandten Stücken; das eine stellt ein Tier dar, vielleicht einen Wolf, das andere eine tiermenschliche Gestalt (Abb. 6).

An der Südwand der Krypta ist auf dem Fußboden ein nicht so gut erhaltenes Bildwerk aus Sandstein aufgestellt, bestehend aus zwei einander zugewandten Stücken; das eine stellt ein Tier dar, vielleicht einen Wolf, das andere eine tiermenschliche Gestalt (Abb. 6).

Im Fußboden der Ostkrypta liegen die Platten der Gräber alter Bischöfe. Auch der erste Bischof von Bremen, Willehad, der sich zur Zeit des Sachsenkriegers Kaiser Karl um die Belehrung der Friesen an der Unterweser bemühte, ist im Bremer Dom beigesetzt.

Unter dem Portal des Doms liegt eine andere Krypta, bedeutend kleiner als die östliche. Auch in dieser Westkrypta

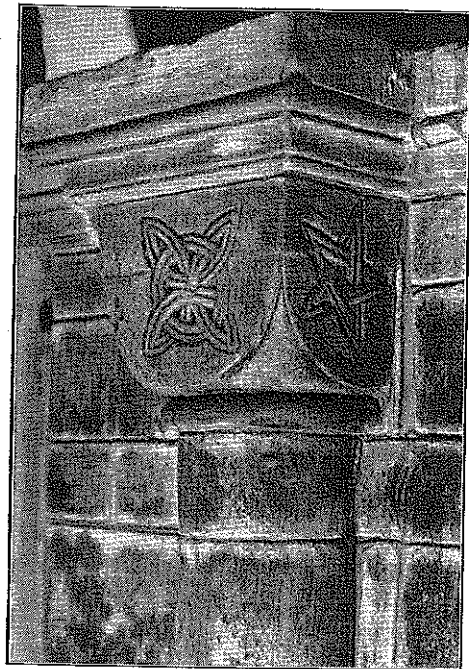


Abb. 1. Pentagramme an einem Kapitell der Ostkrypta.



Abb. 2. Am Kapitell einer Säule geflügelte Schlange und Wolf

sind beachtenswerte Säulenkaptelle, die hauptsächlich Bandverschlingungen zeigen, aus welchen zuweilen ein Gesicht heraustritt (Abb. 7, 8 u. 9). — Die Erklärung der dargestellten Sinnbilder überlasse ich den Sachverständigen, wie überhaupt dieser Aufsatz in der Hauptsache hinweisen und mitteilen soll.

Man hat herauszubringen versucht, weshalb die vor Jahrhunderten im Bleikeller neben der Ostkrypta beigesetzten Leichen, auch Geflügel, das man dort aufhängte, sich so lange erhalten hat, und, als man das Wasser unter der Krypta erbohrte, gefunden, daß es Radium enthält.



Abb. 3. Kapitell mit achtblättriger Sonnenrose und Vogel

Schon daß der Dom nach Petrus seinen Namen erhielt, kann als Anzeichen dafür gelten, daß er auf der Stätte eines dem Donar geweihten germanischen Heiligtums erbaut ist. Petrus ist ja im Christentum der Nachfolger des Donar. Bekräftigt wird diese Annahme durch die Feststellung, daß der Bremer Dom auch ein wichtiger Ortungspunkt ist. Von ihm gehen nach Norden, Westen und Südwesten Ortungslinien aus, durch welche unzweifelhaft vorgeschichtliche germanische Kultstätten berührt werden.

Der Bremer Dom in seiner heutigen Gestalt ist vor 40 bis 50 Jahren umgebaut. Schon im Jahre 789 hat Willehad die erste Domkirche geweiht, die aus Holz gebaut war. Sie erhob sich wohl auf dem alten Heiligtum des Donar. In den Jahren 823 und 860 soll von Ansgar ein steinerner Dom geweiht sein, der nicht nur im Osten, sondern auch im Westen einen Chor hatte. Die beiden Krypten im Osten und Westen würden dem entsprechen. Sie können älter



Abb. 4. Südseite eines Säulenkapitells mit Sonnenrose und Gesicht.

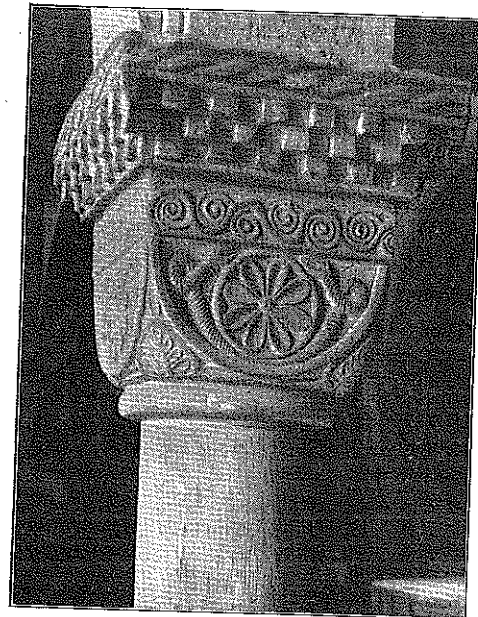


Abb. 5. Sonnenrose und Schlange (mit zwei Köpfen) im Kapitell.

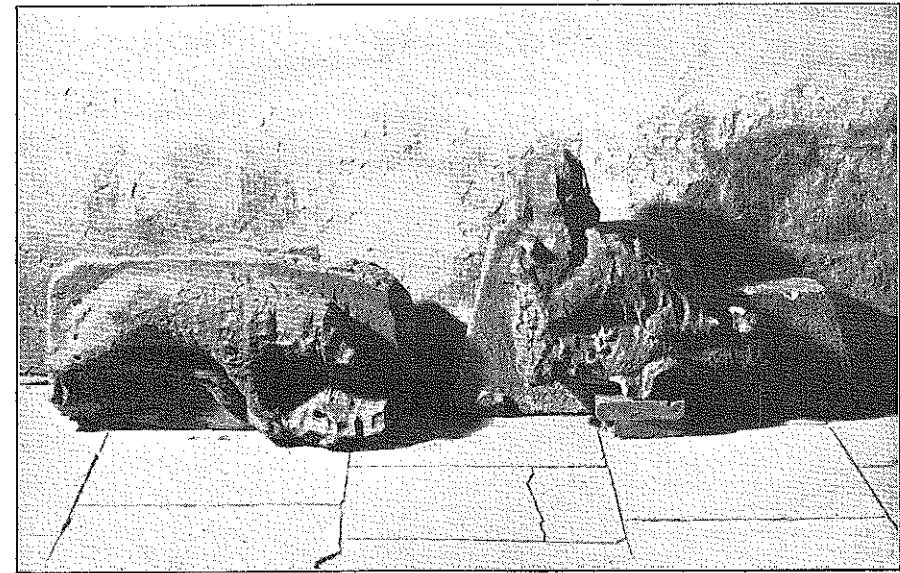


Abb. 6. Zweiteiliges Bildwerk aus Sandstein, ein Tier und eine menschliche Gestalt darstellend.



Abb. 7 und 8. Säulenkapitelle in der Westkrypta mit Bandverchlingungen.

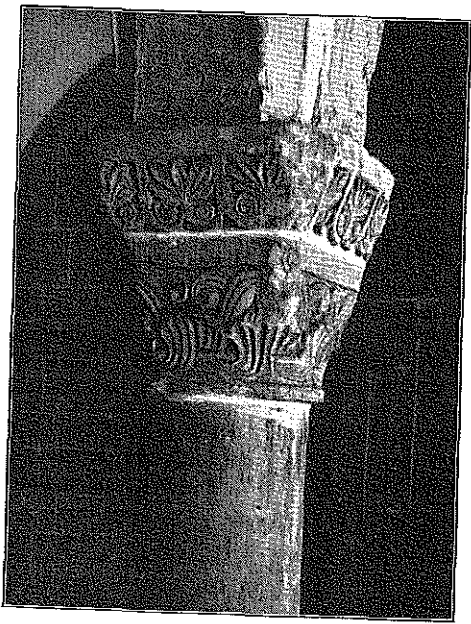


Abb. 9. Sinnbildliche Darstellungen in einem Säulentapitel der Westcrypta.

ohne eigene Erfindungskraft und ohne Kunstgefühl, muß zugeben, daß sie im jahrhundertelangen, lebhaften Verkehr mit dem Römervolk von ihnen gelernt haben müssen. Immer mehr aber bricht die Erkenntnis vor, daß viele Kulturgüter, deren Herkunft man noch vor wenigen Jahrzehnten ohne Bedenken bei den südlichen und östlichen Völkern suchte, vielmehr den Germanen zu verdanken sind.

Vor Jahren sah ich im Altertumsmuseum in Aachen sehr gut erhaltene, schöne, quadratische Ziegelsteine nebst Bleiröhren, die bei der Anlage einer Warmwasserheizung in der römischen Kaiserzeit dort angefertigt waren. Die Steine trugen den Stempel der römischen Legion, die sie gebrannt hatte. Wieviele Germanen mögen mit daran gearbeitet haben! Wenn sie in ihre Heimat zurückkehrten, brachten sie doch solche Kenntnisse mit. Der römische Grenzwall war damals ebensovienig ein Hindernis für den Verkehr wie heute die Kette von Forts, die Frankreich gegen seinen Nachbarn im Osten gebaut hat. Heute gelten wir, wie damals unsere Vorfahren, diesen Nachbarn immer noch als Barbaren!

Die Steinmetzzeichen des Böhmerwaldes

Don Karl Schefczyk, Krummau

Mit den Steinmetzzeichen an unseren alten Bauwerken liegen uns Urkunden von zünftigen Handwerkern mit all' ihren eingeschlossenen Weiß- und Weistümern vor.

„Jeder Geselle erhielt in der ‚Auflage‘ sein Steinmetzzeichen, das er in eine hölzerne Tafel einrißte, welche die Reihe der Gesellen abging, um verglichen zu werden, ob es nicht schon existiert. Dieses, sein ‚Ehrenzeichen‘, wurde ins Gesellenbuch eingetragen und mußte in jeden fertigen Stein eingehauen werden. Eine alte Regel, die aber in romanischer Zeit noch nicht bestand, war dabei, daß das Winkelmaß darin enthalten sei.“ (Weiß.)

fein als die über ihnen errichteten Gebäude. Freilich wer die Rundbogen und die „romanischen Säulen“ mit ihren Kapitellen der Fähigkeit unserer germanischen Vorfahren abstreitet, wird auch den beiden Krypten ein solches Alter nicht beimessen wollen. Aber ist es nur denkbar, daß ein so hochbegabtes Volk, das zu Kaiser Karls Zeit schon fast tausend Jahre den Römern und ihren Nachfolgern am Rhein benachbart war und mit ihnen andauernd im Verkehr stand, von ihnen nicht die Bearbeitung der Steine und das Ziegelfbrennen gelernt haben soll?

Immer dienten Germanen als Soldaten und Offiziere in römischen Heeren; Handelsleute gingen hin und her, germanische Jünglinge folgten dem uralten Triebe nach Süden und besuchten römische Städte. Auch die christliche Kirche kann nicht ohne Einfluß auf die germanische Religion geblieben sein im frühen Mittelalter. Selbst wer unsere Vorfahren für Barbaren hält

Bevor ich auf die Zeichen des Böhmerwaldes eingehe, will ich kurz das Zunftwesen des Böhmerwaldes berühren. Bei aller Verschiedenheit der Steinmetzinnungen des Mittelalters finden wir doch eine große Gebundenheit aller Innungen.

Die erste gemeinsame Steinmetzordnung wurde 1459 in Regensburg ausgearbeitet und 1498 von Kaiser Maximilian und später vom Papst bestätigt. In Südböhmen herrschte seit dem 13. Jahrhundert das Geschlecht der Witigonen. Der Würzburger Archivar August Sperl (geb. 5. 9. 1863, gest. 7. 4. 1926), hat in einem seiner herrlichen Geschichtsromane „Die Söhne des Herrn Budinwoj“ den vielseitigsten und mächtigsten Sproß dieses herrlichen Geschlechtes, Jaromisch von Falkenstein, einer breiten Leserkwelt vor Augen geführt.

Mit einem Zunftbrief vom 3. 8. 1497 ernannte Peter von Rosenberg den Steinmetz Hans Genginger zum Obersteinmetz und verlieh ihm das Recht, in Krummau eine Steinmetzzeche nach dem Muster der Passauer Bauhütte zu gründen. (Gengingers Wohnsitz war das Rosenbergsche Haslach im nahen Oberösterreich.) Hier geschah also die Grundlegung einer Bauhütte in Krummau. Der damit geschaffene Steinmetzverband des rosenbergischen Besitzes lebte von 1497 bis 1564 nach den Regensburger Satzungen. Am 8. 12. 1564 bestätigte Wilhelm von Rosenberg die Rechte, der zu einer Bruderschaft vereinigten Steinmetz, Maurer und Zimmerleute auf den Rosenbergschen Besitzungen. Viele Sätze dieser Urkunde sind den Bestimmungen des Regensburger Hüttenbuchs von 1459 entlehnt. Nach dem Aussterben der Witigonen (oder Rosenberger) mit Peter Wok (gest. 1611), wurde diese Zunftordnung von 1564 am 30. 4. 1614 durch Kaiser Matthias in Linz bestätigt, an den die Rosenberger Besitzungen gefallen waren.

In Rosenberg galt dieselbe Zunftordnung von 1564. Erst am 22. 2. 1630 begründete Maria Magdalena von Buquoy eine eigene Rosenberger Zunftordnung.

In Kapitz erhielten die Steinmetzen und Maurer am 10. 12. 1606 eine eigene Zunftordnung.

Zur Zeit der Zunftordnung von 1564 waren Zunftvertreter: Meister Andre und Petter, Steinmetzen. Peter Harewagl und Peter Hrusfkr und Georg Herredtinger, ältere Maurer. Krystoff Zauner, Georg Trumplmüllner und August Gersperger, Zimmerleute.

Nun zu den in der Tafel gebrachten Zeichen:

Die Stadt K r u m m a u. (Urkundlich zum ersten Male 1253 erwähnt.)

Die um 1330 von Peter v. Rosenberg begründete erste Kirche ist in dem späteren Bau der jetzigen Kirche aufgegangen, der um 1400 begonnen und erst am 25. 1. 1439 eingeweiht wurde. Es wird in einem Vertrage der Pfarrer Hostislav und der Nefte des Meisters Stanislav, Johann genannt, der die Aufgabe hatte, die Kirche nach dem Vorbild der Kirche in Mühlfhausen aufzuführen. Chorgewölbe aus dem Achteck, Sternwölbung des Presbyteriums, das Schiffgewölbe auf 8 Säulen. Wir wissen nicht, wie viele Steinmetzen und wer von diesen an dem herrlichen Bauwerke tätig waren. Sicher anzunehmen ist, daß die heimischen Künstlerfamilien Kriz und Stanek an dem Baue hervorragend beteiligt waren und angenommen wird, daß das Schiffsgewölbe Linhart von Altenberg vollendete. Es ist ferner anzunehmen, daß die Kirche zur Zeit der Einweihung noch nicht vollendet war. So stammt die Nordsakristei aus einer späteren Zeit (nach Vergleichen mit Polletitz und Czernik) und die Südsakristei aus dem Jahre 1638.

Die Steinmetzbruderschaft hatte hier selbst auch einen eigenen Altar, den Leonhardialtar, der 1508 gestiftet wurde.

Die Zeichen 1—4 am Haupttore links, 5—10 rechts, 11—17 am Gewölbe außen rechts, 18, 21, 22 an Säulen, 19 und 20 am Tor der Nordsakristei. Die Zeichen 23, 24 und 25 erscheinen auf einer marmornen Grabtafel an der Außenseite der Kirche. Dort liegen begraben: „Michel Rubiz, Staunmecz, Margaretha und Katharina Simon und Christof Girzik 1518.“

Von Privathäusern der Stadt seien das Haus Wido Nr. 129 in der Rathausgasse

mit Zeichen 26 und 27 am gotischen Tore, Eingang Fleischgasse und 28, 29 auf einem der 6 Vorbaugewölbeträger in der Rathausgasse, sowie 30–34 an Vorbauträgern am Rückteile des sogenannten Goldenkronerhauses erwähnt. Dieses Haus wurde vom Goldenkroner Kloster im Jahre 1309 erbaut, dem Jahre, in welchem Krummau zur Stadt erhoben wurde.

Das Zeichen 35 stammt von einem Umbau der Prälatur. Als Kreibenzahl nach meiner Deutung 1555, was mit der aus Bauakten ersichtlichen Bauperiode übereinstimmt. Der Baumeister L. N. ist bis heute unbekannt geblieben.

Der Ort Sojau, zum ersten Male erwähnt 1253, ist mit den Zeichen 36–51 vertreten. Auf den Friedhofstoren 36, 37, 38. Auf dem Kirchentor links 39, 40 und 41 auf dem zweiten Kirchentor. 42–50 auf den herrlichen Säulen dieser gotischen Kirche, welche in den Jahren 1474 bis 1485 unter Pfarrer Pils erbaut wurde. 51 vom Pfarrgebäude. Die nachfolgenden Zeichen 52–56 stammen aus Polletitz. Das germanische Radkreuz vom Kirchturm, 52, 53, 54, 55 von der Sakristeistüre, 56 von den Gewölberippen des gotifizierten Presbyteriums. Diese Kirche war eine der ersten der Gegend. Schiff und Presbyterium wurden gleichzeitig mit dem Bau der Sakristei um 1480 umgebaut. Der Turm steht in seiner ursprünglichen Gestalt im romanischen, besser alideutschen Stil. Kopf und Fuß der Pfeilersäulen zieren eine Zusammenstellung von Lilie als Dreiflamm und germanischer Wendekreis, nebst dem Wirtel am Schaft. Die gotische Sakristei gehört mit einem vollendeten Netzgewölbe und 15 herrlichen Kragsteinen zu dem Edelsten, was die Gotik im Böhmerwalde hervorgebracht hat.

Der Ort Sagau ist mit den Zeichen 57 und 58 am Sakramentenhäuschen vertreten. Die kleine Kirche wurde 1313 von Ritter Busko von Harrach neben seinem Rittergut erbaut.

Czernitz weist in der Kirche, welche auf romanischer Basis um 1500 gotisch umgebaut wurde, an dem einen der beiden Triumphbögen, welche den Turm tragen, das Zeichen 59 auf. In dem vom Kloster Goldenkron um 1397 errichteten Hof ist auf einer Brunneinfassung das Zeichen 60, eine Kreibenzahl, mit der Bedeutung von 1455, auf einem gotischen Meisterschild. Eine auf einer gemeißelten Fahne ersichtliche Zahl 1000 gab Anlaß, dem Hof die Bedeutung eines Ritterhofes aus dem Jahre 1000 beizumessen, während uns der gotische Steinmetz uns nur seine 1000. Erzeugung mitteilt. („1000 auf der Fahne.“)

Ottawa zeigt die Zeichen 61 bis 78. Die heutige Kirche wurde um 1409 erbaut. 61, 63, 64, 65, 66 von den Kirchtoren, 192, 193 und 194 ober der Kanzel, 195 vom Sakramentenhäuschen, 62, 67 bis einschließlich 78 von den Quadern an der äußeren Kirche.

Das alte Kloster Goldenkron ist mit den Zeichen 79 bis 148 vertreten. Das Kloster wurde von König Przemysl Ottokar II. 1263 erbaut. In die erste Bauzeit gehört die Margarethen-, Schutengel- und der erste Teil der Stiftskirche, deren zweiter Teil um 1313 zugebaut wurde, als der Besitzer von Czernitz, Balvor 3. von Barau (von Balvorow) sein Gut, 7 Dörfer, dem Kloster unter der Bedingung schenkte, im Kloster begraben zu werden. Im Presbyterium der Stiftskirche wurden ihm und Ottokar II., zwei schöne Mausoleen errichtet. Hier liegt auch der Gründer von Budweis und Unterwulbau (ehemals: „Na Hrzovo“) Burggraf Hrzvo von Klingenbergr begraben. Am 6. 4. 1263 zogen die ersten Mönche mit dem gewesenen Abt Heinrich von Heiligenkreuz (in Niederösterreich) in Goldenkron ein. Nach der Sage sollen in den besten Zeiten bis 300 Mönche das Kloster bewohnt haben. 130 Dörfer des Böhmerwaldes verdanken ihre Entstehung dem Kloster. Nach wechselvollen Geschicken, während deren es von 1420 bis 1600 in Trümmern lag, wurde es am 10. 11. 1785 von Kaiser Josef II. aufgehoben. Am 21. 7. 1788 starb der 44. und letzte Abt des Klosters Gottfried Wlansky im 67. Lebensjahre.

79, 80 und 81 vom Tor der Stiftskirche. 82 bis 108 sind sogenannte Steinhauerzeichen von den Quadersteinen der Stiftskirche außen. 109 und 110 sehen wir an den ältesten

Die Steinmetzzeichen des Böhmerwaldes.

1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.	14.
15.	16.	17.	18.	19.	20.	21.	22.	23.	24.	25.	26.	27.	28.
29.	30.	31.	32.	33.	34.	35.	36.	37.	38.	39.	40.	41.	42.
43.	44.	45.	46.	47.	48.	49.	50.	51.	52.	53.	54.	55.	56.
57.	58.	59.	60.	61.	62.	63.	64.	65.	66.	67.	68.	69.	70.
71.	72.	73.	74.	75.	76.	77.	78.	79.	80.	81.	82.	83.	84.
85.	86.	87.	88.	89.	90.	91.	92.	93.	94.	95.	96.	97.	98.
99.	100.	101.	102.	103.	104.	105.	106.	107.	108.	109.	110.	111.	112.
113.	114.	115.	116.	117.	118.	119.	120.	121.	122.	123.	124.	125.	126.
127.	128.	129.	130.	131.	132.	133.	134.	135.	136.	137.	138.	139.	140.
141.	142.	143.	144.	145.	146.	147.	148.	149.	150.	151.	152.	153.	154.
155.	156.	157.	158.	159.	160.	161.	162.	163.	164.	165.	166.	167.	168.
169.	170.	171.	172.	173.	174.	175.	176.	177.	178.	179.	180.	181.	182.
183.	184.	185.	186.	187.	188.	189.	190.	191.	192.	193.	194.	195.	

Gesammelt und gezeichnet von Karl Schefzlik 1933.

Quersäulen der Stiftskirche beim Abschluß des Presbyteriums zum Querschiff. 111 bis 129 von den Säulen im Schiff. Nach alter Klosterregel nahmen sich die ersten Mönche aus Heiligenkreuz ein Tor mit. Dieses Tor in der ehemaligen Schutengelkirche mit den buddhaähnlichen Traggestalten und den Eichblattfäulenköpfen stellt eine frühgotische Arbeit

aus dem Jahre 1225 dar und ist aus Badener Kalkstein angefertigt. Die Zeichen 130 bis 135 sind von diesem Tor. Ein altes Tor im Kreuzgang hat die Zeichen 136, 137, 139, 140, 141, das erst z. T. freigelegte gotische Tor im Kreuzgang 138. Das gotische Tor, durch welches man vom Bahnhof her in den Ort gelangt und das ehemals die aufgelassene Pfarrkirche St. Margareth mit der Pfarrerswohnung verband, zeigt die Zeichen: 142 bis 145. Im heutigen Klostermuseum liegt ein Torsteil mit dem Zeichen 146, eine Kreibenzahl 1422. Das heutige Pfarrgebäude, ehemals Abtwohnung im 16. Jahrhundert, zeigt eine verbliebene Sgraffitomalei und das Zeichen 137, das wir bereits unter Nr. 35 kennen lernen. Hier sagt es die Jahreszahl 1553. Das Tor dieses Pfarrhofes im gotischen Flamboyantstil, zeigt das Zeichen 148. Darüber ist ein sogenanntes „redendes Haupt“ eingemauert.

Das Kloster Hohenfurth im südlichsten Böhmen entstand um 1255. Von der St. Annakirche stammt das Zeichen 149, von der Sakristeitüre die Zeichen 150 bis 154, vom Kapitellsaalfenster 155, vom Kreuzgang, innen, 156 bis 158, außen 159 bis 170. Diese Zeichen ähneln den Steinhauerzeichen an der Stiftskirche Goldenkron.

Die herrliche, gotische Kirche in Unterhaid (dem Geburtsort Hans Wagners) zeigt am Südtor das Zeichen 171, am Tore links 172, 173, 174. Am 6. Pfeiler 175, am 1. Pfeiler 176, und die Turmstiege die Zeichen 178 bis 187. Am zweiten Fenster ist das Zeichen 177.

Die 1489 vollendete gotische Kirche in Kalsching zeigt am Nordtor die beiden Zeichen 188 und 189.

Die äußere Sakristeitüre der Kirche in Verlau zeigt das Zeichen 190. Es dürfte aus der Zeit der Kirchnerweiterung von 1702 stammen, die ursprüngliche Kirche wurde um 1340 gebaut.

Das Tor der Kirche in Reichenau a. d. Malsch zeigt das Zeichen 191. Das herrliche Tor stammt aus der Zeit der schönsten gotischen Bauwerke im Böhmerwalde, also um 1480 bis 1500.

Zusammengefaßt kann man über die gebrachten Zeichen sagen, daß sie zum größten Teile der gotischen Bauperiode angehören. Ihre Zeit hört mit der Wiedergeburt der weltlichen Bauperiode auf. Zum Teile sind diese Zeichen aus germanischen Runen entstanden. Dies gilt zusammengefaßt insbesondere für die Zeichen: 3, 16, 20, 22, 23, 24, 25, 26, 35, 39, 40, 41 bis 50, 58 bis 60, 63 bis 66, 73, 74, 75, 78, 84, 90, 91, 94, 96, 97, 98, 99, 105, 107, 112, 124 bis 128, 139, 140, 146, 147, 149, 152, 158, 169, 172 bis 176, 178 bis 184, 187 bis 189. Ein altgermanisches Zeichen sehen wir in 52. Es ist wohl das älteste von allen. Meisterzeichen als schreiende oder meldende Zahlzeichen, sogenannte Kreibenzahlen sehen wir in den Zeichen 35 (1555), 60 (1455), 99 (1410), 146 (1422), 147 (1553), 156 (1455). Was noch jeder Forscher herauslesen mag, bleibe jedem vorbehalten. Sicher ist ihr kulturhistorischer Wert und es ist zu beklagen, daß nicht deren mehrere sind.

Der Unverstand gegenüber steinmehlicher Schönheit des behauenen Steins ließ manche edle gotische Steinmeharbeit im Laufe der Jahre unter dickem Mörtel verschwinden. Selbst noch vor nicht zu langer Zeit hatten unverständige Pfarrherren ihre steinernen Kirchttore und andere Steinarbeiten mit Kalk überfrischen lassen. Dadurch wurde manches Kunstwerk gotischer Zeit entwertet und ihr Meisterzeichen verschwand. So erklärt es sich, daß ich von 88 Kirchen des Böhmerwaldes, die ich in den letzten zwei Jahren besuchte, nur von 12 Kirchen Steinmehzeichen bringe. Erst in neuerer Zeit, wo sich das Landesdenkmalamt um die Erneuerung der Kirchen und Bauwerke im Böhmerwalde annimmt, zeigt wieder manche Kirche des Böhmerwaldes dem Freund der gotischen, deutschen Baukunst seine einstige Schönheit.

Benützte Quellen:

1. Heimatskunde des Bez. Krummau, Th. Gallistl, 1903.
2. Festschrift z. Feier des 50j. Bestandes des St. Obergymnasiums. Krummau 1921.

3. Die Ordnung der Krummauer Steinmeh, Maurer u. Zimmerleute v. 1564. Von Dr. Josef Neuwirth, Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen i. Böhmen. 37, 427.
4. Die Zünfte auf dem Gebiete der Herren v. Rosenberg. Dr. B. Schmidt. 42, 447.
5. Steinmehart u. Steinmehgeist. Von Eugen Weiß, Eugen Diederichs Verlag Jena. 1927.
6. Heinrich Cornelius Agrippa v. Nettesheim: „De occulta Philosophia“ (Kreibenzahlen).
7. Versuch einer Siedlungsgeschichte, v. Dr. B. Schmidt, 1922.
8. Kirche v. Czernitz und Strobitz, M. d. R. R. 3. R. 18. Neue Folge. 1892, S. 197.
9. Trajer, Beschreibg. d. Diöcese Budweis. 1860 u. v. a.
10. Wanderungen durch den ganzen Böhmerwald, 1931—1933. Neuern bis Oberhaid.

Bestens danke ich für die Einsichtnahme in die Bücher 3, 4 u. 8 dem Leiter des Fürst-Schwarzenbergischen Zentr.-Archives, Herrn Dr. R. Tannich in Krummau.



Rosinna

Von Kurd von Strang

Ich halte es für eine Ehrenpflicht, das Gedächtnis des Bahnbrechers, ja Gründers der deutschen Vorgeschichte nicht nur auf wissenschaftlichem Gebiete, sondern auch auf dem des Rationalgefühls zu ehren. Es ist kein Zufall, daß er sein großes Werk der deutschen Vorgeschichte als eine „hervorragend nationale Wissenschaft“ bezeichnete. Er kam von der germanistischen Sprachwissenschaft und nicht von der klassizistischen, antiken Archäologie, die man mit Unrecht die klassische, also einzige nennt. Während wir Millionen an Staatsgeld für Ausgrabungen in den Mittelmeerländern und für gelehrte Anstalten in Rom und Athen noch ausgeben, versagte sich selbst das Bismarckreich fast jeden Groschen für die einheimische bodenständige Forschung. Für fremde Kulturen und Volkstümer war Geld vorhanden, während die Erforschung der eigenen Vergangenheit dem fargen Geldbeutel von Patrioten überlassen wurde, die zum größten Teil ungelehrt und daher nicht genügend vorgebildet waren.

Dem kleinen betweglichen kampffrohen Manne war es vorbehalten, die deutsche Vorgeschichte der fremden Archäologie gleichzustellen. Mit diesem Gefühl konnte er aus der Welt scheiden (20. 12. 31). Aber nach welchen Kämpfen und Kränkungen! Man hat ihm bis zuletzt einen ordentlichen Lehrstuhl vorenthalten. Nur durch eine be-

stimmte Regelung wurde seine Stelle planmäßig. Auch die äußerliche Ehre des Geheimen Regierungsrates suchte man ihm möglichst lange zu versagen. Ich war in der angenehmen Lage, den sozialistischen und demokratischen Ministern meine Meinung nicht vorzuenthalten und habe zur endlichen Verleihung dadurch beigetragen. Aber die Aufstellung einer Büste in der Berliner Universität konnte ich nicht erreichen, weil auch die eigene Fakultät sich mißgünstig zeigte. So blieb die dankenswerte Anregung seines Freundes und Streitgenossen, des Prof. Paape, trotz meines Beistandes, ohne Erfolg. Erst bei seinem 70. Geburtstag wurde ihm die offizielle Wissenschaft gerecht. Der Rektor der Berliner Universität hielt selbst die ehrenvolle Ansprache.

Obwohl humanistisch gebildet, erkannte Rosinna den Fluch einer Überschätzung der Antike, dem wir schon in der Reformation und dann wieder seit Windelmann und Goethe eigentlich bis heute erliegen. Behauptet doch immer wieder die fälschlich klassisch genannte Archäologie den Vorrang. Aber sie ist nicht der alleinige Widersacher einer nationalen Auffassung. Auch die Geschichtsschreibung steht noch unter solchem Banne, besonders auf ultramontan-katholischer Seite. Das römische Christentum wird dem deutschen Volkstum vorangestellt und unsere Vorfahren, solange sie heidnisch oder arianisch waren, werden als wilde Barbaren geschildert. Ein entsprechendes Buch von Schnürer liefert beispielsweise diesen trau-

rigen Beweis¹⁾. Des weiteren unterliegt der Verfasser noch der Keltomanie, sofern er die Kimbern und Teutonen für Kelten erklärt. Den Nachweis des Gegenteils seitens Kossinnas kennt er natürlich nicht. Mariach und Geiseric sind selbstverständlich bloße Räuber, die die ewige Stadt verwüsten, während der römische Bischof sie sogar vor Attila schützt, was aber Legende ist.

Hat Kossinna den überzeugenden Nachweis geführt, daß in der Bronzezeit der germanische Norden weit über der Kultur der Mittelmeerländer stand, so haben die wenigen nationalen Kunstgelehrten das gleiche für das frühe Mittelalter auf dem Gebiete der Baukunst getan. Die romanische und gotische Bauweise sind vollklich deutsch und keinerlei Entlehnung aus der Antike. Sie tragen noch deutlich das Gepräge des nordischen Holzbaues. Barock und Rokoko sind über die unendeutsche Renaissance die letzten Ausläufer. So haben sich deutsche Vorgeschichte und deutsche Kunstgeschichte gegenseitig befruchtet. Ich muß aber mit tiefer Betrübnis feststellen, daß die Zurechnung der deutschen Öffentlichkeit durch Burthardt und heute noch Wölflin die herrschende Ansicht im Gebiete der allgemeinen Kunst bildet. Wir beten heute noch die Antike und italienische Renaissance als die einzige, wahre, schöpferische Kraft an, die unsere eigene verhandelt und verschüttet. Dies muß mit aller Schärfe endlich ausgesprochen werden.

Auf die nationale Forschung Kossinnas und seiner Mitarbeiter ist die nordische Bewegung gefolgt, die die Ergebnisse dieser Arbeit dem Volke zugänglich macht und es endlich zum eigenen Volksgefühl emporreißt. Es ist kein Wunder, daß dieser Altmeister auch politisch den völkischen Aufschwung begrüßte und ihm mit ganzer Seele anhing. Seine Freunde und Anhänger dürfen aber nicht rasten. Denn die Abneigung und der Widerstand auf der klassizistischen und weltbürgerlichen Seite sind noch stark. Mag auch die Regierung dieser völkischen Bewegung Rechnung tragen und von den besten Absichten besetzt sein, so darf man den geheimen Widerwillen der humanistisch eingestellten Wissenschaft nicht unterschätzen.

Die Geschichte Europas — einseitig und schief gesehen! „So fragwürdig die Abgrenzung Europas ist, so fragwürdig ist der Standpunkt, von dem aus man es sehen soll. Für die meisten steht die Perspektive unerschütterlich fest. Sie sehen Europa grie-

chisch-römisch. Vom Mittelmeer her erfaßt der gebildete Europäer dieses kistenreichste, meist gegliederte Stück Erde. Die übliche kartenmäßige Darstellung der Geographie erspart ihm dabei leicht das Bewußtsein der geschichtlichen Bedingtheit der Perspektive und läßt sie als die allein mögliche erscheinen: man kann doch Europa gar nicht anders sehen als das von widrigen Stürmen im Mauerwerk stark angebrochene Gewölbe über dem iberischen, apenninischen und balkanischen Pfeiler im Mittelmeer!

Die wissenschaftliche Darstellung der europäischen Geschichte steht gewiß nicht mehr einseitig unter dieser allerdings stets auch wertvollen Perspektive. Der aber jedenfalls für Gesamtdarstellungen und zumal für die Schulerziehung immer noch einhellig vergangene Weg ist der: Man läßt zunächst vor unseren Augen Griechenland entstehen und groß werden; später in gleicher Weise Rom, gerade als wäre an der Tibermündung ein Meteor ins Meer gestürzt, der Wellenring auf Wellenring schickt, bis die Ufer des Erdkreises der Alten erreicht sind. Roms junges Imperium löst das hellenistische ab. In das alternde Römerreich tragen Germanen, zum Teil auch Slawen frisches Blut, Völker, über deren bisherige Geschichte dann ein Exkurs eingeschoben wird; ein Exkurs über seltsam, fast ärgerlich verworrene Ereignisse, von wenigen Verfassern mit gleicher Liebe wie der Bericht über die lateinisch-klare Mittelmeergeschichte gegeben, von den meisten Lesern mit entschlossener Vorliebe überschlagen oder nach kurzem Anlesen ermüdet beiseitegeschoben. Diese unverbrauchten Menschengruppen nun, militärisch überwiegend, jedenfalls im Schlusergebnis Sieger, kulturell ebenso überwiegend Besiegte, werden in die römische Zivilisation eingeschmolzen. Das Frankenreich bringt diesen Prozeß des Austausches von Blut gegen Zivilisation ins Gleichgewicht. Hunnen- und Mongolenstürme, Araber- und Türkennöte pressen diese Welt zusammen und versteifen ihre Kräfte in der Abwehr. Und wieder ist es der alte Boden des Römerreichs, dieses ungeheuren Schmelztiegels der Völker, auf dem der moderne Nationalstaatsgedanke entsteht. In seinem Zeichen zerfließt sich das Abendland, schwanfend zwischen Hegemonialbestrebungen und Gleichgewichtspropaganda; in diesem Zeichen aber auch wetteifert es bei der Entdeckung, Ausbeutung, Europäisierung der Welt.

Und die nordischen Reiche? ... Frostige Randgebilde! Und Gustav Adolf? ... Vieldeutige Überraschung aus dem Norden!

Europäische Staatengeschichte ist uns eben in allem Wesentlichen griechisch-römische Geschichte und ihre Fortsetzung bis auf unsere Tage.“ Nach Prof. Dr. H. Jahrbuch-Greifswald in dem Aufsatz „Europa — germanische Gründung aus dem Ostseeraum“ (Geopolitik, X. Jg. 1933, S. 6).

„Das Schlagwort ‚ex oriente lux‘, in dem viele eine sichere Wahrheit finden, wird in der Regel auf „Vernunft und Wissenschaft“ bezogen, „der Menschen allerhöchste Kraft“, wie selbst Goethes Mephisto zugeben muß, und darum will man den unbefehrten Germanen gerade die Wissenschaft am wenigsten zugeschieben. Man traut ihnen dichterische Fähigkeiten zu, sinnige

Naturbetrachtung, ahnungsvolle Gemütsregungen — aber keine klaren Erkenntnisse, wie sie sich in den Überlieferungen des Orients und des alten Griechenlands niedergelegt finden. Wäre es aber nicht wunderbar, wenn die germanische Völkerfamilie, der in neuerer Zeit glänzende wissenschaftliche Entdeckungen gelungen sind und hervorragende Forscher angehört haben, in ihrer Frühzeit keinerlei derartige Leistungen aufzuweisen hätte? Müßten wir nicht diese nebst der sie ermöglichenden Begabung bei den heidnischen Germanen voraussetzen, auch wenn die Überlieferung uns alle Nachrichten darüber vorenthielte?“ (Nach Prof. G. Meißel.)

Aus der Landschaft

Dom Ringkreuz

Von Hans A. Luckwald

(Fortsetzung von Heft 11)

Die Inschrift auf dem Kalksteinkreuz sagt: „Biddet got vor den gheuer des vizers na der wilsnate“. Es ist wohl das Kreuz, von dem der Lübecker Bürger Johan von der

Seide 1436 letztwillig anordnet: „Item so wil ik, dat men shal setten en cruce van 10 marken uppe de weghechdinghe, also man gheht to der Wilsnade, dar shde Wylsmarsche wech anhevet“ (aus: „Die Bau- und Kunstdenkmäler der Freien und Hansestadt Lübeck“, 1928). Als eingehauenes Zeichen kommt ein ähnliches Ringkreuz in

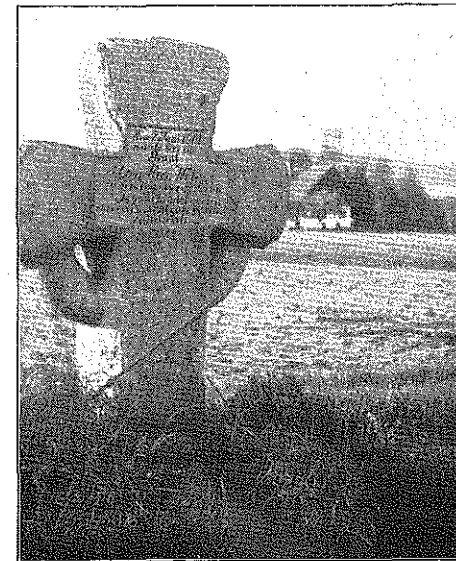


Abb. 14. Halbzylinderförmiges Ringkreuz bei Deutmannsdorf in Schlesien.

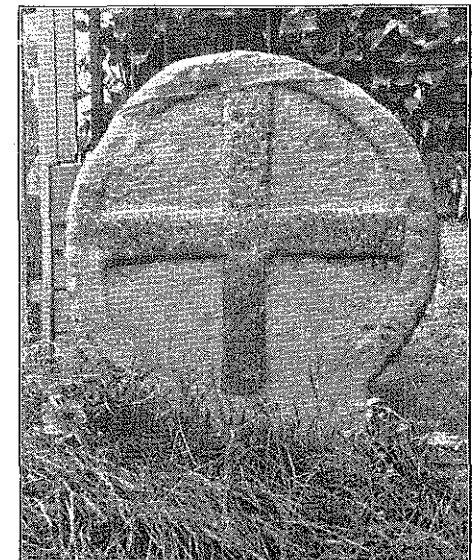


Abb. 15. Ringkreuz bei Elze.

¹⁾ Schnürer, Die Anfänge der abendländischen Völkergemeinschaft, Freiburg 1932, Gerber.

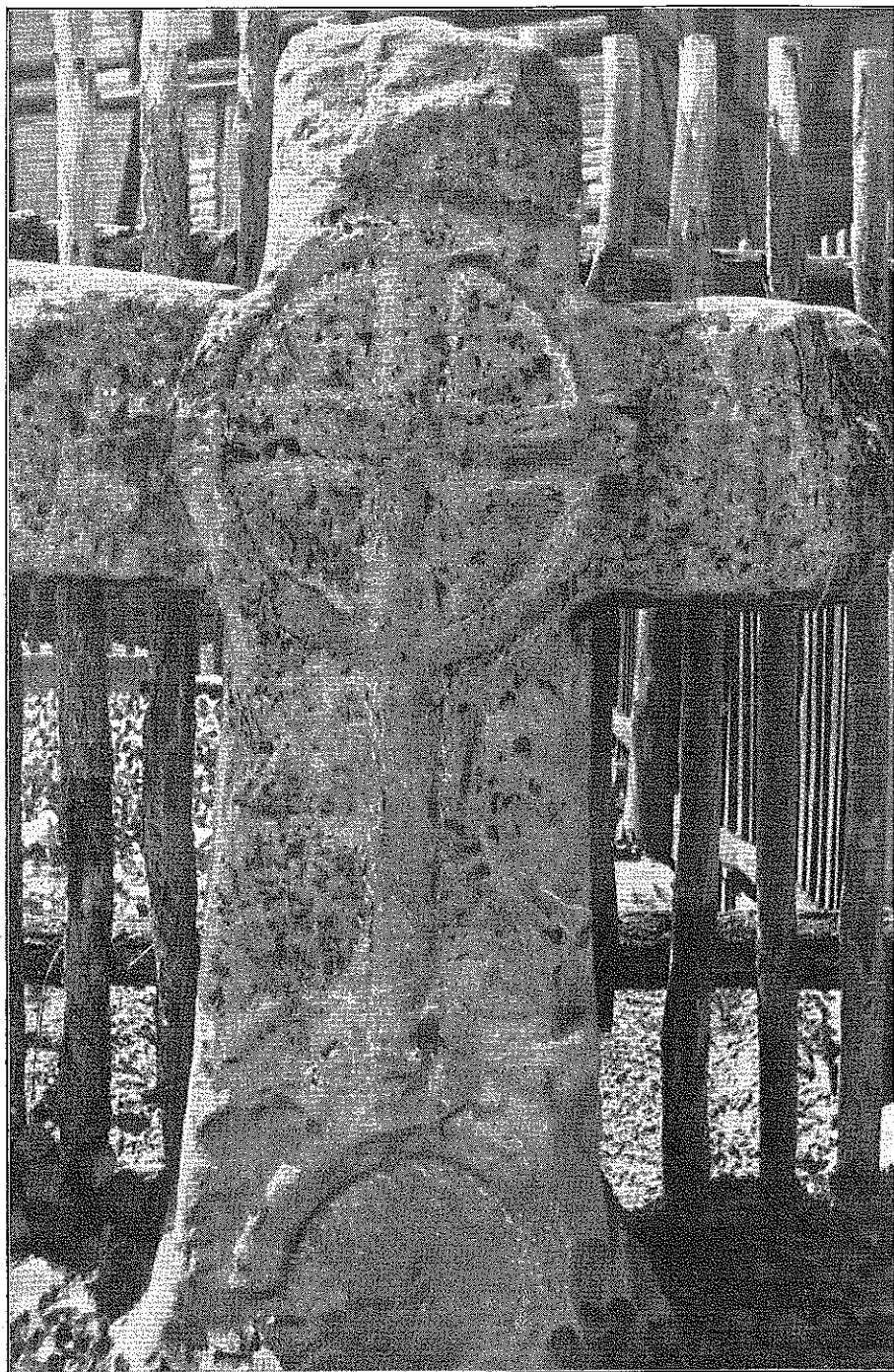


Abb. 13. Kreuz von Pflanzwiesbach bei Rudolstadt.



Abb. 16. Drei von den sieben Steinen am Benther Berge bei Hannover.

Deutschland auf vielen Weg- oder sogenannten Wodkreuzen (?) vor, einfach auf den Arm eingeritzt oder in schönstem Maßverhältnis, wie bei dem Kreuz von Pflanzwiesbach — Rudolstadt. Hier erscheint es gleichsam wie auf einer Stange, die wiederum auf einem Bogen steht (Abb. 13). Eine ähnliche Darstellung findet sich auf dem Grabstein von Göhren, jetzt in der Sammlung zu Rochlitz; nur durchstößt dort die Stange den Boden. Erwinnern wir uns hier, daß das ungleicharmige, rechtwinkelige und sogenannte „christliche“ Kreuz in Germanien schon aus der vorchristlichen Zeit bekannt ist und daß es nach Palästina erst im 4. Jahrhundert nach christlicher Zeit eingeführt sein muß, wie die Funde dort aussagen!

Wie mißverstanden alte halbzerstörte Steine werden können, zeigt das Mal von Deutmansdorf, in der Nähe von Löwenberg in Schlesien (Abb. 14, S. 371). Hier sind nur die beiden unteren Bogen erhalten. Die Arme gehen über ihre Ansatzpunkte hinaus. Die Inschrift ist häßlich neu eingehauen.

Besonders häufig finden wir das Ringkreuz in Niedersachsen und hier vorwiegend an alten Gerichtsplätzen. So in Elze beim Bauern Sievers auf der Schöppenstädt (Abb. 15, S. 371), bei dem wohl irrtümlich sogenannten „Brüninkstein“ im v. Altensehen Garten in Hannover-Linden und in mehrmals wechselnder Gestalt bei den „Sieben Trappen“ am Benther Berge

bei Hannover (Abb. 16). Zwei kleinere, etwas anders geartete Steine stehen an dem Wege von Mensen zum Sandberg, bei Hannob.-Münden. Sie lagen bis vor etwa 30 Jahren im Dorf als Gassensteine und sind daher etwas abgenutzt; das Ringkreuz ist aber auf beiden Seiten deutlich sichtbar.

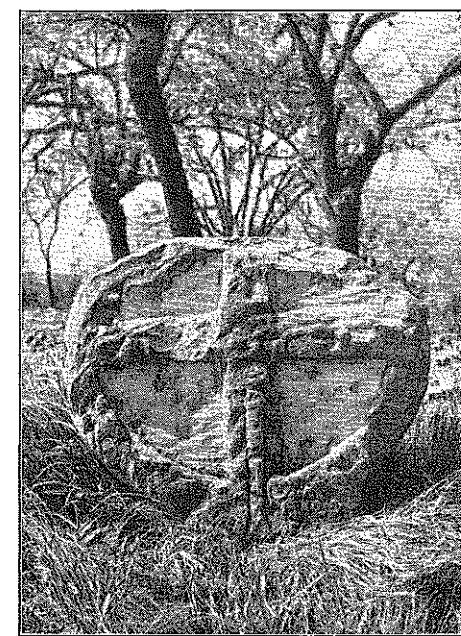


Abb. 17. Beschädigtes Mal am „Su“ in Schweinfurt-Land.

Auch in Franzen stehen unsere Steine; in Schweinfurt-Land, am sogenannten „Fu“, befindet sich ein leider sehr beschädigter, aus rotem Sandstein (Abb. 17). In diese Reihe gehören auch die Steine von Gemmendorf¹⁾.

In Quedlinburg ist als ältester Bau, wohl noch aus der Ludolfingerzeit(?), die Unterkirche zu Wiperti erhalten. In dieser kleinen, dreischiffigen Pfalzkapelle sind neben anderen Zeichen auch das gehelte

¹⁾ Siehe Germanien, 3. Folge, Heft 5/6, der von Boppenburg und der von Münster a. d. E. Vester. Letzterer sagt vielleicht etwas über das Verhältnis vom Ring- zum Scheibenkreuz aus.

Säulenkreuz und das Ringkreuz (Abb. 18) erhalten. Als Bauzeit gilt der Anfang des 10. Jahrhunderts. In dem benachbarten Gernrode zeigt ein Türsturz der Stiftskirche, aus der Zeit Heinrichs I., das Ringkreuz in eigenartiger Dreigestaltung (Abb. 19). Möglicherweise wird dieses Beispiel uns einmal zu einer erweiterten Deutung bringen. Neben dem schlichten viergeteilten Kreise rechts hat das mittlere Zeichen zweimal einander entsprechend je 3 Bogenlinien und der linke Kreis dasselbe in einem zweiten inneren Kreise und in zwei Feldern je eine fünfblättrige Rose.

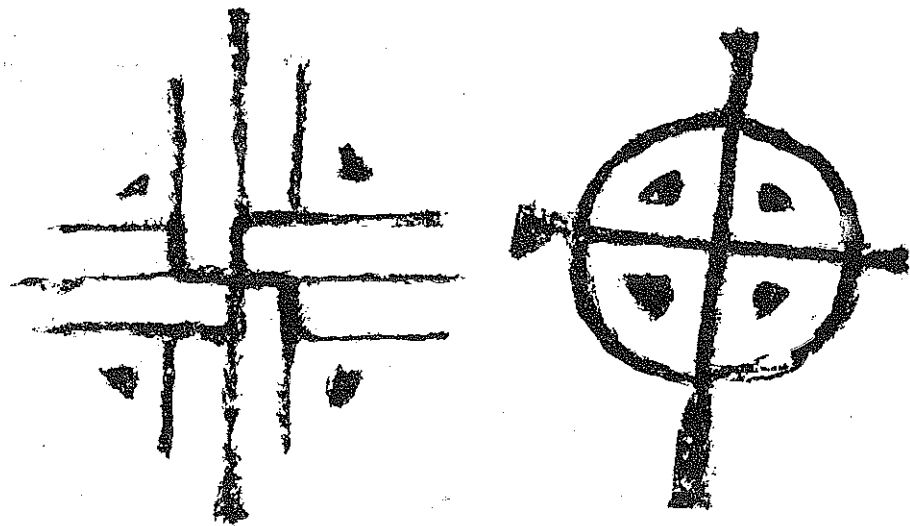


Abb. 18. Zeichen in der Unterkirche zu Quedlinburg.



Abb. 19. Türsturz der Stiftskirche zu Gernrode.

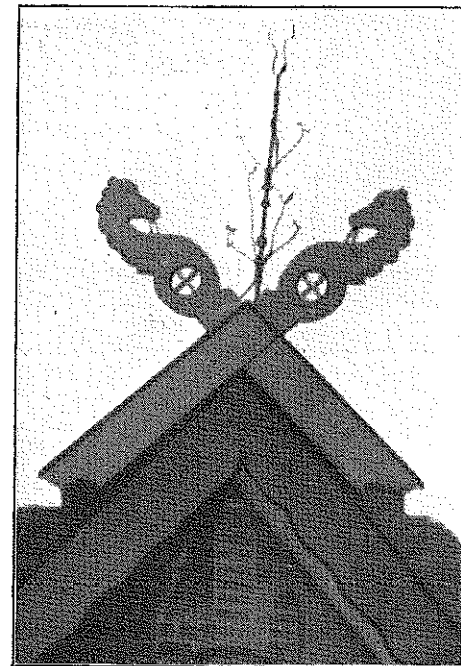


Abb. 20. Ringkreuz in der Giebelzier in Neuende.

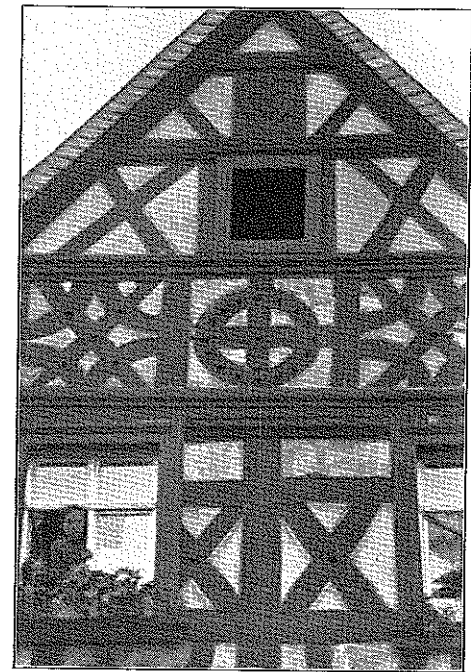


Abb. 21. Ringkreuz im Hausgiebel in Staffelstein in Franzen.

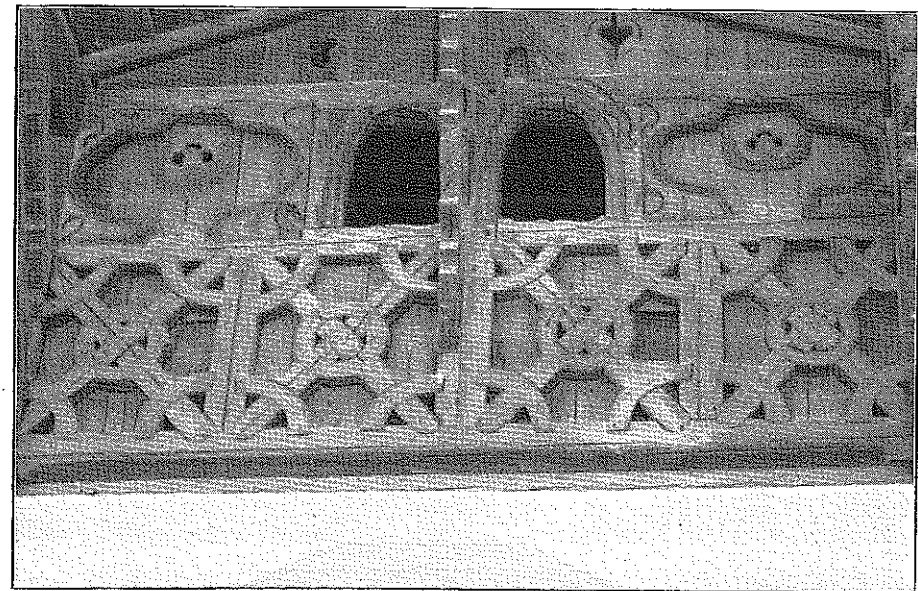


Abb. 22. Ringkreuze in Steinach am dt. Brenner (Tiroler Haus).

Das Ringkreuz im Fachwerk der Bauernhäuser.

Im Holzwerk des alten Bauernhauses ist das Ringkreuz überall auf deutschem Volksboden zu finden. Vom niederländisch-friesischen Bauernhause ist es als Giebel schmuck allein oder zwischen den Schwänen bekannt. Im Alten Lande bei Hamburg kommen Schwäne als Giebelzier häufiger vor. Eine frühe Einwanderung aus dem friesischen Teil der Niederlande in dieses Gebiet ist nachweisbar.

Das Ringkreuz ist seltener, so in Neuen- (Abb. 20, S. 376), unweit von Buztebude, vorhanden. Auch an einem reichgeschmückten Hause, 1618 in Steinkirchen erbaut, nimmt es einen bevorzugten Platz ein. In einsameren Gebieten hat es sich häufiger

erhalten, so in der Rhön. Zahlreich ist es in Franken und dort ganz besonders in dem Gebiet, das auch in anderer Beziehung einen eigenen Lebensausdruck zeigt, im weiteren Kreise um den Staffelsstein. Ausgeprägt ist es an einem Giebel im Orte Staffelsstein selbst (Abb. 21), weiterhin in dem kleinen Weismain am Jura mit seinen reichen Fachwerkbauten, in Kulmbach (Spitalgasse) und in Zeuln. In Tirol findet es sich dann wieder an vielen alten Bauten, soweit Germanen wohnen, also bis weit über Bozen hinaus. In der schlichten Art zeigen es gleich die ersten, alten Häuser jenseits des Brenners, in der reicheren Art das Haus „Schimpel“ in Steinach, diesseits des deutschen Passes (Abb. 22). (Fortsetzung folgt.)

Der Sünkelstein bei Behrte im Osnabrückischen. Auf der 3. diesjährigen Fahrt (vgl. Vereinsnachrichten) besuchte die Osnabrücker Arbeitsgemeinschaft u. a. den Sünkelstein bei Behrte. Stud.-Rat Dr. J. Högberg gab dort folgenden Bericht: „Es ist mir aufgetragen worden, Ihnen über dieses sagenumwobene, altherwürdige Denkmal aus der frühen Bronzezeit zu berichten. Ich komme der Aufforderung um so lieber nach, als ich mich seit etwa zehn Jahren mit den Fragen, die sich an solche Menhire knüpfen, beschäftige. Wir Fr. g. B. haben uns im allgemeinen gegen zwei Richtungen zu wehren, 1. gegen die Phantasten, 2. gegen die Zweifler aus Grundsatz und Überzeugung, sowie gegen die gewohnheitsmäßigen Zweifler. Auf die Gründe für die übersteigerte Zweifelsucht braucht hier nicht eingegangen zu werden, sie sind allgemein bekannt. Bei diesen Fragen geht es aber ohne etwas „Gelehrtenstreit“ nicht ab; denn der Krieg ist der Vater aller Dinge. Nach der Weise der Phantasten, an denen wir auch in unserer Gegend keinen Mangel haben bzw. hatten, würden wir vorgehen, wenn wir hier eine altgermanische Sternwarte mit einer Schar von Priesterbeobachtern hinaubern wollten. Die Wissenschaft würde herkommen und Beweise verlangen; wir ständen mit leeren Händen da. Auf der Gegenseite steht Prof. Schuchhardt, dessen Verdienste um die Vorgeschichte nicht angetastet werden sollen. Aber Schuchhardt erkennt nur an, was der Spaten zutage fördert; und da gibt es für ihn nur Grab- und Wallanlagen. Wenn er z. B. die berühmte Anlage Stonehenge für eine bloße Grabanlage erklärt, weil in der Nähe

sich Gräber befinden, so geht das nicht an. Mit demselben Rechte könnte man jede christliche Kirche, um die herum sich der Friedhof befindet, für eine bloße Grabanlage erklären. Auf den hohen Wert der Überlieferung — die Landleute der Umgegend gehen noch heute am 21. Juni zur Anlage Stonehenge, um den Sonnenanfang dort zu erwarten — geht Schuchhardt überhaupt nicht ein. Bei solchen vorge-schichtlichen Denkmälern müssen natürlich neben dem jeweiligen Befund die Ergebnisse von Ausgrabungen, schriftliche und mündliche Überlieferung, Sage und Namengebung berücksichtigt werden. Als letztes kommt dann eine Erweiterung der Methode durch vorsichtige Analogieschlüsse hinzu. Gerade auf die Auswertung der Methode kommt es an, wenn wir in der Erkenntnis vorankommen wollen. Sie ist es, auf die Wilhelm Leudt nachdrücklich aufmerksam macht, die gerade er meisterlich und vorsichtig anwendet, die als Forschungsmittel ausdrücklich von Prof. Reckel, Wirth u. a. anerkannt ist.

Wendet man hier beim Sünkelstein eine erweiterte Forschungsweise an, dann ist schon einige Erkenntnis zu gewinnen. Zunächst sind sämtliche Forscher, die sich mit dem Sünkelstein beschäftigten, wie Strodtmann, Wächter, Müller, Lienau, der Meinung, daß er kein Grabstein sei. Er sieht wahrlich nicht danach aus. Schuchhardt wird ihn vermutlich, wie er Stonehenge und die Steinkreise von Dohy für Grabanlagen erklärte, ebenfalls dafür ansehen, weil etwa 2 km davon schon die ersten Steingräber liegen. Aus der Namengebung und Sage, die ihn mit dem Teufel in Ver-

bindung bringt, der mit dem Stein die Kirche im benachbarten Venne schließen wollte, ergibt sich mit Gewißheit, daß wir es an dieser Stelle mit einer dämonisierten Kultstätte unserer Altvordern zu tun haben. Die schriftliche Überlieferung gibt den ehemaligen Bestand eines Steinkreises an, von dem sich heute nur noch Reste finden, nämlich ein großer Stein genau im Süden, 6 m vom Hauptstein, und ein zweiter genau im Westen, 5 m von der Mitte. Der Südstein liegt fest im Boden, der Weststein ist leicht verrückbar und wahrscheinlich von seiner ursprünglichen Stelle bewegt.

Wenn man diesen Steinkreis zunächst als Bannkreis anspricht, so wird dagegen ja wohl kaum etwas einzuwenden sein. Der Sünkelstein heißt in alten Urkunden und Zeichnungen Sonnenstein. (Über den Namen vgl. w. u.) Der Stein ist also, wie auch aus der Sage hervorgeht, immer mit dem Sonnenkult in Verbindung gebracht. Es folgten im Vortrage Bemerkungen über die Kulturhöhe der Germanen, über die Bemühungen und Forschungsergebnisse Rossmannas und seiner Schüler, Leudts und der Fr. g. B., sowie besonders auch Herman Wirths, auf die hier nicht weiter eingegangen zu werden braucht.

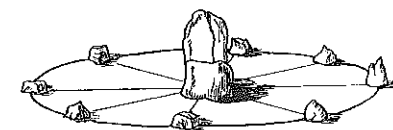
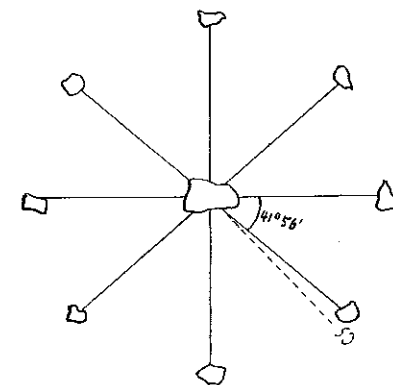
„Aber noch einen Schritt weiter kann man kommen. Wer das ungeheure Beweismaterial Herman Wirths in seiner Berliner oder Bremer Ausstellung gesehen hat, wer vor allem dort die Steinsetzungen studiert hat, dem wird die Möglichkeit immer wahrscheinlicher, die einzelnen Steine des Bannkreises, bzw. eine bestimmte Anzahl derselben, haben eine bestimmte Stelle im Kreise und eine besondere Bedeutung gehabt. Die beigelegte Zeichnung mag das erläutern. Danach kann man acht Steine annehmen, eine Verbindung des + und des x-Kreuzes. Das +-Kreuz gibt die vier Hauptrichtungen; der Stein selbst ist orientiert; und die vier Endpunkte des Mal-kreuzes geben die zweiten Schenkel der Azimute für die Sommer- und Winterwendepunkte der Sonne an. Ausgangspunkt für die Messung natürlich die NS-Richtung; Standpunkt die Mitte vor bzw. hinter dem Steine. Schon aus der beigelegten Zeichnung ist zu ersehen, wie wenig die genauen Punkte von den Mittelrichtungen NO-SW und NW-SO abweichen, namentlich, wenn man auf etwa 1800 v. Chr. umrechnet. Die Anlage hätte somit ein wirklich schönes und ebenmäßiges Bild dargeboten, dessen Überlieferung sich bis in unsere Tage im Osnabrücker Stadtwappen erhalten hat.

Die Azimute der Sonnenaufgänge für

die geographische Breite des Steines zu den Zeiten der Wenden sind folgende:

	21. Juni	23. Dez.	Differenz von NO bzw. SO
heute	O 40°35' N	O 40°35' S	4°25'
um 1800 v. Chr.	O 41°56' N	O 41°56' S	3°4'

Wenn es erlaubt ist, diese Zeilen, wie sie mit einer persönlichen Bemerkung eingeleitet sind, mit einer solchen zu schließen, so sei es folgendes: Mich hat diese Stelle, seitdem ich sie das erstemal sah, immer wieder in ihren Bann gezogen, jedenfalls in weit stärkerem Maße hat sie mich stets beschäftigt, als die Denkmale und Kunstwerke der



Antike. Ich wage das auf ein Erberinnern zurückzuführen, mögen auch die Humanisten das „nachsichtig“ belächeln.“

Bezüglich des Namens führt B. Högberg folgendes aus: „Der Stein ist offensichtlich nach dem Berghange, auf dem er steht, benannt. Als Sünkel gelten die Weserberge von Hausberge ab ostwärts und von der Weserscharte ab westwärts etwa bis Engter. Jellinghaus leitet das Wort ab von „swinth“, in der Bedeutung von Steilheit; das wäre eine treffende Bezeichnung des Gebirges von seiner Nordseite aus. Das Denkmal zeitlich ohne jede Einschränkung auf die frühe Bronzezeit festzulegen, hat gewisse Bedenken; darüber muß man sich klar sein; die künftige Wissenschaft wird es vorerst noch ablehnen, bis Grabungen und weiteres Beweismaterial die Zeitbestimmung erhärten. Zur Bronzezeit war das Klima trockener und wärmer als heutzutage, so daß das Denkmal auf dem Gebirge

kaum von Pflanzenwuchs behindert war. Dieser konnte auch durch Herdenbetrieb (Weidb) niedrig gehalten werden. Das älteste Bild vom Sinterstein aus dem Jahre 1802, das sich im Besitze des Herrn Stadtarztes Dr. Osthoff, Osnabrück, befindet, zeigt in der Tat keinen Baumbestand und läßt die Horizontlinie im Norden erkennen. Aber nehmen wir einmal an, eine Grabung gäbe Aufschluß und Anlaß, die Zeit der Anlage auf etwa 1800 v. Chr. zu bestimmen, dann würde vermutlich die „Wissen-

schaft“ — wie bei Osterholz — auf eine nicht-germanische Anlage schließen. Was wäre darauf zu sagen? Darauf ist nur zu entgegnen, die rein typologische Vorgeschichtsforschung, die derartige Schlüsse zog, ist schon in gewisser Beziehung heute überholt, ganz abgesehen davon, daß auf dem Boden, wo das Denkmal steht, ungermanische Sprachreste, insbesondere keltische Flurnamen, nicht aufzuweisen sind. Das gilt sowohl für diese Anlage, wie für die Externsteine und Osterholz.“

Die Bücherwaage

Volkstum und Kulturpolitik. Eine Sammlung von Aufsätzen. Gewidm. Georg Schreiber zum 50. Geburtstag. Hrsg. von H. (einrich) Konnen u. J. (ohann) P. (eter) Steffes. Köln: Gilde-Verl. 1932. XI, 620 S. 4°. Bw. RM. 14.—

Diese Festschrift ist dem Prälaten Prof. Dr. Georg Schreiber gewidmet, dem bekannten Zentrumspolitiker, dem Leiter und Begründer des Deutschen Instituts für Auslandskunde in Münster. Sie enthält 39 Beiträge verschiedener Verfasser, die in fünf Abschnitte: Staat, Fragen der Forschung, Kulturpolitik, Volkstum und Volkskunde, über die Grenzen eingeteilt sind. Neben solchen, die allgemeines Interesse beanspruchen können, — genannt seien: Steffes, Staat, Kultur und Erziehung; Rodenwaldt, Archäologie als nationale und internationale Wissenschaft; Otto Fischer, Kunst und Politik; Lemberg, Kulturgrenze und Volkskunde in Böhmen — findet man aber auch Spezialere, z. B. über „Deutsche Caritas für Alademiter“, „Internationale Wissenschaftsbeziehungen der Görresgesellschaft“, „Raiffeisen-Vereine in Indien“ usw.

Uns gehen hier drei Beiträge besonders an. Da ist zunächst der von Prof. Otto Lehmann-Altona, „Die Volkskunst in der Internationalität“, der einen allgemein gehaltenen, interessanten Überblick über den Stand der Volkskunstsorschung in den verschiedenen Ländern, auch außereuropäischen gibt. Die Ausführungen gipfeln in sehr bemerkenswerten Kundgebungen (S. 116): „Die Volkskunst ist eine seelische Macht... Als Ganzes bedeutet sie den Zentralherzpunkt des Volkslebens, ist der Ausdruck des künstlerisch religiösen Bewusstseins des ganzen Volkes. Und es ist

kaum auszudenken, welcher Erfolg einer Politik beschieden wäre, die aus dem Bewußtsein des Volkes, aus der Volkskunst heraus, orientiert wäre... Das künstlerische Bewußtsein ist ein Blutbewußtsein, die Volkskunst ist ein Glaube, eine Religion des Blutes, und Blut ist und bleibt nun einmal das fruchtbarste Element.“

Zweitens heben wir die Ausführungen von Prof. Adolf Helboldt-Jünasbrück hervor (S. 327—357): „Durch Volks-geschichte zur Neuform unserer Staatsgeschichte“. Das Thema ist die Devise, die der warmherzige und weitblickende Verfasser ausgibt. Die Aufgaben und Ergebnisse der Landes- und Siedlungsgeschichte, der Volks- und Rassenkunde fordern eine Neuauffassung der politischen Geschichte, die von Landschaft, Rasse, Volk aus gesehen werden muß. „Es ist bezeichnend, daß gerade die Jugend eine radikale Erweiterung der Quellen und eine Neueinteilung der Geschichte fordert, und daß solchen Forderungen gegenüber die alten Positionen fast nicht verteidigt werden“ (S. 329). Die Gefahr des Spezialistentums wird deutlich gekennzeichnet: „Unsere Jugend, wenigstens ihr besserer Teil, geht aufs Ganze und schätzt den Wissenschaftler gering.“

Auf diesen erfrischenden Beitrag Helboldts folgt ein Aufsatz von Dr. Karl Meisen-Bonn über „Volkskunde und christliche Kulturgeschichte“, ein Beitrag zur Problematik und Methodik der Volkskunde“. Meisen ist ein Gegner der in „Germanien“ vertretenen Anschauungen; leider ein Gegner, den wir nicht ernst nehmen können. Man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die seltsame Art, in der hier die

„Volkskunde“ zur Magd ultramontan-katholischer Kirchenpolitik gemacht wird, über die Unkenntnis der bisherigen volkstundlichen Forschung und ihrer Ergebnisse, oder über das Fehlen leidenschaftlich-völkischen Fühlens, ohne das der Volkskundler nichts auszurichten vermag. Gegner seiner Auffassung schiebt M. beiseite, ohne auch nur den Versuch zu machen, sie zu widerlegen, ja ohne deren Werke überhaupt gelesen zu haben. Jene wundervolle Germanistik — genannt „Romantik“ —, die das bisher stärkste Wiederaufleuchten germanischen Blutes bedeutet, ist in den Augen Meisens ein Verhängnis. Die damals erst eigentlich beginnende volkstundliche und germanistische Forschung — aus einer tiefsten Sehnsucht des Volksheizens geboren — stand nach M. eben wegen der germanischen Richtung „unter einem unglücklichen Stern“, wurde durch den romantischen Geist „auf einen verhängnisvollen Irrweg geführt“. In den mannigfachen Äußerungen des Volkstums sahen die Brüder Grimm nur Reste einer angeblich (!) hochstehenden germanischen oder sogar indogermanischen Kultur“ (!). Nein, die Brüder Grimm und ihre Nachfolger sind Entdecker gewesen, eben vermöge ihres glühenden völkischen Fühlens, das M. in geringschätzigem Tone als „romantisch“ bezeichnet. Es ist nicht nötig, sie gegen die Behauptungen Meisens zu verteidigen, der sie alle unterschiedslos als „Mythologen“ abtun zu können glaubt. Ebenso bedauert M. natürlich auch die „Nachblüte“ der Germanistik in unseren Tagen, d. h. die Forschungen E. Jungs, H. Wirths, W. Leudts u. a., die er in Anm. 2 nennt, und denen er vorwirft, daß sie die Einflüsse des Christentums und der Antike auf die deutsche und abendländische Kultur übersehen, die stärker daran beteiligt seien als das Erbe des alten Germanentums. Die Tatsachen aber, die von den genannten Forschern entdeckt wurden, und die eine ungeahnte Kontinuität der germanischen Kultur in der tiefsten Schicht der „abendländischen Kultur“ beweisen, hat er nicht zur Kenntnis genommen. Seine Ablehnung bedeutet nur eine verantwortungslose Behauptung ohne Begründung. M. steht, ohne es freilich öffentlich auszusprechen, auf dem wissenschaftlich erledigten Standpunkt, die Germanen — und gar erst die Indogermanen, von denen M. übrigens überhaupt nichts weiß — seien Barbaren gewesen. Es ist für ihn daher selbstverständlich, daß nach einer kurzen Periode der „Germanisierung des Christentums“ die christliche Kirche (und „die Antike“) die allein kulturbestimmende Macht des Mittelalters war.

Die Volkstümlichkeit der Heiligen z. B. sei nicht daraus zu erklären, daß sie an die Stelle germanischer Götter getreten seien. Michael, Georg, Leonhard, Stephan hätten nichts mit Wotan zu tun, ebensowenig Petrus mit Donar und Martin mit einer fränkischen Gottheit. Wir bestreiten nicht, daß die Forschung hier noch manche Aufgabe hat. Aber mit der Bestreitung eines Zusammenhangs zwischen volkstümlicher Heiligenverehrung und heidnischem Götterkult steht Meisen allein. Selbst katholische Forscher, wie der kürzlich verstorbene Sinderlinger, teilen seine „Steppis“ nicht. Was M. selbst über Michael z. B. anführt, spricht entschieden gegen seine eigene These. Die Voraussetzung für diese These ist letzten Endes die Annahme eines Hohlraumes an Stelle der germanischen Kultur und Religion, einer tabula rasa an Stelle der germanischen Seele, kurz die völlige Leugnung der germanischen Substanz. M. wirft an anderem Ort den germanisch gerichteten Volkskndlern die Vernachlässigung des Mittelalters vor. Angenommen er hätte darin recht, so wäre das eine Kleinigkeit, gemessen an seiner eigenen Nihilisierung des jahrtausendalten germanisch-nordischen Heidentums. Man muß sonderbare Vorstellungen haben von heidnischer Religion, die in Blut und Boden wurzelt, wenn man annimmt, die Mächte, die der germanischen Seele sich offenbarten auf Bergen, in Bäumen, Flüssen, Quellen, im Feuer und in der Sonne, die seien plötzlich mit einem Schlage wirkungslos geworden...

An zwei Beispielen wollen wir die „Methode“ Meisens beleuchten. Das Pferdpatronat des Hl. Stephan ist für M. ein „kompliziertes Problem“, weil nämlich dieser Heilige von sich aus keine Beziehung zu Pferden, geschweige zu Roskrennen hat. Aber die allgemein angenommene und einzig richtige Erklärung, daß der uralte germanische (bereits urindogermanische) Brauch der Roskrennen und des Rosopfers zur Zeit — als Rest dieses Opfers ist der Aderlaß der Pferde am Stephanstage in der Schmiede zu verstehen — lediglich, weil der Tag im Kirchentalender dem Stephan gehörte, unter dessen Schutz gestellt wurde, wird von M. nicht in Erwägung gezogen. Der Grund ist: M. weiß nicht, daß diese germanischen Roskrennen eine feststehende Tatsache sind (vgl. Neckel in „Germanien“, Heft 1, 1933 und Philippson, Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen, L. 1929, S. 202 f.). Für ihn kommt nur Entleerung der Urmitte aus der „Antike“, insbesondere dem alten Rom, auf dem Wege über die katholische Kirche in Frage. Daß gerade das

heidnische Altrom in nächster Verwandtschaft zu Germanien steht und die Übereinstimmung zwischen beiden betreffend Hofsymbol und sakrale Urverwandtschaft ist, das — übersieht Meisen.

Als zweites Beispiel nehmen wir seine Auslassungen über die „Jahresfeuer“ Nord-europas. Diese Jahresfeuer, insbesondere das Johannisfeuer, sind nach M., obgleich er diese seine Meinung nur andeutet, entlehnt und jedenfalls nicht germanischer Herkunft: „Angesichts der Tatsache, daß die Germanen nicht nur keinen Feuerkult, sondern höchstwahrscheinlich auch keine Sonnenverehrung gekannt haben, dürfte eine Überleitung aus dem Germanischen vielleicht gar nicht möglich sein.“ „Möglich“ aber wäre ein „Zusammenhang mit antiken Bräuchen.“ Es ist nämlich eine auffallende Ähnlichkeit zwischen den römischen Palilien und den nordeuropäischen Jahresfeuern.“ Meisen weiß also nicht, daß der solare Feuerkult nicht sowohl germanisch ist als vielmehr ur-indogermanisch (siehe vor allem L. v. Schroeder, *Altische Religion*), und daß die römischen Jahresfeuer also mit den germanischen („nordeuropäischen“) urverwandt sind.

In sonderbarer Naivität spricht M. am Schluß selbst aus, welche „Methode“ er verfolge: Zunächst sei der „Einfluß von Antike und Christentum auf die abendländischen Völker“ zu erforschen. Erst, „nachdem die das gegenwärtige Volkstum bestimmende Schichtung, die durch Christentum und Antike bedingt ist“, systematisch von der Forschung abgetragen sei, sei auch die Frage nach dem nationalen Erbgut für jedes Volk

im besonderen zu stellen. Wer wundert sich, wenn bei dieser „fröhlichen Wissenschaft“ die Germanen leer ausgehen. M. macht den großen Fehler, daß er folgendes nicht berücksichtigt: die Römer und Griechen sind Indogermanen und also den Germanen urverwandt. Griechische wie römische Bräuche können daher sehr wohl zugleich auch germanische sein, nach Meisens schöner „Methode“ aber werden solche urverwandte Kulte als nichtgermanisch „bewiesen“. Aber selbst in dem komplexen, synthetistischen Christentum sind Elemente nördlicher Herkunft erhalten, so ist z. B. die ganze sog. altchristliche Symbolik (Kreuz, Christogramm, Fisch, Hafenkreuz, Rad usw.) nord-europäischer Herkunft.

Es wird behauptet, Meisen habe den Beweis erbracht, daß die „volkstümlichen“ Bräuche des Mittelalters meist nicht germanischer, sondern kirchlicher (und „antiker“) Herkunft seien; er habe in helles Licht gesetzt, welche Bedeutung für die abendländische Kultur „das Sacrale, das Kultische, das Liturgische, das mit dem Christentum in das Abendland einzog, in seiner Lebensfülle und seiner irrationalen Schöpferkraft“ habe. (G. Schreiber im Vorwort zu Meisens Nikolaus, in dem M. bewiesen haben will, daß der volkstümliche Nikolausbrauch „rein kirchlichen Ursprungs“ sei. Alle Fachkundigen sind sich darüber einig, daß dieser Beweis mißglückt ist. Wir werden auf das Nikolausbuch noch ausführlich in „Germanien“ zurückkommen.)

Es war daher notwendig, darzutun, daß die Schlußfolgerungen Meisens unbegründet sind.

Dr. Otto Futh.

Zeitschriftenchau

Zur Siedlungsforschung

Ernst Sprockhoff, **Vorläufiger Bericht über die Ausgrabung der Hünenburg von Stöttinghausen, Bezirk Bremen.** Germania. Jahrg. 17, Heft 3, 1933. Verlag Walter de Gruyter & Co. Der Ringwall von Stöttinghausen ist einer der kleinen Rundlinge in Niedersachsen, deren es viele gibt, die aber noch längst nicht genügend erforscht sind. Das Innere ergab eine Reihe von Hausgrundrissen und in der Nähe des Lores eine große Halle. Das Tor zeigte gewaltige Türpfosten und war durch

mächtige Pallisadenwände geschützt. Nach innen zu zeigten sich vier besonders starke Pfosten, auf denen offenbar ein Turm geruht hatte. Der heute noch 3 Meter hohe und an seiner Sohle 15 Meter breite Wall ist aus Lehm und Plaggen erbaut und im Inneren durch eine besonders sinnreiche Konstruktion aus Balkenlagen befestigt. Der Graben ist ein Spitzgraben von 3,50 Meter obere Breite und 1,25 Meter Tiefe. Zwischen ihm und der ehemaligen Wallfront zeigte sich deutlich eine Berme von 3 Meter Breite und 0,75 Meter Höhe. Über die Zeitstellung kann bisher nichts ausge-

sagt werden, da sich an Funden nur wenige, uncharakteristische Scherben gefunden haben. Im allgemeinen werden die niedersächsischen Rundlinge der Karolingerzeit zugeschrieben, ohne daß bisher ein vollgültiger Beweis dafür erbracht werden konnte. / Ernst Frickhinger, **Spiralleramische Siedlung bei Herlheim, B. N. Nordlingen.** Ebenda. Bei Fortsetzung der schon 1931 begonnenen Grabungen ergab sich auch hier ein Speicherhaus, ähnlich, wie sie in großer Zahl in der neolithischen Siedlung Köln-Lindenthal aufgedeckt wurden. Neben anderen Feuerstellen wurde auch ein Back- oder Töpferofen festgestellt. / Joachim Werner, **Die germanische Siedlung auf dem Wederberg in Retzow.** Brandenburg. Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege. 10. Jahrg. Heft 6, 1933. Verlag Müller-Eberswalde. Auf dem Wederberg, einer rings von Sumpf umgebenen Anhöhe am rechten Dahmeufer, konnte eine ausgedehnte germanische Siedlung aus dem 1. und 2. Jahrh. n. Chr. aufgedeckt werden, wodurch diese Zeit auch für den Kreis Beeskow-Storkow belegt ist. Zahlreiche Pfostenlöcher, ein vollständiger Hausgrundriß und vielerlei Gerät konnten festgestellt werden. An derselben Stelle fanden sich Spuren einer Siedlung der Kugelamphoren-Kultur, also vom Ende der Jungsteinzeit. / Richard Hennig, **Larsens Jomsburg-Buch und die Frage der Svolderoie.** Unser Pommerland. Verlag Fischer & Schmidt-Stettin. 18. Jahrg. Heft 6, 1933. Dr. Sofus Larsen hat ein Buch „Jomsburg“ herausgebracht (Verlag S. H. Thieles Bogtrykkeri, Kopenhagen 1932), in dem er gleich anderen Forschern die Ansicht vertritt, daß der Handelsplatz Jumne mit der kriegerischen Festung Jomsburg gleichzusetzen sei, also deren friedliche Fortsetzung wäre. Er sucht sie jedoch nicht auf Wollin, das neuerdings wieder dafür in Anspruch genommen wurde, sondern an der Peenemündung, die allein alle Bedingungen erfülle. Verfasser schließt an diesen Bericht eine Untersuchung über die Frage, in welcher Insel die Svolderoie zu suchen sei, bei der Olaf Trygvasson, der Norwegerkönig, am 9. September 1000 in heftiger Seeschlacht den Tod fand, als er von friedlichem Besuch aus dem Wendenland heimkehrte. Bisher suchte man sie in der Greifswalder Die. Da jedoch der geschilderte Hinterhalt unmöglich auf offener See bei der kleinen Greifswalder Die gelegt worden sein kann, kommt nur die Insel Riems dafür in Frage, eine Auffassung, die auch durch andere Überlieferungen der Sagas gestützt wird.

Kultur und Technik

W. La Baume, **Der Schiffsfund von Ohra bei Danzig.** Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit. Verlag Rabitsch-Leipzig. 9. Jahrg. Heft 6, 1933. Bei dem südlich von Danzig gelegenen Vorort Ohra wurde im „Niedersfeld“, einem zum Depressionsgebiet des Weichseldeltas gehörigen, sehr feuchten Gelände, bei Anlage eines Grabens zwei Schiffe im Schlamm entdeckt. Sie sind im Spantenbau aus Eichenholz gefertigt, und verraten ein außerordentliches Können im Schiffsbau. Boot 1 ist nach den erhaltenen Resten 12,8 Meter lang und 2,38 Meter breit gewesen. Die Bauart ist der des Rydam-Bootes und der Wittingerschiffe ähnlich, doch konnten wegen der Ungangbarkeit des Geländes datierende Funde nicht festgestellt werden. In der Nähe sind jedoch schon früher mehrfach Funde gemacht worden, die der Wittingerzeit zugehören, so daß man hier vielleicht einen Zusammenhang vermuten darf. / Hans Jürgen Eggers, **Ein frühkaiserzeitlicher Grabfund von Bogendorf, Kreis Grimmen, Vorpommern.** Prähistorische Zeitschrift. Band 23, Heft 3/4, 1932. Der Fund umfaßt außer einer großen Bronzeschüssel und einer Bronzefasserolle römischer Herkunft und den Fragmenten eines Metallspiegels, der offenbar viereckig gewesen ist, also eine Besonderheit darstellt, Schere, Messer, Trinthornbeschlüge und zwei Nadeln, die insgesamt aus Bronze gefertigt sind und ausnehmend schöne Stütze germanischer Arbeit darstellen. Auffallend ist das Messer, das ebenso wie die Schere sehr fein im Tremolierstich verziert ist. Der Griff ist voll aus Bronze gegossen, und auf der Klinge befinden sich auf der einen Seite ein Hafenkreuz, auf der anderen ein sogen. Kridentkreuz. Verfasser untersucht die Zeitstellung und kommt zu dem Schluß, daß der Fund der ersten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts zuzurechnen ist. / Günther Behm, **Ein kaiserzeitliches Brandgrab bei Bessin (Kreis Westhavelland).** Ebenda. Am Ende eines Verbrennungsplatzes, der aus einem flachen Steinpflaster bestand und auf dem sich Knochen splitter und Reste von Holzkohle befanden, wurde ein Brandgrab gefunden, das außer einem Messer mehrere interessante Fibeln lieferte. Sämtliche Funde gehören ins zweite nachchristliche Jahrhundert. / Adam Günther und Hans Zeiß, **Merowingische Grabfunde von Mühlheim, Kr. Koblenz.** Germania. 17. Jahrg., Heft 3, 1933. Bei Anlage einer Tongrube fand

1915 bei Mühlheim zahlreiche fränkische Gräber aufgedeckt und unbeachtet zerstört worden. Später konnte der bedeutendste Teil der Funde für das Schlossmuseum gerettet werden. Besonders beachtlich sind darunter die Beschläge eines Kästchens und eine Kette. Soweit diese erhalten ist, besteht sie aus einem Gehänge, das erst durch einen stilisierten Vogelkopf, dann durch ein Kreuz unterbrochen wird. Sie endigt in Ringen, an denen u. a. kleine Nachbildungen vom Skramasax und der Franziska hängen. / R. Odencrantz, **Enligt Spännbuddla**. Kornvännan. Stockholm. 1933, Heft 4. Verfasser berichtet über eine eigenartige Spangenfibel, die bei Marsta, Kirchspiel Bälänge (Uppland), gefunden wurde, und dem 8. Jahrh. n. Chr. angehört. Sie zeigt eine sonst nicht übliche Nutenmusterung, deren Grund mit Tierornamentik ausgefüllt ist.

Germanen und Slawen

Die Ostlandberichte, Jahrg. 7. Nr. 1/3, 1933 bringen aus der polnischen Forschung über deutsche Gebiete: B. Stelmachowska, **Aus der Vergangenheit der nordwestlichen Slawen**. Verfasserin behauptet, die polnische Meeresideologie beruhe auf alter Tradition, denn die südlichen Küsten der Ostsee seien urslawisches Land gewesen. Im Weichselland seien slawische Bewohner bis zur Zeit um Christi Geburt nachweisbar, wobei die eindeutigen Berichte des Tacitus, wonach in ganz Polen germanische Stämme siedelten, als Irrtum abgetan werden, der auf mangelhafter Kenntnis des Weichsellandes beruhe! Auch die bedeutenden Feststellungen Brückners, der durch sprachliche Untersuchungen bewiesen hat, daß die Slawen von Hause aus kein meeransässiges Volk gewesen sein können, werden leichtsin als erledigt abgetan. / R. Tymieniecki, **Die Rolle Pommerns in der frühen Geschichte Polens**. Eingangs behauptet Verfasser unter Anziehung der Bemerkung des Ptolemäus über den wenedischen Meerbusen, die Ostsee sei das den Polen am längsten bekannte Meer gewesen, und der Andrang der Ostgermanen habe diesen Zustand nur

zeitweilig unterbrochen. Die frühgeschichtlichen Kämpfe zwischen Pomoranen und Polen seien eine innerpolnische Angelegenheit, jene seien ebenso wie die Kaschuben mit den Polen eines Stammes, und die Gegensätze seien vorwiegend religiöser Art gewesen, da die pommerschen Stämme lange am Heidentum festgehalten haben. Die anschließende Behandlung der mittelalterlichen Geschichte dieser Gebiete trägt denselben tendenziösen Charakter. Ein vom gleichen Verfasser im Druck erschienener Vortrag „**Die historischen Beziehungen der Polen zum Meere**“, der im „Baltischen Institut“ in Gdingen gehalten wurde, baut auf den gleichen Behauptungen auf und wendet sich eingangs besonders gegen die von polnischen Dichtern vertretene Auffassung, daß die Polen ein ausgesprochen kontinentales Volk seien, (was bekanntlich den Ergebnissen sachlich gerichteter Forschung entspricht!)

Aus der Forschung

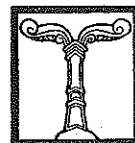
Rudolf Stampfuß, **Humanismus und deutsche Vorgeschichte**. Die Sonne. Armanen-Verlag Leipzig. 10. Jahrgang, Heft 10, 1933. Der Aufsatz bringt in anschaulicher Weise die Bedeutung des älteren Humanismus für die Aufhellung unserer deutschen Vergangenheit zur Darstellung und stellt ihn dem jüngeren Humanismus gegenüber, der zu einem ausgesprochenen Verneiner unserer germanischen Vorzeit geworden war. / Berichtigung: Die im letzten Heft angeführte Bemerkung über den „**Schriftschatz von Seltisch**“ von D. Reche und F. Richter befindet sich nicht im Mannus, sondern in der Prähistorischen Zeitschrift, Bd. 23, Heft 3/4, 1932. Gertha Schemmel.

Volk und Glaube. Monatsblatt f. d. deutschen Heimatglauben. Geleit v. Georg Groh. Rig-Verlag, Schweinfurt. Halbj. 1.10. Heft 8 des 1. Jgs. enthält u. a. einen Aufsatz des Herausgebers „Der Mythos von der Kirche“, einen Beitrag von R. v. Lössow, „Was erwartet der Deutsche von einer neuen Religion?“ und eine Erinnerung von Ulrich von Hutten, dessen Todestag sich am 23. 8. sich zum vierhundertsten Male jährte.

Wir müssen uns stets gegenwärtig halten, daß der Schwerpunkt der Wissenschaft der Vorgeschichte nicht in den einzelnen Fundstücken liegt, obwohl es auch an herrlichen Kunstwerken aus der Vorzeit gewiß nicht fehlt, sondern in dem Aufbau der Wissenschaft vom gesamten Leben unserer Vorfahren, sowohl von dem äußeren, mehr stofflichen, wie von dem inneren, mehr geistlichen Leben, also in dem Aufbau einer Kulturwissenschaft, für die der Museumsinhalt nur einen Teil der Grundlage bildet.

Gustaf Kossinna

Vereinsnachrichten



Germanische Heiligtümer.

III. Auflage. Der notwendig gewordene Neudruck bringt neben der Ausmerzung von Fremdwörtern nur unwesentliche und kurze Verbesserungen, die sich ohne Verschiebung des stehenden Satzes anbringen ließen. Die Gründe dafür, daß die an sich wünschenswerten Ergänzungen und der Ertrag zahlreicher Freunde der beabsichtigten Herausgabe eines Ergänzungsbandes vorbehalten bleibt, liegen sowohl in der Kürze der jetzt zur Verfügung stehenden Zeit, als auch in dem Wunsche, die in den Händen so vieler befindliche 2. Auflage nicht zu entwerten.

Wilhelm Teudt.

Osnabrück. Auch die dritte Sommerfahrt (19. 8.) der Arbeitsgemeinschaft war sehr zahlreich besucht. 170 Teilnehmer vertrauten sich der Führung von Lehrer Westersfeldt (Halter) an. Besonders zu erwähnen ist, daß zwei Oberprimen ihren Wandertag benutzten, um an der Fahrt der Freunde germanischer Vorgeschichte teilzunehmen. Die neuen Richtlinien unserer Regierung für den Unterricht in der deutschen Vorgeschichte treffen bei der Jugend auf den begeisterten Wunsch, die Heimat kennen und lieben zu lernen und mit dem ehrwürdigen Erbe unserer Väter vertraut zu werden.

Im Dorf Behrte besuchten die Freunde den alten Hagerhof und empfanden in der großen Diele, in deren Flett das Herdfeuer brannte, wie der Herd, betreut von der Hausfrau, des Mannes Gefährtin und des Hauses Priesterin, den Vorfahren die heilige Stätte des Hauses war.

Über Schwagstorf mit dem alten Dingplatz inmitten der Gehöfte, über den Ohlberg (ein altes Wotansheiligtum), den Wiebusch (geweihter Busch) und den Hof Luchtenburg ging die Fahrt weiter zu den Darpvenner Steinen, drei großen Hüengravern und einem Hügelgrab inmitten der blühenden Heide. Lehrer Westersfeldt erinnerte hier daran, daß die gewaltigen Steingräber die Häuser für die Toten des Geschlechtes waren, so wie die eichenumrauschten Höfe die Heimstätten für die Lebenden des Geschlechtes, in

dem der einzelne Mensch nur ein Glied einer ewigen Kette darstellt.

Zu Ende der Fahrt versammelten sich die Freunde um den mächtigen, eigenartig geformten Sünfelstein bei Behrte (Näheres über diesen Stein vgl. in vorliegendem Heft, Seite 376—378). Die Sage vom „Teufelsstein“ läßt hier eine dämonisierte (in Verfall gebrachte) germanische Kultstätte vermuten. St.-R. Dr. Högbe gab den Gedanken zur Erwägung, ob es sich hier wohl um den Mittelpunkt eines Kalenderkreises handle.

Die letzte Sommerfahrt dieses Jahres ging am 10. Scheidungs zu den Erternsteinen. Auch zu dieser Fahrt hatte sich eine erstaunlich hohe Zahl von Teilnehmern eingefunden. Wir brauchen an dieser Stelle nicht zu wiederholen, was unser stets selbstlos bereite 1. Vorsitzender Oberstlt. Plag, an den Steinen, in Desterholz, an den Dreihügeln und in Langenau vortrug, aber wiederholen möchten wir, was in einem Zeitungsbericht (Osnabrücker Zeitung) Grundsätzliches gesagt wird: „Die Erkenntnis, daß Rasse und Vorgeschichte die beiden wichtigen Grundpfeiler der im Entstehen begriffenen neuen deutschen Kultur sind, bricht sich immer weiter Bahn. Die „Freunde germanischer Vorgeschichte“ haben es stets als ihre Hauptaufgabe angesehen, diese Erkenntnis, jedem verständlich, in alle Schichten und Stände unseres Volkes zu tragen. Vorgeschichtswissen nur als Museumsstück oder nur als das Studium weniger Auserwählter wäre nicht das, was einem ganzen Volke Auftrieb zu seinem eigentlichen, artgemäßen Lebensstil geben könnte. Die germanische Vorgeschichte muß ein fester Bestandteil des Wissens aller werden! Diesem Ziele dienen die Veranstaltungen der „Freunde germanischer Vorgeschichte.“

Am Schluß der 3. Sommerfahrt sprach Rechtsanwalt Dr. Geisler als einer derjenigen, der an allen Veranstaltungen teilgenommen hatte, seinen Dank aus für die so notwendige Arbeit, die die „Freunde germanischer Vorgeschichte“ für Volk und Vaterland leisten. „Im Sommer die lebendige Anschauung aus der Landschaft selbst, im Winter Vorträge, die das Gesehene auswerten nach dem heutigsten Stand

der Vorgeschichtswissenschaft — so wird unserem Volke in allen verständlicher Weise Kenntnis seiner Vorgeschichte vermittelt. Nur so findet der Deutsche zu den Wurzeln seines Wesens zurück.“ —

Von Detmold aus können wir in freudiger Anerkennung hinzufügen, daß der Dank, der den Leitern der Osnabrücker Arbeitsgemeinschaft ausgesprochen wurde, wirklich verdient ist! Osnabrück war ein sehr schwieriges Gebiet für unsere Bestrebungen, aber durch tatkräftigsten Einsatz der dortigen Führung gelang es, diese Schwierigkeiten zu überwinden.

Wuppertal. Am 28. Oktober hat sich in Wuppertal eine neue Ortsgruppe der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte“ gebildet.

Die in Wuppertal ansässigen Einzelmitglieder unserer Vereinigung hatten sich am 28. 10. im Hotel „Vereinshaus“ in Wuppertal-Barmen zu einem Ausspracheabend zusammengefunden, und füllten zusammen mit zahlreichen Gästen den Versammlungsraum. Erfreulicherweise waren auch Vertreter der benachbarten Ortsgruppen Essen und Hagen erschienen.

Herr Dr. Mommer hielt einen Lichtbildervortrag über das Thema „Die Externsteine im Teutoburger Walde — heiliger deutscher Boden“. Er gab zunächst ein Bild des äußeren Befundes und suchte sodann die Kulthandlungen zu rekonstruieren, die sich in der Zeit, in denen die Externsteine noch ein heiliges Lebenszentrum des alten Germanien waren, im Bereich der Felsen abgespielt haben. Gestützt auf gleichartige Bräuche von Mystereibünden der verschiedensten Völker und Zeiten und unter Heranziehung der Schilderung in Tacitus Germ. Kap. 39 deutete er die einzelnen noch heute sichtbaren Vorrichtungen in den Kulthöhlen und gab eine lebendige Schilderung der Weißehandlung, die sich zum Feste der Winter Sonnenwende dort abgespielt hat. Die naheliegende Frage nach dem geistigen Gehalt der Mystereihandlung beantwortete der Redner anhand der Forschungsergebnisse Herman Wirths, indem er — wieder mit Lichtbildern — die Wirthsche Konstruktion von der nordischen Lichtsymbolik erläuterte. Es ergab sich daraus das Bild, daß der uralte Auferstehungsglaube des nordischen Monotheismus beim Vordringen der nordisch-atlantischen Menschen in südliche Breiten den Landesbewohnern nicht begreiflich gemacht werden konnte, sondern in Mystereikulten als Geheimwissen der Eingeweihten gehütet wurde. Es wurde gezeigt, wie diese Mystereibräuche sich nahezu unverändert Jahr-

tausende hindurch bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Heute braucht es keiner Geheimbünde, um das heilige Urwissen zu bergen, heute ringt ein in Blut und Boden verwurzeltes, um seiner Väter Wesen und Glauben wissendes Volk um seinen deutschen Gottesglauben.

Nach dem Vortrage, der lebhaften Beifall fand, und zu längerer Aussprache Anlaß bot, konstituierte sich die neue Ortsgruppe, der alsbald eine ganze Anzahl der eingeladenen Gäste als Mitglieder beitraten, unter dem Voritze des Herrn Bankdirektor Dr. Mommer. (Anschrift: Wuppertal-Barmen, Mendelssohnstr. 13.) Die Vertreter der Nachbarortsgruppen, Herr Ing. Kottmann für Hagen und Herr Studienrat Riden für Essen, begrüßten den neuen Zweig am Baume unserer Vereinigung.

Zum Neckelvortrag: „Der Wert des altmodischen Schrifttums für die Erkenntnis germanischen Wesens.“ — Der Vortrag, den Prof. Dr. Gustav Neckel auf unserer diesjährigen Tagung in Bad Pyrmont gehalten hat, ist in Heft 7/8 der „Zeitschrift für Deutsche Bildung“ (9. Jahrgang) erschienen.

Herman Wirths Werke von unbemitteltem Interessenten antiquarisch zu kaufen gesucht. Angebote werden durch die Geschäftsstelle (Detmold, Bandelstr. 7) befördert.

Vortragstext. Einen im wesentlichen auf den Forschungen von Teudt und Wirth beruhenden Bildstreifen nebst Text über „Altnordische und Germanische Astronomie“ hat unser Mitarbeiter Riem geschrieben. Es sind 30 Bilder, der Text reicht für eine Stunde. Zu erhalten gegen Einsendung von 4 RM. auf Postcheckkonto Berlin 56 33 des Prof. Dr. Riem, Potsdam.

Architekt Hermann Wille (Berlin-Wilmersdorf, Speersartstraße 13) ist bereit, Lichtbildervorträge über seine Forschungen (vgl. Heft 11, S. 329—336) in entsprechend interessierten Kreisen zu halten. Das von ihm eröffnete überraschende Neuland zur Frage germanischer Gotteshäuser ist größter Beachtung wert. (Schriftleitung.)

Wegen Raumangel können verschiedene, für die „Vereinsnachrichten“ bestimmte Eingänge erst im folgenden Heft berücksichtigt werden. (Schriftleitung.)

Druckfehler-Berichtigung: In Heft 9, S. 284, ff. Sp. 3. 31 „wache“ statt „harte“; S. 15 „Ebersekerfüßen“ statt „Hammerfüßen“; S. 51 „Caecinas“ statt „Caecivas“; r. Sp. 3. 11 „Emmerial“ statt „Guivertal“; S. 285, ff. Sp. 3. 2 „über die“ statt „über.“

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933

Januar

Heft 1

Aus dem Inhalt:

Zum Geleit

Wilhelm Teudt: Zur Wiedererkennung germanischen Geistes und Glaubens

Univ.-Prof. Dr. G. Neckel: Über das kultische Reiten in Germanien

Prof. Dr. Herman Wirth: Das Felsengrab an den Externsteinen

Will Vesper: Das Männchen von Bechsen Rufer im Streit

Die Fundgrube / Schätze der Scholle Aus der Landschaft

Bücherwaage / Zeitschriftenschau



Verlag von K. F. Koehler, Leipzig



Inhalt des Januarheftes

Dem Jahrgang 1933 zum Geleit	1	Aufer im Streit	18
Zur Wiedererkennung germanischen Geistes und Glaubens. Von Wilhelm Teudt	3	Die Fundgrube	19
Über das keltische Reiten in Germanien. Von o. Univ.-Prof. Dr. G. Nedel, Berlin	7	Aus der Landschaft	21
Das Felsengrab an den Externsteinen. Von Professor Dr. Herman Wirth	9	Schätze der Scholle	23
Das Männchen von Dechsen. Von Will Vesper	16	Die Bücherwaage	25
		Zeitschriftenschau	29
		Vereinsnachrichten	31
		Verschiedenes: (Der Schatzgräber — Der Vöcherbote — Die Auskunftsstelle)	I

»Germanien«, Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens
Zeitschrift der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold“, Wendelstr. 7
Verantwortlicher Schriftleiter: D. Siefert, Detmold, Hermannstr. 11. Berliner Schriftleitung: Hans Wolfgang Behm, Berlin-Siegling, Albrechtstr. 16, Fernsprecher G 9, Albrecht 5536

Jährlich erscheinen 12 Monatshefte
Bezugspreis vierteljährlich RM 3.— einschließlich Zustellgebühr
Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postfachamt Leipzig Nr. 4234
Bezugsart. Die Monatshefte können durch jede Postanstalt, durch den Buchhandel oder vom Verlag bezogen werden
Beschwerden wegen Ausbleiben der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig G 1, Postfach 81, zu senden. Sie werden dann in die Gruppe „Der Bücherbote“ aufgenommen. Ausführliche Besprechungen erfolgen in der Gruppe „Die Bücherwaage“
Anzeigen und Beilagen werden von der Anzeigenabteilung der Monatshefte (R. F. Koehler, Verlag, Leipzig G 1, Postfach 81) bis zum 15. des vorhergehenden Monats angenommen. Die Preise werden jederzeit gerne mitgeteilt.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil D. Siefert, Detmold; für den Anzeigenteil G. W. Diehl, Leipzig. Verlag: R. F. Koehler, G.m.b.H., Leipzig G 1, Postfach 81, Fernsprecher 64 121. Druck: Offizin Haag-Druckerei AG., Leipzig, Salomonstr. 7.

Wollen Sie, daß „Germanien“ noch billiger wird?

Der Weg dazu führt über eine hohe Auflage. Wir brauchen also mehr Bezieher. Helfen Sie, bitte, aus ideellen, aber auch aus praktischen Gründen mit, neue Bezieher zu werden. Der Verlag zeigt sich dankbar durch Bereitstellung folgender Werbepremien: Wer einen neuen Jahresbezieher bringt, erhält ein 2.85-Mark-Buch unseres Verlages, für zwei Jahresbezieher liefern wir Bücher unseres Verlages im Werte von 6 Mark, für jeden weiteren Bezieher ein Buch im Werte von 3 Mark. Probehefte und Rundschreiben sind kostenlos erhältlich. Wer also für „Germanien“ wirbt, hilft mit, daß die Zeitschrift noch billiger und reichhaltiger wird und erhält dazu

Kostenlos wertvolle Bücher unseres Verlages!

Verschiedenes

Was die Welt den Deutschen verdankt. Die Phrase vom „Volk der Dichter und Denker“ ist allmählich fast zu einer höhnenden Redensart geworden. Gewiß, wir sind das Volk Goethes, Beethovens, Kant, und wir sind stolz darauf, wir sind aber auch das Volk eines Zeppelins, eines Villenthals und Gutenbergs, eines Röntgens und Liebig, ein Volk der Forscher und Erfinder, der Techniker und Kulturpioniere. Und wir haben das Recht, der Welt, die unser Volk in der Reihe der großen Kulturvölker nicht mitleben lassen will, einmal die Rechnung vorzuweisen: Von wem habt ihr denn eigentlich die Buchdruckerkunst, den Steindruck, die Spektralanalyse, den Augenspiegel und die Röntgenstrahlen, die Glühbirne und den Kraftwagen, von wem habt ihr das Telefon und den Telegraphen, das lenkbare Luftschiff, wem verdankt ihr den Weltpostverein, die Entdeckung Trojas, wem verdankt ihr die erhabenste Kirchenmusik und den kategorischen Imperativ? Den Deutschen und immer wieder den Deutschen!

Wie gut verstehen es doch andere Völker, ihre Verdienste um die Weltkultur ins rechte Licht zu rücken. Man denke nur an Frankreich, dieses auf seine „Gloire“ so stolze Volk, das den anderen Nationen erst den Weg zur Kultur gewiesen zu haben wähnt, an England, das jahrzehntelang als das Land des technischen Fortschrittes Anspruch darauf erhob, als Land der Erfinder und Entdecker zu gelten. Und du, deutscher Michel? Dir mangelt es an Selbstbewußtsein und Nationalstolz. Du glaubst, Edison habe die Glühbirne erfunden, von Heinrich Goebel, der sie schon 25 Jahre vorher als Leuchtreklame verwendet und von den amerikanischen Gerichten als der eigentliche Erfinder anerkannt wurde, weißt du nichts, du liehest durch eine englische Gesellschaft in Berlin die Gasbeleuchtung einführen, die ein Deutscher erfunden, du liehest durch einen Engländer den ersten Bahntelegaphen legen, obwohl er von Deutschen geschaffen und verbessert worden war. Der amerikanische Automobilkönig Henry Ford ist jedem deutschen Kinde ein Begriff, von Carl Benz, dem deutschen Erfinder des Kraftwagens, kennen die wenigsten überhaupt den Namen. —

Da ist nun endlich einmal ein Volksbuch erschienen „Was die Welt den Deutschen verdankt“ von Fritz Zingel¹⁾, das mit hinreißendem Schwung jung und alt vor Augen führt, in welcher überragender Weise die Welt seit Jahrhunderten durch deutschen Forscher- und Erfindergeist auf allen Gebieten der Wissenschaft und Technik gefördert worden ist.

Es ist naheliegend, daß Zingel den Leidens- und Siegesweg des Grafen Zeppelin an die Spitze seines Buches gestellt hat, ist doch der Name Zeppelin heute im innersten Asien wie in den Hauptstädten der Welt die Verkörperung überragender deutscher Leistung. Das deutsche Volk soll aber auch seine anderen Meister darüber nicht vergessen: Robert Koch und Justus v. Liebig, Otto von Guericke und Josef Fraunhofer, Gutenberg und Senefelder, Paracelsus, Helm-

¹⁾ RM 2.85, Koehler & Amelang Verlag, Leipzig



Der Roman eines Freischärlers

Der neue Roman von
RUDOLF HERZOG

Eine dichterische Darstellung der Freiheitsbewegung von 1806-1813, an Hand der Schicksale eines ihrer tapfersten Führer, zugleich der Liebes- und Ehe-roman des wilden Freischärlers und der schöngestigen Elisa von Ahlefeldt.
K. F. KOEHLER, VERLAG, LEIPZIG
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Sonderangebot aus unserem Antiquariatslager

- Schlöglberg-Berg, M. v.**, Das Gräberfeld von Reichenhall in Oberbayern. Geöffnet, untersucht und beschrieben. Reichenhall 1890. Folio. Mit Karte und 40 Tafeln. Halbleder. (Statt RM 45.—) **RM 24.—**
- Ebert, M.**, Reallexikon der Vorgeschichte. 15 Bände in 16 Bänden. Berlin 1924—32. Gr.-8°. Mit zahlreichen Tafeln und Abbildungen. Original-Halbleder. (Statt RM 844.60) **RM 580.—**
- Wobbe, J. W.**, Der Reihengräberfund von Gammertingen. 21 zum Teil farbige Tafeln, 1 Karte und 50 Seiten Text mit 27 Abbildungen. München 1905. Imp.-Folio. Galbleinwand-Mappe. (Statt RM 30.—) **RM 15.—**
- Hoops, J.**, Reallexikon der germanischen Altertumskunde. 4 Bände. Straßburg 1911—19. Gr.-8°. Mit 152 Tafeln und 120 Textabbildungen. Orig.-Leinwand. (Statt RM 90.—) **RM 56.—**
- Goernes, M.**, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. 3. Auflage. Durchgesehen von O. Menghin. Wien 1925. Mit 1462 Abbildungen. Galbleinwand. (Statt RM 40.—) **RM 18.—**
- Kauffmann, F.**, Deutsche Altertumskunde. 2 Bde. München 1913—23. Gr.-8°. Mit 65 Tafeln. Gebunden. Ca. 1250 Seiten. (Statt RM 42.—) **RM 23.—**
- Müllenhoff, A.**, Deutsche Altertumskunde. 5 Bände. (Band 1, 2 und 5 neuer Abdruck, besorgt von Roehrig.) Berlin 1890—1908. Gr.-8°. Mit 5 Karten von Kiepert. In 3 Galbleinwandbänden. **RM 72.—**
- Müller, Sophus**, Nordische Altertumskunde. Deutsche Ausgabe von Jiriczek. 2 Bände. Straßburg 1897 bis 1898. Mit Karte, 4 Tafeln und 443 Textabbildungen. Original-Leinwand. 818 Seiten. (Statt RM 25.—) **RM 14.50**
- Raue, F.**, Bronzezeit in Oberbayern. Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen von Hügelgräbern zwischen Ammer- und Staffelsee und in der Nähe des Starnberger Sees. 2 Teile. (Text und Album.) München 1894. Folio. Mit Karte, 49 Tafeln und 163 Textabbildungen. (Statt RM 27.—) **RM 15.—**
- Nichl, S.**, Bronzezeit in Böhmen. Wien 1894. 4°. Mit Karte und 55 Tafeln. Galbleinwand. (Statt RM 40.—) **RM 18.—**
- Schröder, D.**, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde. Grundzüge einer Kultur- und Völker-geschichte Mitteleuropas. 2. Auflage. Herausgegeben von A. Nehring. 2 Bände. Berlin 1917—29. Gr.-8°. Mit 113 Tafeln und 92 Textabbildungen. Original-Leinwand. (Statt RM 97.—) **RM 58.—**
- Schröter, F.**, Vorgeschichte Böhmens und Mährens. Berlin 1928. Gr.-8°. Mit 74 Tafeln und 32 Textabbildungen. Original-Leinwand. 332 Seiten. (Statt RM 45.—) **RM 27.—**

A. F. Roehlers Antiquarium
Leipzig C I, Taubchenweg 21

holz, Röntgen, die Röntgenstrahlung und die vielen bedeutenden Erfindungen, die das Flugwesen, das Beleuchtungs- und Telegraphie, Telephonie, Telefunken gefördert haben, es soll des Organisations des Weltpostvereins, Heinrich Stephan, des Entdeckers Trojas, Heinrich Schliemann, gedenken und weiterhin in Liebe seinen großen Künstlern und Musikern, Dürer, Bach, Beethoven ergeben bleiben.

Sie alle zeichnet Zingel in seiner vollständigen Art, in ihrem zähen Ringen, in ihrem ausdauernden Kampf um das Ziel, in ihrer unvergleichlichen Opferwilligkeit im Dienste des Volkes und der Menschheitskultur.

Wie kein zweites ist dieses Volksbuch geeignet, in jeder Brust den Widerhall des stolzen Wortes zu wecken: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist.“ **Lo.**

Zum Vortrage von Universitätsprofessor Nedel in der Gesellschaft für germanische Ur- und Vorgeschichte schreibt die „Berliner Börsenztg.“ Nr. 493 (20. Okt. 32) u. a.: „Nedel ist ganz und gar der Mann wissenschaftlicher Vorsicht, und man steht bei ihm überall auf festgegründetem Boden. Er zieht nur solche Folgerungen, die er wissenschaftlich voll verantworten kann; die man als vollkommen gesichert betrachten darf.“

Wenn nun Nedel Wesen und Gestalt der germanischen Religion zeichnen will, so muß er unumwunden eingestehen, daß von germanischer Religion weniger erhalten ist als von germanischer Dichtung. Die christliche Kirche hat da vieles vernichtet. Dennoch ist manches durch dieses Netz geschlüpft und ein verhältnismäßig reiches Material auf uns gekommen. Die Lesung ist dadurch erschwert, weil wir von abstrakten, spiritualistischen Religionsvorstellungen nicht loskommen, die auf anderem Boden wuchsen; aber die germanischen Götter sind nicht transzendent, sondern immanent, Götter der Nähe.

Die altertümlich körperhafte Vorstellung der Germanen zeigt sich wesentlich im Totenglauben, in der handfesten Seelenvorstellung. Die Toten sind nicht tot; die Helden werden körperhaft nach Walhall versetzt als die Gefolgsmänner für den Entscheidungslampf der Götter. Die Aussicht auf Walhall ist auch die Ursache der Überwindung der Todesfurcht. Wie der nordische Mensch den Fluch der Arbeit nicht kennt, so kennt er auch nicht den Sündenfall und das Erlösungsbedürfnis. Der Mensch ist der Bundesgenosse der Götter, und die germanische Religion ist, wie die germanische Welt, heldisch, kriegerisch. Sie ist in keiner Weise Furchtreligion.

Die germanische Religion ist also keine weltflüchtige, spiritualistische Jenseitsreligion, sondern eine heroische Religion der Diesseitigkeit und ist von ältester Herkunft, nicht ableitbar, sondern vollkommen autochthon. Nedel zeichnete nun den Dualismus der religiösen Wesenheiten, die Zweiteilung in Riesenwelt und Götterwelt, und aus den Dokumenten wuchsen die Gestalten der Götter, der Reichtum des germanischen Götterhimmels und die Vielfalt der Mythen, und er zog viele Vergleichsfäden zu dem Vorstellungskreis der andern indogermanischen Völker. So erhob sich eine Welt von ungeleiteter Ursprünglichkeit, in sich selber gegründet und nur aus sich deutbar.

Das Schlusswort Nedels aber war ein Wort des alten Ernst Moritz Arndt, das ungefähr so lautet: „Ich denke, ein gewisses Heidentum“ hätte nie zerstört werden sollen,

FROBENIUS SCHICKSALKUNDE im Sinne des Kulturwerdens

203 Seiten mit 29 Abbildungen
Kartiert RM 4.70, Ganzleinen RM 5.50

... Mit niemandem habe ich je fruchtbarerem Zwiesgespräch über Kulturwerden und Kulturschicksal gepflogen als mit Frobenius. Sein Buch nimmt wieder und wieder gerade auf Deutschlands Schicksal jetzt ab 1931 Bezug.

Graf Hermann Keyserling in der D. A. Z.

GEORG VERSCHOLLENE KULTUREN

Das Menschheitserlebnis. Ablauf und Deutungsversuch

2. Auflage. 329 Seiten und eine Zeittafel
Ganzleinen RM 9.—

... eine Synthese der großen Hypothesen unserer Zeit ... Das erste geschlossene Bild vom rhythmischen Ablauf der Welt und des Menschenschicksals. **Atlantis**

BESSMERTNY DAS ATLANTISRÄTSEL Geschichte und Erklärung der Atlantishypothesen

212 Seiten mit vielen Abbildungen
Kartiert RM 5.50, Ganzleinen RM 6.50

... Es ist das Verdienst dieses Buches, alle wichtigen Hypothesen mit objektiver Klarheit zusammenzustellen und damit dem Leser ein erschöpfendes Bild der Atlantisfrage zu geben. Der Erdball

**R. VOIGTLÄNDERS VERLAG
LEIPZIG**

Erkenntnis deutschen Wesens

zu fördern, ist die Aufgabe, die sich bei seiner Gründung 1906 der Verlag

Wilhelm Langewiesche-Brandt
Ebenhausen bei München

gestellt hat. Aus dem 43 Titel enthaltenden Verlagsverzeichnis, das kostenlos zur Verfügung steht, sei hier von drei Gruppen je ein Buch hervorgehoben:

1.

Der Kanzler

Otto von Bismarck:

Briefe, Reden, Erinnerungen, Berichte und Anekdoten. Lebensanschaulich verbunden von Tim Klein. Mit sechzehn Bildnissen Bismarcks aus den verschiedensten Lebensaltern.

2.

Über allen Gipfeln

Goethes Gedichte

im Rahmen seines Lebens. Auswahl. Mit (unausdringlichen) Anmerkungen von Ernst Hartung. Mit vierunddreißig Bildnissen.

3.

Zwölf Meister der deutschen Musik in ihren Briefen

Bach, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Weber, Mendelssohn, Schumann, Brahms, Wagner, Bruckner. Mit Lebensgeschichte, Bildnis, Handschrift-Faksimile.

Leinenbände
in kostbarer Ausstattung
je RM 5.85

In allen guten Buchhandlungen

und wer es mit seinem Volke gut meint, sollte es bis zu einem gewissen Grade wieder herzustellen versuchen."

Vorgeschichte in Ostdeutschland. Unter der Mitwirkung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft ist eine Arbeitsgemeinschaft für die Erforschung der Vor- und Frühgeschichte des deutschen Ostens gegründet worden. Den Vorsitz führt Geh. Rat Carl Schuchhardt; Geschäftsführer ist Prof. Dr. Unverzagt, Direktor des Museums für Vor- und Frühgeschichte in Berlin. Gegenüber den merkwürdigen Behauptungen und Forderungen, die in den letzten Jahren namentlich von polnischen Vorgeschichtlern aufgestellt sind, ist eine Förderung der deutschen Bodenforschung im Osten besonders notwendig.

"Germanien" in Holland. Die Zeitschrift „Integraal Leven" brachte in Nr. 4 des 4. Jahrgangs (1932) diese Besprechung: „Germanien", Blätter der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte. Diese Vereinigung umfaßt alle Freunde eines allseitigen wissenschaftlichen Geschichtsstudiums, das von deutscher Gesinnung getragen ist. Ihre Zeitschrift „Germanien", die stets klar, scharfsinnig und wohlunterrichtet alle Funde, Berichte, Untersuchungen in gedrängten Aufsätzen bringt, gehört zu den besten und anregendsten deut-

schen Blättern. Der ruhig-sachliche, aber oft auch warme Ton heimet an und umgibt Steinsachen und Urnenscherben, die für viele nur tot im Museum liegen, mit einem stillen Glanz. Die große Vielseitigkeit und Abwechslung der vielfach behandelten Aufsätze hält jeden in seinem besonderen Gebiet und in den benachbarten auf der Höhe. Lebendige Tätigkeit der Vereinigung zeigt sich in Vorträgen, Tagungen und Besichtigungen. Es wird das Ziel verfolgt, durch deutsche Forscher die eigene Geschichte, welche durch kirchliche, rassenfremde, materialistische und andere dunkle unreine Einflüsse, die vorherrschend waren, oft mehr als unwahr und irreführend entstellt ist, wieder der Wahrheit entsprechend dem Volke nahe zu bringen."

Wir hoffen, daß auch im neuen Jahre unsere Bestrebungen bei den Holländern, die in den letzten Jahren bei ihren Auslandsreisen sich ja besonders oft nach Deutschland wandten, immer freundlichere Aufnahme finden.

Eine Reihe von Lichtbildvorträgen, welche die neueren Erkenntnisse der germ. Geistesgeschichte sowie die Forschungen Prof. Dr. Herman Wirths behandeln, wird von Prof. Dr. Joh. Riem (Potsdam, Neue Königstr. 29) herausgegeben. Der Vortrag: „Altnordische und Germani-

Geschenktwerte

Die Heldensagen der germanischen Frühzeit

Von Dr. Friedrich Wolters† und Dr. Carl Petersen, Professoren an der Universität Kiel 3. Auflage. 1925. VIII und 331 Seiten. Geheftet 4.30 RM, in Ganzleinen gebunden 6.— RM

Aus „Akademische Blätter": Eine der alten, geheimen und langverschütteten Quellen ist uns erschlossen in diesem Bande frühgermanischer Heldensagen, wie sie in solcher Klarheit, Einheit, Kürze und doch so erschöpfender Fülle dem deutschen Volke noch niemals zur Verfügung stand.

Der Deutsche Ein Lesewerk

Von Dr. Friedrich Wolters, weil. o. Professor an der Universität Kiel

I. Teil: **Das Bild der Antike bei den Deutschen.** 1925. IV und 233 S. In Ganzleinen geb. 3.75 RM

II. Teil: **Sicht in Vorzeit und Mittelalter.** 1926. VI und 159 Seiten. In Ganzleinen geb. 2.80 RM

III. Teil: **Die Neuzeit im deutschen Bereich.** 1927. VI und 390 Seiten. In Ganzleinen geb. 6.— RM

IV. Teil: **Die Gestalt des Deutschen.** 1927. VI und 228 Seiten. In Ganzleinen gebunden 3.80 RM

V. Teil: **Erde, Gewächs und Weltall.** 1927. V und 360 Seiten. In Ganzleinen gebunden 5.80 RM

Aus „Die Tat": Jungen wie reifen Menschen glauben wir in solchem Werk den schönsten, das heißt den geordneten Aufbau ihrer geistigen Welt geboten, es sei nun, daß von Sagen und Mythos, von Natur und Geschichte oder Dichtung und Kunst der Einzelne seinen Ausgang nimmt.

Deutscher und nordischer Geist Ihre Wechselwirkungen im Verlauf der Geschichte. Versuch eines Umrisses.

Von Dr. Carl Petersen, Professor an der Universität Kiel. 1932. II und 80 S. Geheftet 2.— RM

Aus „Der Freiheitskampf": Mit dieser Schrift ist ein weiterer Stein zum großen Bau beigetragen, und dafür ist dem Verfasser, der auf Quellen wissenschaftlich aufbaute, besonderer Dank zu zollen.

Vier Reden über das Vaterland

Von Dr. Friedrich Wolters, weil. o. Professor an der Universität Kiel. 1927. 171 Seiten. In Ganzleinen gebunden 4.— RM

Inhalt: Vom Sinn des Opfertodes für das Vaterland. Goethe als Erzieher zum vaterländischen Denken. Hölderlin und das Vaterland. Der Rhein unser Schicksal.

Otto von Taube in „Das deutsche Buch": Ein Buch von strengem Willen und hoher Leistung. Der Standpunkt, von dem aus Friedrich Wolters sich zur Geschichte stellt, ist erhaben.

Die deutsche Nationalkirche

Von Dr. Ernst Bergmann, Professor der Philosophie an der Universität Leipzig. 1933. VIII und 394 Seiten. Geheftet 6.— RM, in Ganzleinen gebunden 8.— RM

Aus dem Auflösungsprozeß, wie ihn heute Kirdenaustrittsbewegung und Gottlosenpropaganda illustrieren, rettet der Verfasser das schimmernde Bild einer deutschen Nationalreligion und Nationalkirche, die auf einem artigen deutschen Gottesglauben beruht und dennoch die ewigen und unvergänglichen Ideen der echten Jesuslehre in sich birgt. Das großartige Werk, formvollendet und mit einem tiefen, oft leidenschaftlichen Ethos geschrieben, dient dem Zweck, unser Volk aus seiner seelischen Zerrissenheit herauszuführen und an seinem inneren Wiederaufbau mitzuarbeiten. Niemand kann an seinem Standpunkt des Deutschglaubens vorbeigehen.

Ferdinand Hirt in Breslau, Königsplatz 1

DIE BLAUEN BÜCHER

Deutsche Bauten

Dome
Barock
Burgen
Bürgerbauten
Innenräume
Tore, Türme, Brunnen



1.80

2.40

Unbeirrt und unangefochten von wechselnder Mode und sich änderndem Zeitgeschmack hat der Verlag Karl Robert Lange wiesche in vorbildlicher und unerreichter Arbeit es verstanden, in seiner Jahrzehnte vor dem Kriege begonnenen und von Jahr zu Jahr großzügig ergänzten Reihe der „Blauen Bücher" die wichtigen und entscheidenden Werte des deutschen Wesens in Landschaft, Baukunst, Plastik, Malerei und Volkstum einheitlich zu sammeln und in vorzüglichen Bänden zu denkbare niedrigem Preis allen Volksschichten zugänglich zu machen.

Aus einer Besprechung

DIE BLAUEN BÜCHER

Alte deutsche Kunst

Aus Alten Bildern
Bildnisse
Maria im Rosenhag
Borgotische Miniaturen
Holzschnitte
Kleinplastik der Renaissance
Plastik des Mittelalters



1.80

2.40

ische Astronomie", der auf der 4. Tagung 1931 der „Freunde germ. Vorgeschichte“ gehalten wurde, ist erschienen (Text u. Filmstreifen von 30 Bildern) u. gegen Zahlung von 4 M. auf das Konto Prof. Dr. Niemi, Potsdam, Postfachamt Berlin Nr. 5633, zu beziehen.

Der Schatzgräber

An dieser Stelle bringen wir ganz kurze Berichte über neue Funde, ausführliche Besprechungen von besonders wichtigen finden unsere Leser in der Abteilung „Schätze der Scholle“. Wir regen an, daß unsere Leser und Freunde selbst in ihrer Heimat auf neue Funde achten und uns durch Einsenden von Unterlagen bei dieser Berichterstattung unterstützen. Manche bedeutsame Nachricht, die sonst nicht über den Leserkreis einer Lokalzeitung hinaus bekannt wird, kann so weithin verbreitet werden und Widerhall finden. Einsendungen sind an Studienrat D. Siefert-Detmold, Hermannstr. 11, erbeten.

Steinzeitliche Wohn- und Werkplätze wurden am Satruper Moor (unweit Schleswig) aufgefunden. Sie lieferten reiche Fundstücke an Feuersteinwerkzeugen und Geräten: Kernbeile, Scheibenspalter, Bohrer, Messer, zahlreiche Schaber in Span-, Scheiben- und Vöfelform, spanförmige Messer und Kernsteine von solchen Messern, quergeschärfte Pfeilspitzen, kleine Flintgeräte mit feinsten Handretuschen, Messer mit schönen Endretuschen usw. Die große Zahl der gesammelten Fundstücke läßt auf eine dichte Siedlung

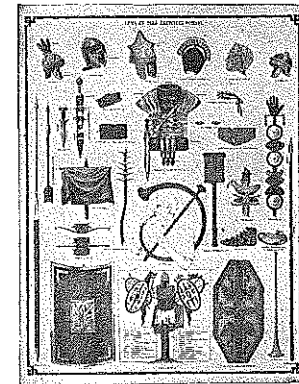
schließen, die hier etwa zu Beginn der neolithischen (jungsteinzeitlichen) Periode bestand.

Jungpaläolithische Fundplätze sind in der nächsten Nähe der bekannten Fundstelle von Ahrensburg zu Meyendorf und Wellingsbüttel (unweit Hamburg) aufgefunden und vom Entdecker der Plätze, Herrn Rust-Hamburg im Auftrage des Museums Kiel untersucht worden. Der Direktor des R. Museums, Prof. Schwantes, hat den gemein wichtigen Fund beschrieben und eine Anzahl Typen abgebildet. Er setzt die Fundstücke: Messer, teils mit Endretusche, Schaber mannigfacher Art, Bohrer und merkwürdig gekrümmte Spitzen usw. nach analogen Funden, die in Belgien gemacht sind, ins reine Magdalenien. Brieflich stimmte er der Ansicht zu, daß in den Funden wohl ein „hängengebliebenes Aurignacien“ vorläge, von vom Westen her eingewanderten Aurignac-Deuten gefertigt, welches zeitlich aber ins Magdal. zu setzen wäre. — Da diese Funde ganz eindeutig sind, ist damit die Existenz des jungpaläolithischen Menschen in unsern nördlichen Gebieten einwandfrei erwiesen und so der Fund von allergrößter Bedeutung.

Hügelgräber auf dem Buhn bei Rehme. Hier wurden in der Nähe der Ortschaft Uffeln am Wesertnie bei Rehme 13 Hügelgräber festgestellt, als eine Urbarmachung des Geländes erfolgte. Leider wurden dabei 3 Hügel eingepflügt, ein vierter aber vom Leiter des Mindener Heimatmuseums, Herrn Mathey untersucht. Nach den Funden ist

der Hügel in der älteren Bronzezeit errichtet bzw. wieder benutzt, denn nach dem Bericht ist das Grab im Hügel ursprünglich als Steinhammergrab angelegt und in der Bronzezeit sind hier weitere Bestattungen vorgenommen worden.

Zu Hof Bohnste bei Wense, Kr. Zeven, konnte ich in den letzten beiden Oktobertagen ein steinzeitliches Grab untersuchen, welches bei Kultivierungsarbeiten angeschnitten wurde. Ein sehr kleiner Hügel von 7,50 bzw. 6,50 Meter Durchmesser und nur zirka 30 Zentimeter Höhe enthielt ein ungemein sorgfältig gebautes Grab von 3,50 Meter Länge mal 1,50 Breite, aus meist eimergroßen Steinen erbaut. Das Grab war, was hervorzuheben ist, 80 bis 85 Zentimeter in den Boden eingetieft, genau so tief, bis die Erbauer an den hellen Sand kamen. Auf diesem wurde eine sehr schöne und ebene Plattform für die Aufnahme eines Baumfarges hergerichtet, der in Moderspuren festgestellt werden konnte. Beigaben fanden sich nicht im Grab, aber zu dem Packungsbau, zumeist zu der Plattform, waren nicht weniger als 25, teils ungewöhnlich schöne Schleifsteine aus Granit oder Syenit verbaut — ein Fund, der in ganz Deutschland bis jetzt einzig da steht. Man darf wohl sagen, daß der hier bestattete Tote zweifellos ein Handwerker war, der seinem Stamme die benötigten Steinbeile und Steinhämmer anfertigte und dem man nun sein ganzes „Handwerkzeug“ mit ins Grab gab. — Zahlreiche Kohlespuren über der nur schwachen Erdbede des eigentlichen Grabbaues zeigten, daß man auch hier ein Totenfeuer angebrannt hatte. Auch diese Kohlenreste hatte man wieder mit Erde bedeckt und die Ruppe des Hügels mit zahlreichen handtellergrößen Steinen unzusammenhängend überdeckt. Bei der Aufgrabung lagerten diese 2 bis 5 Zentimeter unter der heutigen Oberfläche. Um den Rand des Hügels war ein Kranz aus Steinen gesetzt. Der Hügel lag einsam auf niedrigem Gelände, in Nähe eines heute fast völlig vermoorten kleinen Sees. Obwohl der Hügel keine eigentliche Beigabe hatte kann er mit Sicherheit dem eingewanderten Volke der Schnurkeramiker zugewiesen werden. Fast immer fand ich in solchen Hügeln neben dem Hammer und Schnurbecher 1—3 solcher Schleifsteine. Nur einmal in einem Hügel zu Heeslingen (unweit Bohnste) mit Prof. Schuchhardt zusammen, acht solcher Schleifsteine. Dann zeigt das Totenfeuer über dem Grabe, das Herrichten des Grabes auf dem hellen Sandboden (rein weißer Sand, wie sonst, steht hier weithin nirgend an) — deutlich



Tafel 5

Tabulae quibus antiquitates graecae et romanae illustrantur

Unter Mitarbeit namhafter Fachgelehrter
herausgegeben von Stephan Gudwili. Größe der
Tafeln 87 x 87 cm

Das von der Fachwelt allgemein anerkannte prächtige Tafelwerk ist einer sorgfältigen Überarbeitung und zum Teil völligen Umgestaltung unterworfen worden, so daß es den neuesten Forschungen in jeder Weise entspricht. Es ist wie kaum ein anderes Werk geeignet, unserer Jugend die Kultur der Griechen und Römer zu verdeutlichen, und sollte daher in keiner höheren Schule fehlen.

Inhalt

Tafel

1. Verteidigungs- und Angriffswaffen der alten Griechen.
2. Die griechischen Krieger.
- 3a. Die griechischen Münzen.
- 3b. Die römischen Münzen.
4. Das Seewesen der Griechen und Römer.
5. Die römischen Verteidigungs- und Angriffswaffen.
6. Die römischen Soldaten. I.
7. Die römischen Soldaten. II.
8. Das römische Lager.
9. Die Kriegsmaschinen der Griechen und Römer.
10. Das griechische Haus.
11. Das römische Haus.
12. Das griechische Theater. I.
13. Das griechische Theater. II.
- 14a. Plan des alten Athen. I.
- 14b. Plan des alten Athen. II.
- 15a. Plan des alten Rom. I.
- 15b. Plan des alten Rom. II.
- 16, 17, 18. Die Gewandung der alten Griechen.
- 19, 20. Die Gewandung der alten Römer.

Die Tafeln führen in alle Verhältnisse des antiken Lebens und der alten Kultur ein. Zu jeder Tafel gehört ein erläuterndes, nach den neuesten Forschungen der Wissenschaft bearbeiteter Text. Den Texten werden, wo erforderlich, Illustrationen eingebracht. Alle Darstellungen erfolgen genau nach gefundenen Originalen.

A. Müller-Gröbelhaus

Lehrmittelinstitut, Leipzig C I

Deutsche Geschichte

Von Univ.-Prof. Dr. Karl Brandt, Geh. Reg.-Rat. Dritte, neu bearbeitete Auflage. In Ganzleinen RM 9.—

In blühender, fesselnder Sprache erzählt der Verfasser in dem handlichen Bande die Entwicklung und die Taten unseres Volkes von jenen ältesten Zeiten an, da es zuerst in der Welt und in der Geschichte auftrat, bis zur ersten Gegenwart.

Die seelischen Kräfte des deutschen Heeres im Frieden und im Weltkriege

Von Major Friedrich Ulrichter. RM 7.50, gebunden RM 8.50

Dieses auf Grund langjähriger umfassender Studien und unveröffentlichten Quellenmaterials bearbeitete neue Werk nimmt nach Inhalt wie Charakter eine Sonderstellung in der deutschen Kriegsliteratur ein. Zum erstenmal wird darin eine zusammenhängende Darstellung und gründliche Deutung des deutschen Heeresgeistes, der militärischen Disziplin, der inneren Kampf- und Nervenkraft, des ganzen seelischen Zustandes an der Front auf deutscher Seite geboten.

Die deutsche Auslands- und Meeresforschung seit dem Weltkriege

Von Hans Rohde. XII und 336 Seiten mit 150 Abbildungen und 12 Kartenflügen. RM 11.70, gebunden RM 13.50

Ein umfassendes Bild der Arbeit, die deutsche Forscher seit dem Weltkrieg geleistet haben. Das Buch liest sich wie ein Roman. Es bildet — und erhebt. In dieser Richtung erblicken wir auch den besonderen Wert des Rohdeschen Buches.

(Berliner Börsen-Zeitung)

Verlag E. S. Mittler & Sohn / Berlin SW 68

Germanische Heiligtümer

Eugen Diederichs Verlag / Jena

Fund einer Steinart bei Riestedt. Bei



Beisichten aus Alt-Island. Herausgegeben von Walter Daebe. 3 Bände. Mit 68 Abb. und Karten. Leinen je M 6.— / Allen denen, die Freude an der deutschen Vögelkunde haben, allen denen, die Kraft schäpfen wollen aus heldenhafter, germanischer Vergangenheit, Kraft, die sie wieder in moderner Philosophie, noch in fremder Weisheit anderer Massen und Völker finden können, mit denen der Markt überschwehmt ist, denen kann nicht warm genug die Witterung empfohlen werden. Sie gehört zu dem Besten, was wir aus dem Reichthum des altislandischen Schrifttums kennen. (Der Tag.)

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Auf Grund eingehender Studien und unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen schuf

Hans Heyck

seinen neuen großen Roman

Armin der Cherusker

Einige Urteile:

„Armin, der erste Deutsche, hat in seiner sinnbildlichen Erscheinung Klopstock, Kleist und Gräbe zu Versen eines unbefangenen und teilweise dämonisch-rafenden Vaterlandsbekenntnisses entflammt. Wer es war nirgends die geschichtliche Gestalt des Cheruskers, die aus diesen Brandfäden eines lobenden Freiheitswillens hervorging. Fehlt endlich ist aus der Hand eines Dichters der geschichtliche Armin hervorgegangen. Armin, wie ihn Heyck zeichnet, ist der geschichtliche Arminius, wie ihn uns die Quellen schildern, die Heyck, dem Sohn des großen Historikers, in besonderer Maße zur Verfügung standen.“

Friedrich Wilhelm Geluz, GDS.

*

„Über das Beste an diesem Buche ist, daß es uns nicht jene pseudopatriotische Buzscheiden-Phrasen bietet, die uns schon so oft die Freude an den Taten der Väter verleidet hat. Sondern es ist ein männliches Buch, ein Ruf zur Freiheit, aus der Gegenwart für die Gegenwart geschrieben.“

Der Tag, Berlin

*

„Geradezu ein Quellenwerk der deutschen Vorgeschichte hat Heyck mit diesem Roman geschaffen, ein Werk, das in die Schulen gehört als Pflichtlektüre neben Tacitus und Kleist. Ein Werk, das aber zugleich — erstaunlich zu sagen — in den Bahnhofsbuchhandel gehört, damit das deutsche Volk wieder lerne, Männer zu lesen statt Magazine. Man sage nicht, dies Werk sei schwer. So sehen die Bücher des Volkes aus, wenn es wieder Volk geworden. So sehen die Bücher der Dichter aus, die ein Volk zum Volk gestalten. Mit souveräner Leichtigkeit streut Heyck sein Stoffwissen um sich. Mit souveräner Künstlerkraft ballt er es zu grandiosen Szenen, wo er dichtet, nicht schildern will.“

*

Der Roman umfaßt 337 Seiten

und kostet in Leinen geb. RM 5.50, Geb. RM 4.—

L. Staackmann Verlag / Leipzig

Riestedt (etwa 7 1/2 Kilometer nordöstlich von Uelzen) kam beim Pflügen eine Hammersteinart von 16 Zentimetern Länge und 4 Zentimetern mittlerer Breite zutage. Die Art gehört der jüngeren Steinzeit an, die etwa von 4000—1800 v. Chr. zu rechnen ist. Aus der Tatsache, daß die einzelnen Streifen des Schiffs noch nicht verwischt, der Schiffs noch nicht zu einer einheitlichen Fläche zusammengefaßt ist, darf man vielleicht schließen, daß die Art aus dem älteren Abschnitt der genannten Periode stammt. Die Art ist gleichzeitig Hammer: sie hat an einem Ende die Schneide, am andern Ende die Hammerschlagfläche. Sie ist durchbohrt für die Aufnahme eines Stiels; was übrigens auch schon aus dem Namen hervorgeht (man hat sich geeinigt, die undurchbohrten Schlagwerkzeuge dieser Art als Beile, die durchbohrten als Äxte zu bezeichnen). Die Art stammt wie die meisten vorgeschichtlichen Streifungen aus der Gegend von Riestedt vom Sandrücken der Feldmark. Der gesamte Landkreis Uelzen ist reich an Funden aus der jüngeren Steinzeit. Noch im Jahre 1846 gab es im Landkreis Uelzen 219 Riesensteingräber, heute sind 205 völlig zerstört und nur noch 14 erhalten! Waret das Erbe der Ahnen!

Cherusker-Siedlung bei Gronau? Im Herbst 1932 hat der bekannte Heimatforscher Lehrer Barner in Deilmissen mit neuen Ausgrabungen begonnen. Eine Grabung am Lehdor Berg bei Gronau brachte zahlreiche Scherben und Knochen. Die Umrisse einer Wohnstätte sind freigelegt, sie mag etwa um die Zeit von Christi Geburt bestanden haben. Es kann sich also um eine Cherusker-Siedlung handeln. Erfreulicherweise haben sich gerade in den letzten Jahren die Funde aus Gebiet und Zeit der Cherusker gemehrt, so daß es immerhin nun möglich erscheint, den Raum dieses Stammes archäologisch einmal festzulegen, eine Aufgabe, an die man vor einem Jahrzehnt wohl kaum mit Zuversicht denken konnte. — Herr Barner hat übrigens schon früher schöne Erfolge aufzuweisen gehabt: westlich der Kreisstadt Gronau fand er die ersten einwandfreien Werkzeuge der Auri-

Sie suche:

Germanien

Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte

1. Folge Heft 4, 5 und 6
2. Folge Heft 1 und 3

Angebote mit Preisangabe unter G.F. 1 durch
R. F. Koehler Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81

gnac-Stufe im Hannoverschen. Im vergangenen Jahre deckte er in planmäßiger Suche die Reste der Wüstung Assum auf, die etwa Ende des 12. Jahrhunderts ausgegangen ist. Derartige Freilegungen aus dieser Zeit sind in Niedersachsen noch recht selten.

Der Bücherbote

An dieser Stelle bringen wir kurz die Titel aller zur Besprechung eingehenden Bücher. Ausführliche Besprechungen erfolgen in der Gruppe „Die Bücherwaage“.

Gustav Schall, Deutsche Heldensagen. Leinen RM 3.90, Verlag Neufeld & Henius, Berlin.

Herman Wirth, Die Heilige Urschrift der Menschheit. Lieferung 10. RM 6.—, Verlag Koehler & Amelang, Leipzig.

Hans Heyck, Armin der Cherusker. Leinen RM 5.50, L. Staackmann Verlag, Leipzig.
E. Seeger, Vorgeschichtliche Steinbauten der Balearen. Leinen RM 4.80, Verlag Koehler & Amelang, Leipzig.

W. Bergengruen, Das Kaiserreich in Trümmern. Leinen RM 5.40, R. F. Koehler Verlag, Leipzig.

E. Riß, Das gläserne Meer. Leinen RM 5.40, Verlag Koehler & Amelang, Leipzig.

E. Riß, Die letzte Königin von Atlantis. Leinen RM 4.80, Verlag Koehler & Amelang, Leipzig.

Die Auskunftstelle

Man hat uns gebeten, eine Möglichkeit gegenseitiger Arbeitsunterstützung zu schaffen. Wir kommen diesem Wunsche gern nach. Fragen, die aus dem Leserkreise bei der Schriftleitung eingehen, werden wir an dieser Stelle veröffentlichten, ebenso die Antworten, soweit sie auf allgemeinere Teilnahme rechnen können; andernfalls leiten wir sie brieflich weiter. Den Anfragern ist Rückporto beizufügen. Einsendungen für diese Gruppe an Studienrat D. Siefert-Detmold, Hermannstr. 11.

Frage 1. Wo gibt es Raffens-, Rab-bels-, Rafflenberge? Zeigen sie besondere Merkmale? Welche? Wie kann der Name gedeutet werden?

Bei Norden liegt der Rabbelsberg (künstlicher Hügel), bei Hohenlimburg der Raffenberg (Burg), bei Wülheim der Raffenberg und der Rafflenberg, bei Hagen gibt es Rafflenbeul.

Frage 2. Wo kommt der Name Externsteine vor (abgesehen von den Felsen bei Horn)? Jellinghaus (+) bemerkt in seinem Buche „Die westfälischen Ortsnamen“ (3. Auflage, Osnabrück 1923) unter dem Stichwort „stein“ (S. 160), es gäbe einen Externstein bei Lügde, auch sonst käme

Carl Krah

Antiquariat

Fachbuchhandlung für Heimat- und

Alttertumskunde

Leipzig C 1, Salomonstraße 8

Postfachkonto: Leipzig 13 499

Bank: Deutsche Bank und Diskonto-Gesellschaft

Telefonnummer: 21 489

Viel Freude macht mit wenig Geld —

Wer Bücher sich von Krah bestellt!

Antiquariatsverzeichnis kostenlos!

Sonderangebot 342

Gabel, St. v., Genesis unserer Kultur, 4 Bde. in 5 Bdn. Leipzig 1902—7. Mit vielen Tab. broschiert. (Statt RM 59.—) RM 7.50

Bd. I 1/2: Entwicklung d. Religionsbegriffe 2 Bde.

Bd. II: Entwicklung d. sozialen Verhältnisse 1 Bd.

Bd. III: Entwicklung d. Schönheitsbegriffe 1 Bd.

Bd. IV: Gesetze d. geistigen Entwicklung. . 1 Bd.

Das Werk ist Gedruckt echt germanischer Denkmä-

ler. Wer in dieser Zeit der wühlenden, verwirren-

den Interessenkämpfe Bedürfnis nach geistiger Be-

lebungsführung und innerer Beseelung besitzt, emp-

fängt daraus eine Fülle von Anregung.

Sanser, D., Der Erde Eiszeit u. Eiszeit. Ihre Menschen, Tiere u. Pflanzen. Weimar 1928. Mit 23 teils mehrfarb. Taf. Leinenbd. (Statt RM 14.—) RM 3.50

Gemide, C. M., Die Raubvögel Mitteleuropas.

Halle v. J. Mit 53 farbigen u. 8 Schwarzdrucktafeln.

Halbleinen. (Statt RM 8.—) RM 3.25

Inhalt: Tag- und Nachtvogel — Flugbilder —

Gestalt, Größe, Lebensweise, Artverhältnisse —

Jucht in der Gefangenschaft — usw. Verfasser ist

Bearbeiter des „Großen Raumanns“.

Schurig, A., Der Roman v. Tristan u. Isolde. Nach d. Urgefalt erneuert. Numer. Ausgabe auf Wälden. Schöner Halbleinenbd. (Statt RM 15.—) RM 6.75

Erstherausgeber des Roman in erlebter Ausstat-

tung.

Alle Werke sind Wertbücher,

wie neu und in größerer Anzahl lieferbar.

Tacitus: Germania

Herausgegeben, überfetzt
und mit volks- und heimatkundlichen
Anmerkungen versehen
von Prof. Dr. E. Gehrle-Heidelberg
Mit 30 Abbildungen auf 14 Kunstbroschüren. 1929
Geheftet RM 4.—, gebunden RM 5.40

Alle neuen Ergebnisse sind von Gehrle in seiner neuen Germania-Ausgabe ausgiebig verwertet, so daß man aus seinen ausführlichen „Bemerkungen“ jeweils den neuesten Stand der Forschung erkennt. So wird vor allem der Altkeltologe, der mit seinen Schülern die Germania liest, mit großem Gewinn die Ausgabe von Gehrle benutzen können. Aber auch der Laie, besonders der humanistisch gebildete, der sich gerne mit germanischer Frühgeschichte beschäftigt, wird zur Gehrle'schen Ausgabe greifen, der ja eine flüssige, gut deutsche Übersetzung beigelegt ist, um sich von seiner sachkundigen Hand in alle die zahlreichen Fragen einführen zu lassen, ohne daß von ihm allzu tiefe Kenntnisse der lateinischen Sprache verlangt werden. Nimmt man noch hinzu, daß das Buch durch seine zahlreichen Abbildungen treffliche Erläuterungen gibt, so wird man die Ausgabe als eine wertvolle Bereicherung der Germanialiteratur bezeichnen dürfen. H. Cahnbach in den „Südwestdeutschen Schulblättern“, Mannheim.

Altgermanische Kunst

Mit einer Einführung von
Prof. Dr. Fr. Behn, Kurator am Römisch-germanischen
Museum in Mainz
Mit 48 prächtigen Bildtafeln. Neue, erweiterte Auflage
Kartiert RM 3.60

Einen Einblick in die Schönheit nordischen Kunstschaffens gibt dieser Band, der uns gleichzeitig mit Begeisterung erfüllt über den Reichtum einer Entwicklung, welche durch die Übermacht der griechisch-römischen Kunst so jäh abgerissen wurde. Gezeigt werden:

Tongefäße der Steinzeit / Gürtelscheibe der älteren Bronzezeit / Der Sonnenwagen von Trundholm / Goldgefäße / Goldschätze / Beschläge von Waffen / Bronzezeit / Radeln / Beschläge / Beschläge / Beschläge und Gürtelscheibe aus Gold / Aus dem Goldfund von Guldensbo / Silberbeschläge aus Nordbaltica und Mainz / Schwertrichter / Griff eines Wollingererschwertes aus Upland / Schnallen der Völkerwanderungszeit / Schmuckplatte aus Schweden / Fränkische Gläser / Weibekrone König Svinthilas / Vogelkopf aus Holz / Schmuckkasten der heiligen Kunigunde / Das Osebergsschiff / Fränkischer Grabstein / Beschlag von Wendel in Upland / Grabmal Theodorichs des Großen / Torhalle von Dorich / Tür der Kirche von Al u. a. m.

J. S. Lehmann Verlag / München

der Name öfter vor. Wer kann genauer angeben, wo dieser Stein bei Lügde liegt? Auf dem entsprechenden Meßtischblatt scheint er nicht verzeichnet zu sein.

Ich besitze eine Photographie, die etwa in den achtziger Jahren von Herm. Wehmann, Osnabrück (Krahnstr. 49), angefertigt worden ist. Auf der Rückseite steht der handschriftliche Vermerk „Exter Steine“. Das Bild zeigt eine gebante Felsmaße von etwa 35 m Länge und 12 m Höhe, die vor einem Walde auf einem schrägen Aderhang mit etwa 25° Neigung liegt. Wer kann Näheres über diesen Felsen angeben? — Wer kann Angaben über sonstiges Vorkommen machen?

Frage 3. Wo kommt der Flurname Donnerfuhle vor? Wie heißen die angrenzenden Fluren? Sind ältere Namensformen bekannt?

Belegt ist der Name bei Hagen und bei Hattingen.

Zu Frage 1: Über den Rabbersberg und Verwandtes hat Georg Sello gehandelt: Upstalsboomblätter für ostfriesische Heimatkunde X/XI, S. 1—16. Emden 1921/23. Suffert.

Die Abbildung „Das Männchen von Dachsen“ ist dem „Thüringer Jahrbuch“, Monatshefte für die mitteldeutsche Heimat, Jena, entnommen. Die Abbildungen der Kreuzsteine und Steinturme auf S. 21 und 22 stammen aus dem Werk Dr. Kuhfahl: „Die alten Steinturme in Sachsen“, Verlag: Landesverein Sächsischer Heimatschutz, Dresden-N. 1.

Wertvollen

Schmuck

für das

deutsche Haus



Stahlhelmer

Schafft der Künstler Max Stolz. Die Holzschneiderei, die er betreibt, ist eine uralte, echt deutsche Kunst. In vielen deutschen Häusern finden Sie Proben seiner Kunst. Über sein Schaffen schreibt Carl Stanz in seinem Buch:

„Max Stolz, ein norddeutscher Holzschneidemeister.“
Das Können Max Stolz' ist Holzschneiderei, etwa im Stile mittelalterlicher deutscher Meister, jedoch in verlässlicher, zeitgemäßer und durchaus eigenartiger Neuschöpfung.

Unterstützen Sie seine Arbeit durch Vergeben Ihrer Aufträge. Max Stolz schafft Holzschneidereien jeder Art und für jeden Zweck zu niedrigsten Preisen.

Anfragen vermittelt:

Kochler & Amelang, Leipzig C 1, Postfach 81

Das nationale Brunnenbuch an die Front!

In Preußen verboten gewesen! Jetzt für den Verkauf wieder frei!

Herbert Vold

Rebellen um Ehre

16. Tausend. Broschiert RM 4.50, Leinen RM 6.80

Herbert Vold schrieb „Rebellen um Ehre“ nicht, um die Schleswiger Bombenattentate zu verherrlichen, sondern um seine Motive aufzuzeigen. Und nun lese man das! Sehr schlimme Zustände aus dem Polizeiwesen und der neuen Rechtspflege werden enthüllt. Ein Zeitbild in grellen Farben, das zu einer Geschichte der Republik lebendiges Material gibt. Wie erquickend demgegenüber das Bild so manches nationalen Mannes. „Der Aufrechte“, Berlin.



Rumpelstilzchen

Nu wenn schon

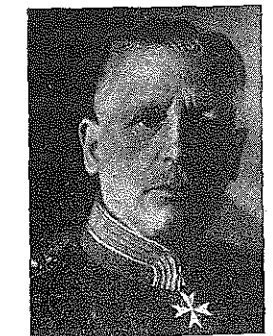
(Der Reihe 12. Band 1931-32) 20. Tausend
Broschiert RM 4.50, Leinen RM 6.50

Zum 12. Male erscheint nun der Sammelband von Rumpelstilzchens Wochenplaudereien aus Berlin, die eine sehr große und stetig wachsende Gemeinde haben. Kein Nachtreter in diesem Genre hat Rumpelstilzchen je erreicht, obwohl es Dutzende immer wieder versuchen. Nu wenn schon! Dieser Mensch mit seinen Spüräugen, seinem Humor und in der in seiner Gesinnung, wie Treitschke sagen würde, „prachtvollen Einseitigkeit“, ist und bleibt konkurrenzlos der fröhliche Prophet des nationalen Deutschlands.

Karl v. Einem gen. v. Rothmalen
Generaloberst a. D.

300 Jahre Armee der Freiheit

Broschiert RM 2.70, Leinen RM 4.—



Man braucht keine hohen Schulen besucht zu haben, um verstehen zu können, was Generaloberst von Einem hier aus der Geschichte unseres Heeres von 1640 bis 1918 und von der Bedeutung der Wehrmacht für die Freiheit der Nation erzählt. Wir haben viele kriegsgeschichtliche Werke, aber bisher noch kein Volksbuch über Volk, Fürst, Heer, Demokratie, das sich so leicht liest wie Einems „300 Jahre“.

Im Sommer 1932 erschien:

Dr. Friedrich Everling, M. d. R.

Wiederentdeckte Monarchie

Broschiert RM 3.60, Leinen RM 5.25

Das Buch kann das Neue Testament aller Monarchisten werden. Everling appelliert mit Geist an unseren Geist, mit Wissen an unser Wissen, aber dabei hören wir immer sein Herz laut mitpochen. Er ist Vernunftmonarchist und Gefühlsroyalist.

Everlings Buch ist nicht nur voll bergversetzenden Glaubens, der einfach hinreißend ist, sondern auch voll zwingend-überzeugender Rechtfertigung des Königtums — und jener ständig sich mehrenden Millionen Deutscher, die es sehnsüchtig wieder suchen.

Es ist die quellklare Erkenntnis, die in den 66 kurzen, knappen Kapitelchen emporsteigt. Der Gebildete wie der Ungebildete versteht das, und die Scheuklappen fallen. — So viel Geballtes in einer Apologie findet man selten.

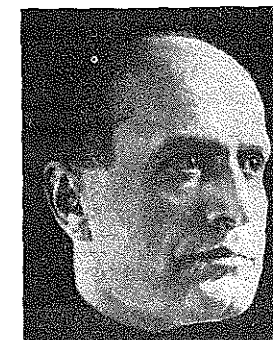
„Der Tag“, Berlin

Rumpelstilzchen

Der Schmied Roms. Ein Mussolini-Buch

100. Tausend. Broschiert RM 2.70, Leinen RM 3.60

Das vorliegende Buch schildert den Duce als ein außerordentliches, geschichtliches Phänomen, als den gewaltigen Schmied Roms. Es reicht bis in die Kindheit Mussolinis zurück, schildert seine politischen, großen Taten und enthält außer der wackelnden- und abenteuerreichen Geschichte des Duce auch eine Reihe von eigenen Erlebnissen des Verfassers in Italien . . . „Schlesische Zeitung“, Breslau



Felix Riemkasten

Der Göze

10. Tausend. Broschiert RM 4.—, Leinen RM 6.—

In diesem Buche wird Schlitten gefahren mit dem falschen Götzen der Demokratie, der uns freigemacht von Gewissen, Glauben, Pflicht und dafür Organisation und Ansprüche beschert hat. Das Vaterland haben wir weggegeben, den luftleeren Raum des Universums haben wir gewonnen. Wert und Gewicht des Buches liegen aber weniger in dem glänzend vollzogenen Schlachtfest am Götzen, sondern in der schweren Innerlichkeit der Menschen. Ein Buch des Aufbaues, zartester Roman und dennoch Zeitgeschichte. Es zeigt, wie das kommen mußte, was nun da ist.

BRUNNEN-VERLAG / WILLI BISCHOFF G.M.B.H. / BERLIN SW 68

Bis zu 66⅔% im Preise herabgesetzt

sind die vom Verlag Koehler & Amelang, Leipzig, übernommenen Werke aus dem Otto Reichl Verlag, Darmstadt, der dem Kreise der weltbekannten „Schule der Weisheit“ des Grafen Knyrking nahestand.

Es ist uns bekannt, daß mancher sich den Wunsch, eines dieser nach Inhalt und Ausstattung wertvollen Bücher zu besitzen, versagen mußte. Die neuen Preise ermöglichen jedem die Anschaffung. Es kosten unter anderen:

Rudolf von Delius, Schöpfungstum	1.— RM (statt 3 RM)
Rudolf von Delius, Philosophie der Liebe	1.— RM (statt 3 RM)
Rudolf von Delius, Urgelege des Lebens	1.— RM (statt 3 RM)
Max von Drost, Ich und der Andere	1.80 RM (statt 3 RM)
Otto Flake, Das neuantike Weltbild	4.— RM (statt 9 RM)
Alexander von Gleichen-Rußwurm, Die Ewigen	1.50 RM (statt 3 RM)
Alexander von Gleichen-Rußwurm, Das wahre Gesicht ..	3.50 RM (statt 6 RM)
Alexander von Gleichen-Rußwurm, Der freie Mensch ..	3.50 RM (statt 9 RM)
Franz Kuhn, Chinesische Staatsweisheit	1.80 RM (statt 3 RM)
Gerhard von Mutius, Gedanke und Erlebnis	4.— RM (statt 9 RM)
Walter Schulze-Selbe, Schönheit	4.— RM (statt 9 RM)
Richard Wilhelm, Chinesische Lebensweisheit	1.50 RM (statt 3 RM)
Leopold Ziegler, Gestaltwandel der Götter, 2 Bde ...	15.— RM (statt 30 RM)
Leopold Ziegler, Der ewige Buddha	7.— RM (statt 15 RM)
Leopold Ziegler, Das heilige Reich der Deutschen. 2 Bände	15.— RM (statt 30 RM)

Eine ausführliche vollständige Bücherliste liegt dieser Zeitschrift bei
Wir empfehlen diese Ihrer besonderen Beachtung

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen

Koehler & Amelang, Verlag, Leipzig

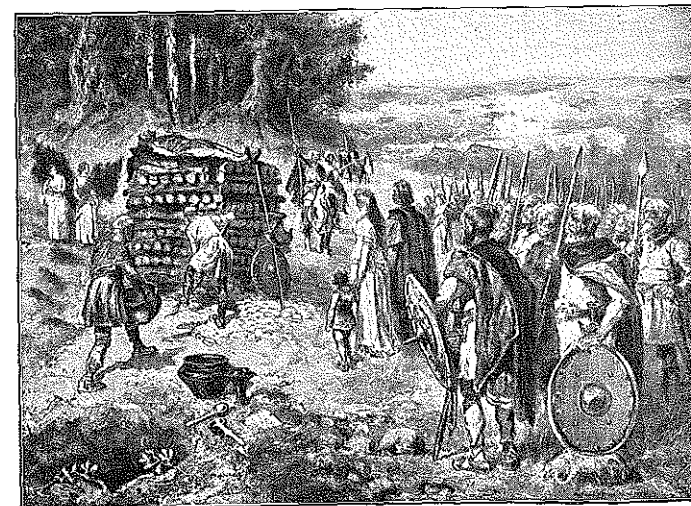
Leichenverbrennung bei den Germanen

Zu den Geldeverehrungen bei unseren Vorfahren gehörte auch die Leichenverbrennung, die als besonders ehrwürdiger Totenkultus gefeiert wurde. Leider gab es bis jetzt nur sehr wenige Bilder, die uns diesen Kultus zeigten. Der bekannte Leipziger Schulbilderverlag F. E. Wachsmuth hat jetzt ein Bild von Prof. Hoffmann-München anfertigen lassen, das wir heute in stark verkleinelter Wiedergabe unseren Freunden zeigen. Auf einem gewaltigen Holzstoß, der schifförmig aufgerichtet ist, wurde der Tote auf einem Bärenfell aufgebahrt. Schild und Lanze, wie die anderen Rüstungsgegenstände des Verstorbenen wurden an den Scheiderhaufen gelehnt. Die Angehörigen wohnten der Feier in stiller Andacht bei. Zu ihnen gesellten sich die Männer der Sippe, die in voller Rüstung der Ehrung beizwohnten. Für die Richtigkeit jeder einzelnen Darstellung, wie Geräte, Waffen, Trachten usw. bürgt die umfassende Sachkenntnis des bekannten Bearbeiters Rudolf Moschkau. Da sich Moschkau an vorhandene Funde aus der germanischen Vorzeit gehalten hat, so entspricht das Bild auch den strengsten wissenschaftlichen Anforderungen. Wir wollen nicht verfehlen, auch an dieser Stelle auf dieses ausgezeichnete Lehrmittel, das auch gleich-



zeitig ein vorzüglicher Wandschmuck darstellt, hinzuweisen.

Im gleichen Verlage erscheinen noch andere wertvolle kulturgeschichtliche Bilder. Wir nennen Germanisches Gehöft vor der Völkerwanderung / Pfahlbauansiedlung (jüngere Steinzeit) / Bekehrung der Germanen, Größe jeder Tafel 88×66 cm, Preis roh je 3.25 RM. Höhlenleben zur älteren Steinzeit — Siedlung zur jüngeren Steinzeit / Handwerk und Handel zur Bronzezeit (siehe auch obenstehendes Bild) Größe jeder Tafel 98×74 cm, Preis roh je 3.60 RM (zum gleichen Preis ist auch die oben genannte Tafel „Leichenverbrennung“ erhältlich). Weiter sind zum gleichen Preis, aber in der Größe 99×72 cm, Dr. Lohmeiers Wandbilder für den geschichtlichen Unterricht erschienen. Uns interessieren besonders die beiden Tafeln „Die Schlacht im Teutoburger Wald“ und



„Die Gotenschlacht am Weser“. Endlich nennen wir noch die Bilder zur germanischen Götter- und Helden-sage: Der Streit der Königinnen / Hriemhild an der Leiche Siegfrieds / Gudrun / Donar — Thor / Wotan — Odin, Preis 3.60 RM bis 4.50 RM.

Ausführlicher Prospekt und nähere Angaben sind vom Verlag F. E. Wachsmuth, Leipzig C 1, Kreuzstraße 3, erhältlich.

3 Standardwerke kämpfen für deutschen Geist



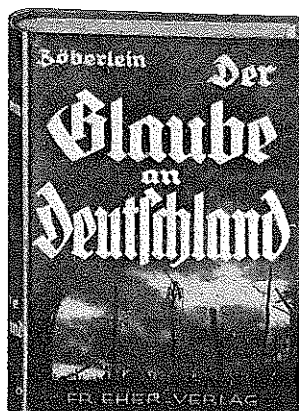
Adolf Hitler / Mein Kampf

Das einzige Werk des nationalsozialistischen Führers

Kartonierte Ausgabe in 2 Bänden je RM 2.85

Ausgabe in Leinen 2 Bände in 1 Bande RM 7.20

Hans Jöberlein Der Glaube an Deutschland



Ein Kriegserleben von

Verdun bis zum Umsturz

890 Seiten 25. Tausend

Ganzleinen . . RM 7.20

bro sch. Ausg. RM 5.70

Gregor Straßer

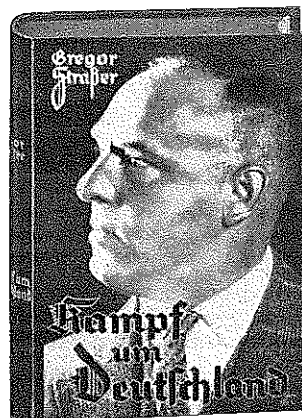
Kampf um Deutschland

Aufsätze und Reden eines Nationalsozialisten

390 Seiten / 10. Tausend / Ganzleinen RM 5.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag Frz. Eher Nachf., München 2110



Ein allgemeinderständliches Werk
über den heutigen Stand der Entwicklungslehre:

Hans Wolfgang Behm Schöpfung des Menschen

Revolution um Darwin und sein Erbe

Das vorliegende Buch gibt einen zusammenfassenden Überblick über die Fülle der Probleme, die die Anschauungen der Abstammungslehre grundlegend ändern. Wie vor dreißig Jahren, als Ernst Haeckel das Vermächtnis Darwins ausgebaut hatte, die Fragen der menschlichen Abstammungslehre in aller Munde waren, so rütteln heute neue Forschungen an überkommener Auffassung. In überzeugenden Kapiteln werden die Grundlagen neuer Anschauungen dargelegt, die sich nicht nur folgerichtig aufbauen, sondern auch unserem Fühlen angenehmer sind als Darwins und Haeckels Lehren.

Wilhelm Teudt schreibt in „Unsere Welt“:

„Wer sich über die heutige Beurteilung der Möglichkeit der Erweckung neuer Eigenschaften durch Kampf ums Dasein und Zuchtwahl unterrichten will, lese die Schrift Hans Wolfgang Behms: ‚Die Schöpfung des Menschen‘, die in ihrem Hauptinhalte einen lehrreichen Überblick über den Darwinismus bringt.“

274 Seiten. Mit 54 Abbildungen

Bro schiert 4.— Mark, Ganzleinen 5.— Mark

Koehler & Amelang, Verlag, Leipzig

Zwei grundlegende Geschichtswerke:

Dahlmann-Waig

Quellenkunde der deutschen Geschichte

9. Auflage. Herausgegeben von Dr. G. Haering, Tübingen
1931. 8°. XL, 992 Seiten. Geheftet 52 Mark, gebunden 60 Mark

Tausende von Büchertiteln sind nach bewährtem System gegliedert, über jede Frage der deutschen Vergangenheit gibt das Werk erschöpfende Auskunft. Die einzelnen Abschnitte sind von den berufensten Gelehrten bearbeitet. Wir nennen nur: Bernheim, Brandt, Hartung, Heldmann, Hofmeister, Knapp, Köhsche, Levison, Plaghoff, Spangenberg, Steinhäusen, W. Vogel, Volz, Weeden, G. Wolf, Zscharnack.

Jahresberichte für deutsche Geschichte

Unter redaktioneller Mitarbeit von Staatsarchivar Dr. Victor Voewe
Herausgegeben von Prof. Dr. A. Brackmann und Prof. Dr. G. Hartung

Es liegen vor:

Band I (Bericht für 1925) XVI, 752 Seiten. Halbleinenband 40 Mark
Band II (Bericht für 1926) XIV, 805 Seiten. Halbleinenband 40 Mark
Band III (Bericht für 1927) XVI, 800 Seiten. Halbleinenband 40 Mark
Band IV (Bericht für 1928) XVI, 704 Seiten. Halbleinenband 40 Mark
Band V (Bericht für 1929) XIV, 773 Seiten. Halbleinenband 40 Mark
Band VI (Bericht für 1930) über 600 Seiten. Halbleinenband 33 Mark

Die deutsche Geschichtswissenschaft verdankt in den neuen Jahresberichten für deutsche Geschichte der mühevollen bibliographischen Tätigkeit Victor Voewes, der treuen Mitarbeit eines Stabes von Fachwissenschaftlern und der umsichtigen Leitung Albert Brackmanns und Fritz Hartungs ein stolzes Werk, um das wir mit Recht beneidet werden. (Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Heidelberg)

Verlag von K. F. Koehler in Leipzig

9.1.1933.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933

Dezember

Heft 12

Aus dem Inhalt:

Wilhelm Teudt / Der Wert des Germanenbildes bei Tacitus

Alarich Augustin / Neue Kultzeichen an den Externsteinen. (Mit 4 Abbildungen)

Dr. H. Heribert: Mistelzweig und Tannenbaum

H. Jbbeken: Die Krypten im Petridom zu Bremen. (Mit 9 Abbildungen)

Karl Schefczik: Die Steinmetzzeichen des Böhmerwaldes. (Mit 1 Tafel)

Kurd von Strang: Kossinna.

Hans A. Luckwald: Vom Ringkreuz II
(Mit 10 Abbildungen)

Die Bücherwaage / Zeitschriftenschau



Verlag von K. F. Koehler in Leipzig

»Germanien«, Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens
Zeitschrift der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold“, Bandelstr. 7
Verantwortlicher Schriftleiter: Studienrat D. Siefert, Detmold, Hermannstr. 11. Berliner Schriftleitung:
Hans Wolfgang Behm, Berlin-Steglitz, Albrechtstr. 16, Fernsprecher G 9, Albrecht 5536

Jährlich erscheinen 12 Monatshefte
Bezugspreis vierteljährlich RM 8.— einschließlich
Zustellgebühr. Einzelheft RM 1.20

Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vor-
geschichte, Leipzig, Postfachamt Leipzig Nr. 4234
Bezugsart. Die Monatshefte können durch jede
Postanstalt, durch den Buchhandel oder vom Verlag
bezogen werden

Beschwerden wegen Ausbleiben der Hefte sind immer
zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu rich-
ten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den
Textteil D. Siefert, Detmold; für den Anzeigenteil G. W. Diehl, Leipzig. Verlag: R. F. Koehler, G.m.b.H.
Leipzig G 1, Postfach 81, Fernsprecher 64 121. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig, Salomonstr. 7.

Inhalt des Dezemberheftes

Der Wert des Germanenbildes bei Tacitus. Von Wilhelm Leudt	353	Die Steinmetzzeichen des Böhmerwaldes. Von Karl Schefzke	364
Neue Kultzeichen an den Externsteinen. Von Marius Augustin	356	Rossinna. Von Kurd von Stransk	369
Mistelzweig und Lannenbaum. Von Dr. G. Heribert	359	Aus der Landschaft. Vom Ringkreuz II. Von Hans A. Luchwald	371
Die Krypten im Petridom zu Bremen. Von Pastor i. R. G. Jbbeken	360	Büchervaaage	378
		Zeitschriftenschau	380
		Vereinsnachrichten	383

Die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold“
hat den Zweck, alle Deutschen zusammenzufassen, die den Wert der Erforschung der eigenen
Vorgeschichte erkannt haben. Sie verfolgt das Ziel, Wissen über die eigenen Ahnen im deut-
schen Volke zu verbreiten und Verständnis für seine Vorgeschichte zu erwecken. Wer diese
selbstlosen Bestrebungen unterstützen will,

werde Mitglied der Vereinigung!

Jährlich in der Pfingstwoche wird eine öffentliche Tagung abgehalten, bei der Denkmäler
aus germanischer Zeit gezeigt werden. Sie sind zahlreicher in der Deutschen Landschaft vor-
handen, als gemeinhin angenommen wird. Die Mitglieder erhalten für den Jahresbeitrag
von RM 12.— (vierteljährliche Raten sind zulässig) die Monatshefte „Germanien“ kostenlos
als Pflichtexemplar durch den Verlag R. F. Koehler in Leipzig zugestellt, an den auch der
Mitgliedsbeitrag zu überweisen ist (Postcheckkonto: Germanien, Monatshefte für Vor-
geschichte, Amt Leipzig, Nr. 4234), indessen Anmeldungen nach Detmold, Bandelstraße 7,
zu richten sind. Über die anderen Vergünstigungen gibt die Vereinigung gern Auskunft.

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte, e. V., Sitz Detmold

Verlag für Heimat und Volk

Nürnberg-A., Paniersplatz 9
empfiehlt:

R. Hörmann:

Aus der Vorgeschichte der Heimat

94 Seiten mit Abbild. und 12 Tafeln
Preis Mk. 3.60

Das Standardwerk fränkischer Vor-
geschichte. Behandelt die Frühgeschichte
der Jurahöhen, Besiedlungsgeschichte,
Anthropologie, Totenkult usw.

Die Tage von Nürnberg

Erinnerungsheft an den Reichsparteitag in
Nürnberg mit den Reden des Führers und
Kultusministers Schemm. Mit 18 Abbild.
Preis Mk. —75

Widar Wälsung:

War Jesus ein Jude?

Eine deutsche Antwort. 32 Seiten.
Preis Mk. —60

Jerninsul

Eiche, von arteigenem Bildhauer aus
einem Stück geschnitten, naturgetreut,
würdiges Kunstwerk, 43×37, zum
Preis von RM 50.— zu verkaufen.
Zuschriften unter G. F. 2 an den
Verlag erbeten

Einbanddecke

Für den Jahrgang 1933 der Zeitschrift
„Germanien“ haben wir für die Jahres-
bezieher eine Einbanddecke hergestellt. Sie
kostet in Ganzleinenausführung nur
1.50 Mark, dazu liefern wir das Inhalts-
verzeichnis kostenlos

Bestellkarte liegt diesem Heft bei
K. F. Koehler / Verlag / Leipzig

Generalmajor a. D. Haenichen

Wie siegen die Germanen am Teutoburger Wald?

Lagersturm und Verfolgungskampf

Leudt, der bekannte und hochverdienste Erforscher altgermanischer Kultur, dem das Werk im
Manuskript vorgelegen hat, schreibt:

„Wenn wir keine ältere und kaum eine neuere Geschichtsdarstellung — auch nicht, wenn sie aus der Feder unserer Besten
stammt — in die Hand nehmen können, ohne daß sich der Geschichtsschreiber irgendwie bemerkbar macht und sich wie ein
genauer Schüler über das Bild unserer Vorfahren legt, sind Armin und sein Volk bei Haenichen vollumfänglich, sind Träger
einer alten Kultur, die zwar äußerlich und innerlich erheblich andersartig ist als die Römerkultur, die aber an Höhe und
Wert in keiner Weise zurückbleibt. Die Wahrheit dieser neuerungenen Geschichtsauffassung empfindend, atmet der Leser
auf und dankt dem Verfasser für seine Führung auf klaren Gedankenengängen.“

Der Verfasser, General der Pioniere von hoher Kriegserfahrung, behandelt die Aufgabe von
geopolitischem, strategischem und festungsbaulichem Standpunkte aus. Als genauer Kenner des
umfangreichen Schrifttums über diese Schlacht ist er der erste, der den Ablauf der Kämpfe
sorgsam zergliedert und die Schilderung der Einzelvorgänge aus der Überlieferung heraus-
schält und belegt. Wenn Moeller van den Bruck Armin, den Sieger in dieser Schlacht, als
den ersten deutschen Staatsmann bezeichnet hat, so bringt der Verfasser in dieser Darstellung
Beweise dafür und läßt erkennen, daß den Römern ein ebenbürtiges Kulturvolk entgegentrat.
Die Darstellung wird unterstützt durch mit großer Sorgfalt hergestellte Karten und Textbilder,
in denen ein reiches militärisches Wissen verwertet ist. — Preis des Buches in Halbleinen
gebunden RM 2.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Lufen & Lufen, Berlin SO 16

DREI SCHÖNE WEIHNACHTSBÜCHER

Gottlieder für Deutsche Menschen

aus den Psalmen erlesen von Wilhelm Leudt

Von der Erkenntnis ausgehend, daß auch im Alten Testament der Bibel eine Offenbarung zu finden ist, die uns als nordisch beeinflusst oder geprägt anmutet, hat Wilhelm Leudt die 150 Psalmen freigemacht von der jüdischen Umklammerung, Belastung und Verbiegung. Er hat alles abgestreift, was unvereinbar ist mit dem religiös-sittlichen Empfinden der deutschen Seele. Daraus sind 75 „Gottlieder“ geworden. Luthers im allgemeinen treffsichere Erfassung des Sinns und kernig-eindrückliche Übersetzung des Urtextes wurde nach Möglichkeit gewahrt. — Das Bändchen kostet nur 1.80 Mark

HERMANN WILLE

Germanische Gotteshäuser

Zum ersten Male wird hier der auf eine Fülle von Forschungen und über 50 Lichtbildern gestützte Beweis erbracht, daß die vorchristlichen Germanen nicht nur feste, überdachte Gotteshäuser besaßen, sondern daß diese heiligen Stätten in ihrer baulichen Grundform Vorläufer nicht nur der späteren deutschen Kirchen, sondern auch der antiken griechischen Tempel sind. Der reiche Inhalt des Werkes greift aber über den bescheidenen Titel noch weit hinaus — es ist ein Bekenntnis zu belebter Volkskunde von höchster Bedeutung. — In Ganzleinen 7.50 Mark

Die Ura Linda-Chronik

Herausgegeben und in ihrer Echtheit nachgewiesen von Herman Wirth

Dem deutschen Volke ist ein Geschenk von unermessbarem Wert zuteil geworden durch die Wiederentdeckung der uralten in altfriesischer Sprache geschriebenen Ura Linda-Chronik. Die Aufzeichnungen ermöglichen es, die germanisch-deutsche Geschichte weit über Tacitus' Germania, über die Edda zurückzuverfolgen. Die Chronik bringt geschichtliche Einzelheiten, Kriegszüge und Entdeckungsfahrten. Notzeiten und Glück germanischer Stämme lassen sich datenmäßig festlegen. Vor allem erstehen aus dem „Buche der Folger Abelas“ heilige Gesetze unserer Vorfahren, Staatsverfassung, Sitten und Gebräuche. Die Ura Linda-Chronik umfaßt etwa 300 Seiten und über 300 Abbildungen. Sie kostet in Leinenband 9.60 Mark

Beachten Sie auch die ausführlichen Aufsätze über die „Germanischen Gotteshäuser“ und die „Ura Linda-Chronik“ in Heft 11

KOEHLER & AMELANG / LEIPZIG